ARISTOTELES WERKE

in deutscher Übersetzung

begründet von

ERNST GRUMACH

herausgegeben von

HELLMUT FLASHAR

1. I. Kategorien
   (Klaus Oehler)
   4. Aufl. 2006
   II. Peri hermeneias
   (Hermann Weidemann)
   2. Aufl. 2002

2. Topik
   (in Vorbereitung)

3. I. Analytica priora
   (in Vorbereitung)
   II. Analytica posteriora
   (Wolfgang Detel)
   1. Aufl. 1993

4. Rhetorik
   (Christof Rapp)
   1. Aufl. 2002

5. Poetik (in Vorbereitung)

6. Nikomachische Ethik
   (Franz Dirlmeier)
   10. Aufl. 1999

7. Eudemische Ethik
   (Franz Dirlmeier)
   4. Aufl. 1985

8. Magna Moralia
   (Franz Dirlmeier)
   5. Aufl. 1983

9. Politik
   I. Buch I
   (Eckart Schütrumpf)
   1. Aufl. 1991
   II. Buch II und III
   (Eckart Schütrumpf)
   1. Aufl. 1991
   III. Buch IV–VI
   (Eckart Schütrumpf/
   Hans-Joachim Gehrke)
   1. Aufl. 1996
   IV. Buch VII und VIII
   (Eckhart Schütrumpf)
   1. Aufl. 2005

10. I. Staat der Athener
    (Mortimer Chambers)
    1. Aufl. 1990
    II. Oikonomika
    (Renate Zoepffel)
    1. Aufl. 2006

11. Physikvorlesung
    (Hans Wagner)
    5. Aufl. 1995

12. I/II. Meteorologie. Über die Welt
    (Hans Strohm)
    3. Aufl. 1984
    III. Über den Himmel
    (in Vorbereitung)
    IV. Über Entstehen und Vergehen
    (in Vorbereitung)

Aristoteles

ARISTOTELES

KATEGORIEN

ARISTOTELES
WERKE
IN DEUTSCHER ÜBERSETZUNG

BEGRÜNDET VON

ERNST GRUMACH

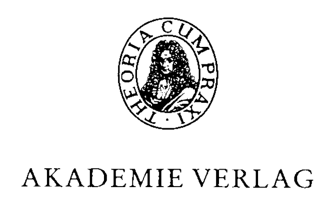
HERAUSGEGEBEN VON

HELLMUT FLASHAR

BAND 1

TEIL I

KATEGORIEN



AKADEMIE VERLAG

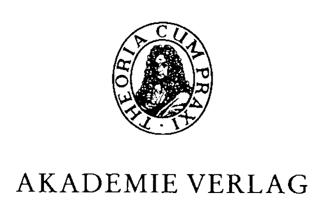
ARISTOTELES

KATEGORIEN

ÜBERSETZT UND ERLÄUTERT VON

KLAUS OEHLER

Vierte, gegenüber der zweiten, durchgesehenen,
unveränderte Auflage



AKADEMIE VERLAG

ISBN-10: 3-05-004270-2
ISBN-13: 978-3-05-004270-1

Gedruckt auf chlorfrei gebleichtem Papier.
Das eingesetzte Papier ist alterungsbeständig nach DIN/ISO 9706.

Druck und Bindung: Druckhaus „Thomas Müntzer", Bad Langensalza

Printed in the Federal Republic of Germany

INHALT

VORWORT

Obwohl die Anzahl deutschsprachiger Beiträge zur Untersuchung und Darstellung der Kategorien des Aristoteles groß ist und stetig wächst, gibt es zu den Kategorien keinen deutschen Kommentar. Das Werk, das in der Vergangenheit diesem Ziel am nächsten kam, war Adolf Trendelenburgs Geschichte der Kategorienlehre. Zwei Abhandlungen, Berlin 1846, wovon die erste ausschließlich der aristotelischen Kategorienlehre und überwiegend dem Inhalt der Kategorienschrift gewidmet ist. Ähnlich auffällig in Anbetracht der Bedeutung der Kategorien ist der Tatbestand, daß die hier vorgelegte deutsche Übersetzung erst die zehnte deutsche Übersetzung (seit dem 11. Jahrhundert) ist. Ihr liegt der griechische Text der von Lorenzo Minio-Paluello besorgten Ausgabe, Oxford 1949 ([2]1956), zugrunde.

Übersetzung, Einleitung und Anmerkungen haben das Ziel, dem Leser den Zugang zu dem Inhalt der Kategorienschrift zu erleichtern und die philosophischen Probleme erkennen zu lassen, die das Verständnis dieser Schrift seit der Antike bis heute begleiten. Dabei kommt der Einleitung die Funktion zu, die Anmerkungen zu entlasten und von der großen, aber gleichwohl unentbehrlichen Masse philosophie- und forschungsgeschichtlicher Daten soweit wie möglich frei zu halten.

Nicht wenigen Freunden und Kollegen schulde ich Dank für hilfreiche Diskussionen über Probleme in den Kategorien. Die Anfänge der Arbeit an diesem Band gehen zurück auf einen Aufenthalt am Institute for Advanced Study in Princeton, wo ich mit Harold Cherniss viele Fragen erörtern konnte. Daß sich zu jener Zeit am Institute for Advanced Study auch Lorenzo Minio-Paluello aus Oxford aufhielt, den ich ebenfalls konsultieren konnte, war ein weiterer glücklicher Umstand, für den ich dankbar bin. Desgleichen waren damals und bei späterer Gelegenheit Gespräche mit Michael Frede in Princeton nützlich. Athanasios Kambylis in Hamburg las freundlicherweise einen Entwurf der Übersetzung und machte wertvolle Vorschläge und Verbesserungen. Bei Textfragen der lateinischen Überlieferung war mir das Urteil von Walther Ludwig wichtig. Meine Hamburger Kollegen Wolfgang Detel

und Wolfgang Künne lasen eine frühere Fassung der Anmerkungen und nahmen zu vielen Punkten höchst förderlich Stellung. Für Anregungen zur Interpretation einiger Textstellen danke ich Ines Raebel. Für Hilfe bei der Bibliographie und beim Lesen der Korrekturen gilt mein Dank Uwe Andreß, Christina v. Bülow, Roland Daube-Schackat, Barbara Lübke, Irene Tscheru und Eduard Zwierlein.

Der Universität Hamburg und dem Institute for Advanced Study in Princeton danke ich für die Ermöglichung der Durchführung von Arbeiten zu Teilen dieses Bandes. Besonders danke ich dem Herausgeber, Hellmut Flashar, für seine sachkundige Unterstützung und ständige Ermunterung.

Ich möchte dieses Vorwort nicht beenden, ohne Klaus Reich zu nennen, der mich als jungen Studenten im Sommersemester 1949 an der Universität Marburg zum erstenmal mit den *Kategorien* des Aristoteles bekannt machte.

Hamburg, März 1983 K. Oehler

KATEGORIEN

1. Homonym heißen Dinge, wenn sie nur einen Namen gemeinsam haben, aber die dem Namen entsprechende Definition des Seins verschieden ist. So wird zum Beispiel der Name „Lebewesen" sowohl in bezug auf den Menschen als auch in bezug auf das Bild gebraucht. Diese haben nur einen Namen gemeinsam, aber die dem Namen entsprechende Definition des Seins ist verschieden. Denn wenn | man angeben soll, worin für jedes von beiden das Lebewesensein besteht, so wird man für jedes von beiden eine eigene Definition angeben.

Synonym aber heißen Dinge, wenn sie den Namen gemeinsam haben und die dem Namen entsprechende Definition des Seins dieselbe ist. So wird zum Beispiel der Name „Lebewesen" sowohl in bezug auf den Menschen als auch in bezug auf das Rind gebraucht. Beide werden mit einem gemeinsamen Namen, „Lebewesen", bezeichnet, und die Definition | des Seins ist auch dieselbe. Denn wenn man die Definition von jedem von beiden angeben soll, worin für jedes von ihnen das Lebewesensein besteht, so wird man dieselbe Definition angeben.

Paronym aber heißen Dinge, die ihre Bezeichnung von etwas anderem her, mit einem Unterschied in der Endung, erhalten. So wird zum Beispiel der Grammatiker nach der Grammatik und | der Tapfere nach der Tapferkeit benannt.

2. Die sprachlichen Ausdrücke werden teils in Verbindung, teils ohne Verbindung geäußert. Beispiele für solche in Verbindung sind „Mensch läuft", „Mensch siegt"; für solche ohne Verbindung „Mensch", „Rind", „läuft", „siegt".

| Die Dinge werden teils von einem Zugrundeliegenden ausgesagt, ohne in einem Zugrundeliegenden zu sein. Zum Beispiel wird Mensch von dem individuellen Menschen als dem Zugrundeliegenden ausgesagt, ohne in einem Zugrundeliegenden zu sein. Teils sind sie in einem Zugrundeliegenden, ohne von einem Zugrundeliegenden ausgesagt zu werden. (Mit „in einem Zugrundeliegenden" meine ich, was in etwas ist, nicht als ein Teil, | und nicht getrennt von dem existieren kann, worin es ist.) Zum Beispiel ist das individuelle grammatische Wissen in einem

Zugrundeliegenden, der Seele, aber es wird nicht von einem Zugrundeliegenden ausgesagt, und das individuelle Weiß ist in einem Zugrundeliegenden, dem Körper (denn jede Farbe ist an einem Körper), aber es wird nicht von einem Zugrundeliegenden ausgesagt. Teils aber werden 1b die Dinge von einem Zugrundeliegenden | ausgesagt und sind in einem 5 Zugrundeliegenden. Zum Beispiel ist Wissen in einem Zugrundeliegenden, der Seele, aber wird von einem Zugrundeliegenden ausgesagt, dem grammatischen Wissen. Teils aber sind sie weder in einem Zugrundeliegenden, noch werden sie von einem Zugrundeliegenden aus- 5 gesagt, zum Beispiel der individuelle Mensch oder das individuelle | 10 Pferd – denn nichts Derartiges ist in einem Zugrundeliegenden, noch wird es von einem Zugrundeliegenden ausgesagt. Dinge aber, die unteilbar und der Zahl nach eins sind, werden schlechthin von keinem Zugrundeliegenden ausgesagt, doch hindert nichts, daß einige in einem Zugrundeliegenden sind. Das individuelle grammatische Wissen ist 15 eines der Dinge, die in einem Zugrundeliegenden sind.

10 | **3.** Wenn das eine von dem anderen als von einem Zugrundeliegenden ausgesagt wird, wird alles, was von dem Ausgesagten gilt, auch von dem Zugrundeliegenden gelten. Zum Beispiel wird Mensch von einem individuellen Menschen und das Lebewesen vom Menschen ausgesagt. 20 Mithin wird auch von einem individuellen Menschen das Lebewesen 15 ausgesagt werden; | denn der individuelle Mensch ist ein Mensch und auch ein Lebewesen.

Die Differenzen von Gattungen, die verschieden und nicht einander untergeordnet sind, sind selbst der Art nach verschieden. Zum Beispiel 25 die von Lebewesen und Wissenschaft: auf dem Lande lebend, geflügelt, im Wasser lebend, zweifüßig sind Differenzen von Lebewesen, aber keine von diesen ist eine Differenz von Wissenschaft; denn eine Wissenschaft unterscheidet sich nicht dadurch von der anderen, daß sie zwei Füße 20 hat. | Aber nichts hindert, daß einander untergeordnete Gattungen die- 30 selben Differenzen haben. Denn die höheren Gattungen werden von den Gattungen darunter prädiziert, so daß alle Differenzen der prädizierten Gattung auch Differenzen der zugrunde liegenden Gattung sein werden.

25 | **4.** Von dem, was ohne Verbindung geäußert wird, bezeichnet jedes entweder eine Substanz oder ein Quantitatives oder ein Qualitatives 35 oder ein Relatives oder ein Wo oder ein Wann oder ein Liegen oder ein Haben oder ein Tun oder ein Erleiden. Um es im Umriß zu sagen, Beispiele für Substanz sind Mensch, Pferd; für Quantitatives: zwei Ellen lang, drei Ellen lang; für Qualitatives: weiß, des Lesens und Schreibens 2a kundig; für Relatives: | doppelt, halb, größer; für Wo: im Lyzeum, auf 40 dem Marktplatz; für Wann: gestern, voriges Jahr; für Lage: es ist aufgestellt, sitzt; für Haben: hat Schuhe an, ist bewaffnet; für Tun:

schneiden, brennen; für Erleiden: geschnitten werden, gebrannt werden.

| Nichts von dem Genannten wird für sich in einer Aussage gesagt, sondern durch die Verbindung von diesem untereinander entsteht eine Aussage. Denn jede Aussage scheint entweder wahr oder falsch zu sein, von dem aber, was ohne Verbindung geäußert wird, ist nichts entweder wahr | oder falsch, wie „Mensch“, „weiß“, „läuft“, „siegt“.

5. Substanz aber ist die hauptsächlich und an erster Stelle und vorzüglich genannte, die weder von einem Zugrundeliegenden ausgesagt wird noch in einem Zugrundeliegenden ist, zum Beispiel der individuelle Mensch oder das individuelle Pferd. Zweite Substanzen heißen die Arten, in denen die an | erster Stelle Substanzen genannten sind, diese und deren Gattungen. Zum Beispiel gehört der individuelle Mensch zu einer Art, Mensch; Gattung aber der Art ist Lebewesen. Zweite Substanzen werden diese also genannt, Mensch zum Beispiel und Lebewesen.

Aufgrund des Gesagten ist klar, daß bei dem, was von einem Zugrundeliegenden | ausgesagt wird, sowohl der Name als auch die Definition von dem Zugrundeliegenden prädiziert werden müssen. Zum Beispiel wird Mensch von einem Zugrundeliegenden ausgesagt, dem individuellen Menschen, und prädiziert wird der Name (denn man wird Mensch von dem individuellen Menschen prädizieren), und auch die Definition des Menschen wird von dem individuellen Menschen | prädiziert werden (denn der individuelle Mensch ist auch ein Mensch). So wird von dem Zugrundeliegenden sowohl der Name als auch die Definition prädiziert werden. Bei dem aber, was in einem Zugrundeliegenden ist, wird meistens weder der Name noch die Definition von dem Zugrundeliegenden prädiziert. Bei einigem hindert aber nichts, daß der Name zwar von dem | Zugrundeliegenden prädiziert wird, unmöglich aber die Definition. Zum Beispiel wird das Weiße, das in einem Zugrundeliegenden, dem Körper, ist, von dem Zugrundeliegenden prädiziert (denn ein Körper wird weiß genannt), die Definition des Weißen aber wird niemals von dem Körper prädiziert werden.

Alles andere aber wird entweder | von den ersten Substanzen als dem Zugrundeliegenden ausgesagt oder ist in ihnen als dem Zugrundeliegenden. Das ist klar aufgrund der Prüfung von Einzelnem. Zum Beispiel wird Lebewesen prädiziert von Mensch, folglich auch von dem individuellen Menschen; denn wenn es von keinem der individuellen Menschen prädiziert wird, dann auch nicht von Mensch überhaupt. | Wiederum, Farbe ist am Körper, folglich auch an einem individuellen Körper; denn wenn sie nicht an irgendeinem einzelnen Körper ist, dann auch nicht an Körper überhaupt. Somit wird alles andere entweder von den ersten Substanzen als dem Zugrundeliegenden ausgesagt oder ist

5 in ihnen als dem Zugrundeliegenden. | Wenn also die ersten Substanzen nicht existieren, ist es unmöglich, daß etwas von dem anderen existiert.

Von den zweiten Substanzen ist die Art mehr Substanz als die Gattung, denn sie ist der ersten Substanz näher. Denn wenn man angeben 5
10 soll, was die erste Substanz ist, so wird es erhellender und | passender sein, die Art anzugeben als die Gattung. Zum Beispiel würde es in bezug auf den individuellen Menschen erhellender sein, zu sagen, daß er ein Mensch ist, als, daß er ein Lebewesen ist (denn dieses ist dem individuellen Menschen in höherem Grade eigentümlich, jenes ist allgemeiner); 10 und erhellender, von dem individuellen Baum zu sagen, daß er ein
15 Baum ist, als, daß er eine Pflanze ist. | Überdies werden die ersten Substanzen deswegen vorzüglich Substanzen genannt, weil sie allem anderen zugrunde liegen und alles andere von ihnen ausgesagt wird oder in ihnen ist. Wie sich aber nun die ersten Substanzen zu dem anderen 15 verhalten, so verhält sich auch die Art zu der Gattung. Denn die Art
20 liegt der Gattung zugrunde; | denn die Gattungen werden von den Arten prädiziert, aber die Arten werden nicht umgekehrt von den Gattungen prädiziert. Daher ist auch aus diesem Grunde die Art mehr Substanz als die Gattung. 20

Von den Arten selbst aber, soweit sie keine Gattungen sind, ist die eine nicht mehr Substanz als die andere; denn man sagt, wenn man den
25 individuellen Menschen | als Menschen bezeichnet, nichts Passenderes, als wenn man das individuelle Pferd als Pferd bezeichnet. Und ebenso ist bei den ersten Substanzen das eine nicht mehr Substanz als das 25 andere. Der individuelle Mensch ist um nichts mehr Substanz als das individuelle Rind.

30 Es hat seinen Grund, daß, nach den ersten Substanzen, | die Arten und Gattungen die einzigen anderen Dinge sind, die zweite Substanzen genannt werden. Denn von dem, was prädiziert wird, sind nur sie es, 30 die die erste Substanz erkennbar machen. Denn wenn man von dem individuellen Menschen angeben soll, was er ist, so wird man passenderweise die Art oder die Gattung angeben (und zwar wird man es erhellender tun, wenn man Mensch angibt, als wenn man Lebewesen angibt);
35 von dem anderen aber irgend etwas | anzugeben würde unpassend sein, 35 zum Beispiel zu sagen „weiß" oder „läuft" oder etwas Derartiges. Somit hat es seinen Grund, daß diese die einzigen anderen Dinge sind, die Substanzen genannt werden. Überdies werden die ersten Substanzen deswegen hauptsächlich Substanzen genannt, weil sie allem ande-
3a ren zugrunde liegen. | Wie sich aber nun die ersten Substanzen zu allem 40 anderen verhalten, so verhalten sich die Arten und die Gattungen der ersten Substanzen zu allem übrigen: von ihnen wird alles übrige prädi-

ziert. Denn wenn man den individuellen Menschen als des Lesens und Schreibens kundig bezeichnen wird, | folgt, daß man sowohl einen Menschen als auch ein Lebewesen als des Lesens und Schreibens kundig bezeichnen wird, und ebenso in anderen Fällen.

Es ist ein gemeinsames Kennzeichen jeder Substanz, daß sie nicht in einem Zugrundeliegenden ist. Die erste Substanz wird weder von einem Zugrundeliegenden ausgesagt, noch ist sie in einem Zugrundeliegenden. Bei den zweiten Substanzen ist es ohne weiteres | klar, daß sie nicht in einem Zugrundeliegenden sind. Denn Mensch wird von dem individuellen Menschen als dem Zugrundeliegenden ausgesagt, aber ist nicht in einem Zugrundeliegenden: Mensch ist ja nicht in dem individuellen Menschen. Ebenso wird auch Lebewesen von dem individuellen Menschen als dem Zugrundeliegenden ausgesagt, aber Lebewesen ist nicht in | dem individuellen Menschen. Ferner hindert nichts, daß der Name dessen, was in einem Zugrundeliegenden ist, manchmal von dem Zugrundeliegenden prädiziert wird, unmöglich aber die Definition. Aber die Definition der zweiten Substanzen und auch der Name werden von dem Zugrundeliegenden prädiziert: man wird die Definition des Menschen von dem individuellen Menschen prädizieren | und ebenso die Definition des Lebewesens. Somit kann die Substanz nicht zu den Dingen gehören, die in einem Zugrundeliegenden sind.

Das ist aber nicht der Substanz eigentümlich; auch die Differenz gehört zu den Dingen, die nicht in einem Zugrundeliegenden sind. Denn zu Lande lebend und zweifüßig werden vom Menschen als Zugrundeliegendem ausgesagt, aber sind nicht in einem Zugrundeliegenden; | weder zweifüßig noch zu Lande lebend ist ja in dem Menschen. Es wird aber auch die Definition der Differenz von dem prädiziert, wovon die Differenz ausgesagt wird. Zum Beispiel, wenn vom Menschen zu Lande lebend ausgesagt wird, wird auch die Definition davon vom Menschen prädiziert werden; denn der Mensch ist zu Lande lebend.

Es brauchen uns aber die Teile von den Substanzen nicht zu beunruhigen, | insofern sie in dem Ganzen als dem Zugrundeliegenden sind; anderenfalls könnten wir uns gezwungen sehen zu sagen, daß sie nicht Substanzen sind. Denn wir sprachen nicht so von den Dingen, die in einem Zugrundeliegenden sind, nämlich als von Teilen, die in etwas wären.

Es kommt aber den Substanzen und den Differenzen zu, daß alles von ihnen Abgeleitete synonym ausgesagt wird. Denn alle von ihnen abgeleiteten | Prädikate werden entweder von den Individuen oder von den Arten prädiziert. Von der ersten Substanz ist kein Prädikat abgeleitet, denn sie wird von keinem Zugrundeliegenden ausgesagt. Bei den zweiten Substanzen aber wird die Art von dem Individuum prädiziert

und die Gattung sowohl von der Art als auch von dem Individuum. | Ebenso werden auch die Differenzen sowohl von den Arten wie von den Individuen prädiziert. Und die ersten Substanzen lassen die Definition der Arten und der Gattungen zu, und die Art läßt die der Gattung zu; denn alles, was von dem Prädizierten | ausgesagt wird, wird auch von dem Zugrundeliegenden ausgesagt werden. Ebenso lassen auch die Arten und die Individuen die Definition der Differenzen zu. Synonyme Dinge aber waren genau solche, bei denen sowohl der Name gemeinsam wie die Definition dieselbe ist. Somit wird alles von den Substanzen und von den Differenzen Abgeleitete synonym ausgesagt.

| Jede Substanz scheint ein bestimmtes „Dieses" zu bezeichnen. Bezüglich der ersten Substanzen ist es zweifellos und wahr, daß jede ein bestimmtes „Dieses" bezeichnet; denn das angezeigte Ding ist individuell und der Zahl nach eins. Bezüglich der zweiten Substanzen jedoch hat es zwar durch die Form der Benennung den Anschein, daß, wenn man von Mensch oder Lebewesen spricht, eine zweite Substanz in gleicher Weise ein „Dieses" bezeichnet, | aber es ist nicht wahr, eher bezeichnet sie etwas Qualitatives; denn das Zugrundeliegende ist nicht, wie die erste Substanz, eins, sondern Mensch und Lebewesen werden von vielem ausgesagt. Sie bezeichnet aber nicht schlechthin etwas Qualitatives, wie es das Weiße tut. Weiß bezeichnet nichts anderes als ein Qualitatives, | die Art und die Gattung dagegen bestimmen das Qualitative in bezug auf die Substanz: sie bezeichnen die Substanz nämlich als so und so beschaffen. Man macht aber eine weitergreifende Bestimmung mit der Gattung als mit der Art; denn wenn man von Lebewesen spricht, umfaßt man mehr, als wenn man von Mensch spricht.

Es kommt den Substanzen aber auch zu, daß ihnen nichts konträr ist. | Denn was könnte der ersten Substanz konträr sein? Zum Beispiel gibt es nichts, das dem individuellen Menschen konträr ist, noch gibt es etwas, das dem Menschen oder dem Lebewesen konträr ist. Das ist aber der Substanz nicht eigentümlich, sondern kommt auch bei vielen anderen Dingen vor, zum Beispiel beim Quantitativen: dem zwei Ellen Langen ist nichts konträr, | noch der Zehn, noch sonst etwas Derartigem, es sei denn, daß jemand sagen wollte, daß das Viel dem Wenig konträr ist oder das Groß dem Klein; aber es gibt nichts, das einer bestimmten Quantität konträr ist.

Die Substanz scheint kein Mehr oder Weniger zuzulassen. Ich meine aber nicht, daß eine Substanz nicht mehr Substanz ist als eine andere | (denn wir haben dies gesagt, daß das der Fall ist), sondern daß jede Substanz nicht mehr oder weniger das genannt wird, was sie ihrem Wesen nach ist. Zum Beispiel, wenn diese Substanz ein Mensch ist, so wird er nicht mehr oder weniger ein Mensch sein, weder als er selbst noch als

ein anderer Mensch. Denn ein Mensch ist nicht mehr ein Mensch als ein anderer, so wie | ein weißes Ding weißer ist als ein anderes und ein schönes Ding schöner als ein anderes; und ein Ding wird etwas mehr oder weniger genannt als es selbst, zum Beispiel wird der weiße Körper jetzt weißer genannt als vorher, und | der warme Körper wird mehr oder weniger warm genannt. Von der Substanz aber wird nicht in dieser Weise gesprochen. Denn ein Mensch wird nicht jetzt mehr ein Mensch genannt als vorher, noch geschieht das mit irgend etwas anderem, das Substanz ist. Die Substanz läßt also kein Mehr oder Weniger zu.

| Am meisten aber scheint es der Substanz eigentümlich zu sein, daß das, was der Zahl nach eins und dasselbe ist, für Konträres empfänglich ist. In keinem anderen Fall könnte man etwas aufweisen, das, der Zahl nach eins, für Konträres empfänglich ist. Zum Beispiel wird eine Farbe, die der Zahl nach eins und dasselbe ist, nicht | weiß und schwarz sein, noch wird der Zahl nach eine und dieselbe Handlung schlecht und gut sein; und ebenso bei allem anderen, das nicht Substanz ist. Eine Substanz jedoch, der Zahl nach eins und dasselbe, ist für Konträres empfänglich. Zum Beispiel wird ein individueller Mensch, einer und derselbe, zu einer Zeit weiß und zu einer anderen Zeit | dunkel, und warm und kalt, schlecht und gut. Bei nichts anderem zeigt sich derartiges, man müßte denn den Einwand machen und sagen, daß die Aussage und die Meinung so etwas seien. Denn dieselbe Aussage scheint beides zu sein: wahr und falsch. Zum Beispiel, wenn die Aussage, daß | jemand sitzt, wahr ist, so muß dieselbe Aussage, wenn er aufgestanden ist, falsch werden. Ebenso ist es mit der Meinung: wenn man wahrheitsgemäß meint, daß jemand sitzt, so muß man es, wenn er aufgestanden ist, fälschlich meinen, wenn man bei derselben Meinung über ihn geblieben ist. Jedoch, wenn man das auch gelten läßt, so ist doch ein Unterschied in der Weise. | Denn im Falle der Substanzen ist es so, daß sie in der Weise für Konträres empfänglich sind, daß sie sich selbst verwandeln. Denn was an Stelle von warm kalt geworden ist oder dunkel an Stelle von weiß, oder gut an Stelle von schlecht, hat sich verwandelt (denn es hat sich ja verändert); ebenso ist es auch in anderen Fällen so, daß jedes Ding dadurch für Konträres empfänglich ist, daß es selbst einen Wechsel vollzieht. Die Aussage und | die Meinung dagegen bleiben selbst in jeder Beziehung gänzlich unbewegt; aber weil das Ding sich bewegt, kommen sie in die Nähe des Konträren. Denn die Aussage, daß jemand sitzt, bleibt dieselbe, aber | wegen der Bewegung des Dinges wird sie bald wahr, bald falsch. Ebenso verhält es sich mit der Meinung. Also wäre es wenigstens der Weise nach eine Eigentümlichkeit der Substanz, daß sie aufgrund eines Wechsels ihrer selbst für Konträres empfänglich ist – sogar wenn man auch dieses einräumen wollte, |

daß die Meinung und die Aussage für Konträres empfänglich sind. Aber das ist nicht wahr. Denn die Aussage und die Meinung werden nicht deshalb für Konträres empfänglich genannt, weil sie selbst ein Konträres aufnehmen, sondern deshalb, weil in bezug auf etwas anderes diese Wirkung entstanden ist. Denn wegen des Seins oder Nichtseins des Dinges wird gesagt, die Aussage sei wahr oder falsch, | nicht deshalb, weil sie selbst für Konträres empfänglich wäre. Denn weder die Aussage noch die Meinung werden überhaupt von irgend etwas bewegt, somit sind sie, da nichts an ihnen vor sich geht, für kein Konträres empfänglich. Die Substanz dagegen gilt als empfänglich für Konträres, weil sie selbst Konträres aufnimmt. Denn sie | nimmt Krankheit und Gesundheit, Weiße und Schwärze auf, und weil sie selbst jedes Derartige aufnimmt, gilt von ihr, daß sie für Konträres empfänglich ist. Es dürfte mithin der Substanz eigentümlich sein, daß das, was der Zahl nach eins und dasselbe ist, für Konträres empfänglich ist. Über die Substanz nun sei soviel gesagt.

| **6.** Von dem Quantitativen ist einiges diskret, das andere kontinuierlich; und einiges ist zusammengesetzt aus Teilen, die eine Lage zueinander haben, das andere ist nicht zusammengesetzt aus Teilen, die eine Lage haben. Diskret sind beispielsweise Zahl und Rede, kontinuierlich sind beispielsweise Linie, Fläche, Körper, außerdem noch, neben diesen, Zeit und | Ort. Denn die Teile der Zahl haben keine gemeinsame Grenze, an der ihre Teile zusammenstoßen. Zum Beispiel, wenn die Fünf ein Teil der Zehn ist, so stoßen die einen Fünf und die anderen Fünf an keiner gemeinsamen Grenze zusammen, sondern sind getrennt; noch stoßen die Drei und die Sieben an einer gemeinsamen Grenze zusammen; noch könnte man überhaupt | bei einer Zahl eine gemeinsame Grenze der Teile finden, sondern sie sind immer getrennt. Somit gehört die Zahl zu den diskreten Größen. Ebenso gehört die Rede zu den diskreten Größen (daß Rede etwas Quantitatives ist, ist klar, denn sie wird nach langen und kurzen Silben gemessen; ich meine hier die Rede, | die mit der Stimme zustande kommt). Denn ihre Teile stoßen nicht an einer gemeinsamen Grenze zusammen. Denn es gibt keine gemeinsame Grenze, an der die Silben zusammenstoßen, sondern jede Silbe ist getrennt für sich.

| Die Linie aber ist kontinuierlich. Denn es ist möglich, eine gemeinsame Grenze zu finden, an der ihre Teile zusammenstoßen, den Punkt. Und für die Fläche die Linie; denn die Teile der Ebene stoßen an einer gemeinsamen Grenze zusammen. Ebenso könnte man auch bei dem Körper | eine gemeinsame Grenze finden, die Linie oder die Fläche, an der die Teile des Körpers zusammenstoßen. Aber auch die Zeit und der Ort sind von dieser Beschaffenheit. Denn die gegenwärtige Zeit stößt

mit der vergangenen und der zukünftigen zusammen. Sodann gehört der Ort zu den kontinuierlichen Größen. Denn die Teile des Körpers, die an einer gemeinsamen Grenze zusammenstoßen, | nehmen einen 10 bestimmten Ort ein. Folglich stoßen auch die Teile des Ortes, die jeder 5 Teil des Körpers einnimmt, an derselben Grenze zusammen wie die Teile des Körpers. Also dürfte auch der Ort kontinuierlich sein, denn seine Teile stoßen an einer gemeinsamen Grenze zusammen.

| Ferner ist einiges zusammengesetzt aus Teilen, die eine Lage zuein- 15 ander haben, anderes ist nicht zusammengesetzt aus Teilen, die eine 10 Lage haben. Zum Beispiel haben die Teile der Linie eine Lage zueinander; jeder von ihnen liegt irgendwo, und man kann sie unterscheiden und angeben, wo jeder in der Fläche liegt und | welchen der anderen 20 Teile er berührt. Ebenso haben auch die Teile der Fläche eine Lage; denn es läßt sich in gleicher Weise angeben, wo jeder liegt und welche 15 sich einander berühren. Und ebenso ist es mit den Teilen des Körpers und des Ortes. Bei der Zahl dagegen läßt sich nicht beobachten, daß die Teile eine | Lage zueinander haben oder irgendwo liegen oder welche 25 Teile einander berühren. Auch in bezug auf die Teile der Zeit geht es nicht; denn keiner der Teile der Zeit beharrt. Was aber nicht beharrt, 20 wie könnte das eine Lage haben? Eher könnte man sagen, daß die Zeit eine Ordnung hat, dadurch, daß ein Teil | der Zeit vorher und ein ande- 30 rer nachher ist. Und bei der Zahl ist es ebenso, dadurch, daß die Eins vor der Zwei gezählt wird und die Zwei vor der Drei; und so dürften sie wohl eine gewisse Ordnung haben, aber eine Lage sicherlich nicht. Und 25 die Rede ebenso. Denn keiner ihrer Teile beharrt; ist er einmal gesprochen, läßt er sich nicht mehr festhalten; | somit können ihre Teile keine 35 Lage haben, wenn denn keiner von ihnen beharrt. Es ist also einiges zusammengesetzt aus Teilen, die eine Lage haben, einiges ist nicht zusammengesetzt aus Teilen, die eine Lage haben.

30 Hauptsächlich aber wird nur dieses Genannte Quantitatives genannt, alles andere akzidentell. Denn nur mit | dem Blick auf jenes nennen wir 5b das andere auch Quantitatives. Zum Beispiel wird das Weiße als viel bezeichnet, weil es eine große Fläche einnimmt, und die Handlung und die Bewegung als lang, weil die Zeit lang ist. Denn keines von diesen 35 Dingen wird an sich ein Quantitatives genannt. Zum Beispiel, wenn man angibt, | wie lang eine Handlung ist, so wird man sie nach der 5 Zeit bestimmen, indem man angibt, daß sie ein Jahr lang ist oder etwas Derartiges; und wenn man angibt, wie viel weiß, so wird man es nach der Fläche bestimmen – wie groß immer die Fläche ist, man wird sagen 40 können, daß das Weiße auch so viel ist. Somit wird nur das Genannte hauptsächlich und an sich Quantitatives genannt, von dem anderen dagegen ist nichts so an sich, | sondern, wenn überhaupt, akzidentell. 10

Ferner hat das Quantitative kein konträres Gegenteil. (Bei distinkten Größen ist es klar, daß sie kein Konträres haben, wie zum Beispiel das zwei Ellen Lange oder das drei Ellen Lange oder die Fläche oder dergleichen, denn sie haben kein Konträres.) Es sei denn, daß jemand behauptet, | das Viele sei dem Wenigen oder das Große dem Kleinen konträr. Aber nichts von diesem ist ein Quantitatives, vielmehr gehören sie zu den Relativa. Denn nichts wird an sich groß oder klein genannt, sondern es wird auf ein anderes bezogen. Zum Beispiel wird ein Berg klein, doch ein Hirsekorn groß genannt, sofern dieses größer ist als andere Dinge seiner Art, jener aber kleiner ist | als andere Dinge seiner Art. Es liegt also die Bezugnahme auf ein anderes vor, denn wenn etwas als klein oder als groß an sich bezeichnet würde, würde der Berg niemals klein noch das Hirsekorn groß genannt werden. Wiederum sagen wir, daß in dem Dorf viele und in Athen wenige Menschen sind, obwohl hier vielmal mehr sind als dort, und daß in dem Hause | viele und in dem Theater wenige sind, obwohl viel mehr hier als dort sind. Außerdem bezeichnen „zwei Ellen lang" und „drei Ellen lang" und alles Derartige ein Quantitatives, aber „groß" oder „klein" bezeichnen nicht ein Quantitatives, sondern vielmehr ein Relativum, da das Große und das Kleine in Beziehung zu einem anderen betrachtet wird. Somit ist klar, daß diese zu den Relativa gehören.

| Ferner, ob man es nun Quantitatives sein läßt oder nicht, es hat kein Konträres. Denn wie könnte es etwas Konträres geben zu dem, das man nicht an sich erfassen kann, sondern nur durch Bezugnahme auf ein anderes? Ferner, wenn das Große und das Kleine Konträres sein sollen, wird die Folge sein, daß dasselbe Ding gleichzeitig Konträres zuläßt und daß etwas sich selbst konträr ist. | Denn es kommt vor, daß gleichzeitig dasselbe Ding groß und klein ist – denn in bezug auf dieses ist es klein, aber in bezug auf ein anderes ist dieses selbe Ding groß; somit folgt, daß dasselbe Ding groß und klein zur selben Zeit ist und folglich gleichzeitig Konträres zuließe. Aber nichts scheint gleichzeitig | Konträres zuzulassen. Zum Beispiel im Falle der Substanz: zwar scheint sie Konträres zuzulassen, aber sie ist nicht gleichzeitig krank und gesund, noch ist sie gleichzeitig weiß und schwarz, noch läßt irgend etwas anderes gleichzeitig Konträres zu. Die | Folge wäre auch, daß die Dinge sich selbst konträr sind. Denn wenn das Große dem Kleinen konträr ist und dasselbe groß und klein zugleich ist, so wäre es sich selbst konträr. Aber es ist ein Ding der Unmöglichkeit, daß etwas sich selbst konträr ist. Also ist das Große dem Kleinen nicht konträr noch das Viele dem Wenigen, so daß auch dann, wenn jemand sagt, daß diese nicht zum | Relativen gehören, sondern zum Quantitativen, man doch kein Konträres bekommt.

Am meisten aber scheint eine Kontrarietät des Quantitativen in bezug auf den Ort zu bestehen. Denn die Leute stellen das Oben dem Unten konträr gegenüber, indem sie den Bereich nach der Mitte hin „unten" nennen, weil die | Mitte den größten Abstand von den Grenzen des Kosmos hat. Und sie leiten auch wahrscheinlich von diesen die Definition der anderen Kontrarietäten ab; denn sie bestimmen als Konträres, was in derselben Gattung am weitesten voneinander entfernt ist.

Das Quantitative scheint aber kein Mehr und | Weniger zuzulassen. Zwei Ellen lang zum Beispiel: das eine ist nicht mehr zwei Ellen lang als das andere. Noch bei der Zahl: zum Beispiel wird eine Drei nicht mehr Drei genannt als eine Fünf (Fünf genannt wird) noch eine Drei mehr Drei als eine andere Drei. Noch wird eine Zeit mehr eine Zeit genannt als eine andere. Noch spricht man überhaupt bei einem der genannten Dinge von einem Mehr und einem Weniger. Und so | läßt das Quantitative kein Mehr und Weniger zu.

Am meisten ist es dem Quantitativen eigentümlich, gleich und ungleich genannt zu werden. Denn von dem erwähnten Quantitativen wird ein jedes gleich und ungleich genannt. Zum Beispiel wird der Körper gleich und ungleich genannt, und die Zahl wird gleich und ungleich genannt, und die Zeit wird gleich und ungleich genannt; ebenso wie auch bei dem | anderen, wovon wir sprachen, jedes gleich und ungleich genannt wird. Aber alles andere, das kein Quantitatives ist, scheint ganz und gar nicht gleich und ungleich genannt zu werden. Zum Beispiel wird der Zustand keineswegs gleich und ungleich genannt, sondern vielmehr ähnlich, und das Weiße auf keinen Fall gleich und ungleich, sondern ähnlich. Mithin dürfte es dem Quantitativen am | meisten eigentümlich sein, gleich und ungleich genannt zu werden.

7. Relativa werden solche Dinge genannt, von denen gesagt wird, daß sie das, was sie genau sind, bezüglich anderer Dinge oder in irgendeinem sonstigen Verhältnis zu anderem sind. Zum Beispiel wird das Größere als das, was es genau ist, bezüglich eines anderen bezeichnet: Es heißt größer als ein anderes; und das Doppelte wird als das, was es genau ist, bezüglich eines anderen bezeichnet: | Es heißt doppelt so groß wie ein anderes. Ebenso ist es auch mit allen anderen Fällen dieser Art. Es gehören aber auch Dinge wie diese zu den Relativa: Haltung, Zustand, Wahrnehmung, Wissen, Lage. Denn alles Genannte wird als das, was es eigentlich ist, und als nichts anderes, bezüglich anderem bezeichnet; | denn die Haltung wird Haltung von etwas genannt und das Wissen Wissen von etwas und die Lage Lage von etwas und das übrige entsprechend. Relativa sind also alle Dinge, die als das, was sie genau sind, bezüglich anderer Dinge oder in irgendeinem sonsti-

gen Verhältnis zu anderem bezeichnet werden. So wird ein Berg groß genannt in Beziehung zu etwas anderem (denn der Berg wird groß genannt in Beziehung zu etwas); und das Ähnliche wird einem anderen ähnlich | genannt, und das andere dieser Art wird auf dieselbe Weise relativ genannt. Auch Liegen, Stehen und Sitzen sind bestimmte Lagen, und die Lage ist ein Relativum. Aber das Sichlegen oder Sichstellen oder Sichsetzen sind selbst keine Lagen, werden aber paronymisch nach den angegebenen Lagen benannt.

| Es gibt bei den Relativa auch eine Kontrarietät. Zum Beispiel ist die Tüchtigkeit der Schlechtigkeit konträr, die beide Relativa sind, und das Wissen ist der Unwissenheit konträr. Aber die Kontrarietät kommt nicht allen Relativa zu. Das Doppelte, Dreifache und derartiges haben kein Konträres. | Die Relativa scheinen aber auch ein Mehr und Weniger zuzulassen. Denn Ähnliches wird mehr und weniger ähnlich genannt und Ungleiches mehr und weniger ungleich genannt; und jedes von diesen ist relativ, denn das Ähnliche wird einem anderen ähnlich und das Ungleiche einem anderen ungleich genannt. Aber nicht alle | lassen ein Mehr und Weniger zu; denn das Doppelte wird nicht mehr und weniger doppelt genannt, und so auch sonst nichts dergleichen.

Alle Relativa werden ausgesprochen in Beziehung zu reziproken Korrelativa. Zum Beispiel wird der Sklave Sklave eines Herrn genannt, und der Herr | wird Herr eines Sklaven genannt; das Doppelte Doppeltes eines Halben und das Halbe Halbes eines Doppelten; das Größere größer als ein Kleineres und das Kleinere kleiner als ein Größeres; ebenso auch bei dem übrigen. Manchmal jedoch wird es im sprachlichen Ausdruck einen Unterschied durch die Endung geben. So wird das Wissen Wissen des Wißbaren genannt und das Wißbare | wißbar durch das Wissen und die Wahrnehmung Wahrnehmung des Wahrnehmbaren und das Wahrnehmbare wahrnehmbar durch die Wahrnehmung.

Gleichwohl scheinen sie manchmal nicht reziprok zu sein – wenn das, in bezug worauf etwas gesagt wird, nicht nach seiner Eigentümlichkeit angegeben worden ist, sondern der, der es angibt, es verfehlt hat. Zum Beispiel, wenn ein Flügel angegeben ist als der eines Vogels, so ist Vogel eines Flügels nicht reziprok; denn Flügel ist nicht nach seiner Eigentümlichkeit | zuerst als Flügel eines Vogels angegeben worden. Denn nicht, sofern er Vogel ist, wird von ihm gesagt, er habe einen Flügel, sondern sofern er geflügelt ist, denn viele Dinge, die nicht Vögel sind, haben Flügel. Mithin gilt, wenn es nach seiner Eigentümlichkeit angegeben ist, auch die Umkehrung. So ist der Flügel | Flügel des Geflügelten, und ein Geflügeltes ist geflügelt durch den Flügel.

Manchmal mag es sogar notwendig sein, Namen zu erfinden, wenn kein Name vorhanden ist, in Beziehung zu dem ein Ding nach seiner

Eigentümlichkeit angegeben sein würde. Zum Beispiel, wenn ein Steuerruder angegeben ist als das eines Schiffes, so trifft diese Angabe nicht das Eigentümliche; denn nicht, sofern es ein Schiff ist, wird von ihm gesagt, es habe ein Steuerruder, denn es gibt Schiffe, die keine Steuerruder haben; | deshalb gilt die Umkehrung nicht: ein Schiff wird nicht Schiff eines Steuerruders genannt. Aber vielleicht würde die Angabe eher das Eigentümliche treffen, wenn es so angegeben würde: Das Steuerruder ist Steuerruder eines „Steuerberuderten" oder sonst irgendwie; denn ein Name ist dafür nicht vorhanden; und es gilt auch die Umkehrung, wenn es nach seiner Eigentümlichkeit angegeben ist: Das Steuerberuderte | ist steuerberudert durch ein Steuerruder. Ebenso ist es auch in anderen Fällen. Zum Beispiel würde der Kopf eher nach seiner Eigentümlichkeit angegeben sein, wenn man ihn als den eines „Bekopften" statt als den eines Lebewesens angeben würde, denn nicht, insofern es ein Lebewesen ist, hat etwas einen Kopf; denn viele Lebewesen haben keinen Kopf. Auf folgende Weise kann man vielleicht am leichtesten die Dinge erfassen, für die es keine Namen gibt: Wenn Namen, die von den Ausgangspunkten abgeleitet sind, | auch den reziproken Korrelativa beigelegt werden, wie in den angeführten Fällen „geflügelt" von „Flügel" und „steuerberudert" von „Steuerruder" abgeleitet wurde.

Alle Relativa also werden in Beziehung zu reziproken Korrelativa ausgesprochen, sofern sie nach ihrer Eigentümlichkeit angegeben werden. Denn wenn sie mit Bezug auf Beliebiges angegeben werden und nicht mit Bezug genau auf das, mit Bezug worauf sie | ausgesprochen werden, so gilt die Reziprozität nicht. Ich will sagen, daß sogar bei Relativa, die zugegebenermaßen in Beziehung zu reziproken Korrelativa ausgesprochen werden und für die Namen vorhanden sind, keines reziprok ist, wenn ein Relativum mit Bezug auf etwas Akzidentelles angegeben wird und nicht mit Bezug auf genau das, mit Bezug worauf es ausgesprochen wird. Zum Beispiel, wenn ein Sklave nicht als Sklave eines Herrn, sondern eines Menschen oder eines Zweifüßlers oder dergleichen angeben wird, | so besteht keine Reziprozität; denn die Angabe trifft nicht das Eigentümliche. Ist ferner nach seiner Eigentümlichkeit angegeben, mit Bezug worauf etwas ausgesprochen wird, und ist alles andere, was akzidentell ist, weggelassen und nur das übrig, mit Bezug worauf es nach seiner Eigentümlichkeit angegeben wurde, so wird es immer in der Beziehung darauf ausgesprochen werden. Zum Beispiel, | wenn von dem Sklaven in Beziehung zu dem Herrn gesprochen wird und läßt man alles für den Herrn Akzidentelle weg, wie daß er ein Zweifüßler, des Wissens fähig, ein Mensch ist, und läßt man nur übrig, daß er Herr ist, so wird man von dem Sklaven immer in dieser Beziehung

7b sprechen. Denn der Sklave wird Sklave eines Herrn genannt. | Wenn dagegen das, mit Bezug worauf von etwas eigentlich gesprochen wird, nicht nach seiner Eigentümlichkeit angegeben ist, dann wird davon, wenn das andere weggelassen ist und nur das übrig ist, mit Bezug worauf es angegeben wurde, nicht in dieser Beziehung gesprochen werden. 5 Angegeben sei der Sklave als der eines Menschen und der Flügel als der 5 eines Vogels, | und fortgelassen sei von Mensch, daß er Herr ist; so wird von Sklave nicht mehr in Beziehung zu Mensch geredet werden, denn wenn es keinen Herrn gibt, gibt es auch keinen Sklaven. Ebenso lasse man bei Vogel weg, daß er geflügelt ist; der Flügel wird nicht mehr ein 10 Relativum sein; denn wenn es kein Geflügeltes gibt, gibt es auch keinen 10 Flügel von irgend etwas. | Man muß also angeben, mit Bezug worauf jeweils der Eigentümlichkeit gemäß gesprochen wird. Ist ein Name dafür vorhanden, so ist die Angabe leicht; ist keiner vorhanden, so muß man den Namen wohl erst bilden. Wenn die Angabe so erfolgt, ist klar, 15 daß alle Relativa in Beziehung auf reziproke Korrelativa ausgesprochen werden.

15 | Das Relative scheint von Natur zugleich zu sein; und in den meisten Fällen trifft das zu. Denn zugleich ist das Doppelte und das Halbe, und wenn das Halbe ist, ist das Doppelte, und wenn der Sklave ist, ist der 20 Herr; ebenso wie in diesen Fällen ist es auch sonst. Diese Relativa he- 20 ben sich auch wechselweise auf: | ist kein Doppeltes, so ist kein Halbes, und ist kein Halbes, so ist kein Doppeltes; so ist es auch bei allen anderen Relativa dieser Art. Doch scheint es nicht bei allen Relativa zuzutreffen, daß sie von Natur zugleich sind. Denn das Wißbare dürfte, wie 25 25 es scheint, früher sein als das Wissen. Denn in der Regel | erlangen wir Wissen von Dingen, die schon vorher existieren. Nur in wenigen Fällen, wenn überhaupt, könnte man finden, daß das Wissen zugleich mit dem Wißbaren entsteht. Außerdem hebt das Wißbare, wenn es aufgehoben wird, das Wissen mit auf, aber das Wissen hebt nicht das Wißbare mit 30 30 auf. Denn wenn es kein Wißbares gibt, gibt es kein Wissen | – denn es wäre ja ein Wissen von nichts –, aber wenn es kein Wissen gibt, hindert nichts, daß es Wißbares gibt; zum Beispiel die Quadratur des Kreises, wenn sie denn ein Wißbares ist; das Wissen von ihr gibt es noch nicht, aber das Wißbare selbst existiert. Ferner, wenn Lebewesen aufgehoben 35 35 wird, gibt es kein Wissen, aber es kann vieles Wißbare existieren. | Ähnlich wie hiermit verhält es sich im Falle der Wahrnehmung. Denn das Wahrnehmbare scheint früher zu sein als die Wahrnehmung. Denn das Wahrnehmbare, aufgehoben, hebt die Wahrnehmung mit auf, die Wahrnehmung aber hebt das Wahrnehmbare nicht mit auf. Denn die 40 Wahrnehmungen haben es mit Körpern zu tun und sind im Körper, wenn 8a aber das Wahrnehmbare aufgehoben wird, | wird auch der Körper auf-

gehoben (denn auch der Körper selbst ist ein Wahrnehmbares), wenn aber der Körper nicht ist, so wird auch die Wahrnehmung aufgehoben, somit hebt das Wahrnehmbare die Wahrnehmung mit auf. Die Wahrnehmung aber hebt das Wahrnehmbare nicht mit auf. Denn wenn Lebewesen aufgehoben wird, wird Wahrnehmung | aufgehoben, Wahrnehmbares aber wird sein, zum Beispiel Körper, Warmes, Süßes, Bitteres und alles andere Wahrnehmbare. Auch entsteht die Wahrnehmung zugleich mit dem, was die Fähigkeit der Wahrnehmung besitzt – denn Lebewesen und Wahrnehmung entstehen zugleich –, aber das Wahrnehmbare existiert schon, bevor Wahrnehmung existiert; Feuer und Wasser und derartiges, | aus dem das Lebewesen besteht, existieren schon, bevor ein Lebewesen überhaupt oder Wahrnehmung existiert. Also dürfte wohl, scheint es, das Wahrnehmbare früher sein als die Wahrnehmung.

Es hat seine Schwierigkeit mit dem Problem, ob, wie es scheint, keine Substanz als Relativum bezeichnet wird oder ob das bei einigen | der zweiten Substanzen möglich ist. Denn im Falle der ersten Substanzen ist es wahr; weder das jeweilige Ganze noch die Teile werden in Beziehung zu etwas ausgesprochen. Der individuelle Mensch wird nicht in bezug auf etwas als individueller Mensch bezeichnet noch das individuelle Rind in bezug auf etwas als individuelles Rind. Gleiches gilt für die Teile; die individuelle Hand wird nicht in bezug auf etwas als individuelle Hand bezeichnet, sondern als jemandes Hand, | und der individuelle Kopf wird nicht in bezug auf etwas als individueller Kopf bezeichnet, sondern als jemandes Kopf. Gleiches gilt für die zweiten Substanzen, jedenfalls für die meisten. So nennt man den Menschen nicht jemandes Menschen, und das Rind nicht jemandes Rind, und das Holz nicht jemandes Holz, sondern man nennt es jemandes Eigentum. In solchen Fällen | ist es klar, daß sie nicht Relativa sind, bei einigen zweiten Substanzen aber ist es zweifelhaft. Zum Beispiel nennt man den Kopf in bezug auf etwas Kopf und die Hand in bezug auf etwas Hand und so weiter, so daß es scheinen könnte, daß diese zu den Relativa gehören.

Wenn nun die angegebene Definition der Relativa hinreichend war, so ist es entweder sehr | schwierig oder unmöglich, zu der Lösung zu kommen, daß keine Substanz als ein Relativum bezeichnet wird. Aber wenn sie nicht hinreichend war und wenn solche Dinge Relativa sind, für die das Sein dasselbe ist wie das auf irgendeine Weise zu etwas Sich-verhalten, dann könnte vielleicht eine Lösung gefunden werden. Die frühere Definition aber läßt sich zwar auf alle Relativa anwenden, doch ist ja für sie das Relativ-zu-etwas-Sein nicht | dies, nämlich daß sie als das, was sie genau sind, in bezug auf anderes bezeichnet werden.

Daraus erhellt, daß, wenn jemand irgendein Relativum bestimmt kennt, er auch dasjenige bestimmt kennen wird, worauf es bezogen ist. Das leuchtet von selbst ein. Denn wenn man von einem „Dieses" weiß, 8b daß es ein Relativum ist, und ist für Relativa das Sein dasselbe | wie das auf irgendeine Weise zu etwas Sichverhalten, dann kennt man auch das, 5 wozu es auf irgendeine Weise sich verhält. Denn wenn man überhaupt nicht weiß, wozu es auf irgendeine Weise sich verhält, dann wird man auch nicht wissen, ob es sich zu etwas auf irgendeine Weise verhält. Solches ist auch klar in Einzelfällen. Zum Beispiel, wenn man bestimmt 5 von einem „Dieses" weiß, daß es | doppelt ist, dann weiß man auch so- 10 fort bestimmt, wovon es das Doppelte ist; denn wenn man nichts Bestimmtes kennt, wovon es das Doppelte ist, dann weiß man auch nicht, ob es überhaupt doppelt ist. Ebenso, wenn man von einem „Dieses" weiß, daß es schöner ist, muß man deswegen auch bestimmt wissen, 10 in bezug worauf es schöner ist. | (Man wird nicht unbestimmt wissen, 15 daß dieses schöner ist als ein geringeres Ding. So entsteht eine Vermutung, aber nicht Wissen. Denn man wird nicht mehr genau wissen, daß es schöner ist als ein geringeres Ding. Denn wenn es sich eben so trifft, ist nichts in bezug auf es geringer.) Es ist also klar, daß jemand, der irgendein Relativum bestimmt kennt, notwendigerweise auch jenes 20 bestimmt kennen muß, in bezug worauf es gesagt wird.

15 | Aber nun kann man von dem Kopf und der Hand und jedem Derartigen, was alles Substanz ist, das, was es genau ist, bestimmt kennen, ohne daß es notwendig ist, das zu kennen, in bezug auf was es bezeichnet wird. Denn es ist nicht notwendig, bestimmt zu wissen, wessen 25 dieser Kopf ist oder wessen die Hand. Somit dürften diese Dinge nicht 20 Relativa sein. | Wenn sie aber nicht Relativa sind, dürfte es wahr sein zu sagen, daß keine Substanz ein Relativum ist.

Es ist vielleicht schwierig, sich über solche Fragen exakt zu äußern, ohne sie oft untersucht zu haben. Gleichwohl, die Probleme bei jeder 30 einzelnen Frage erörtert zu haben, ist nicht ohne Nutzen.

25 | **8.** Unter Qualität verstehe ich das, aufgrund dessen Leute irgendwie beschaffen genannt werden. Aber Qualität gehört zu dem, wovon auf vielfache Art gesprochen wird.

Eine Art der Qualität laßt uns Haltung und Zustand nennen. Die 35 Haltung unterscheidet sich vom Zustand dadurch, daß sie bleibender und dauerhafter ist. Solche sind sowohl die Wissensarten als auch die 30 Tüchtigkeiten. Das Wissen | scheint etwas Bleibendes und schwer Veränderliches zu sein, wenn man ein Wissensfach auch nur in bescheidenem Umfang beherrscht, es sei denn, daß eine große Veränderung statt- 40 gefunden hat infolge von Krankheit oder dergleichen. Ebenso ist es auch mit der Tüchtigkeit; Gerechtigkeit und Besonnenheit und jedes

Derartige scheinen weder leicht beweglich noch leicht veränderlich zu sein. | Zustände dagegen nennen wir das, was sich leicht verändert und 35 schnell wechselt, wie Wärme und Kälte, Krankheit und Gesundheit und alles Derartige. Denn aufgrund dieser befindet sich der Mensch in 5 einem bestimmten Zustand, aber er wechselt schnell von heiß zu kalt und von Gesundsein zu Kranksein. | Ebenso ist es auch bei dem ande- 9a ren, es sei denn, daß einer von diesen durch die Länge der Zeit schließlich zur Natur geworden und unheilbar oder sehr schwer veränderlich wäre, ein Zustand, den man dann wohl vielleicht als Haltung bezeich- 10 nen könnte. Es ist aber klar, daß die Leute dasjenige „Haltung" zu nennen gewillt sind, | was von längerer Dauer und schwerer veränder- 5 lich ist. Denn solche, die die volle Beherrschung eines Wissensfaches vermissen lassen und leicht veränderlich sind, von denen sagt man nicht, daß sie eine Haltung haben, obgleich sie sich bezüglich dieses Wissens 15 in irgendeinem, schlechteren oder besseren, Zustand befinden. Folglich ist Haltung dadurch von Zustand unterschieden, daß dieser leicht veränderlich, jene dauerhafter und | schwerer veränderlich ist. 10

Die Haltungen sind auch Zustände, die Zustände aber sind nicht notwendig Haltungen. Denn Menschen, die Haltungen haben, befinden 20 sich auch aufgrund dieser in irgendeinem Zustand, aber Menschen, die sich in einem Zustand befinden, haben nicht in jedem Falle auch eine Haltung.

Eine andere Art der Qualität ist die, aufgrund deren Leute Boxer oder Läufer | oder gesund oder krank genannt werden, und überhaupt 15 25 alles gehört dazu, was sie aufgrund einer natürlichen Fähigkeit oder Unfähigkeit genannt werden. Denn nicht, weil jemand in irgendeinem Zustand sich befindet, wird er etwas dieser Art genannt, sondern weil er die natürliche Fähigkeit hat, etwas leicht zu tun oder nichts zu erleiden. Zum Beispiel werden Leute Boxer oder Läufer genannt, nicht | weil 20 30 sie sich in einem bestimmten Zustand befinden, sondern weil sie die natürliche Fähigkeit haben, etwas leicht zu tun; und gesund werden Leute genannt, weil sie die natürliche Fähigkeit haben, nicht leicht etwas vom ersten besten, das sie trifft, zu erleiden, wie andererseits krank, weil sie das Unvermögen haben, nicht etwas zu ertragen. Ähn- 35 lich wie in diesen Fällen | ist es auch mit hart und weich. Denn das 25 Harte heißt so, weil es das Vermögen hat, nicht leicht geteilt zu werden, und das Weiche, weil es das Unvermögen zu eben diesem hat.

Eine dritte Art der Qualität sind affektive Qualitäten und Affektionen. Das sind Dinge wie Süße, Bitterkeit, | Säuerlichkeit und alles da- 30 40 mit Verwandte, außerdem Wärme und Kälte, Weiße und Schwärze. Daß es sich dabei um Qualitäten handelt, ist klar, denn Dinge, die sie besitzen, werden deswegen als so und so beschaffen bezeichnet. Zum

Beispiel wird der Honig, weil er Süße besitzt, süß genannt, und ein Körper weiß, weil er Weiße besitzt. | Ebenso verhält es sich auch mit dem anderen. Sie werden affektive Qualitäten genannt, nicht weil die Dinge, die sie besitzen, selbst auf irgendeine Weise | eine Einwirkung erfahren haben; denn der Honig wird nicht als süß bezeichnet, weil er irgendwie etwas erlitten hat, noch ist das bei anderem Derartigen der Fall. Ähnlich wie hier heißen auch die Wärme und die Kälte affektive Qualitäten, nicht weil die sie besitzenden Dinge selbst | etwas erlitten haben, vielmehr, weil jede der genannten Qualitäten eine Affektion der Sinne erzeugt, heißen sie affektive Qualitäten. Denn Süße erzeugt eine bestimmte Affektion des Geschmacksinnes, die Wärme eine des Tastsinnes und das übrige entsprechend. Weiße aber und Schwärze und die anderen Farben werden | nicht in derselben Weise wie das Genannte affektive Qualitäten genannt, sondern deshalb, weil sie selbst aus einer Affektion entstanden sind. Daß viele Veränderungen der Farben durch eine Affektion entstehen, ist klar; wenn sich jemand schämt, wird er rot, und wenn jemand erschrickt, wird er blaß und so weiter. Folglich, wenn jemand von Natur | an einer solcher Affektionen leidet, so wird er erwartungsgemäß die gleiche Farbe haben. Denn eben derselbe körperliche Zustand, der jetzt entsteht, wenn jemand sich schämt, dürfte wohl auch entstehen aufgrund der natürlichen Konstitution, so daß auch die Farbe von Natur eine gleiche wird. Wenn solche | Symptome ihren Ursprung in Affektionen haben, die kaum veränderlich und dauerhaft sind, dann werden sie Qualitäten genannt. Denn wenn Blässe oder Dunkelheit auf der natürlichen Konstitution beruhen, spricht man von Qualität (denn deswegen werden wir so und so beschaffen genannt); und wenn Blässe oder Dunkelheit infolge von langer Krankheit oder von Sonnenbrand | entstanden sind und nicht leicht verschwinden oder sogar das ganze Leben hindurch bleiben, so werden auch diese als Qualitäten bezeichnet (denn auch ihretwegen werden wir so und so beschaffen genannt). Aber solche Symptome, die aus etwas entstehen, das sich leicht auflöst und schnell verschwindet, werden Affektionen genannt; denn ihretwegen werden Leute nicht | so und so beschaffen genannt. So sagt man nicht, wenn jemand aus Scham errötet, er sei von roter Gesichtsfarbe, und wenn jemand vor Schrecken erblaßt, er sei von blasser Gesichtsfarbe, sondern vielmehr, es sei ihm etwas widerfahren. Also werden solche Symptome Affektionen, aber nicht Qualitäten genannt.

Ähnlich wie bei ihnen spricht man bezüglich der Seele auch von affektiven Qualitäten und von Affektionen. | Alles nämlich, was sofort bei der Geburt als Folge bestimmter Affektionen entstanden ist, heißt Qualität, zum Beispiel der Wahnsinn und | der Jähzorn und dergleichen; denn wegen dieser Erscheinungen werden Leute so und so be-

schaffen genannt, indem sie jähzornig und wahnsinnig genannt werden. Gleiches gilt für alle Formen abweichenden Verhaltens, die nicht natürlich sind, sondern aus bestimmten anderen Symptomen entstanden sind und schwer aufzugeben oder überhaupt nicht zu ändern sind; | 5
5 auch solche Erscheinungen sind Qualitäten, denn nach ihnen wird man so und so beschaffen genannt. Aber solche Erscheinungen, die von etwas herrühren, das sich schnell legt, werden Affektionen genannt, zum Beispiel, wenn ein Mensch, der in Verdruß gerät, eher zornig ist; denn der Mensch, der in solchem Widerfahrnis leichter zornig ist, wird
10 nicht jähzornig genannt, sondern man sagt vielmehr von ihm, es sei ihm etwas widerfahren. Daher werden solche Symptome zwar Affektionen, | nicht aber Qualitäten genannt. 10

Eine vierte Art der Qualität ist die Figur und die äußere Form jedes Dinges und außerdem Geradheit und Krummheit und dergleichen.
15 Denn nach jedem von diesen wird ein Ding so oder so beschaffen genannt; weil es ein Dreieck oder | ein Viereck ist, wird es so und so beschaffen genannt, und weil es gerade oder krumm ist. Und aufgrund seiner Form wird jedes Ding so und so beschaffen genannt. 15

Es könnte wohl so scheinen, daß „locker" und „dicht", „rauh" und
20 „glatt" etwas Qualitatives bezeichnen; sie scheinen jedoch der auf das Qualitative bezüglichen Einteilung fremd zu sein. | Es hat vielmehr den Anschein, daß jedes von ihnen eine bestimmte Lage der Teile anzeigt. Denn ein Ding ist dicht, weil seine Teile nahe beieinander sind, locker, weil sie voneinander abstehen, glatt, weil seine Teile irgendwie in einer
25 Geraden liegen, rauh, weil der eine Teil hervorragt und der andere zurücksteht. 20

| Vielleicht könnte noch eine andere Art der Qualität zum Vorschein kommen, aber diese sind wohl die am meisten verbreiteten. 25

Diese nun, die wir erwähnt haben, sind Qualitäten, dagegen ist quali-
30 tativ das, was paronymisch nach diesen benannt wird oder sonst irgendwie von ihnen abgeleitet ist. In den meisten Fällen, so ziemlich in allen, | spricht man von dem Qualitativen paronymisch, zum Beispiel nach der Weiße von dem weißen Mann, nach der Grammatik von dem Grammatiker, nach der Gerechtigkeit von dem gerechten Mann und so weiter.
35 Aber in einigen Fällen, weil keine Namen für die Qualitäten vorhanden sind, ist es unmöglich, daß Dinge paronymisch nach ihnen benannt werden. Zum Beispiel wird der Läufer oder der Boxer, | so genannt aufgrund einer natürlichen Fähigkeit, nicht nach einer Qualität | paronymisch benannt; denn es gibt keine Namen für die Fähigkeiten, auf-
40 grund deren diese Männer so und so beschaffen genannt werden, wie es solche für die Wissensfächer gibt, nach denen sie gemäß ihrem Zustand Boxer oder Ringer genannt werden (denn wir sprechen von Boxen und 30 35 10b

Ringen als Wissensfächern, und nach diesen werden paronymisch als so und so beschaffen benannt, die sich in dem Zustand befinden). | Manchmal aber wird, auch wenn es für eine Qualität einen Namen gibt, das nach ihr als so und so beschaffen Benannte nicht paronymisch so benannt. Zum Beispiel wird der treffliche Mensch so genannt nach der Tüchtigkeit, denn weil er Tüchtigkeit besitzt, wird er trefflich genannt; aber er wird nicht paronymisch nach der Tüchtigkeit benannt. Dieser Fall kommt aber nicht oft vor. Mithin wird so und so beschaffen | dasjenige genannt, was paronymisch nach den erwähnten Qualitäten benannt oder sonst irgendwie von ihnen abgeleitet wird.

Es gibt beim Qualitativen auch Kontrarietät. Zum Beispiel ist die Gerechtigkeit der Ungerechtigkeit konträr, die Weiße der Schwärze und so weiter und das nach ihnen als so und so beschaffen Genannte, wie das | Ungerechte dem Gerechten und das Weiße dem Schwarzen. Das ist aber nicht in allen Fällen so; denn dem Rot oder Gelb oder solchen Farben ist nichts konträr, obwohl es Qualitativa sind.

Ferner, wenn in einem konträren Gegensatzpaar das eine Kontrarium ein Qualitatives ist, dann muß auch das andere Kontrarium ein Qualitatives sein. Das ist klar, wenn man die anderen Prädikate prüft. Zum Beispiel, wenn | Gerechtigkeit der Ungerechtigkeit konträr ist und Gerechtigkeit ein Qualitatives ist, dann ist Ungerechtigkeit auch ein Qualitatives. Denn keines der anderen Prädikate trifft auf die Ungerechtigkeit zu, weder Quantitatives noch Relatives, noch Wo, noch überhaupt irgendein anderes derartiges Prädikat mit Ausnahme des Qualitativen. Ebenso ist es mit den anderen | Kontrarietäten bezüglich des Qualitativen.

Das Qualitative läßt ein Mehr und ein Weniger zu. Ein Ding wird mehr oder weniger weiß als ein anderes genannt und mehr gerecht als ein anderes. Es läßt aber auch selbst einen Zuwachs zu (denn was weiß ist, kann noch weißer werden), allerdings nicht | in allen Fällen, aber den meisten. Denn man kann wohl zweifeln, ob eine Gerechtigkeit mehr eine Gerechtigkeit genannt wird als eine andere, und ähnlich ist es mit den anderen Zuständen. Denn einige Leute streiten darüber. Sie leugnen entschieden, daß eine Gerechtigkeit mehr oder weniger eine Gerechtigkeit genannt wird als eine andere oder eine Gesundheit mehr oder weniger eine Gesundheit, | obgleich sie sagen, der eine besitze die Gesundheit weniger als der andere und die Gerechtigkeit | weniger als der andere, ähnlich auch die Grammatik und die anderen Zustände. Aber die danach benannten Dinge lassen unzweifelhaft ein Mehr und ein Weniger zu; denn der eine wird gebildeter oder gerechter oder gesünder als der andere genannt, | und das gilt auch bei den übrigen ebenso.

Dagegen scheinen das Dreieck und das Viereck und die anderen Figu-

ren das Mehr nicht zuzulassen. Denn Dinge, auf die die Definition des Dreiecks oder des Kreises zutrifft, sind alle in gleicher Weise Dreiecke oder Kreise, und von den Dingen, auf die sie nicht zutrifft, wird keines in höherem Grade das | genannt werden als ein anderes: das Quadrat 10
5 ist um nichts mehr ein Kreis als das Rechteck, denn auf keines von beiden trifft die Definition des Kreises zu. Überhaupt aber wird, wenn nicht auf beides die Definition des zur Erörterung Stehenden zutrifft, keines von beiden das in höherem Grade genannt werden als das andere. Mithin läßt nicht alles Qualitative ein Mehr und ein
10 Weniger zu.

| Nichts von dem bisher Erwähnten ist der Qualität eigentümlich. 15
Nur ähnlich und unähnlich gilt allein von Qualitäten. Denn ähnlich ist eines dem anderen nur aufgrund seiner Qualität. Mithin dürfte es wohl der Qualität eigentümlich sein, daß man nach ihr von ähnlich oder un-
15 ähnlich spricht.

| Es braucht uns aber nicht zu verwirren, daß jemand sagen könnte, 20
wir hätten, obwohl wir uns vorgenommen hatten, über Qualität zu sprechen, viele Relativa dazugerechnet; denn die Haltungen und die Zustände seien doch Relativa. Nämlich in beinahe allen diesen Fällen
20 werden die Gattungen relativ verwendet, das einzelne aber nie. | Das 25
Wissen, als Gattung, wird hinsichtlich dessen, was es genau ist, auf ein anderes bezogen: es wird Wissen von etwas genannt. Aber kein einzelnes wird hinsichtlich dessen, was es genau ist, auf ein anderes bezogen: beispielsweise wird die Grammatik nicht Grammatik von etwas, noch
25 die Musik Musik von etwas genannt. Wenn überhaupt, so geschieht es aufgrund der Gattung, daß auch von diesen in Beziehung zu etwas geredet wird: | die Grammatik wird ein Wissen von etwas genannt, nicht 30
Grammatik von etwas, und die Musik ein Wissen von etwas, nicht Musik von etwas. Mithin gehört das Einzelwissen nicht zu den Relativa.
30 So und so beschaffen werden wir aber benannt nach dem Einzelwissen, denn das besitzen wir ja auch: wissend heißen wir, weil wir ein gewisses besonderes Wissen haben. Mithin dürften | wohl diese, die Einzelkenntnisse, aufgrund deren wir auch wohl so und so beschaffen genannt wer- 35
den, auch Qualitäten sein; diese aber sind nicht Relativa.

35 Außerdem, wenn ein und dasselbe wirklich ein Qualitatives und ein Relatives ist, ist es nichts Widersinniges, es zu beiden Gattungen zu rechnen.

⟨. . . . .⟩

| **9.** Auch das Tun und das Leiden lassen eine Kontrarietät und ein 11b
40 Mehr und Weniger zu. Denn das Warmmachen ist dem Kaltmachen, das Warmwerden dem Kaltwerden und das Sichfreuen dem Sichbetrüben konträr; so lassen sie denn Kontrarietät zu. Und auch | ein Mehr 5

und ein Weniger. Denn man kann etwas mehr oder weniger warm machen, und es kann etwas mehr oder weniger warm gemacht werden und sich mehr oder weniger betrüben. Folglich lassen Tun und Leiden ein Mehr und ein Weniger zu.

⟨. . . . .⟩

| [Soviel ist denn über diese gesagt; auch über Liegen ist, bei der Erörterung der Relativa, vermerkt worden, daß es paronymisch nach den Lagen benannt wird. Über den Rest, das Wann, das Wo und das Haben, braucht, weil sie klar sind, nichts weiter gesagt zu werden als das, was am Anfang gesagt wurde, nämlich, daß das Haben bezeichnet wird von „Schuhe anhaben", „bewaffnet sein", das Wo beispielsweise von „im Lyzeum", und was sonst noch über sie gesagt worden ist.]

| **10.** [Über die Gattungen, die wir uns zur Aufgabe gemacht hatten, ist denn genug gesagt. Aber es muß etwas gesagt werden über das Entgegengesetzte, auf wievielfache Weise es gewöhnlich gegenübergestellt wird.]

In vierfachem Sinne sagt man, eines stehe einem anderen gegenüber: entweder wie die Relativa oder wie das Konträre oder wie Mangel und Besitz oder wie Bejahung und Verneinung. Jedes davon steht gegenüber, | um es im Umriß zu sagen, einerseits wie die Relativa, zum Beispiel das Doppelte und das Halbe; andererseits wie das Konträre, zum Beispiel das Schlechte und das Gute; oder wie Mangel und Besitz, zum Beispiel Blindheit und Sehkraft; oder wie Bejahung und Verneinung, zum Beispiel „er sitzt" und „er sitzt nicht".

Dinge, die wie Relativa entgegengesetzt sind, werden hinsichtlich dessen, was sie genau sind, | bezüglich ihres Gegenstückes oder irgendwie sonst in einem Verhältnis dazu benannt. Zum Beispiel wird das Doppelte hinsichtlich dessen, was es genau ist, das Doppelte eines Halben genannt. Auch das Wissen und das Wißbare stehen sich wie Relativa gegenüber, und das Wissen wird hinsichtlich dessen, was es genau ist, auf das Wißbare bezogen; und auch das Wißbare wird hinsichtlich dessen, was es genau ist, | in Beziehung zu seinem Gegenstück, dem Wissen, genannt; denn das Wißbare heißt wißbar für etwas, für das Wissen. Dinge also, die wie Relativa entgegengesetzt sind, werden hinsichtlich dessen, was sie genau sind, bezüglich ihres Gegenstückes oder in irgendeiner anderen Beziehung zueinander benannt.

Dinge dagegen, die wie Konträres entgegengesetzt sind, werden hinsichtlich dessen, was sie genau sind, niemals aufeinander bezogen, | dennoch werden sie als einander konträr bezeichnet. Denn das Gute heißt nicht das Gute des Schlechten, sondern sein Gegenteil; und das Weiße nicht das Weiße des Schwarzen, sondern sein Gegenteil. Mithin unterscheiden sich diese Gegensätze voneinander.

Wenn das Konträre so beschaffen ist, | daß das eine oder das andere 12a der beiden Glieder des Konträren zu den Dingen gehören muß, an denen sie naturgemäß vorkommen oder von denen sie prädiziert werden, so gibt es zwischen ihnen kein Mittleres. Zum Beispiel treten im Körper 5 eines Lebewesens natürlicherweise Krankheit und Gesundheit auf, | 5 und eines von beiden, Krankheit oder Gesundheit, muß dem Körper eines Lebewesens zukommen. Und gerade und ungerade werden von Zahlen prädiziert, und das eine oder das andere, gerade oder ungerade, muß einer Zahl zukommen. Und zwischen diesen gibt es bestimmt kein 10 Mittleres, weder zwischen Krankheit und Gesundheit noch zwischen Gerade und Ungerade. | Wo aber nicht das eine oder das andere Glied 10 des Gegensatzes vorhanden sein muß, da gibt es ein Mittleres. Zum Beispiel kommen schwarz und weiß naturgemäß an Körpern vor, aber es ist nicht für das eine oder das andere von ihnen notwendig, sich an 15 einem Körper zu befinden; denn es ist nicht jeder Körper entweder weiß oder schwarz. Ebenso werden schlecht und gut von Menschen und von vielen anderen Dingen prädiziert, | aber es ist nicht notwendig für 15 das eine oder das andere von ihnen, zu solchen Dingen zu gehören, von denen sie prädiziert werden; denn es ist nicht alles entweder schlecht 20 oder gut. Zwischen diesen gibt es daher auch ein Mittleres, zwischen weiß und schwarz beispielsweise grau, gelb und alle anderen Farben, und zwischen dem Schlechten und dem Guten das, was weder schlecht noch gut ist. | In einigen Fällen gibt es Namen für das Mittlere, wie für 20 grau und gelb zwischen weiß und schwarz; in einigen Fällen dagegen 25 ist es nicht leicht, einen Namen für das Mittlere zu finden, aber durch die Negation jedes der beiden Gegensatzglieder wird das Mittlere bestimmt, wie zum Beispiel durch: weder gut noch schlecht, und: | weder 25 gerecht noch ungerecht.

Von Beraubung und Besitz wird in bezug auf dasselbe gesprochen, so 30 von Sehkraft und Blindheit in bezug auf das Auge. Allgemein gesagt: Von jedem von ihnen wird in Verbindung mit dem gesprochen, an dem der Besitz naturgemäß vorkommt. Wir sagen, daß etwas, das fähig ist, einen Besitz zu empfangen, dieses Besitzes beraubt ist, | wenn der Be- 30 sitz an dem, das ihn von Natur hat, und zu der Zeit, zu der es ihn natür- 35 licherweise hat, in keiner Weise sich vorfindet. Zahnlos nämlich nennen wir nicht das, was keine Zähne hat, und blind nicht das, was keine Sehkraft hat, sondern das, was das Genannte dann nicht hat, wenn es von Natur ihm zukommt. Denn manches hat von Natur weder Sehkraft noch Zähne und wird doch nicht zahnlos oder blind genannt. | Das Be- 35 40 raubtsein und das Besitzhaben sind nicht Beraubung und Besitz. Denn Sehkraft ist ein Besitz und Blindheit eine Beraubung, aber Sehkraft haben ist nicht Sehkraft, noch ist das Blindsein Blindheit. Denn die

Blindheit ist eine Art der Beraubung, das Blindsein aber ein Beraubtsein und keine Beraubung. Wäre die Blindheit dasselbe | wie das Blindsein, so könnte beides von demselben Gegenstand prädiziert werden. Aber obwohl ein Mensch blind genannt wird, | so wird er doch gewiß nicht Blindheit genannt. Jedoch scheinen sich diese, das Beraubtsein und das Besitzhaben, wie Beraubung und Besitz gegenüberzustehen. Die Weise des Gegensatzes ist dieselbe: wie Blindheit der Sehkraft, so steht auch das Blindsein | dem Sehenkönnen gegenüber. (Noch ist das, was einer Bejahung und Verneinung zugrunde liegt, selbst eine Bejahung und Verneinung. Denn die Bejahung ist eine bejahende Aussage, und die Verneinung eine verneinende Aussage, während nichts von dem, was der Bejahung oder der Verneinung zugrunde liegt, eine Aussage ist. | Aber auch von diesem gilt, daß es sich wie die Bejahung und Verneinung gegenübersteht. Denn auch bei diesem ist die Weise des Gegensatzes dieselbe. Denn in derselben Weise wie die Bejahung der Verneinung entgegengesetzt ist, zum Beispiel „er sitzt" – „er sitzt nicht", so ist auch die jeder der beiden Aussagen zugrunde liegende Sache entgegengesetzt, das Sitzen | – das Nichtsitzen.)

Daß sich Beraubung und Besitz nicht gegenüberstehen wie Relativa, ist klar. Denn keines von beiden wird hinsichtlich dessen, was es genau ist, auf sein Gegenstück bezogen. Die Sehkraft ist nicht Sehkraft der Blindheit und wird auch auf keine andere Weise als zu dieser gehörig bezeichnet. Ebensowenig gilt die Blindheit | als Blindheit der Sehkraft, vielmehr wird die Blindheit Beraubung der Sehkraft genannt, aber heißt nicht Blindheit der Sehkraft. Überdies wird von allen Relativa in Beziehung zu reziproken Korrelativa gesprochen, so daß auch die Blindheit, wenn sie ein Relativum wäre, mit dem, worauf sie bezogen würde, umkehrbar wäre; aber sie ist nicht umkehrbar, denn die Sehkraft wird nicht | Sehkraft der Blindheit genannt.

Daß sich Fälle von Beraubung und Besitz nicht wie Konträres gegenüberstehen, ist aus dem Folgenden klar. Von dem Konträren, das kein Mittleres hat, muß immer entweder das eine oder das andere zu dem Ding gehören, an dem es von Natur vorkommt oder von dem es prädiziert wird. | Denn in diesem Falle, in dem immer das eine oder das andere sich an dem aufnehmenden Gegenstand findet, sollte es ja kein Mittleres geben, zum Beispiel bei Krankheit und Gesundheit, gerade und ungerade. Wo es aber ein Mittleres gibt, muß nicht eines der beiden Gegensatzglieder jedem Gegenstand zukommen. Denn weder muß alles, was dafür empfänglich ist, weiß oder schwarz noch warm oder kalt sein. Denn nichts hindert, daß es hier ein Mittleres gibt. | Auch sollte es von solchen Gegensätzen ein Mittleres geben, bei denen nicht notwendig eines von beiden dem dazu geeigneten Gegenstand anhaftet, ausgenom-

men, wo eines der Gegenteile einem Gegenstand von Natur anhaftet, wie beispielsweise dem Feuer das Warmsein und dem Schnee das Weißsein. Bei diesen muß eines von beiden Gegenteilen in bestimmter Weise zukommen und nicht etwa eines, wie es sich | gerade ergibt. Denn das Feuer kann nicht kalt und der Schnee nicht schwarz sein. Mithin ist es nicht notwendig, daß das eine oder das andere Gegenteil | jedem zukommt, das sie aufnehmen kann, sondern nur den Dingen, denen das eine Gegenteil von Natur zukommt, und in diesen Fällen muß es das eine Gegenteil definitiv und nicht zufälligerweise sein. Bei der Beraubung und dem Besitz aber trifft keiner der beiden genannten Fälle zu. Denn dem dafür empfänglichen Gegenstand braucht hier nicht immer | eines von beiden zuzukommen; denn was natürlicherweise noch keine Sehkraft besitzt, gilt weder als blind noch als mit Sehkraft ausgestattet; folglich dürfen diese wohl nicht zu solchem Konträren gehören, das nichts Mittleres zwischen sich hat, aber ebensowenig zu solchem, das ein Mittleres hat. Denn irgend einmal muß eines von beiden jedem dafür empfänglichen Gegenstand zukommen. Sobald es nämlich natürlich ist für etwas, | Sehkraft zu haben, wird man auch von ihm sagen, es sei blind oder es habe Sehkraft, und zwar nicht eines von beiden definitiv, sondern wie es sich trifft; denn es muß nicht entweder blind oder mit Sehkraft ausgestattet sein, sondern es ist je nachdem das eine oder das andere. Aber bei dem Konträren, das ein Mittleres hat, sagten wir, es sei niemals für das eine oder andere Glied des Gegensatzes notwendig, allem zuzukommen, sondern nur gewissen Dingen | und diesen definitiv ein Glied des Gegensatzes. Es ist also klar, daß Gegenstände, die sich im Verhältnis von Beraubung und Besitz gegenüberstehen, sich in keiner der beiden Weisen gegenüberstehen wie das Konträre.

Ferner kann bei dem Konträren, wenn ein aufnehmender Gegenstand vorhanden ist, ein Übergang von einem ins andere erfolgen, falls nicht | das eine ihm von Natur zukommt, wie dem Feuer das Warmsein. Denn das Gesunde kann krank werden, das Weiße schwarz werden und das Kalte warm, und aus einem guten kann ein schlechter Mensch werden und aus einem schlechten ein guter. Denn wenn der Schlechte zu besserer Beschäftigung und zu besserem Umgang angeleitet wird, so dürfte das wohl, wenn auch nur ein wenig, | zu seinem Bessersein beitragen. Hat er aber einmal einen auch nur kleinen Fortschritt gemacht, so ist deutlich, daß er sich entweder vollständig ändern oder doch einen beträchtlichen Fortschritt machen könnte. Denn wie geringfügig auch der Fortschritt am Anfang sein mag, so wird er doch immer leichter empfänglich für die Tüchtigkeit, so daß er wahrscheinlich noch weiteren Fortschritt macht. Und wenn das immer so weitergeht, | versetzt es ihn schließlich in den entgegengesetzten Zustand, falls genügend Zeit dazu

bleibt. Dagegen kann bei Beraubung und Besitz kein Wechsel von einem ins andere stattfinden. Ein Wechsel vom Besitz zur Beraubung kommt vor, aber ein Wechsel von der Beraubung zum Besitz ist unmöglich; weder hat einer, der erblindet ist, | noch einmal gesehen, noch ist ein Kahlköpfiger wieder behaart geworden, noch hat ein Zahnloser wieder Zähne bekommen.

Was sich als Bejahung und Verneinung entgegengesetzt ist, ist | sich offenbar in keiner der angegebenen Weisen entgegengesetzt. Denn nur bei diesem ist immer das eine von beiden notwendig wahr und das andere falsch. Denn weder bei dem Konträren ist notwendig immer das eine wahr und das andere falsch noch bei dem | Relativen, noch bei Besitz und Beraubung. Zum Beispiel sind Gesundheit und Krankheit konträr, und doch ist keines von beiden entweder wahr oder falsch. Ebenso stehen sich auch Doppeltes und Halbes als Relativa gegenüber, und keines von beiden ist entweder wahr oder falsch; auch nicht, was als Beraubung und Besitz gilt, wie Sehkraft und Blindheit. | Überhaupt aber ist nichts von dem, was ohne Verbindung gesagt wird, entweder wahr oder falsch; und alles oben Angeführte wird ohne Verbindung gesagt.

Indes könnte man meinen, daß derartiges gerade bei demjenigen Konträren der Fall sei, das in einer Verbindung ausgesagt wird. Der Satz „Sokrates ist gesund" ist ja dem Satz „Sokrates ist krank" | konträr. Allein auch von diesen Sätzen ist der eine nicht notwendig immer wahr und der andere nicht notwendig immer falsch. Denn wenn Sokrates existiert, wird der eine Satz wahr und der andere falsch sein; wenn er aber nicht existiert, sind beide falsch. Denn weder wird „Sokrates ist krank" noch „Sokrates ist gesund" wahr sein, wenn Sokrates selbst überhaupt nicht existiert.

| Was aber Beraubung und Besitz anlangt, so ist, wenn er überhaupt nicht existiert, keines von beiden wahr, während nicht immer das eine wahr und das andere falsch ist, wenn er existiert. Denn „Sokrates hat Sehkraft" ist dem „Sokrates ist blind" so entgegengesetzt wie Besitz der Beraubung; und wenn er existiert, ist es nicht notwendig, daß das eine wahr und das andere falsch ist (denn solange | die Natur die Sehkraft noch nicht verliehen hat, ist beides falsch); wenn Sokrates aber überhaupt nicht existiert, auch dann ist beides falsch, sowohl „er hat Sehkraft" als auch „er ist blind". Bei Bejahung und Verneinung aber wird immer, ob er nun existiert oder nicht, das eine wahr und das andere falsch sein. Denn sagt man „Sokrates ist krank" | und „Sokrates ist nicht krank", so ist klar, daß, wenn er existiert, das eine oder das andere davon wahr oder falsch ist, und ebenso, wenn er nicht existiert; denn wenn er nicht existiert, ist „er ist krank" falsch und „er ist nicht krank"

wahr. Somit dürfte es wohl nur denjenigen Gegensätzen eigentümlich sein, daß immer eines der beiden Glieder des Gegensatzes entweder wahr oder falsch ist, die sich wie Bejahung und Verneinung | gegenüberstehen.

11. Dem Guten ist notwendig das Schlechte konträr. Das zeigt fallweise die Induktion: zum Beispiel der Gesundheit die Krankheit, der Gerechtigkeit die Ungerechtigkeit und | dem Mut die Feigheit, und ebenso bei dem übrigen. Dem Schlechten ist bald das Gute, bald das Schlechte konträr: Der Dürftigkeit, die ein Übel ist, ist das Übermaß konträr, das auch ein Übel ist; doch ist die Mäßigung, die beidem gleichermaßen konträr ist, ein Gut. | Indes sieht man wohl solches nur in wenigen Fällen, in den meisten Fällen ist dem Schlechten das Gute konträr.

Ferner ist bei dem Konträren nicht notwendig, daß, wenn das eine existiert, auch das andere existiert. Wenn alles gesund ist, wird zwar die Gesundheit vorhanden sein, aber nicht die Krankheit. Ebenso, wenn alles weiß ist, | wird zwar die Weiße vorhanden sein, aber nicht die Schwärze. Wenn ferner der Sachverhalt, daß Sokrates gesund ist, dem Sachverhalt, daß Sokrates krank ist, konträr ist, aber nicht beides zugleich demselben zukommen kann, so dürfte es wohl nicht möglich sein, daß, wenn das eine Konträre existiert, auch das andere existiert. Wenn des Sokrates Gesundsein existierte, dürfte wohl nicht des Sokrates Kranksein existieren.

| Es ist auch klar, daß das Konträre naturgemäß an dem der Art oder der Gattung nach selben vorkommt: Krankheit und Gesundheit im Körper des Lebewesens, Weiße und Schwärze am Körper schlechthin, Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit in der Seele. Alles Konträre muß entweder in derselben Gattung | sein oder in konträren Gattungen, oder es ist selbst Gattung. Denn weiß und schwarz sind in derselben Gattung (Farbe ist ihre Gattung), Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit sind in konträren Gattungen (die Gattung für das eine ist Tüchtigkeit, für das andere Schlechtigkeit), während gut und schlecht in keiner Gattung, sondern eben selbst Gattungen | von bestimmten Gegenständen sind.

12. Früher als ein anderes wird etwas auf vierfache Weise genannt. Erstens und hauptsächlich der Zeit nach, wonach etwas bejahrter und älter als ein anderes genannt wird. Denn etwas heißt bejahrter und älter, weil es längere Zeit besteht. Zweitens, | was sich nicht umkehren läßt in bezug auf die Reihenfolge des Seins. Zum Beispiel ist die Eins früher als die Zwei, denn wenn es zwei gibt, folgt sofort, daß es eins gibt, aber wenn es eins gibt, so muß es nicht zwei geben, weshalb die Umkehrung nicht gilt, daß, wenn es eins gibt, es ein anderes gibt; solches gilt als das Frühere, von dem aus | die Reihenfolge des Seins sich

nicht umkehren läßt. Drittens heißt etwas früher in bezug auf eine bestimmte Ordnung, wie bei den Wissenschaften und den Reden. Denn in den beweisenden Wissenschaften beruht das Früher und das Später auf der Ordnung, denn die Elemente sind der Ordnung nach früher als die Figuren, | und in der Grammatik sind die Buchstaben früher als die Silben; ebenso verhält es sich bei den Reden, denn das Vorwort ist der Ordnung nach früher als die Ausführung. Neben diesen angeführten Fällen wird auch das Bessere und Geehrtere | für ein der Natur nach Früheres gehalten; die Menge pflegt von denen, die sie besonders achtet und liebt, zu sagen, daß sie Vorrang haben. Diese (vierte) Weise des Wortgebrauches indes ist wohl die am wenigsten passende.

So viele Weisen nun gibt es, in denen von dem Früher gesprochen wird. | Doch dürfte es außer den erwähnten noch eine andere Art des Früher geben. Denn von zwei Dingen, die sich bezüglich der Reihenfolge des Seins umkehren lassen, dürfte wohl dasjenige, das irgendwie die Ursache des Seins des anderen ist, vernünftigerweise als von Natur früher bezeichnet werden. Daß dergleichen vorkommt, ist klar; denn die Existenz eines Menschen läßt sich | bezüglich der Reihenfolge des Seins mit der wahren Aussage über ihn umkehren: wenn ein Mensch ist, ist die Aussage wahr, nach der ein Mensch ist; das läßt sich umkehren; wenn die Aussage, nach der ein Mensch ist, wahr ist, ist ein Mensch. Es ist aber keineswegs die wahre Aussage die Ursache dafür, daß die Sache ist, jedoch | erscheint die Sache auf irgendeine Weise als die Ursache dafür, daß die Aussage wahr ist. Denn weil die Sache existiert oder nicht existiert, wird die Aussage wahr oder falsch genannt. Mithin dürfte auf fünf Weisen ein Ding gegenüber einem anderen früher genannt werden.

13. „Zugleich" sagt man schlechthin und hauptsächlich von Dingen, die | zur selben Zeit entstehen. Denn dann ist keines der beiden Dinge früher oder später. Von diesen Dingen sagt man, daß sie der Zeit nach zugleich sind. Von Natur zugleich werden solche Dinge genannt, die sich bezüglich der Reihenfolge des Seins umkehren lassen, doch so, daß keines von beiden in irgendeiner Weise die Ursache für das Sein des anderen ist, wie beim Doppelten und beim Halben; diese lassen sich zwar umkehren, | denn wenn es ein Doppeltes gibt, gibt es ein Halbes, und wenn es ein Halbes gibt, gibt es ein Doppeltes, aber keins von beiden ist die Ursache für das Sein des anderen. Auch die gegenseitig voneinander unterschiedenen Arten derselben Gattung gelten als zugleich von Natur. Gegenseitig voneinander unterschieden werden sagt man | von dem, was aus derselben Einteilung hervorgeht, zum Beispiel Flugtier und Landtier und Wassertier. Denn diese sind von derselben Gattung und sind gegenseitig voneinander unterschieden, denn das Lebe-

wesen gliedert sich in sie, in Flugtier, Landtier und Wassertier, und keines von diesen ist früher oder später; | solche Dinge gelten als von Natur zugleich. Jedes davon (wie Flugtier, Landtier und Wassertier) könnte selbst wieder weiter geteilt werden in Arten. So werden auch alle jene Arten, die aus derselben Einteilung derselben Gattung hervorgehen, von Natur zugleich sein. Die Gattungen aber sind immer | früher als die Arten, denn sie lassen sich nicht bezüglich der Abfolge des Seins umkehren: ist ein Wassertier, so ist ein Lebewesen, ist aber ein Lebewesen, so ist nicht notwendig ein Wassertier. Von Natur zugleich nennt man also solche Dinge, die sich bezüglich der Reihenfolge des Seins umkehren lassen, vorausgesetzt, daß keines von beiden auf irgendeine Weise die Ursache | für das Sein des anderen ist; sodann die gegenseitig voneinander unterschiedenen Arten derselben Gattung; schlechthin zugleich aber nennt man solche Dinge, die zur selben Zeit entstehen.

14. Es gibt sechs Arten der Bewegung: Werden, Vergehen, Zunahme, Abnahme, Veränderung, Ortswechsel. | Die Bewegungen sind nun zwar ansonsten offensichtlich voneinander verschieden: das Werden ist nicht Vergehen, noch ist die Zunahme Abnahme, auch nicht der Ortswechsel; und ebenso die anderen; bei der Veränderung dagegen besteht ein gewisser Zweifel, ob nicht etwa das der Veränderung Unterliegende sich notwendig aufgrund einer der anderen | Bewegungen verändert. Das aber ist nicht der Fall. Denn fast bei allen oder den meisten Einwirkungen erfahren wir eine Veränderung, ohne an irgendeiner der anderen Bewegungen teilzuhaben. Denn was gemäß einer Einwirkung bewegt wird, braucht weder zuzunehmen noch abzunehmen, und ebenso ist es bei dem anderen, so daß die Veränderung | wohl von den anderen Bewegungen verschieden sein dürfte. Denn wenn sie dieselbe wäre, so müßte das Veränderte sofort auch zunehmen oder abnehmen, oder eine der anderen Bewegungen müßte folgen; aber das ist nicht notwendig. Ebenso müßte etwas, das zunimmt oder gemäß einer anderen Bewegung bewegt wird, verändert werden. Aber es gibt manches, das zunimmt, ohne | verändert zu werden; so nimmt ein Quadrat, wenn man ein Gnomon hinzufügt, zwar zu, aber es ist dadurch nicht verändert; ebenso verhält es sich auch in anderen derartigen Fällen. Also dürften die Bewegungen voneinander verschieden sein.

| Bewegung ist schlechthin der Ruhe konträr. Was die einzelnen Arten betrifft, so ist dem Werden das Vergehen konträr, der Zunahme die Abnahme, während dem Ortswechsel die Ruhe an demselben Ort am meisten entgegengesetzt zu sein scheint und vielleicht auch der Wechsel zu dem konträren Ort, | wie dem Abstieg der Aufstieg und dem Aufstieg der Abstieg. Was der in unserer Aufzählung der Bewegungen noch übrigen Bewegung konträr sein soll, ist nicht leicht anzugeben.

Es scheint ihr nichts konträr zu sein, man müßte denn auch ihr das Verharren in derselben Qualität oder den Wechsel zu der konträren
10 Qualität gegenüberstellen, | so wie beim Ortswechsel, wo es das Verharren an demselben Ort oder der Wechsel zu dem konträren Ort war. Denn die Veränderung ist ein Wechsel bezüglich der Qualität. Es steht 5 also der qualitativen Bewegung gegenüber die qualitative Ruhe oder der Wechsel ins konträre Gegenteil der Qualität, wie beispielsweise das
15 Weißwerden | dem Schwarzwerden. Denn ein Ding verändert sich durch den Vorgang des Wechsels zu entgegengesetzten Qualitäten hin.

15. Vom Haben redet man auf mehrfache Weise: als Haltung und 10 Zustand oder als sonst einer Qualität (man sagt, daß wir ein Wissen und
20 eine Tüchtigkeit haben); oder als Quantität, | wie der Größe, die einer hat (man sagt, daß er eine Länge von drei Ellen oder vier Ellen hat); oder als Dinge, die man am Leibe hat, wie einen Mantel oder ein Gewand; oder als an einem Teil des Leibes, wie einen Ring an einer Hand; oder 15 als Teil, wie einer Hand oder einem Fuß; oder als in einem Gefäß, wie
25 der Scheffel den Weizen oder der Krug den Wein | (man sagt, daß der Krug Wein hat und der Scheffel Weizen; von diesen wird also gesagt, daß sie haben als in einem Gefäß); oder als Eigentum (man sagt, daß wir ein Haus und ein Feld haben). Man sagt auch, daß wir eine Frau 20 haben und die Frau einen Mann hat. Aber diese Redewendung von
30 „haben" scheint eine sehr sonderbare zu sein, | denn mit „eine Frau haben" bezeichnen wir nichts anderes, als daß man verheiratet ist. Vielleicht ließen sich noch weitere Redewendungen von „haben" aufzeigen, aber die gebräuchlichsten sind wohl alle aufgezählt. 25

ERLÄUTERUNGEN

EINLEITUNG

1.

Zur Geschichte der Kategorienlehre

Der Anfang des Kategorienproblems ist nicht identisch mit dem Anfang der Philosophie. Erst als das Denken sich selbst als Gegenstand entdeckte und sich der Beziehung zwischen Sein, Denken und Sprechen bewußt wurde, begann die Untersuchung der Formen des Logos, der in der für griechisches Welterleben charakteristischen Weise beides ist: Sprache und Gedanke. Im Zusammenhang mit der Reflexion auf Strukturen des Logos entstand das Kategorienproblem, das fortan die Philosophie als eines ihrer Hauptprobleme begleitete, und zwar so konstant, daß seitdem an der Geschichte des Kategorienproblems die Geschichte der Philosophie ablesbar ist.

Erst durch Aristoteles wird das Wort „Kategorie" Terminus der philosophischen Fachsprache. Aber diese Entwicklung war vorbereitet durch entsprechende Ansätze bei den Vorsokratikern und bei Platon und in der Akademie. Insbesondere begegnen solche Ansätze da, wo es um das Verhältnis von Einheit und Vielheit geht, wie beispielsweise bei den Pythagoreern mit ihrer Lehre von den zehn Gegensatzpaaren, die verschiedene Arten des Verhältnisses von Grenze (*πέρας*) und Unbegrenztem (*ἄπειρον*) darstellen, und bei Platon, wo das Verhältnis von Allgemeinem und Einzelnem, von Einheit und Vielheit in den Mittelpunkt der philosophischen Diskussion rückt. Indem der platonische Sokrates angesichts der offenkundigen Vieldeutigkeit der Wörter, die von der Eristik der Sophisten ausgenutzt worden war, nach der eindeutigen Bestimmtheit der Wortbedeutung und damit nach dem identischen Sinn des Begriffes fragte, der als das Allgemeine von dem vielen Einzelnen gilt, war der Weg geebnet, das Allgemeine als Prädikat zu verstehen, das von einem Einzelnen ausgesagt wird. Die Vermutung liegt nahe, und manche Anzeichen sprechen dafür, daß es darüber hinaus bei Platon und in der Akademie auch schon zu einer Klassifikation von Prädikaten bzw. Prädikattypen gekommen ist, mindestens ansatzweise. Die Unterscheidung eines Ansich (*καθ' αὑτό*) und eines Relativen (*πρός τι*) könnte darauf hindeuten, daß es im Umkreis der Erörterungen über verschieden strukturierte Arten des Seienden auch zu Zuordnungen bestimmter Prädikatarten kam. Dagegen ist eher zweifelhaft,

daß Platons fünf oberste Gattungen (Sein, Ruhe, Bewegung, Identität, Verschiedenheit: *οὐσία, στάσις, κίνησις, ταὐτόν, θάτερον*) eine inhaltlich bestimmende Rolle bei der Konstituierung der aristotelischen Kategorienlehre gespielt haben, zumal diese Gattungen von Platon aus primär ätiologischen Gründen eingeführt wurden, d. h. unter dem Aspekt des Seinsprinzips, des Ursprungs, der Arche (*ἀρχή*). Das ungeklärte Nebeneinander und Ineinander der ätiologischen und der prädikativen Aspekte der Ideenlehre Platons haben allerdings nicht unwesentlich dazu beigetragen, daß Aristoteles zu seiner Untersuchung der Prädikation und der Prädikate und der vielfältigen Bedeutung von „Sein", „sein", „seiend", „ist" geführt wurde. Auf diese Weise gerät ihm die Kategorienunterscheidung zu einem Schema möglicher Prädikation, das ihm zum Schema einer möglichen Ontologie wird, deren Architektonik den späteren Einschluß der Modalprinzipien der Möglichkeit (*δύναμις*) und der Wirklichkeit (*ἐνέργεια*) zuläßt.

Die anfänglich bloß argumentationslogische Funktion der aristotelischen Kategorien als Aussageschemata soll der Vermeidung bzw. Aufklärung von Mehrdeutigkeiten der Sprache dienen, z. B. bei dem Gebrauch der Kopula „ist". Unter Hinweis auf ohne Verbindung gesprochene Wörter, wie „Mensch", „läuft", „sitzt", präsentiert Aristoteles zehn Kategorien oder „Arten der Aussage": Substanz (*οὐσία*, substantia), Quantität (*ποσόν*, quantitas), Qualität (*ποιόν*, qualitas), Relation (*πρός τι*, relatio), Wo (*πού*, ubi), Wann (*ποτέ*, quando), Lage (*κεῖσθαι*, situs), Haben (*ἔχειν*, habere), Wirken (*ποιεῖν*, actio), Leiden (*πάσχειν*, passio). Für diese erste ausgeführte und uns überlieferte Kategorienlehre wesentlich ist die Unterscheidung von Individuum und allgemeinem Term bzw. von Eigennamen und Prädikator. Ihre Begründung findet diese Unterscheidung durch die mögliche Kombinierbarkeit zweier Aussageformen: „X ist in etwas als einem Zugrundeliegenden oder nicht" und „*X* wird von etwas als einem Zugrundeliegenden ausgesagt oder nicht" (Cat. 2). Wenn etwas weder von einem Zugrundeliegenden ausgesagt wird noch sich in einem Zugrundeliegenden befindet, dann handelt es sich um individuelle Substanzen. Wenn etwas von einem Zugrundeliegenden ausgesagt wird, ohne daß es in etwas als einem Zugrundeliegenden enthalten ist, dann handelt es sich um Arten und Gattungen (zweite Substanzen) von individuellen Substanzen (ersten Substanzen), z. B. „Mensch" und „Lebewesen" von Sokrates. Wenn etwas von einem Zugrundeliegenden ausgesagt wird und es in etwas als einem Zugrundeliegenden enthalten ist, dann sind das Gattungen und Arten von Seiendem der nichtsubstantiellen Kategorien, z. B. „Wissenschaft" als Gattung einer Einzelwissenschaft, die nur in der Seele eines Individuums vorkommt. Wenn etwas in einem Zugrundeliegenden enthalten ist, aber nicht von einem ihm Zugrundeliegenden ausgesagt wird, dann handelt es sich um Instanzen von Seiendem der nichtsubstantiellen Kategorien, z. B.

Akzidenzien, wie die Farbe eines Gegenstandes. Aus dieser Tabelle läßt sich einiges folgern, vor allem dies: daß Sein nicht, wie bei Platon, ein höchstes Genus ist, aus dem als Prinzip, Anfang (*ἀρχή*), das mannigfach Seiende hergeleitet wird. Vielmehr ist der jeweilige Sinn von „Seiendem" durch diejenige der zehn Kategorien bestimmt, unter die das fällt, was in einer Aussage als „seiend" ausgesagt wird. Durch die Berücksichtigung der Kategorienunterscheidung können so Irrtümer vermieden werden. Aus diesem Schema der Kategorieneinteilung wird deutlich, daß die Kategorien nicht aufeinander zurückgeführt werden können, weder wechselweise untereinander noch auf eine oberste Kategorie. Die aristotelische Kategorienlehre ist nicht frei von offenen Fragen, von denen hier im Vorgriff auf den Kommentar nur einige wenigstens erwähnt werden sollen, z. B. das ungeklärte Verhältnis zwischen dem Begriff der zweiten Substanz und der Kategorie der Qualität sowie das Problem der Vollständigkeit der Kategorien, die zwar nirgendwo von Aristoteles behauptet, aber in Schriften wie der Physik und Metaphysik de facto vorausgesetzt wird. Mit dem Problem der Vollständigkeit hängt aufs engste das der Ableitung bzw. Ableitbarkeit der Kategorien zusammen. Diese und andere offene Fragen waren es, die in Verbindung mit dem in der Kategorienschrift Ausgeführten die weitere Geschichte der Kategorienlehre entscheidend beeinflußten.

Die sogleich nach Aristoteles einsetzende Rezeption seiner Kategorienlehre in der Antike ist im wesentlichen dadurch gekennzeichnet, daß der prädikationstheoretische Aspekt der Kategorieneinteilung weitgehend verlorengeht und statt dessen ein ontologisches und psychologisches Verständnis der Kategorien dominiert. Die Stoa reduziert die Zahl der Kategorien auf vier: Substrat (*ὑποκείμενον*), Qualität (*ποιόν*), Sichverhalten (*πῶς ἔχον*) und das beziehungsweise Sichverhalten (*πρός τί πως ἔχον*), d. i. (1) die unbestimmte Materie, (2) die Eigenschaft, (3) das, was einem Ding für sich zukommt, (4) das, was ihm nur im Verhältnis zu einem anderen zukommt. Diese vier Kategorien werden als Aufbauprinzipien der Wirklichkeit verstanden, und zwar so, daß jede folgende Kategorie die vorangehende Kategorie voraussetzt und jede vorangehende durch die folgende näher bestimmt wird. In diesem Sinne sind die stoischen Kategorien Konstitutionsprinzipien des Seienden und in eins damit die höchsten Genera des Seienden oder des Etwas schlechthin (*τί*), das als der höchste Punkt im stoischen System alles unter sich befaßt. In Abweichung von Aristoteles stellen die Stoiker also einen obersten Gattungsbegriff über den Kategorien auf und verstehen ihre Kategorien als eine Abhängigkeitsreihe wechselseitiger Implikation und als Aufbauelemente des Kosmos. Der Terminus „Kategorie" scheint von den Stoikern nicht benutzt worden zu sein. Statt dessen ist von den *γενικώτατα* oder *πρῶτα γένη* die Rede, die als eine Form der *λεκτά* verstanden werden und als eine bestimmte Art des Fragens für alle Bereiche

stoischer Philosophie, also für Ethik, Physik und Logik, zur Anwendung gelangen. Von der für die Antike und das Mittelalter charakteristischen Stellung der Kategorienlehre zwischen Logik und Metaphysik macht auch die stoische Kategorienlehre keine Ausnahme.

Im Unterschied zu der monistischen Tendenz der stoischen Philosophie wird die Philosophie des Neuplatonismus bestimmt durch den Dualismus der platonischen Konzeption. Entsprechend ist die Kategorienlehre Plotins eine solche, in der der ontologische Schichtengedanke im Sinne der Zweiweltenlehre Platons zu einer Zweistufung führt. Die zweistufige Kategorienlehre Plotins unterscheidet Kategorien der denkbaren Welt (*κόσμος νοητός*) von Kategorien der sichtbaren Welt (*κόσμος αἰσθητός*). Bezüglich der Kategorien der sichtbaren Welt orientiert sich Plotin an dem aristotelischen Schema, bezüglich der Prinzipienbegriffe für die denkbare Welt hält er sich an Platons oberste Gattungen (*μέγιστα γένη*) im Sophistes: Sein (*οὐσία*), Ruhe (*στάσις*), Bewegung (*κίνησις*), Identität (*ταὐτόν*), Verschiedenheit (*θάτερον*). Plotins zweistufige Kategorienlehre ist in mehrfacher Hinsicht bemerkenswert. Durch den platonischen Dualismus war Plotin gezwungen, bezüglich der Kategorien zwischen drei Möglichkeiten zu entscheiden: (1) den Kategorienbegriff auf die sichtbare Welt zu beschränken oder (2) den Kategorienbegriff auf die denkbare Welt zu beschränken oder (3) den Kategorienbegriff zu teilen und ihn auf beide Bereiche anzuwenden. Er entschloß sich für die dritte Lösung, indem er ein platonisches und ein aristotelisches Theorem miteinander verband und auf diese Weise eine nach verschiedenen Seinsbereichen sich aufteilende Kategorienlehre entwarf. Die dezidierte Einschränkung der Gültigkeit des aristotelischen Kategorienschemas auf die sinnlich wahrnehmbare Welt ist begleitet von einer Kritik Plotins an den Kategorien des Aristoteles. Die zweistufige Kategorienlehre Plotins ist nicht ohne systembedingte Spannungen, die vor allem daher rühren, daß die Kategorien der sichtbaren Welt sich zu den Kategorien der intelligiblen Welt nicht wirklich in ein funktionierendes Subsumtionsverhältnis bringen lassen. Plotins zweistufige Kategorienlehre ist, systemtheoretisch betrachtet, eine Konstruktion aus heterogenen Elementen, die sich in ihrer Kombination als disfunktional erweisen. Der wirkungsgeschichtliche Einfluß der plotinischen Kategorienlehre auf die nächstfolgende Entwicklung der Kategorienlehre ist auffällig gering geblieben. Das bezeugen schon die griechischen Aristoteleskommentatoren, die an der aristotelischen Kategorienunterscheidung festhalten. Trotzdem ist nicht zu übersehen, daß Plotin am Anfang einer neuen Tradition steht. Mit seiner ontologischen Systematisierung und Ortsbestimmung der intelligiblen Kategorien im Nus begründet er, nach Vorläufern im Mittelplatonismus, die Geistmetaphysik, die über den mittelalterlichen Platonismus bis hin zur spekulativen Philosophie des Deutschen Idealismus eine bestimmende

Größe bleiben sollte. Plotins Kritik an den aristotelischen Kategorien erschien jedoch den antiken Exegeten wenig überzeugend. Eine ausführliche Widerlegung von Plotins Kritik an den aristotelischen Kategorien findet sich bei Simplikios (CAG VIII 16; 109; 344). Es setzte sich die Auffassung durch, daß das Kategorienschema des Stagiriten für eine vollständige Erfassung der Dinge hinreichend sei. Bezüglich des Verständnisses der Kategorien selbst blieb man flexibel und hielt sich offen für die Möglichkeit, die Bedeutung des Kategorienbegriffes je nach dem Kontext seiner Verwendung entweder als logischen oder als ontologischen Begriff zu verwenden, wobei die Tendenz, ihn ontologisch zu verstehen, überwog.

War der unmittelbare Einfluß Plotins auf die weitere Entwicklungsgeschichte der Kategorienlehre vergleichsweise gering, so war der seines Schülers Porphyrios um so größer. Die Einleitung (*Εἰσαγωγή*, Isagoge) des Porphyrios wurde nicht nur selbst zu einem Grundbuch des mittelalterlichen Schulbetriebes, sondern bewirkte vor allem, daß die Kategorienschrift des Aristoteles dazu wurde und im Curriculum des philosophischen Unterrichtes als Einleitung in die Philosophie benutzt wurde. Möglich gemacht und noch verstärkt wurde der enorme Einfluß auf das lateinische Mittelalter durch die lateinische Übersetzung und Erklärung der aristotelischen Kategorienschrift aus der Feder des Boethius, begleitet von dessen Kommentar zur Eisagoge des Porphyrios. Zwar existierten schon einige lateinische Übersetzungen und Paraphrasen der Kategorienschrift, z. B. die pseudo-augustinische Schrift Categoriae decem ex Aristotele decerptae (abgefaßt von einem Schüler des Themistios), und von Marius Victorinus gab es wahrscheinlich eine Übersetzung. Aber erst Boethius lieferte durch seine Prägung der entsprechenden lateinischen philosophischen Termini die sprachlichen Voraussetzungen für eine angemessene Erörterung der Kategorienproblematik – neben Cicero der bedeutendste Schöpfer einer lateinischen Terminologie der Philosophie, am Ausgang der Antike der große Vermittler des griechischen philosophischen Erbes an das lateinische Mittelalter. Boethius' Beiträge zur Rezeption der aristotelischen Kategorienlehre enthalten, was den Gegenstand selbst betrifft, nur wenige neue Gesichtspunkte. Einer davon verdient jedoch auf jeden Fall Erwähnung. Er bezieht sich auf das Problem der Vollständigkeit der Kategorien. Bewußter und präziser, als das bisher geschehen war, betont er die Begründungsfunktion der Kategorien für das Wissen. Am Anfang seines Kommentars (MPL LXIV 161) weist er darauf hin, daß die kleine Menge der zehn Kategorien die unbegrenzte Menge der Dinge umfaßt und so die unbegrenzte, unendliche Anzahl des Seienden durch die zehn Kategorien des Denkens bestimmt wird. Ein erstes Wetterleuchten aus einer Richtung, in der später die transzendentalphilosophische Betrachtungsweise die Kategorien in reine Verstandesbegriffe verwandeln

wird. Von dieser Konsequenz ist Boethius noch weit entfernt, der mit den griechischen Kommentatoren die Auffassung teilt, daß die zehn Kategorien die obersten „genera rerum quae generalissima nominamus" (MPL LXIV 178) bezeichnen. Aristoteles selbst hat, das sollte schon hier deutlich ausgesprochen werden, dieser Interpretation seiner Kategorien durch gelegentliche unklare und mehrdeutige Formulierungen Vorschub geleistet. Immerhin hatte diese Entwicklung zur Folge, daß auch so, d. h. unter Voraussetzung nicht einer transzendentalphilosophischen, sondern durchaus realistischen Geltung des Wissensbegriffes, die Kategorien zu Bedingungen der Möglichkeit dafür werden, daß etwas gewußt wird, wenn anders ohne „significatio" gar nichts gewußt wird. Und insofern ein Wissen ohne Kategorien gemäß erfolgter Annahme nicht möglich ist, ist das, was überhaupt Inhalt des Wissens sein kann, durch die zehn Kategorien bestimmt (vgl.: MPL LXIV 169; 180). Eine Möglichkeit der Ableitung der Kategorien aus einem einheitlichen obersten Prinzip, einer höchsten Gattung, erweist sich deshalb als unmöglich, weil die Kategorien selbst oberste Gattungen sind und keine Gattung mehr über sich haben. Der Anspruch der Vollständigkeit der zehn Kategorien bleibt hinsichtlich seiner systematischen Begründung unabgedeckt. Dieses Ergebnis kann, was die Sache betrifft, den modernen Betrachter nicht in Erstaunen versetzen, wohl aber verdient die Stringenz der Gedankenführung des Boethius bezüglich dieses Problems, das auch andere nach ihm nicht gelöst haben, Respekt.

Das von Boethius thematisierte Problem des Status der Kategorien, d. h. die Frage, was die aristotelischen Kategorien ihrem eigenen Status nach eigentlich sind, hat auch die griechischen Kommentatoren beschäftigt, und im 6. Jahrhundert n. Chr. war es Simplikios, der in seinem Kommentar zu den Kategorien (CAG VIII 9f.) einen aufschlußreichen Überblick über die wichtigsten Antworten, die von den griechischen Kommentatoren vor ihm gegeben worden sind, gibt: (1) die einen hätten die Kategorien aufgefaßt als „sprachliche Ausdrücke, die bezeichnen" (*φωναὶ σημαίνουσαι*), (2) die anderen hätten sie aufgefaßt als die mittels der bezeichnenden sprachlichen Ausdrücke bezeichneten Dinge (*σημαινόμενα πράγματα*), (3) wieder andere hätten sie aufgefaßt als Gedanken, als Begriffe (*ἁπλᾶ νοήματα*). Indem Simplikios die Bestimmung der Sprachform (*λέξις*) als Aufgabe der Grammatik definiert, weist er die erste Auffassung zurück. Andererseits aber scheidet für ihn auch die zweite Deutung aus, denn die Kategorien seien nicht selbst Dinge, Seiendes. Sie seien aber auch nicht psychologisch zu verstehen; deshalb weist er auch die dritte These zurück. Die Kategorien seien vielmehr das, mittels dessen Seiendes überhaupt erst verstehbar würde, insofern sie dessen Begreifbarkeit und Mitteilbarkeit allererst ermöglichten. Der sprachliche Ausdruck, der etwas bezeichnet, bloß als Ausdruck genommen, sei zwar Gegenstand der Grammatik, nicht der Philoso-

phie, aber gleichwohl habe der sprachliche Ausdruck eine sacherschließende Relevanz, die nicht nur von der bezeichneten Sache hergeleitet werden könne. Diese Bedeutungsrelevanz des sprachlichen Ausdruckes sei ein integraler Bestandteil des Begriffes der Kategorie. Daher folgt Simplikios schließlich dem subtilen Kategorienverständnis des Porphyrios, wenn er formuliert (CAG VIII 10, 22f.): „Sie (scil. die Kategorien) sind die einfachen sprachlichen Ausdrücke, welche die Dinge bezeichnen, insofern sie bezeichnend sind, aber nicht, insofern sie bloß Sprachformen sind." Simplikios vermeidet es, den Ort für den Status der Kategorien einseitig festzulegen. Er läßt ihn charakterisiert sein durch eine Integration von Logik, Ontologie und Epistemologie, unter ausdrücklichem Ausschluß der Grammatik. Entsprechend bestimmt er auch, indem er sich an Porphyrios anschließt, die Absicht (*σκοπός*) der Kategorienschrift: sie behandelt „die einfachen (scil. nicht zusammengesetzten), ersten und allgemeinen sprachlichen Ausdrücke, insofern sie das Seiende bezeichnen; es werden aber durchaus auch die von diesen bezeichneten Dinge (*πράγματα*) und Begriffe (*νοήματα*) mitbehandelt, insofern die Dinge von den sprachlichen Ausdrükken bezeichnet werden" (CAG VIII 13, 13ff.). Nach eigenem Bekunden hat Simplikios diese Zweckbestimmung gefunden bei Herminos, Alexander von Aigai, Alexander von Aphrodisias, Boethos, Porphyrios, Jamblichos und Syrianus. Einfacher formuliert, aber in die gleiche Richtung weisend, sind die Bestimmungen des Skopos der Kategorienschrift bei Ammonios, Olympiodoros, Philoponos und Elias; so beispielsweise bei Olympiodoros, der sagt, daß darin Aristoteles weder allein über sprachliche Ausdrücke noch allein über Begriffe, noch allein über Dinge handle: „Denn eine Erörterung über das eine ohne das übrige ist nicht möglich" (CAG XII 19, 9ff.).

Für das spekulative Interesse an der Kategorienlehre, das neben der logischen und ontologischen Auffassung des Kategorienbegriffes seit Plotins Integration der „obersten Gattungen" (*μέγιστα γένη*) Platons eine Rolle spielte, wurde die Kategorienlehre des Augustinus entscheidend wichtig, die für das mittelalterliche Denken den spekulativ-theologischen Aspekt der Kategorien aufzeigt und begründet. Wenn auch nach dem Urteil des Augustinus die Kategorien untauglich sind, das Wesen Gottes zu erfassen, so sind sie doch gleichwohl geeignet, eine Hilfsfunktion auszuüben und anzuzeigen, in welcher Form über den Grund aller Dinge in zulässiger Ordnung gesprochen werden kann. Obwohl die aristotelischen Kategorien an den geschaffenen Dingen erkannt werden können, so die Annahme, und sie als oberste Gattungen des geschaffenen Seienden fungieren, haben sie doch auch eine instrumentelle Bedeutung für die Gotteserkenntnis. Mit dieser Funktionsbestimmung der aristotelischen Kategorien hebt Augustinus die rigorose Einschränkung der Gültigkeit der aristotelischen Kategorien auf den Bereich der sinnlich wahrnehmbaren Welt, die Plotin

vorgenommen hatte, wieder auf und macht den Weg endgültig frei für den spekulativ-theologischen Gebrauch der Kategorien im Mittelalter.

Als die im engeren Sinne wichtigsten Schritte sind hier mit Recht von jeher zwei Ereignisse betrachtet worden, zum einen der Versuch einer systematischen Herleitung der Kategorien bei Thomas von Aquin und zum anderen die nominalistische Veränderung des Kategorienbegriffes im Sinne einer Subjektivierung der Kategorien, wobei Thomas von Aquin in gewisser Weise einen Abschluß der gesamten Kategorienreflexion seit der Antike darstellt, während Wilhelm von Ockham einen Neubeginn der Kategorienbetrachtung bezeichnet, der für die Neuzeit charakteristisch bleibt. Thomas von Aquin geht bei seiner Deduktion der Kategorien von der prinzipiellen Parallelität von Sein, Denken und Sprache aus und begründet so, indem er die Seinsweisen (modi essendi) den Aussageweisen (modi praedicandi) entsprechen läßt, mit den Arten der Prädikation die Anzahl der Kategorien. Die bei diesem Verfahren leitenden ontologischen und erkenntnistheoretischen Grundannahmen bleiben undiskutiert und werden dogmatisch vorausgesetzt. Unter den Einwänden, die gegen diesen ersten systematischen Versuch einer Kategoriendeduktion vorgebracht wurden, waren die folgenreichsten diejenigen, die sich gegen die Eingrenzung der Gültigkeit der Kategorien auf die physische Realität richteten und der regionalen Erweiterung der Anwendung der Kategorien auch auf andere Bereiche, so des Logischen, Mathematischen, Metaphysischen etc., das Wort redeten und damit der Sache nach an die plotinisch-neuplatonische Tradition anknüpften, die sich bereits für eine pluralistische Regionalisierung des Kategoriengebrauches ausgesprochen hatte. Auch schon die arabische Aristotelesrezeption bei Alfarabi, Avicenna, Algazel und Averroes hatte sich dieser Richtung weitgehend angeschlossen, ohne dabei wesentlich neue Gesichtspunkte an die Erörterung der Probleme der aristotelischen Kategorien heranzutragen.

Für die Geschichte der Kategorienlehre in der Folgezeit war im Mittelalter der wichtigste Schritt die allmähliche Außerkraftsetzung des Parallelismusschemas von Sein, Denken und Sprache. Nach dem Vorgang von Abälard, Duns Scotus und anderen gingen die stärksten Impulse in diese Richtung von Wilhelm von Ockham aus, dessen nominalistische Erkenntniskritik auch den Kategorienbegriff veränderte, insofern die Kategorien jetzt nicht mehr realistisch oder objektivistisch verstandene Arten des Seienden sind oder bedeuten, sondern „Verstandesdinge“ (entia rationis). Im Rahmen einer für die moderne Semiotik wieder aktuellen Zeichentheorie setzt Ockham die Kategorien in eine systematische Beziehung zu dem dem Menschen eigentümlichen Akt des Bezeichnens, der Bezeichnung (significatio), wobei die Kategorien als Bezeichnungen von Bezeichnungen bestimmt werden. Die Lehre von den Intentionen liefert dafür den theore-

tischen Kontext: Während die „intentio prima" alle Zeichen umfaßt, die einen Gegenstandsbezug besitzen (Bilder, Vorstellungen, Begriffe, Ausdrücke, Erkenntnisakte, Strebungen etc.), betrifft die „intentio secunda" die aufgrund der Reflexion gebildeten Begriffe der Begriffe, Bezeichnungen der Bezeichnungen oder Kategorien. Als solche Reflexionsbegriffe verdanken sie sich spontanen Akten des Bezeichnens und verweisen zurück auf das Subjekt des Bezeichnens. Dieser Ansatz hat Folgen auch für das Verständnis nicht nur des Verhältnisses von erster und zweiter Substanz, sondern auch für das Verständnis von erster und zweiter Substanz selbst, denn „die ersten Substanzen sind nicht Gegenstände, die den zweiten Substanzen wirklich subsistieren, sondern sie sind Gegenstände aufgrund der Prädikation" (substantiae primae non sunt subjecta realiter subsistentia substantiis secundis, sed sunt subjecta per praedicationem, Wilhelm von Ockham, S. Logica I 42, 122–124). Ockhams Unternehmen, die Kategorien zum integrierenden Bestandteil der Konstitutionsleistung des Subjektes des Erkenntnisvorganges zu machen und ihren systematischen Ort im Denken, im Geist des Menschen auszumachen, weist bereits über sich hinaus auf die neuzeitliche Erkenntnistheorie, insonderheit auf die transzendentalphilosophische Erkenntniskritik Kants, in der sich der Status des Kategorienbegriffes entscheidend verändert durch die Bestimmung der Kategorien als reine Verstandesbegriffe. In der Zwischenzeit des ausgehenden Mittelalters, des Humanismus und der Renaissance sowie des 17. und 18. Jahrhunderts lösten sich Zustimmung und Ablehnung in bezug auf die aristotelische Kategorienlehre in stetigem Wechsel ab. Daneben kam es gelegentlich zur Formulierung eigener Kategorienlehren, die aber ihre Abhängigkeit von der aristotelischen nicht verleugnen können. Wichtiger als die Kompilationen dieser Art von Kategorientheorien sind in der Übergangszeit zu Kants prinzipieller Neuformulierung des Kategorienproblems die Fragen und Kritiken im Blick auf die aristotelische Kategorienkonzeption und deren Tradition im Aristotelismus der Scholastik, zum Beispiel die Frage, wo die Kategorien denn nun eigentlich ihren Ort haben: in der Logik oder in der Metaphysik, sowie die Infragestellung ihrer Anzahl und Auswahl und die Behauptung ihrer Kontingenz, ihrer mangelnden Realitätsbezogenheit und willkürlichen Subjektivität.

Ein neues Niveau erreichte die Diskussion erst in Kants *Kritik der reinen Vernunft* (1781). Das Hauptwerk Kants bedeutet auch in der Geschichte der Kategorienlehre eine Zäsur und teilt diese Geschichte in eine vorkantische und eine nachkantische. Nach der Grundlegung der Kategorienlehre durch Aristoteles ist die Neufassung derselben durch Kant das zweite große Ereignis in dieser Geschichte gewesen. Kants Ausgangspunkt war die unversöhnte Konstellation eines Gegenüber berechtigter theoretischer Ansprüche sowohl des Rationalismus wie des Empiris-

mus. Der Haupttendenz des Rationalismus seit Descartes, Grundbegriffe des Denkens im Arsenal des menschlichen Geistes auszumachen und in einem System nach den Kriterien der Vollständigkeit und Apriorität darzustellen, folgte auch Kant, indem es ihm darum ging, Begriffe zu finden, die, dem reinen Verstand entstammend, Erfahrungserkenntnis begründeten. Da jede Erfahrungserkenntnis synthetisch ist, mußten die gesuchten reinen Verstandesbegriffe also als Bedingungen der Möglichkeit der Synthesis fungieren können, und zwar einer apriorischen Synthesis in bezug auf die Mannigfaltigkeit gegebener Sinneseindrücke oder Erscheinungen. Um solcher Begriffe habhaft zu werden, wählte Kant den Weg über eine Inspektion der Verstandestätigkeit, um auf diese Weise allererste Funktionen der Synthesis zu orten und als Leitfaden für die Herleitung der reinen Verstandesbegriffe oder Kategorien zu benutzen. „Aristoteles hatte zehn solcher reinen Elementarbegriffe unter dem Namen der Kategorien (1. Substantia. 2. Qualitas. 3. Quantitas. 4. Relatio. 5. Actio. 6. Passio. 7. Quando. 8. Ubi. 9. Situs. 10. Habitus) zusammengetragen. Diesen, welche auch Prädikamente genannt wurden, sah er sich hernach genötigt, noch fünf Postprädikamente beizufügen (Oppositum, Prius, Simul, Motus, Habere), die doch zum Teil schon in jenen liegen (Prius, Simul, Motus); allein diese Rhapsodie konnte mehr für einen Wink für den künftigen Nachforscher, als für eine regelmäßig ausgeführte Idee gelten und Beifall verdienen, daher sie auch bei mehrerer Aufklärung der Philosophie als ganz unnütz verworfen worden. Bei einer Untersuchung der reinen (nichts Empirisches enthaltenden) Elemente der menschlichen Erkenntnis gelang es mir allererst nach langem Nachdenken, die reinen Elementarbegriffe der Sinnlichkeit (Raum und Zeit) von denen des Verstandes mit Zuverlässigkeit zu unterscheiden und abzusondern. Dadurch wurden nun aus jenem Register die 7te, 8te, 9te Kategorie ausgeschlossen. Die übrigen konnten mir zu nichts nutzen, weil kein Prinzip vorhanden war, nach welchem der Verstand völlig ausgemessen und alle Funktionen desselben, daraus seine reinen Begriffe entspringen, vollzählig und mit Präzision bestimmt werden könnten. Um aber ein solches Prinzip auszufinden, sah ich mich nach einer Verstandeshandlung um, die alle übrige enthält und sich nur durch verschiedene Modifikationen oder Momente unterscheidet, das Mannigfaltige der Vorstellung unter die Einheit des Denkens überhaupt zu bringen, und da fand ich, diese Verstandeshandlung bestehe im Urteilen. Hier lag nun schon fertige, obgleich noch nicht ganz von Mängeln freie Arbeit der Logiker vor mir, dadurch ich in den Stand gesetzt wurde, eine vollständige Tafel reiner Verstandesfunktionen, die aber in Ansehung alles Objektes unbestimmt waren, darzustellen. Ich bezog endlich diese Funktionen zu urteilen auf Objekte überhaupt, oder vielmehr auf die Bedingung, Urteile als objektiv-gültig zu bestimmen, und es entsprangen reine Verstandesbegriffe, bei denen ich

außer Zweifel sein konnte, daß gerade nur diese und ihrer nur so viel, nicht mehr noch weniger, unser ganzes Erkenntnis der Dinge aus bloßem Verstande ausmachen können. Ich nannte sie wie billig nach ihrem alten Namen ‚Kategorien', wobei ich mir vorbehielt, alle von diesen abzuleitende Begriffe, es sei durch Verknüpfung untereinander, oder mit der reinen Form der Erscheinung (Raum und Zeit), oder mit ihrer Materie, sofern sie noch nicht empirisch bestimmt ist (Gegenstand der Empfindung überhaupt), unter der Benennung der ‚Prädikabilien' vollständig hinzuzufügen, sobald ein System der transzendentalen Philosophie, zu deren Behuf ich es jetzt nur mit der Kritik der Vernunft selbst zu thun hatte, zustande kommen sollte. Das Wesentliche aber in diesem System der Kategorien, dadurch es sich von jener alten Rhapsodie, die ohne alles Prinzip fortging, unterscheidet, und warum es auch allein zur Philosophie gezählt zu werden verdient, besteht darin: daß vermittels desselben die wahre Bedeutung der reinen Verstandesbegriffe und die Bedingung ihres Gebrauchs genau bestimmt werden konnte. Denn da zeigte sich, daß sie für sich selbst nichts als logische Funktionen sind, als solche aber nicht den mindesten Begriff von einem Objekt an sich selbst ausmachen, sondern es bedürfen, daß sinnliche Anschauung zum Grunde liege, und alsdann nur dazu dienen, empirische Urteile, die sonst in Ansehung aller Funktionen zu urteilen unbestimmt und gleichgültig sind, in Ansehung derselben zu bestimmen, ihnen dadurch Allgemeingültigkeit zu verschaffen und vermittels ihrer Erfahrungsurteile überhaupt möglich zu machen. Von einer solchen Einsicht in die Natur der Kategorien, die sie zugleich auf den bloßen Erfahrungsgebrauch einschränkte, ließ sich weder ihr erster Urheber, noch irgendeiner nach ihm etwas einfallen; aber ohne diese Einsicht (die ganz genau von der Ableitung oder Deduktion derselben abhängt) sind sie gänzlich unnütz und ein elendes Namenregister ohne Erklärung und Regel ihres Gebrauchs. Wäre dergleichen jemals den Alten in den Sinn gekommen, ohne Zweifel das ganze Studium der reinen Vernunfterkenntnis, welches unter dem Namen Metaphysik viele Jahrhunderte hindurch so manchen guten Kopf verdorben hat, wäre in ganz anderer Gestalt zu uns gekommen und hätte den Verstand der Menschen aufgeklärt, anstatt ihn, wie wirklich geschehen ist, in düsteren und vergeblichen Grübeleien zu erschöpfen und für wahre Wissenschaft unbrauchbar zu machen. Dieses System der Kategorien macht nun alle Behandlung eines jeden Gegenstandes der reinen Vernunft selbst wiederum systematisch und gibt eine unbezweifelte Anweisung oder Leitfaden ab, wie und durch welche Punkte der Untersuchung jede metaphysische Betrachtung, wenn sie vollständig werden soll, müsse geführt werden: denn es erschöpft alle Momente des Verstandes, unter welche jeder andere Begriff gebracht werden muß" (Prolegomena § 39).

Aus der Tafel der Urteile gewinnt Kant die Tafel der Kategorien. Denn

die reinen Verstandesbegriffe oder Kategorien sind den Urteilen an sich „genau parallel" (Prolegomena § 21): die Kategorien der Quantität (Einheit, Vielheit, Allheit) entsprechen der Quantität (Allgemeine, Besondere, Einzelne) der Urteile, die Kategorien der Qualität (Realität, Negation, Einschränkung) entsprechen der Qualität (Bejahende, Verneinende, Unendliche) der Urteile, die Kategorien der Relation (Substanz, Ursache, Gemeinschaft) entsprechen der Relation (Kategorische, Hypothetische, Disjunktive) der Urteile, die Kategorien der Modalität (Möglichkeit, Dasein, Notwendigkeit) entsprechen der Modalität (Problematische, Assertorische, Apodiktische) der Urteile. Die reinen Verstandesbegriffe oder Kategorien, die solchermaßen für Kant vollständig und transzendental deduziert sind, haben aber nach ihm nur dann objektive Gültigkeit, wenn ihr Gebrauch auf die Bedingungen möglicher Erfahrung eingeschränkt ist. Losgelöst von der Sinnlichkeit können sie auf keinen Gegenstand angewendet werden. Sie sind als reine Kategorien nur die reine Form des Verstandesgebrauches in bezug auf die Gegenstände überhaupt: „bloße Gedankenformen" (KdrV B 150). Als Bedingungen der Möglichkeit apriorischer Synthesis konstituieren die Kategorien zusammen mit den apriorischen Anschauungsformen von Raum und Zeit die Gegenstände möglicher Erfahrung. Die, Kants Versicherung gemäß, so erfolgende apriorische Bestimmung der Gegenstände der Erfahrung durch die Kategorien macht die kantischen Kategorien, verstanden als Bedingungen der Möglichkeit der Objektivität, zu Ordnungsbegriffen in bezug auf die erfahrbare Welt. Hier zeigt sich bei aller Unterschiedlichkeit eine Parallele zu den aristotelischen Kategorien, die auch als Strukturbegriffe der Gegenstandswelt fungieren und die Hinsichten bestimmen, unter denen Gegenstände prädiziert werden. Aber die Unterschiede zwischen Kant auf der einen Seite und Aristoteles und der gesamten aristotelischen Tradition auf der anderen Seite sind fundamental und haben die Geschichte der Kategorienlehre qualitativ verändert. In der Hauptsache sind es drei Elemente der kantischen Kategorientheorie, die diese Veränderung verursacht haben: (1) das Problem des Ursprungs, (2) der Nachweis der Vollständigkeit und (3) die Rechtfertigung der Kategorien als Bedingungen der Objektivität der Erfahrung. Daß mit der transzendentalphilosophischen Reflexion der Kategorienthematik durch Kant tatsächlich ein neues Niveau dieser Thematik erreicht war, ist daran ablesbar, daß die Erkennbarkeit der Gegenstandswelt nicht mehr als ein Faktum einfach vorausgesetzt wird, sondern in einer transzendentalen Reflexion, in deren Verlauf Kategorien ins Spiel kommen, nachgewiesen oder doch der Versuch dazu in einer epochalen Form unternommen, auf jeden Fall das Erkenntnisproblem auf eine radikal neue Weise bewußt gemacht wird. Daß Kant bei diesem gewaltigen Unternehmen an für ihn zentralen Punkten aus heutiger Sicht scheiterte, ist eine andere

Sache, wenn auch eine Tatsache. So fällt letzten Endes Kants Kritik an Aristoteles, dieser habe die Kategorien nur „rhapsodistisch" aufgerafft (KdrV B 107), in gewissem Sinne wieder auf Kant selbst zurück; denn sein Versuch, die Kategorien aus einem Prinzip abzuleiten, und zwar mit Hilfe einer für vollständig gehaltenen Urteilstafel, gilt als mißlungen, und auch die Konsistenz der vier von ihm aufgestellten Kategoriengruppen sowie das Verhältnis der drei Kategorien in jeder der vier Kategoriengruppen zueinander ist alles andere als „artig" (Proleg. § 39), wenn auch nicht, das sei eingeräumt, ohne „eine gewisse Schönheit" (Proleg. § 39). Aber nicht nur die Systematik der Kategorien ist problematisch. Nimmt man mit Kant an, daß die Identität des Selbstbewußtseins die Notwendigkeit von Kategorien begründet, so gilt diese Notwendigkeit doch nur für Kategorien allgemein, denn warum es genau nur die in der metaphysischen Deduktion enthaltenen Kategorien sind, die als Kategorien sollen gelten können, wird in der transzendentalen Deduktion gar nicht bewiesen. Der Anspruch der Vollständigkeit der Kategorientafel ist nicht erst aufgrund der Weiterentwicklung der Logik unhaltbar; er ist es schon gemessen an Kants eigenen Maßstäben.

Die auf Kant folgende Auseinandersetzung mit dem Kategorienproblem in der Philosophie des Deutschen Idealismus bei Schelling, Fichte und Hegel ist gekennzeichnet durch die Kritik an Kant. Stand die Entwicklung der Kategorienlehre bis Kant immer noch in einer deutlich erkennbaren Beziehung zur Intention des aristotelischen Grundentwurfs, so entfernt sich die nachkantische idealistische Fassung der Kategorientheorie erheblich von ihren Vorläufern. Aus systemimmanenten Gründen baut Schelling (1794) die Kategorientafel Kants um und ordnet die Kategorie der Relation den anderen Kategoriengruppen über, dergestalt, daß die triadische Gliederung der Relationskategorie zugleich den Leitfaden für die anderen, ebenfalls triadisch gegliederten Kategoriengruppen abgibt. Die einzelnen Kategorien werden so zwar auf die Relation als die Urform alles Wissens bezogen, ohne aber aus dieser genetisch abgeleitet zu werden. Dieser Gesichtspunkt der genetischen Ableitung tritt bei Fichte (1794) signifikant hervor, der auch von der den anderen Kategorien übergeordneten Relationskategorie ausgeht, sich jedoch vor allem um die Ableitung der anderen Kategorien aus der ersten Kategorie bemüht. Darüber hinaus war, wie sich bei Hegel zeigt, der Gedanke Schellings (1800) folgenreich, daß die Funktionalität der Kategorien nicht verstehbar ist, solange man sie auf dem bloßen Gegensatz zwischen logischen Begriffen und sinnlicher Anschauung beruhen läßt. Hier bahnt sich das Hegelsche Verständnis des Kategorienbegriffes an, das sich von dem Gedanken der Selbstkonstitution des endlichen Bewußtseins löst und die Kategorien als Grundbestimmungen des absoluten Wissens begreift. Die Kategorien werden zu Struktur-

momenten des absoluten Wissens, das als sich selbst bestimmendes Denken sich selbst zum Gegenstand hat und sich dabei mittels der Kategorien in verschiedenen Weisen der Gegenstandsbeziehung bewegt. Danach lassen sich drei Kategorienbereiche unterscheiden: in der Seinslogik, in der Reflexionslogik und in der Begriffslogik. Die jeweilige Bedeutung der Kategorien hängt ab von ihrer Stelle im System Hegels (1807, 1812–1816, 1817). Als die wichtigste Konsequenz der Hegelschen Kategorienlehre erscheint die Aufhebung des Unterschiedes von Verstandesbegriff und Anschauungsform, indem die Momente der reinen Anschauung und des reinen Begriffs in den Gesamtprozeß der sich begreifenden Vernunft vollständig integriert werden. Damit hängt zusammen, daß die Kategorien nicht mehr, wie bei Kant, Intentionsgeltung für Objekte haben, sondern in dem Prozeß der sich selbst vermittelnden Subjektivität nur noch auf sich selbst bezogen werden, d. h., sie verlieren ihren logischen Status im erkenntniskritischen Sinne. Kategorien, aufgefaßt als Reflexionsstufen des zu sich kommenden Geistes, vermögen zwar noch kategorial differenzierte Regionen der Subjektivität zu bezeichnen, aber die Bestimmung dessen, in bezug worauf die Kategorien denn nun eigentlich objektiv gelten, gelingt nicht mehr. Das gilt auch für die zahlreichen weniger gewichtigen Entwürfe einer Kategorienlehre, die im Kielwasser der großen Systeme des Deutschen Idealismus entstanden. Ihnen allen ist gemeinsam, daß ihre spekulative Phantasie sich immer weiter entfernt von der Beantwortung jener Grundfrage, auf die die Kategorienlehre ihrer ursprünglichen Absicht gemäß eine Antwort zu geben versuchte, nämlich der Frage nach der Genese und Struktur unserer Erfahrung im Zusammenhang von Sein, Denken und Sprache.

Die epochale Bedeutung, die im Verlauf des 19. Jahrhunderts den Erfahrungswissenschaften zuwuchs, ließ auch die philosophische Kategorienreflexion nicht unberührt. Der Begriff der Erfahrung verdrängte den der Spekulation. Das Interesse an sogenannten geschlossenen Systemen von universaler Gültigkeit und behaupteter Vollständigkeit erlahmte bis zur Gleichgültigkeit. Die Philosophie begann, mit ihren Fragestellungen direkt oder indirekt sich an den Methoden, Resultaten und Grundlagenproblemen der Erfahrungswissenschaften zu orientieren. Die Folgen auch für die weitere Entwicklung der Kategorienlehre als eines philosophischen Theorems waren einschneidend. Geschlossenheit, Vollständigkeit und apriorische Deduzierbarkeit hörten auf, Kriterien für die Aufstellung von Kategorienschemata zu sein. Die Regionalisierung der Wirklichkeit durch die empirisch verfahrenden Einzelwissenschaften machte es der philosophischen Kategorienlehre unmöglich, diese von den Wissenschaften zwar nicht reflektierte, aber vorausgesetzte und praktizierte Gliederung der Seinsbereiche unberücksichtigt zu lassen. Eine regional differenzierte Kategorial-

analyse schien sich in dieser Situation als Lösung anzubieten, und in gleicher Weise schien sich die in den Erfahrungswissenschaften bewährte induktive Methode für die Kategorienfindung zu empfehlen. Ob diese oder eine andere Methode, auf jeden Fall hatte die apriorische Analyse des Verstandes oder die Selbstreflexion des Ich als möglicher Leitfaden bei der Suche nach den Kategorien die Glaubwürdigkeit eingebüßt. Das blieb auf die Bedeutung des Begriffs der Kategorie nicht ohne Einfluß. Mit dem Terminus „Kategorie" wurde nicht mehr länger eine erfahrungsunabhängige apriorische Denkbestimmung bezeichnet. Unter dem wissenschaftsgeschichtlichen Aspekt eines ungewiß in die Zukunft sich erstreckenden gigantischen Forschungsprozesses der Menschheit verblaßte die Idee einer a priori feststehenden Tafel der Kategorien.

Dieser Neuorientierung der Kategorienanalyse zeitlich parallel läuft der Beginn eingehender historischer Untersuchungen zur Tradition der Kategorienproblematik. Signifikant für dieses Erwachen des historischen Interesses ist A. Trendelenburgs *Geschichte der Kategorienlehre* (1846), bestehend aus zwei Abhandlungen, die erste über *Aristoteles Kategorienlehre*, die zweite über *Die Kategorienlehre in der Geschichte der Philosophie* bis Hegel. Im Anschluß an Trendelenburg entstanden in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts weitere umfassende Werke zur Entwicklung der Kategorienlehre, zum Beispiel P. Ragniscos *Storia critica delle categorie, dai primordi della philosophia greca sino ad Hegel* (1870) und A. Rosmini-Serbatis *Saggio storico-critico sulle categorie e la dialetica* (1883). Außerdem widmeten Historiker und Systematiker der Philosophie in ihren Arbeiten dem Thema ausführliche Beiträge, so C. Prantl, *Geschichte der Logik im Abendlande* (1855–1885), E. Zeller, *Die Philosophie der Griechen* (1844–1852), Ch. Renouvier, *Essais de critique générale, 1. Traité de logique générale et de logique formelle* (1854), und *Esquisse d'une classification systématique des doctrines philosophiques* (1886), E. v. Hartmann, *Geschichte der Metaphysik* (1899–1900), die hier nur stellvertretend für viele andere genannt werden. Nicht wenige von ihnen sind auch mit eigenen Entwürfen einer Kategorienlehre hervorgetreten, an ihrer Spitze Trendelenburg selbst, der auf der Grundlage einer revidierten Fassung der aristotelischen Konzeption und in Kritik an Hegels Kategorienbegriff auch einen systematischen Beitrag zur Kategorienlehre vorgelegt hat (1840, ^{2}1862). Von erheblichem Einfluß auf spätere Kategorialanalysen (vor allem N. Hartmanns) war seine Unterscheidung realer und modaler Kategorien sowie die Aktualisierung der aristotelischen Konzeption, wie sich bei seinem Schüler F. Brentano zeigt, der nicht nur als Aristotelesforscher hervortrat (1862ff.), sondern auch eine eigene Kategorienlehre entwickelte, in der er sich allerdings mehr und mehr von seiner

aristotelischen Ausgangsposition entfernte (1874, 1907, 1911). Brentanos Werk *Von der mannigfachen Bedeutung des Seienden nach Aristoteles* (1862) ist nach eigenem Bekunden Heideggers auf dessen Konzeption von *Sein und Zeit* (1927) von Einfluß gewesen. Die für Trendelenburg und Brentano charakteristische Verbindung von historischer und systematischer Kompetenz begegnet auch in der Folgezeit bei Bearbeitern der Kategorienthematik nicht selten. H. Vaihinger (1877), E. v. Hartmann (1896) und H. Maier (1934) sind typische Beispiele, ebenso die Vertreter des Neukantianismus: H. Cohen (1871, 1902, 1904), P. Natorp (1904, 1910), W. Windelband (1900), H. Rickert (1892), J. Cohn (1908) und E. Lask (1911). Dieses Zusammenwirken von systematischer Kategorienforschung und Hinwendung zur Geschichte des Problems ist freilich kein Zufall. Es signalisiert den Umstand, daß man sich bei aller Präzisierung der Problemstellungen und Antworten doch in alten Bahnen bewegte, Bahnen, die von der langen Geschichte der Kategorienlehre vorgezeichnet und vor allem durch zwei Faktoren geprägt waren: die aristotelische Tradition auf der einen Seite sowie Kant und die idealistische Systemphilosophie auf der anderen Seite. Zwischen diesen beiden Polen bewegte sich die gesamte Kategorienreflexion im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert. Hielten die Aristoteliker im bewußten Gegenzug gegen die idealistische Erkenntnistheorie an ontologischen Grundannahmen der Tradition fest, so rückten die Neukantianer um so entschiedener das Problem einer transzendentalen Begründung des Wissens und einer apriorischen Konstitution der Gegenstände der Erfahrung wieder in das Zentrum der Philosophie und verstanden die Kategorienlehre als wesentliches Instrument bei der Bestimmung des Gegenstandes der Erkenntnis und bei der Begründung der Objektivität der Wissenschaften, speziell der Naturwissenschaften. Für die Geisteswissenschaften versuchte insbesondere W. Dilthey (1910) unter Rückgriff auf den Zentralbegriff des Lebens eine Grundlegung, die eine Kategorienlehre impliziert (Oehler 1979). Diltheys lebensphilosophische Kategorienlehre, neben der auch G. Simmels (1910) und O. Spanns (1924) lebensphilosophisch geprägte Kategorienbegriffe Erwähnung verdienen, ist noch eingebettet in die Einheit eines philosophischen Gedankens, läßt aber gleichwohl die inflationäre Entwicklung erkennen, die den Kategorienbegriff erfaßt hatte und seine ihm von Aristoteles und Kant maßgeblich verliehene Bedeutung erheblich veränderte.

Das gilt nicht für den Gebrauch des Kategorienbegriffes in der Phänomenologie E. Husserls, in der existentialen Hermeneutik M. Heideggers, in der neuen Ontologie N. Hartmanns und Kosmologie A. N. Whiteheads und in der analytischen Philosophie. Husserls Kategorienlehre (1900, 1913, 1929) unterscheidet zwischen formalen Kategorien als Grundbegriffen, d. h. Konstitutionsbestimmungen von Gegenständen überhaupt, und regio-

nalen Kategorien als obersten materialen Gattungen, so daß das Problem der Kategorien nicht als eines der transzendentalen Logik, sondern der formalen und materialen Ontologie erscheint und die Kategorien als wesenhafte Seinsbestimmungen fungieren. Heideggers Verständnis der Kategorien sowohl in seiner Habilitationsschrift *Die Kategorien- und Bedeutungslehre des Duns Scotus* (1916) als auch in *Sein und Zeit* (1927) ist ebenfalls ontologisch. Vgl. *Sein und Zeit* 44: „Das je schon vorgängige Ansprechen des Seins im Besprechen (*λόγος*) des Seienden ist das *κατηγορεῖσθαι*." Im Rahmen seiner existentialen Hermeneutik des Daseins ist aber die sinnkritische Funktion der Existentialien der Funktion der Kategorien übergeordnet. Bei N. Hartmann dagegen steht der Kategorienbegriff im Zentrum seines Entwurfes einer neuen, kritischen Ontologie. Für N. Hartmanns Kategorialanalyse ist wesentlich die Applikation des ontologischen Schichtengedankens, wodurch sich nach Seinssphären (Realität, Idealität, Erkenntnissphäre, logische Sphäre) differenzierte Kategorientypen ergeben, die in einem abgestuften Verhältnis geordnet werden. Dabei bleibt der von N. Hartmann inaugurierte Begriff der Kategorie als eines allgemeinen Seinsprinzips trotz der sich durch das Gesamtwerk Hartmanns hindurchziehenden umfänglichen Analysen des Kategorienbegriffes auffällig unspezifisch. Demgegenüber zeichnet sich die Kategorienlehre Whiteheads (1926) bei aller Kompliziertheit ihrer barocken Architektonik durch die Präzision ihrer Begriffsbildung aus. Unter erkennbarem Rückgriff auf den amerikanischen Pragmatismus (Peirce, James, Dewey) entwickelt er in seiner spekulativen Kosmologie einen Kategorienbegriff ohne apriorischen und transzendentalen Anspruch. Die Kategorien werden als analytisch gewonnene, allgemeine hypothetische Interpretationsbegriffe verstanden, die approximativ die Strukturen der Wirklichkeit erfassen, indem sie Seinsprinzipien formulieren. Diese viele Elemente der philosophischen Tradition des Kategorienproblems in sich aufnehmende Kategorienlehre Whiteheads ist trotz ihrer hypothetisch-empirisch vorgehenden Methode von einer beachtlichen spekulativen Kraft, durch die sie sich von den meisten anderen Versuchen dieser Art im 20. Jahrhundert unterscheidet.

Ausgehend von Marx, Engels und Lenin erfolgte die Ausarbeitung der dialektisch-materialistischen Kategorienlehre, die die philosophischen Kategorien als historisch entstandene Widerspiegelungen der Materie, ihrer Entwicklung und ihrer allgemeinsten Zusammenhänge begreift. Der dialektische und historische Materialismus betrachtet die Kategorien nicht als apriorisch gegebene Verstandesformen, sondern als im Fortgang der menschlichen Erkenntnis erfolgende Verallgemeinerungen, besonders der Resultate der Wissenschaften. Die zentrale Kategorie ist hier die Kategorie der Materie; ihr eng verbunden sind die Kategorien der Bewegung, des Raumes, der Zeit, der Kausalität und Wechselwirkung, der Notwendigkeit

und des Zufalls, alle verstanden als allgemeine Bestimmungen der Materie. Zusammen mit den anderen Kategorien des dialektischen und historischen Materialismus bilden sie ein System von Begriffen, das für die marxistisch-leninistische Philosophie von tragender Bedeutung ist und dessen weitere Ausarbeitung von ihr als eine der Hauptaufgaben der materialistischen Philosophie angesehen wird. Einer der leitenden Gesichtspunkte ist dabei die Abgrenzung sowohl gegen die subjektivistische Deutung der Kategorien als auch gegen eine panlogistische Identifizierung der Kategorien mit der objektiven Realität im Sinne Hegels.

Hatten die meisten modernen Erneuerungsversuche der Kategorienlehre entweder eine logisch-ontologische oder eine transzendentallogische Tendenz, so begegnet in den Auseinandersetzungen der analytischen Philosophie über den Kategorienbegriff ein neuer Typus, dessen kritische Funktion an die ursprüngliche aristotelische Aufgabenbestimmung der Kategorienunterscheidung erinnert. Es geht in der analytischen Sprachphilosophie um die Möglichkeitsbedingungen sinnvoller Aussagen. Die Richtung dieses purgatorischen Impetus allerdings ist nicht unwichtig: er war von Anfang an gerichtet gegen vermeintliche Pseudoprobleme der traditionellen Philosophie, speziell der Metaphysik. Dabei ging es zunächst um die Konstruktion einer logisch perfekten Sprache, die gemäß dem neuen Exaktheitsideal die Vagheiten der Alltagssprache ausschloß. Erst unter dem Einfluß der Abwendung des späten Wittgenstein von dem Ziel einer Idealsprache kam es zur Untersuchung der Logik der Umgangssprachen und damit zur verstärkten Hinwendung zu semantischen Problemen in der Ordinary Language Philosophy. Am Anfang der analytischen Sprachphilosophie steht G. Freges Einteilung der Satzfunktionen in Stufen und Arten (1879) und B. Russells Kritik an Freges System, unter anderem Russells Erweiterung von Freges Einteilung aller Sätze in wahre und falsche durch die Klasse der sinnlosen Sätze. Diese Russellsche Korrektur (1925–1927) wurde wichtig für die Kategorienlehre der Ordinary-Language-Philosophen. Die Nichtbeachtung des Unterschiedes von Kategorien führt zu Kategorienfehlern und in der Folge zu sinnlosen Sätzen, so zum Beispiel, wenn zwei Begriffe verschiedenen Kategorien oder logischen Typen angehören und das bei der Konstruktion von Sätzen nicht angemessen berücksichtigt wird. Unter diesem Aspekt behandelt G. Ryle das Kategorienproblem im Rahmen der Ordinary Language Philosophy und bezieht sich dabei ausdrücklich auf Aristoteles (1937/38: 189–206; 1949; 1954). Die Idee der Vollständigkeit einer Kategorientafel lehnt er ab, die Anzahl der Kategorien hält er für unbestimmt, eine systematische Ordnung der Kategorien stellt er in Abrede und in eins damit die Möglichkeit ihrer Deduktion; die Syntax als Kriterium der Kategorienbestimmung ist durch das Kriterium semantischer Bedeutungshaftigkeit oder Absurdität

zu ergänzen, die Zuordnung von Begriffen zu Kategorien beruht auf einem Ad-hoc-Verfahren. Der fundamentale Kategorienfehler besteht in der Verwechslung von Dispositionen (Dispositionswörtern) mit Ereignissen (Ereigniswörtern). Die Schwächen von Ryles Position haben zu zahlreichen Einwänden Anlaß gegeben, so zum Beispiel denen, daß kein Kriterium dafür angegeben wird, ob ein Satz sinnlos ist oder nicht, daß es kein befriedigendes Entscheidungsverfahren dafür gibt, ob zwei Begriffe verschiedenen Kategorien angehören, daß der Rylesche Kategorienbegriff, gemäß welchem die Kategorie nur eine Klasse von synonymen Begriffen darzustellen scheint, zu eng ist, um philosophisch funktionsfähig zu sein. Einen anderen Versuch, unter Rückgriff auf aristotelische Elemente das Kategorienproblem im Rahmen der analytischen Sprachphilosophie zu behandeln, unternimmt P. F. Strawson (1959) in seiner „deskriptiven Metaphysik“, indem er die kategoriale Unterscheidung von „particulars“ und „universals“ für eine Bestimmung der Differenz von Subjekt und Prädikat benutzt. Vgl. auch Strawsons subtile Kritik an Ryle in seinem Aufsatz Categories (1974: 108–132). J. R. Searle (1969) hat diesen Versuch mit Bezug auf Strawsons Ineinssetzung des Allgemeinen mit Prädikaten zurückgewiesen.

Diese und ähnliche Versuche in der analytischen Philosophie (z. B. bei D. J. Hillman, J. J. C. Smart, F. Sommer, B. Harrison, A. D. Carstairs), auch in der Logik und Wissenschaftstheorie des logischen Empirismus (R. Carnap u. a.), verbindet vor allem das Bestreben der Aufdeckung und Vermeidung von logischen Paradoxien oder Kategorienfehlern. Das Erreichen ihres eigentlichen Zieles, die Formulierung eindeutiger Anwendungskriterien bezüglich syntaktischer und semantischer Probleme, ist umstritten; vgl. W. V. O. Quines Kritik (1976: 203–211) an Carnap. Gleichwohl bleibt der heuristische Gebrauch des analytischen Kategorienbegriffes sinnvoll und hat eine kritische Funktion für den philosophischen und wissenschaftlichen Diskurs.

Eine moderne Gestalt der philosophischen Kategorienlehre findet sich bei dem Philosophen, Logiker, Mathematiker und Naturwissenschaftler Charles Sanders Peirce (1839–1914), dem Begründer der Philosophie des Pragmatismus. Hatte die aristotelische Konzeption einer Kategorienlehre die Behandlung der Kategorien bis zu Kant beherrscht und sogar noch über Kant hinaus in einigen wichtigen Punkten weitergewirkt, da Kant seine neue Konzeption der Kategorien nichtsdestoweniger auf die traditionellen aristotelischen Grundlagen aufbaute, indem er zum Beispiel bei der von Aristoteles untersuchten Form der Subjekt-Prädikat-Sätze stehenblieb, so begegnen wir bei Peirce einem Philosophen, der eine in den Grundlagen erneuerte Kategorienlehre entwickelte, und das gelang ihm dadurch, daß er eine Reihe neuer logischer Mittel verwendete, über die weder Aristo-

teles noch Kant verfügten. In diesem Sinne kann man sagen, daß die von Peirce entwickelte Form der Kategorienlehre eine Zurückweisung der gesamten, durch Aristoteles begründeten Tradition ist, obwohl gerade Peirce, wie kein anderer Kategorientheoretiker vor ihm und nach ihm, die pragmatische Motivation, die Aristoteles bei seiner Kategorienunterscheidung leitete, mit diesem geteilt hat. Leider sind von der auf Peirce folgenden analytischen Philosophie wichtigste Bestimmungsstücke seiner Kategorientheorie, wohl überwiegend aus Unkenntnis, nicht rezipiert worden.

Die These der aristotelischen Kategorienschrift ist, daß sich jeder unverbundene Ausdruck auf eine oder mehrere Entitäten bezieht, die zu einer der zehn folgenden Klassen gehören: Substanz, Quantität, Qualität, Relation, Ort, Zeit, Lage, Zustand, Handeln und Leiden. Der zentrale Punkt ist dabei, daß die in einem Satz auftretenden Ausdrücke unabhängig von ihren Verbindungen mit den anderen Ausdrücken des Satzes betrachtet werden. Peirce hat recht, cum grano salis, wenn er Aristoteles' Unternehmen als eine „analysis of the Greek sentence" (CP 2.37) identifiziert. Dabei wurden die logischen Ausdrücke, d. h. der Ausdruck der Negation, die Partikel, die quantifizierenden Ausdrücke, nicht in die Untersuchung einbezogen, sondern lediglich deskriptive Ausdrücke betrachtet. Die Absicht, die Aristoteles bei der Einführung seiner Kategorien verfolgte, ist einigermaßen deutlich: mittels dieser Unterscheidungen wollte er gewisse Mehrdeutigkeiten in der Verwendung des Prädikats „sein" eliminieren. Wenn in einem Satz der Form „dies ist ein *f*" die Prädikatvariable ‚*f*' durch Ausdrücke ersetzt wird, die sich auf Objekte beziehen, die unter verschiedene Kategorien fallen, dann hat jeder daraus resultierende Satz eine andere semantische Form; seine bedeutungsrelevante Zusammensetzung ist eine besondere. In diesem Sinne bezeichnen die zehn aristotelischen Kategorien Typen der Prädikation, die wir unterscheiden müssen, wenn wir Mehrdeutigkeiten vermeiden wollen. Dieses System, das, historisch gesehen, gegen Platon und seine Schule gerichtet war, stellt aufgrund seiner methodischen Vorzüge einen großen Fortschritt dar. Wesentlich für die aristotelische Theorie ist die logische Differenz zwischen Eigennamen und Prädikaten, die der Unterscheidung zwischen Substanzen und den Instanzen der anderen Kategorien korrespondiert.

Die aristotelische Begründung der Kategorienlehre beherrschte die Behandlung der Kategorien bis zu Kant hin. Doch obwohl Kants neue Konzeption der Kategorien zu wichtigen Abweichungen von Aristoteles' Behandlung der Kategorien führte, blieb Kants Kategorienlehre bei der von Aristoteles untersuchten Subjekt-Prädikat-Form stehen. In dem Augenblick, als sich die Logik dadurch über diesen Rahmen hinausbewegte, daß sie erkannte, daß sich einstellige, zweistellige und dreistellige Prädikate in ihrer logischen Form unterscheiden, was vor der erst im 19. Jahrhundert

erfolgenden Entwicklung der Relationenlogik nicht gesehen worden war, brach der bis dahin unbefragte aristotelische Bezugsrahmen zusammen. Die Auswirkung dieses Zusammenbruchs wurde bei Peirce deutlich. Von Anfang an war seine Analyse des Problems der Kategorien auf das engste mit seinen Studien zur Relationenlogik verbunden (da seine Kategorien Klassen von Relationen sind), und das gleiche gilt für seine Zeichentheorie oder Semiotik. Das läßt sich seinen frühen Schriften entnehmen und ist auch in seinen späteren Arbeiten deutlich. Der Hauptgrund für seinen Fortschritt bei der Entwicklung eines neuen Typus von Kategorienlehre war also die erst kurz zuvor mit wesentlicher Beteiligung von Peirce entwickelte Relationenlogik, die weder Aristoteles noch Kant zur Verfügung stand. Peirce ging von der These aus, daß es lediglich drei Typen von Prädikaten gibt und daß Prädikate mit mehr als drei Argumenten keinerlei logische Eigenschaften besitzen, die sich nicht auch bei dreistelligen Prädikaten finden lassen. Die Annahme, daß es nur drei Prädikattypen gibt, war bestimmend für seine Ansicht, daß es nur drei fundamentale Kategorien gibt, für die er die Namen „Erstheit" (Firstness), „Zweitheit" (Secondness) und „Drittheit" (Thirdness) wählte. Als das Musterbeispiel einer dreistelligen Relation galt ihm die logische Darstellung der fundamentalen Bestimmungsstücke des Zeichens als Zeichen.

Schon die allgemeine Definition des Zeichens als etwas, das für etwas (das Objekt) zu etwas (dem Interpretanten) in einer Beziehung steht, läßt die relationale Natur des Zeichens erkennen und läßt näherhin auch erkennen, daß es sich bei der Zeichenrelation, ihrer Grundstruktur nach, um eine triadische Relation handelt, wobei die Korrelate oder Relata von Peirce als ein „Erstes", ein „Zweites" und ein „Drittes" („First", „Second", „Third") beschrieben werden. Er verwendet diese Termini seiner Kategorienlehre in seiner Zeichenlehre in analoger Weise. Hinsichtlich ihres formalen Charakters sind die drei Kategorien „Erstheit", „Zweitheit" und „Drittheit" („Firstness", „Secondness", „Thirdness") drei Klassen von Relationen: monadische, dyadische und triadische. Das heißt, seine Universalkategorien der „Erstheit", „Zweitheit" und „Drittheit" bestimmt er als ein-, zwei- und dreistellige Relationen, wie er sie in seiner Relationenlogik entwickelt. Peirce war der Auffassung, daß jede dieser Klassen irreduzibel sei und alle höherstufigen Relationen auf eine Kombination dieser drei Klassen reduzibel seien, also tetradische, pentadische etc. Relationen in triadische Relationen zerlegt werden können, aber eine triadische Relation nicht auf eine dyadische oder monadische Relation reduziert werden könne, sondern irreduzibel sei. Diese relationslogische These hatte für ihn den Status eines heuristischen Prinzips. Eine vollkommene triadische Relation ist diejenige, bei welcher je zwei der drei Korrelate aufeinander bezogen sind durch Vermittlung des dritten Korrelates. Das trifft auf die Zeichen-

relation genau zu: das Zeichen verbindet Objekt und Interpretanten, der Interpretant verbindet Zeichen und Objekt, und das Objekt verbindet Zeichen und Interpretanten.

Trotz ihres abstrakten Charakters ist Peirces Kategorienlehre doch eine durchaus konkrete Theorie, was ihre Anwendbarkeit betrifft. Aristoteles' und Kants Version der Kategorienlehre ist kritisiert worden, indem man von ihrem Inhalt sagte, daß er eher erfunden als entdeckt worden sei. Diese Kritik gilt für Peirces Version der Kategorienlehre nicht im selben Maße. Sie gibt nicht bloß die Regeln für einen bestimmten Typ von Sprache an, in der dann bestimmte kategoriale Unterschiede gemacht werden können, wie das von der aristotelischen Metaphysik und von Kants transzendentaler Logik behauptet worden ist. Vielmehr kann man beobachten, wie Peirces System der Kategorien durch seinen Zusammenhang mit der Zeichentheorie der Struktur kommunikativer Akte entspricht. Peirce hat das durch ein einfaches Gedankenexperiment noch verdeutlicht. Er rekonstruierte einen Dialog, der durch den Sprecher, die Äußerung und den Empfänger oder Interpreten der Äußerung konstituiert wird. Auf diese Weise war es ihm möglich, die triadische Relation des Zeichens evident zu machen. Davon abgesehen, hatte Peirce die Möglichkeit, die triadische Zeichenrelation innerhalb des begrifflichen Rahmens der Kategorienlehre darzustellen. Diese Darstellung der Triaden und Trichotomien mittels der Ordinalkategorien der Erstheit, Zweitheit und Drittheit hat bestimmte Vorzüge. Sie gestattet es, besonders deutlich die graduelle und generative Natur des Schemas der Darstellung, d. h. der Darstellungsbeziehung, zu erkennen. In erster Linie muß die Bedeutung seiner Kategorienlehre in der Möglichkeit, ihr eine semiotische Gestalt oder Abbildung zuzuordnen, und in der Möglichkeit ihrer semiotischen Anwendbarkeit gesehen werden.

In zweiter Linie gilt, daß die Bedeutung der Peirceschen Kategorien mit dem Programm verbunden ist, das auch heute noch der Diskussion des Kategorienproblems einen vernünftigen Sinn zu verleihen vermag. Es dürfte auch heute noch sinnvoll sein, auf diejenige Konzeption des Kategorienproblems zurückzugreifen, die den Kern des ersten logischen Werkes des Aristoteles bildet, der Topik. Es wurde als eine Logik der Diskussion und Argumentation entworfen, das die rhetorischen Techniken der Sophisten und die in Platons Akademie praktizierten Übungen im philosophischen Streitgespräch analysiert. In seiner Topik präsentiert Aristoteles seine Klassifikation der Kategorien zum ersten Male. Die früheste Passage finden wir in Topik A 9. 103b20f. Wie aus diesem Zusammenhang deutlich wird, war der Zweck, um den es Aristoteles ging, als er seine Kategorien unterschied, zu zeigen, daß das Prädikat „sein" verschiedene Funktionen in Aussagen haben kann, die unterschieden werden müssen, will man Mehrdeutigkeiten vermeiden. Die Kategorien versuchen die Verwirklichung

dieses Programms. Gemäß dem ursprünglichen Programm der Topik war es das zentrale Ziel, in konkreten Fällen Kategorienfehler zu entdecken und sie zu eliminieren. Von den Unterscheidungen zwischen den Kategorien wurde angenommen, daß sie diesem Ziel dienen, und Aristoteles betrachtete sie als notwendige Bedingungen für einen vernünftigen Gebrauch von Argumenten. Auch heute gehen wir noch davon aus, daß eine mögliche Antwort auf die Frage „Wann?" nicht die Fragen „Wo?" oder „Wer ist das?" beantworten kann. Man kann anhand der Topik erkennen, daß es die ursprüngliche Funktion der aristotelischen Unterscheidung der Kategorien gewesen ist, diese und andere Verwirrungen und Fehler zu identifizieren und Trugschlüsse aufzudecken, die auf einer ähnlichen sprachlichen Form verschiedener Aussagen basieren.

Aristoteles ist bei der ursprünglich kritischen und purgatorischen Funktion seiner Kategorien nicht stehengeblieben. In der weiteren Entwicklung seines Denkens erhielten die Kategorien eine metaphysische Bedeutung und ihre Vollständigkeit wurde implizit angenommen. Verglichen mit dieser späteren Entwicklung könnte Aristoteles' frühe Konzeption der Kategorien heute vielleicht interessanter erscheinen, insoweit sie unter Umständen dazu beitragen kann, den Sinn einer Behandlung der Kategorien wiederzuentdecken.

Seit Wittgenstein haben wir gelernt, daß es problematisch ist, über eine Kategorienlehre in dem Sinne zu reden, daß die Kategorien als etwas betrachtet werden, das die absolute Gültigkeit oder Universalität besitzt, die man ihnen in der Geschichte der Kategorienlehre oft zugeschrieben hat. In unserer Situation heute und angesichts der Schwierigkeiten der modernen Versuche, die philosophische Kategorienlehre zu erneuern, erscheint das von Aristoteles in seinen frühen Schriften gewählte Vorgehen – die Unterscheidungen zwischen den Kategorien als eine Art Reinigungsprozeß zu betrachten, der für ein kontrolliertes Denken und Sprechen notwendig ist – wieder plausibel.

Auf die gleiche Weise, wie sich die aristotelische Kategorienlehre auf ihre ursprüngliche Bedeutung zurückführen läßt, ließe sich die Relevanz der Peirceschen Kategorienlehre bewahren, indem man die Peirceschen Kategorien so interpretiert, daß ihre begründende Funktion für die Zeichentheorie erhalten bleibt. Außerdem stellt der semiotische Ansatz sicher, daß Peirces Begriff der Kategorie eine kritische Rolle zukommt, weil er die Unterscheidung zwischen bedeutungsvollen und bedeutungslosen argumentativen Diskursen dadurch befördert, daß er auf diese den grundlegenden Typus möglicher Kommunikation, nämlich die triadische Relation, anwendet. Von einer gründlichen theoretischen Durchführung des hier skizzierten Programms einer semiotischen Theorie der rationalen Kommunikation, die von der Peirceschen Semiotik und Kategorienlehre auszu-

gehen hätte, sind wir, trotz einiger Fortschritte in Semiotik und Sprachphilosophie, heute noch immer weit entfernt.

Peirce hat seine Kategorienlehre ebenfalls eingesetzt, um Kategorienfehler zu entdecken und zu beseitigen. Hier berührt er sich der Sache nach zweifellos mit Ryles entscheidender Pointe. Der schwerste Kategorienfehler, der nach Peirces Meinung gemacht wird, ist der Trugschluß, der aus der ungültigen Überlegung folgt, daß Drittheit auf Zweitheit reduziert werden kann.

Es ist richtig, daß es auch in Peirces Kategorienlehre Unklarheiten gibt. Wenn sie beseitigt werden könnten, dürfte gelten, was Charles Hartshorne so formuliert hat: „The doctrine shines forth as a worthy successor to Aristotle's so much more famous, but less penetrating and, for our modern purposes, less useful account." Gleichwohl sollten wir bedenken, daß Peirce Aristoteles mehr als jeden anderen Philosophen schätzte und daß er ihn „the greatest intellect that human history has to show" (CP 6.96) genannt hat. Deshalb ist es nicht überraschend, daß er in einem Manuskript aus dem Jahre 1874 (Ms 1604) behauptet, daß er „read and thought more about Aristotle than about any other man" und daß dieses intensive Studium sich in den folgenden Jahren noch verstärkte. Das gilt nicht nur für seine Beschäftigung mit Aristoteles, sondern auch mit anderen griechischen Philosophen, insbesondere mit den Vorsokratikern, Platon, Epikur und Philodemus. Vor diesem Hintergrund ist Peirces Aussage im Monist (1906) zu verstehen: „Every serious student of philosophy ought to be able to read the common dialect of Greek at sight, and needs on his shelves the Berlin Aristotle" (CP 6.611). Was Peirce hier „the Berlin Aristotle" nennt, ist die Aristoteles-Ausgabe der Preußischen Akademie. Auf der Grundlage dieser Edition gab er während seines letzten Jahres (1883/84) an der Johns Hopkins University einen Kurs in philosophischer Terminologie. Sein erklärtes Ziel als Philosoph war es: „. . . to make a philosophy like that of Aristotle, that is to say, . . . to find simple concepts applicable to every subject" (CP 1.1). Peirce meint hier mit den „simple concepts" die drei universalen Kategorien. Man ist versucht, Hartshorne zuzustimmen, wenn er über Peirces Kategorienlehre sagt: „. . . that all things, from atoms to God, are really instances of First, Second, Third and that no other equally simple doctrine has the power and precision of this one, when purified of its synechistic excess." Die nichtaristotelische und doch aus aristotelischem Geist entstandene Kategorienlehre von Peirce zählt zu den Höhepunkten in der bisherigen Geschichte der philosophischen Kategorienlehre.

2.

Stationen der Auslegungsgeschichte der Kategorien seit der Mitte des 19. Jahrhunderts

Von den Werken des Corpus Aristotelicum sind die Kategorien bis weit in die Neuzeit hinein am meisten gelesen, übersetzt und kommentiert worden. Die Auslegungsgeschichte dieser Schrift ist ein Spiegel der Philosophiegeschichte. Das vorangehende, erste Kapitel unserer Einleitung versucht, das deutlich werden zu lassen. Dieses zweite Kapitel beschränkt sich darauf, unter dem Aspekt einiger Probleme, die für die Interpretation besonders wichtig sind, die letzte Phase dieser Auslegungsgeschichte, seit etwa der Mitte des 19. Jahrhunderts, darzustellen und zu erörtern. Die Probleme, die dabei vorrangig eine Rolle spielen, lassen sich in die folgenden Fragen kleiden: (1) Wie ist es zur Aufstellung der zehn Kategorien gekommen? (2) War dabei der Gesichtspunkt der Vollständigkeit vorhanden oder nicht? (3) Wenn ja, in welchem Sinne betrachtete Aristoteles seine Kategorieneinteilung als vollständig? (4) Was wird eigentlich durch die Kategorienunterscheidungen gegliedert? (5) Was ist eine Kategorie im aristotelischen Verständnis ihrem eigenen Status nach?

Die Beantwortung dieser Fragen geschah im 19. Jahrhundert unter dem maßgeblichen Einfluß der Erklärung Kants, Aristoteles habe die Kategorien nur „aufgerafft", „wie sie ihm aufstießen", denn er habe „kein Prinzipium" gehabt; sie seien „rhapsodistisch, aus einer auf gut Glück unternommenen Aufsuchung" entstanden, aber nicht „systematisch aus einem einheitlichen Prinzip". Kant hatte diese Erklärung in der Transzendentalen Logik der Kritik der reinen Vernunft abgegeben, in jenem Hauptstück, das er unter den Titel stellte Von dem Leitfaden der Entdeckung aller reinen Verstandesbegriffe: „Es war ein eines scharfsinnigen Mannes würdiger Anschlag des Aristoteles, diese Grundbegriffe aufzusuchen. Da er aber kein Prinzipium hatte, so raffte er sie auf, wie sie ihm aufstießen, und trieb deren zuerst zehn auf, die er Kategorien (Prädikamente) nannte. In der Folge glaubte er noch ihrer fünfe aufgefunden zu haben, die er unter dem Namen der Postprädikamente hinzufügte. Allein seine Tafel blieb noch immer mangelhaft. Außerdem finden sich auch einige modi der reinen Sinnlichkeit darunter (quando, ubi, situs, imgleichen prius, simul), auch ein empirischer (motus), die in dieses Stammregister des Verstandes gar nicht gehören, oder es sind auch die abgeleiteten Begriffe mit unter die Urbegriffe gezählt (actio, passio), und an einigen der letzteren fehlt es gänzlich" (KdrV B 107). Nicht wenige der Aristotelesforscher des 19. Jahrhunderts waren fortan bestrebt, einen solchen Leitfaden bei Aristoteles zu entdecken und dadurch

Kant ins Unrecht zu setzen mit seiner Meinung über die Art und Weise, wie Aristoteles seine Kategorien zusammengestellt hat. Mindestens mußte ein einheitliches Prinzip her – wenn schon nicht im Kantischen Sinne für Kategorien als reine Verstandesbegriffe a priori, so doch für Kategorien in einem wie auch immer zu bestimmenden Sinne. Mit sicherem Gespür für das Problem erkannten sie als die Leitfrage die Frage, in welcher Absicht Aristoteles seine Kategorienunterscheidungen präsentiert. An dieser Frage schieden sich die Geister.

Die folgende selektive Rekapitulation und Rezension der Auslegungsgeschichte der Kategorien seit der Mitte des 19. Jahrhunderts beginnt mit Trendelenburg. Adolf Trendelenburg vertrat in seiner Geschichte der Kategorienlehre (1846) die These, daß grammatische Unterschiede Aristoteles den Leitfaden für seinen Entwurf des Kategorienschemas und für die Aufstellung seiner Kategorientafel geliefert hätten. Trendelenburg sah eine Entsprechung zwischen den grammatischen Klassen der Substantive, Adjektive, Adverbien, Verben und den aristotelischen Kategorien. Die Kategorie der Substanz sollte dem Substantiv, die Kategorien der Quantität und der Qualität sollten dem Adjektiv entsprechen, wobei die Quantität auch durch das Zahlwort ausgedrückt werden könne. Die grammatische Grundlage der Kategorie des Relativen sah er in komparativen Adjektiven. Den Kategorien des Wo und des Wann sollten die Adverbien des Ortes und der Zeit korrespondieren. Die vier von Aristoteles zuletzt genannten Kategorien sollten sich im Verbum in seinen verschiedenen grammatischen Formen wiederfinden lassen, da durch das Tun und Erleiden das Aktiv und Passiv des Verbums, durch die Lage ein Teil der intransitiven Verben, durch das Haben die resultative Geltung des griechischen Perfekts kategorial formuliert würden. Trendelenburgs Erklärungsvorschlag war von dem Bestreben geleitet, den aristotelischen Entwurf gegen Kants und Hegels Vorwurf zu verteidigen, es handele sich dabei nur um eine unmethodische und zufällige Zusammenstellung von Begriffen. Um so größeres Gewicht legte daher Trendelenburg auf die Feststellung, daß Aristoteles durchaus im Besitz eines systematischen Leitfadens gewesen und das Kategorienschema sehr wohl das Produkt einer systematischen Ableitung sei, eben der Ableitung aus einer grammatischen Analyse. Das wiederum, die grammatische Ableitung der zehn Kategorien, war den Gegnern Trendelenburgs im 19. Jahrhundert, deren philosophisches Denken noch weitgehend unter dem Systemzwang des Deutschen Idealismus stand, zu wenig. In seiner Gegenbemerkung (1846) setzte sich Trendelenburg mit Gegenargumenten von Ritter, Zeller und Spengel auseinander, die diese gegen seinen Grundgedanken vorgebracht hatten, „daß die Kategorien, aus der Zergliederung des Satzes entstanden, in ihrem Ursprung auf grammatische Beziehungen zurückgehen“ (194 f).

Trendelenburg hatte seine These zuerst 1833 in der Abhandlung De Aristotelis Categoriis veröffentlicht. Am meisten repräsentativ für die Reaktion, die Trendelenburgs These im 19. Jahrhundert auslöste, ist die Monographie von Bonitz Über die Aristotelischen Kategorien (1853).

Die Widerlegung der Trendelenburgschen Korrespondenztheorie gelang Bonitz scheinbar mühelos. Bonitz konnte zeigen, daß die von Trendelenburg behaupteten Entsprechungen zwischen den Kategorien und den grammatischen Formen nicht tragfähig sind. Der Zusammenhang zwischen der grammatischen Form des Substantivs und der Kategorie der Substanz erweist sich als problematisch, da es zahlreiche Substantive gibt, die Elemente aus anderen Kategorien bezeichnen. Die Unterscheidung von Adjektiv und Adverb ist für die aristotelische Kategorienunterscheidung bedeutungslos. Das Raum-Zeit-Schema wird nicht durch Adverbien zur Darstellung gebracht. Was die Qualitäten betrifft, so können diese durch Substantive, durch Adjektive und durch Verben zum Ausdruck gebracht werden. Was die Relativa betrifft, so unterscheiden sich Relativausdrücke in der natürlichen Sprache nicht von anderen Prädikaten. Trendelenburg hatte an vielen Stellen seiner Schriften ausgesprochen, daß aus seiner Sicht die sprachlichen Unterscheidungen für Aristoteles nur orientierende Gesichtspunkte waren: „... die grammatischen Beziehungen leiten nur und entscheiden nicht" (1846 : 209). Es war seine Auffassung, daß grammatische Betrachtungen Aristoteles den Anstoß zu seiner Kategorienunterscheidung gegeben haben, daß Aristoteles aber, nachdem die Kategorien einmal aufgestellt waren, diese unter Absehung von ihrem Ursprung so weiterentwickelt hat, daß dabei nur noch die Untersuchung der Dinge und ihrer Begriffe bestimmend war. Wie so oft in wissenschaftlichen Diskussionen, wurden diese wichtigen Nebentöne nicht gehört, statt dessen konzentrierte man sich auf die, von der relativierenden Begleitinterpretation isolierte, Hauptthese. Das ist auch bei Bonitz nicht anders. Sein Vorwurf richtet sich vor allem gegen die Annahme, Aristoteles habe in der Kategorienschrift, statt Seiendes bzw. Bedeutungen von Wörtern zu klassifizieren, grammatische Wortklassen unterschieden. Stellt man die Tatsache in Rechnung, daß nach Trendelenburg die Feststellung der grammatischen Unterschiede zwischen Klassen von Wörtern für Aristoteles nur eine heuristische Funktion hat, dann zeigt sich, daß Bonitz in seiner Gegenargumentation von einer verkürzten Darstellung der These Trendelenburgs ausging. Was Bonitz unter dem „Seienden" verstand, das Aristoteles angeblich nach Kategorien geschieden haben soll, macht deutlich, wie sehr er dabei in der Erkenntnistheorie des neuzeitlichen Idealismus befangen war. Nicht grammatische Unterschiede, so seine Gegenthese, sondern begriffliche Unterschiede habe

Aristoteles feststellen wollen, d. h. das System der Begriffe und Vorstellungen, die für Aristoteles den Umfang des Seienden erfaßten, und auf diesem Wege sei er zu den von ihm aufgestellten allgemeinsten Begriffen geführt worden. Der von Aristoteles dabei vermeintlich eingeschlagene Weg wird von Bonitz wie folgt beschrieben. Aristoteles habe die leitenden Gesichtspunkte der griechischen Philosophie vor ihm systematisch geordnet und sei so zu der Frage nach den Kategorien gekommen. Das Grundproblem der griechischen Philosophie sei von Anfang an das von Ruhe und Veränderung gewesen, und es sei eben dieser Gesichtspunkt, der in der aristotelischen Kategorieneinteilung seinen Ausdruck gefunden habe: die ersten vier Kategorien (Substanz, Quantität, Qualität, Relation) zielten auf das veränderungslose Verharren der Dinge, die letzten vier Kategorien (Lage, Haben, Tun, Erleiden) beträfen die Dinge unter dem Aspekt der Veränderung; zwischen den ersten vier und den letzten vier Kategorien stehen die beiden Kategorien des Wo und des Wann und verteilen sich auf diese beiden Vierergruppen so, daß der Ort dem Gesichtspunkt der Ruhe, die Zeit dem Gesichtspunkt der Veränderung zugerechnet wird. Bonitz sieht insonderheit in der platonischen Philosophie bereits alle Elemente der Kategorieneinteilung vorgegeben, obgleich nicht die Kategorienlehre selbst.

Wenn wir heute den Grundgedanken von Trendelenburg mit dem von Bonitz vergleichen, fällt es schwer, zu begreifen, daß Bonitz in puncto historischer Wahrscheinlichkeit seine spekulative Interpretation als der Trendelenburgschen überlegen ansehen konnte. Wenn denn schon die Reduktion der Kategorieneinteilung auf grammatische Gesichtspunkte unhaltbar erscheint, dann doch wohl in noch höherem Grade die Reduktion auf den begrifflich-spekulativen Gesichtspunkt von Ruhe und Veränderung. Tatsächlich findet denn auch die Bonitzsche Hypothese im Text keine Stütze. Das lehrt allein schon das Faktum, daß Aristoteles sowohl solche Substanzen gelten läßt, die von jeglicher Veränderung frei sind, als auch solche, wie die der sinnlich wahrnehmbaren und bewegten Welt, die der Veränderung unterworfen sind und sogar das Prinzip der Veränderung in sich selbst haben.

Die Reihe der wichtigsten Beiträge zur Erforschung der aristotelischen Kategorienlehre im 19. Jahrhundert wird abgeschlossen durch die Abhandlung von Otto Apelt *Die Kategorienlehre des Aristoteles* (1891). Bei seiner Beantwortung der Frage nach Absicht und Bedeutung der Kategorieneinteilung geht Apelt aus von einer Untersuchung der Frage, was Aristoteles denn eigentlich mit seinen Kategorien eingeteilt habe. Die Antwort, die Aristoteles selbst gibt, ist erklärungsbedürftig, und die Forschungsgeschichte zeigt, daß die Erklärungen nicht einhellig ausgefallen sind. Was durch die Kategorien eingeteilt wird, nennt Aristo-

teles durchgängig „das Seiende“, τὸ ὄν, und entsprechend gebraucht er als Bezeichnung für die Kategorien die Ausdrücke *κατηγορίαι τοῦ ὄντος* oder *γένη τῶν ὄντων* neben den kürzeren Ausdrücken *κατηγορίαι, κατηγορήματα* etc. Die Schwierigkeit dabei ist, anzugeben, was das ὄν ist. Bonitz (1853: 12; 17) hatte gemeint, Aristoteles verstehe darunter die Gesamtheit des durch die Erfahrung gegebenen Wirklichen, d. h. die Natur oder die Welt. An diesem Punkt setzte Apelt an und fragte kritisch: Wozu die *οὐσία*, wenn das ὄν die Summe des Wirklichen, der Begriff des Wirklichen ist? Ist es doch bei Aristoteles gerade umgekehrt, daß nämlich die *οὐσία* der Inbegriff des Wirklichen ist und alles andere nur durch sie Anteil an der Wirklichkeit hat und nur deswegen ὄν genannt wird. Wäre das ὄν die Gesamtheit des Wirklichen und die Kategorien die Einteilungsgesichtspunkte desselben, dann würden, argumentiert Apelt (1891: 108), die übrigen neun Kategorien neun Zehntel, die *οὐσία* aber nur ein Zehntel des Wirklichen darstellen, obwohl eben sie nach Aristoteles die Grundlage und das Wesen der Wirklichkeit ausmacht. Eine solche Betrachtungsweise sieht Apelt im Widerspruch zu der ontologischen Grundannahme des Aristoteles vom Primat der *οὐσία*, und deshalb verwirft er die Bonitzsche Interpretation, die Kategorien seien eine Einteilung der Gesamtheit des Wirklichen oder, wie Bonitz gelegentlich vorsichtiger sagt (1853: 8; 11), der Gesamtheit des Seienden und des Gedachten. Nun ist es aber gerade Aristoteles, der als erster mit großer Klarheit der Begründung darauf hingewiesen hat, daß der Begriff des Seins in seiner abstrakten Allgemeinheit gar keinen Gegenstand hat, sondern diesen jeweils erst durch zusätzliche besondere Bestimmungen erhält. In De int. 3. 16 b 22–25 bemerkt er, der Ausdruck *εἶναι* oder *μὴ εἶναι* sei nicht Zeichen für eine Sache; das sei auch nicht der Fall, wenn man den Ausdruck ὄν für sich sage. Für sich allein sei dies nichts, es bedeute nur eine Verbindung, die man ohne etwas Hinzugefügtes nicht denken könne. Entsprechend heißt es Anal. Post. II 7. 92 b 13ff., das *εἶναι* sei für keinen Gegenstand sein Wesen, denn das ὄν sei kein Genus. Zu beachten ist an beiden Stellen der fast adäquate Gebrauch von *τὸ εἶναι* und *τὸ ὄν*, wobei zu berücksichtigen ist, daß *τὸ εἶναι* das *ἔστι* der Kopula ist; die Gleichsetzung von *τὸ ὄν* und *τὸ ἔστι* drängt sich unter diesem Aspekt geradezu auf; vgl. auch Met. I 2. 1054 a 13ff., 2. 1003 b 26ff., Anal. Pr. I1. 24 b 16ff. und Bonitz, Index 220 b 52–56. Damit wird nicht ausgeschlossen, daß bei Aristoteles *τὰ ὄντα* auch die vorgegebene äußere Realität der Dinge im Sinne von *πράγματα* bedeuten kann (vgl.: Apelt 1891: 111,2 u. 112,1). Tatsächlich bleibt diese ältere, voraristotelische Bedeutung von *εἶναι*, ὄν und *ὄντα* auch bei Aristoteles neben der neuen Bedeutung immer bestehen, und zwar so, daß für Aristoteles die neue Bedeutung sich von der älteren nie vollständig emanzipieren konnte. Das entscheidend Neue war,

daß er erkannte, daß wir, wenn wir „Sein" oder „Seiendes" sagen, dieses sinnvoll nur in Verbindung mit hinzugesetzten Bestimmungen tun, daß diese Ausdrücke, für sich genommen, aber weder die Existenz noch das Wesen von etwas bezeichnen. Der logische Ort, wo das geschieht, d. h., wo die Hinzusetzung der bedeutungsnotwendigen Bestimmungen erfolgt, ist das *ἐστι* der Kopula, das, bloß für sich, nichts bedeutet, aber in Verbindung mit einem Prädikat seine Bedeutung erhält. Apelts These ist, daß das *ὄν*, das durch die Kategorien eingeteilt wird, das *ἐστι* der Kopula ist, denn dieses, das für sich nichts sei, werde durch das Prädikat als ein Sosein bestimmt. Einige Stellen der Metaphysik und anderer Schriften scheinen diese Interpretation zu bestätigen, z. B. Met. *Δ* 7. 1017a 22ff., wo Aristoteles das *ὄν καθ' αὑτό* oder die *καθ' αὑτὰ ὄντα* dadurch kennzeichnet, daß er feststellt, das solchermaßen Seiende werde in so vielen Bedeutungen ausgesagt, wie es Kategorien gebe. Denn so viele Bedeutungen habe das Sein. Da nun das Ausgesagte teils ein Was bezeichne, teils eine Beschaffenheit, teils ein Wieviel, teils eine Relation, teils ein Tun und Leiden, teils ein Wo, teils ein Wann, so falle das Sein seiner Bedeutung nach mit jedem von diesen zusammen. Vgl. Anal. Pr. I 36. 48b 2ff., 37. 49a 6ff., Met. *Λ* 1. 1069a 19ff., H 2. 1042b 15ff., Phys. A 2. 185a 20ff. Diese und andere Stellen dienen Apelt als Beleg für seine These, daß das den Kategorien zugrunde liegende *ὄν* das *ἐστι* der Kopula ist. „Denn eben um das Wesen dieses ‚Seins' der Kategorien klarzumachen, zeigt er, daß das *ἐστι* der Kopula erst durch die Kategorien seinen Inhalt und seine Bestimmung erhalte, wie es denn zuweilen auch sprachlich geradezu mit ihnen verschmilzt (. . .) In diesen Stellen liegt, wenn ich recht sehe, der Schlüssel zum Verständnis der ganzen Kategorienlehre. Sie zeigen, daß das *ὄν* für sich nur eine Verbindung, *σύνθεσις* (Kopula) ist, welche ohne das im Satze damit Zusammengebrachte nichts ist, m. a. W., daß es die Kopula ist. Zugleich geht aus ihnen hervor, daß der Ausdruck *τὸ ὄν* nichts anderes besagt und ist als das nur auf eine leichter zu handhabende grammatische Form gebrachte *τὸ εἶναι* oder *τὸ ἔστι*, wie denn schon die herangezogene Stelle der Hermeneutik 16b 22 diese Gleichheit der Bedeutung ausdrücklich hervorhob (. . .) Daß Aristoteles *τὸ ὄν* im Sinne von *τὸ ἔστι* setzt, zeigt außer der Stelle der Hermeneutik 16b 22ff. auch ganz deutlich Phys. 185b 30" (Apelt 1891: 113ff.). Von daher scheint es Apelt leicht verständlich, daß für Aristoteles die Kategorien die Genera sind (*τὰ γένη τῶν κατηγοριῶν*), in die das *ὄν* eingeteilt wird. Dieses *ὄν* ist nicht ein zugrunde liegender Gegenstand, eine vorgegebene Wirklichkeit, wie besonders die Kategorie des Relativen (*πρός τι*) verdeutlicht. Wäre es das, so wäre das *ὄν* ein Genus, was es erklärtermaßen nicht ist (*οὐ γὰρ γένος τὸ ὄν*). Vielmehr handelt es sich bei dem *ὄν* der Kategorien um das *ὄν* des *ἐστι*, das selbst kein *γένος* ist, aber notwendig von dem Prädikat

seinen Inhalt erhält. Das Prädikat aber muß jeweils zu einem der Genera der Kategorien gehören. Unter diesen Voraussetzungen erscheint auch die These des Aristoteles plausibel, daß die Kategorien weder untereinander noch auf ein Eines reduzierbar seien (Met. Δ 28. 1024b 15). Repräsentierte der Ausdruck *ὄν* „den vollen Begriff des Alls der wirklichen Gegenstände" (Apelt 1891: 117), so wäre diese negative Behauptung kaum verständlich. So bleibt angesichts des vorliegenden Textbestandes nach Apelt allein die Schlußfolgerung, daß die Kategorien, d. h. die Arten der Prädikate, nur insofern Arten des Seienden (*γένη τοῦ ὄντος*) sind, als sie durch das *ἔστι* der Kopula das Signum des Seins tragen. Auf diese Weise kommt Apelt bezüglich der Frage der Herleitung der Kategorien zu der Feststellung: „Mit einem Wort, ihr Ursprung ist nirgends anders als im Urteil zu suchen; denn im Urteil allein hat das *ἔστι* seine Heimstätte. Die Kategorien müssen gewisse Bestimmungen des *ἔστι* sein, die für sich (*κατὰ μηδεμίαν συμπλοκήν*) aus dem Urteil herausgehoben worden sind" (Apelt 1891: 117). An Stellen wie Met. Δ 7. 1017a 22ff., E 2. 1026a 33ff., 4. 1027b 30ff., Θ 10. 1051a 34ff., N 2. 1089a 26ff. sieht er seine Auffassung bestätigt. Das gilt insbesondere für Met. Δ 7. 1017a 22ff., wo Aristoteles am ausführlichsten eine Übersicht über die vier Grundbedeutungen des *ὄν* gibt (1. *τὸ ὄν κατὰ συμβεβηκός*, 2. *τὸ ὄν καθ' αὑτό*, 3. *τὸ ὄν ὡς ἀληθὲς ἢ ψεῦδος*, 4. *τὸ δυνάμει καὶ ἐντελεχείᾳ ὄν*). Von diesem Ausgangspunkt aus gewinnt Apelt zwanglos auch einen Zugang zur Beantwortung der nächsten Fragen, die sich ihm stellen: Welche Seinsbestimmungen sind es, die durch das *ἔστι* an das Subjekt herangebracht werden? Wie viele Arten derselben gibt es? Wie werden diese Seinsbestimmungen oder Prädikate in ihren Arten gegliedert?

Für die Beantwortung der beiden ersten Fragen verweist Apelt auf die formelhafte Wendung des Aristoteles, wonach es so viele Arten der Seinsbestimmungen gibt, wie es Arten von Prädikaten gibt (vgl. Met. Δ 7. 1017a 27). Für die Lösung des Problems der Gliederung der Prädikate verweist Apelt auf die *Τί-ἐστι*-Frage. Diese Frage, an die einzelnen Prädikatausdrücke gestellt, zielt auf die Definition der Begriffe. In der Definition (als der Antwort auf die *Τί-ἐστι*-Frage nach dem Begriff des Prädikatwortes) aber wird jedes so befragte Prädikat zum Subjekt eines Satzes gemacht, dessen Prädikat den dem Subjekt übergeordneten Art- und Gattungsbegriff bezeichnet. Solche Wesensbestimmung aller möglichen Prädikate durch die *Τί-ἐστι*-Frage ist das *καθ' αὑτό* der Kategorien, das Aristoteles in Met. Δ 7. 1017a 22ff. neben den drei anderen Bedeutungen von *ὄν* nennt und das er in Met. Δ 8. 1022a 24ff., wo er die verschiedenen Arten des *καθ' αὑτό* unterscheidet, beschreibt. Die Antwort auf die *Τί-ἐστι*-Frage führt von der niederen Spezies über die höheren Spezies bis zum letzten Genus. Damit glaubt Apelt den Schlüssel der Kategorien-

herleitung in der Hand zu haben: „So viele letzte, d. h. mit der höchsten Gattung abschließende Antworten auf diese Frage es gibt, so viele Gattungen von Prädikaten, so viele *ὄντα καθ' αὑτά* oder *κυρίως ὄντα* (Met. *E* 4. 1027b 31) muß es geben" (Apelt 1891: 120). Bedingung der Möglichkeit dieser Herleitung ist, daß, obwohl das *τί ἐστι* im engeren Sinne nur die Wesensbestimmung der Einzelsubstanz, des *τόδε τι*, sein kann, das *τί ἐστι* im weiteren Sinne auch die Wesensbestimmung der Eigenschaften, also aller möglichen Prädikate, sein kann, da sie ja zumindest in der gedanklichen Analyse gesondert für sich erscheinen und nach ihrer begrifflichen Verschiedenheit gefragt werden muß. Für dieses nicht auf die Substanz beschränkte, sondern allgemein anwendbare *τί ἐστι* kann sich Apelt auf das 9. Kapitel des ersten Buches der Topik (103b 27) und auf die Stelle Met. *Z* 4. 1030a 18ff. stützen. Der gemeinsame Aspekt ist, daß trotz ihrer Unterschiede alle Kategorien die Anwendung der *Τί-ἐστι*-Frage zulassen. Was als Antwort dabei herauskommt, ist die Wesensbestimmung, das *καθ' αὑτό* innerhalb jeder Kategorie. Davon verschieden ist das *ἄλλο κατ' ἄλλου* oder *ἕτερον περὶ ἑτέρου λέγειν*, das akzidentelle Bestimmungen beinhaltet. Auf diese Weise gelingt Aristoteles die genaue Unterscheidung zwischen *ὂν καθ' αὑτό* und *ὂν κατὰ συμβεβηκός*. Wird irgendein Prädikat nicht in bezug auf sich selbst ausgesagt, so handelt es sich um eine akzidentelle Bestimmung, z. B. wenn „weiß" von „Mensch" ausgesagt wird; wird es aber in bezug auf sich selbst ausgesagt, so handelt es sich um eine wesentliche Bestimmung, z. B. wenn „Farbe" von „weiß", also die Gattung von der Art ausgesagt wird. Apelt (1891: 123) konstatiert daher, daß die Kategorien, abgesehen von der ersten Kategorie, *ὄντα καθ' αὑτά* nicht im Verhältnis zum *τόδε τι*, sondern in bezug auf das Verhältnis von Art und Gattung innerhalb ihres je spezifischen Bereiches sind, wobei der Begriff der Art und der Gattung hier in dem weiteren, nicht auf die *οὐσία* beschränkten Sinne zu verstehen sei. Im Verhältnis zum *τόδε τι* sind die zweite bis zehnte Kategorie in der Tat *ὄντα κατὰ συμβεβηκός*. Wo es sich aber um das eigene *τί ἐστι* dieser Kategorien handelt, spielt dieser Gesichtspunkt keine Rolle, denn nur die *Τί-ἐστι*-Frage, die Frage nach dem Was, nach der Bedeutung der mannigfaltigen Prädikate, kann zu der begrenzten Zahl der Kategorien führen; als *συμβεβηκότα* betrachtet, führte ihre Unterscheidung ins Grenzenlose. Das wird von Apelt deutlich gesehen, und hier glaubt er nun auch den Weg vor sich zu sehen, den Aristoteles bei der Findung seiner Kategorien gegangen ist.

Aristoteles habe sich, so meint Apelt, an die ihm vorgegebene Art- und Gattungshierarchie der Sprache gehalten. Apelt (1891: 124): „Will man aber näher den Gang erkennen, den Aristoteles für die Feststellung seiner Kategorien nahm, so muß man sich an die oben angeführte Stelle der

Topik wenden. Verfolgt man nämlich den natürlichen Stammbaum einer Vorstellung nach der Seite des Allgemeinen hin, so kommt man an eine natürliche Grenze, über die hinaus nur noch das leere *ὄν* stehen bleibt, das für sich nichts oder doch nur so viel besagt, daß etwas überhaupt Aussage im Urteil sein kann. Fragt man demgemäß zum Beispiel was ist *τρίπηχυ*?, so zeigt sich, ein *τόδε τι* oder *οὐσία* ist es nicht. Aber etwas muß es doch sein, denn in unserem Geiste lebt es als abgesonderter Begriff. Es muß also auch nach der Regel des *τί ἐστι* beurteilt werden können. Welches ist nun sein *τί*? Offenbar *μέγεθος*, das seinerseits wiederum zu dem allgemeinsten führt, zu dem *ποσόν*, über welches hinaus es keine Wesensbestimmung in dieser Reihe mehr gibt. Das *ποσόν* ist also das letzte *καθ' αὑτό* des *τρίπηχυ*. Fragte Aristoteles so nach dem *τί ἐστι* aller möglichen Prädikate, so mußte es sich herausstellen, daß zum Beispiel Ortsbestimmungen weder dem *ποιόν*, noch dem *ποσόν* und so weiter beizuordnen seien, sondern ein besonderes Geschlecht bildeten, kurz, daß es ebenso viele natürliche Stämme der Abstraktion gibt, als er Kategorien aufführt. Diese stellen also die begrenzte Zahl natürlicher Hauptunterschiede der Vorstellungen dar, über welchen das *ὄν* nicht etwa eine besondere Gattung bildet, sondern in welche das *ὄν* sich unmittelbar gliedert. Damit ist, wie wir hoffen dürfen, das innere Prinzip der Kategorien aufgeklärt.“ Ob das letztere wirklich der Fall ist, wird sich noch zeigen.

Mit Recht unterstellt Apelt, Aristoteles habe sich bei der Festsetzung seiner Kategorien auch eines Verfahrens bedient, das wir heute, im weitesten Sinne dieses Wortes, phänomenologisch nennen. Aristoteles habe nämlich gefragt, was ein gegebener Gegenstand der Anschauung alles sein könne, um sich so die Frage zu beantworten, welche Arten von Prädikaten durch das *ἐστι* der Aussage mit ihm als dem Subjekt verbunden werden können. Da das *ἐστι* in jedem Fall dasselbe wie das Prädikat bedeute, seien, wie schon ausgeführt, die Arten des Prädikates zugleich die Arten des Seienden, die *γένη τοῦ ὄντος*. Apelt sieht sein Verständnis der Kategorienlehre voll bestätigt durch die schon mehrfach zitierte Stelle der Metaphysik (1017a 22ff.), die nach seiner Ansicht auch die vermißte Beschreibung des Ursprungs der Kategorien liefert: die Frage nach den Arten möglicher Prädikate, mithin nach den Arten der Aussage und die Auffassung des *ἐστι* der Kopula als das *ὄν* der Kategorien (wobei es keinen Unterschied macht, ob es heißt *ἄνθρωπος ὑγιαίνων ἐστίν* oder *ἄνθρωπος ὑγιαίνει* oder ob das *ἐστι* bei adjektivischen Prädikatsbestimmungen ausgelassen ist, was im Griechischen oft vorkommt, ohne daß sich der Sinn deswegen ändert). In dieser doppelten Wurzel liegt für Apelt der Ursprung der Kategorienlehre beschlossen. Er sieht es als ein Charakteristikum der aristotelischen Philosophie an, daß sie „das eigentliche Sein (das Wesen) durch den Begriff, also durch das Prädikat bestimmt sein läßt. In der

Kopula liegt die Anweisung zur näheren Bestimmung des Subjekts für die gedachte Erkenntnis: das Prädikat bringt die Erfüllung desselben; beide aber, Kopula und Prädikat, fließen zur Einheit zusammen" (Apelt 1891: 127). Die Einteilung der Prädikate läßt er zusammenfallen mit einer Einteilung der Begriffe, aber: „. . . diese Einteilung ist nur getroffen vom Standpunkt des Urteils und in Beziehung auf dasselbe" (Apelt 1891: 127). Apelt verweist darauf, daß der Begriff für die Erkenntnis überhaupt nur dadurch nützlich ist, daß er zur Aussage im Urteil wird, da sich ja alle Erkenntnis im Urteil vollziehe. Der gegebene Gegenstand sei zwar der Träger und die Grundlage aller Erkenntnis, aber was der Gegenstand ist, das machten wir uns durch das Urteil klar, mit den Begriffen als den Werkzeugen des Denkens. Für den Verstand erhalte der Gegenstand seine Seinsbestimmungen durch das Prädikat. Nur nebenbei und im Vorgriff auf weiter unten Gesagtes sei schon angemerkt, daß Apelt in seiner Argumentation der Tendenz nach Aristoteles eine Differenzierung zwischen dem Gegenstand und der Gegebenheitsweise des Gegenstandes unterstellt, die Kant nähersteht als Aristoteles. Überzeugend aber ist Apelts Argumentation methodisch vor allem darin, daß sie die Urteilsfunktion bzw. die Prädikation in den Mittelpunkt der Analyse rückt. Auf diesem Wege kommt er zu seinem Ergebnis: „Die Kategorien sind die abgelösten Prädikate, ihren obersten Gattungen nach, die Geschlechter der *κατὰ μηδεμίαν συμπλοκὴν λεγόμενα*, wie es die Kategorienschrift, oder der *καθ' αὑτὰ εἶναι λεγόμενα*, wie es die Metaphysik ausdrückt[1]. (Anm. 1: Der letztere Ausdruck dient meines Erachtens zur Erläuterung des ersten. Dies gegen die Bedenken, die Bonitz auf S. 43 äußert). Das *ὄν*, *εἶναι*, *ἔστι* hängt ihnen als untrügliches und von Aristoteles' eigener Hand ihnen angeheftetes Kenn- und Ursprungszeichen an. Sie sind die Arten der Begriffe, inwiefern und wie sie im Urteil als Prädikate auftreten" (Apelt 1891: 128). Danach entfaltet sich für Aristoteles die Bedeutung des *ὄν* als eine vierfache: 1. das *ὂν καθ' αὑτό* (oder die *κυρίως ὄντα*, Met. *E* 4. 1027b 31) sind die Kategorien; 2. das *ὂν κατὰ συμβεβηκός* ist die Verbindung eines Subjekts mit einem Prädikat, das nicht das Wesen angibt, also nicht entweder die Identität oder den übergeordneten Art- und Gattungsbegriff anzeigt; 3. das *ὂν ὡς ἀληθὲς ἢ μὴ ὂν ὡς ψεῦδος* bezeichnet die Gültigkeit oder Ungültigkeit der Verbindung von Subjekt und Prädikat; 4. das *ὂν δυνάμει ἢ ἐντελεχείᾳ* bezeichnet die Modalität der Kategorien. Aus dieser Tafel der möglichen Seinsbedeutungen ist ersichtlich, daß die Kategorien den möglichen Inhalt der Aussage nach seinen obersten Gattungen bestimmen, dagegen die drei anderen Arten des *ὄν* nur die Verbindungs- und Gültigkeitsweisen dieses Inhaltes möglicher Aussagen bezeichnen.

Zur weiteren Widerlegung der Behauptung von Bonitz, die Kategorien

seien eine Einteilung der sogenannten Wirklichkeit, untersucht Apelt das Verhältnis des den Kategorien zugrunde liegenden Seinsbegriffes zu dem Begriff der Existenz (Apelt 1891: 129ff.). Die bloße Existenz, die in der Aussage durch das dem Subjekt beigefügte *ἔστι* ausgedrückt wird, kennzeichnet Aristoteles vor allem mit dem Ausdruck *ἁπλῶς εἶναι*, neben *πρώτως εἶναι* (vgl. z. B. Anal. Post. II 2. 89b 36, 90a 11, Met. *Z* 4. 1030a 22). Prinzip aber der Wirklichkeit ist für Aristoteles die Substanz. Folglich hat das den übrigen Kategorien untergeordnete Seiende Wirklichkeit nur in abgeleiteter Weise (vgl. Met. *Z* 4. 1030a 21); das gilt entsprechend auch für den Ausdruck der Existenz (*ἔστι*) in bezug auf solches Seiende, also die Akzidenzien. Was für Apelts Absicht aber wichtiger ist, ist der Umstand, daß die Existenzaussage nur aussagt, daß etwas ist, nicht was etwas ist, das letztere hingegen besorgen gerade die Kategorien. Das Was ist jedoch nur aus der vollen Prädikation erkennbar, denn „nur vom Standpunkt des wirklichen Prädikates, nicht von dem des bloßen Existenzausdruckes kann ich die Kategorien finden" (Apelt 1891: 131). Mithin kann in dem Existenzbegriff ein Prinzip zur Auffindung der Kategorien nicht liegen. Apelt geht sogar noch einen Schritt weiter, indem er behauptet, daß erst durch die Kategorien entschieden wird, was Existenz hat und was nicht, mithin also die Existenz sich nach den „schon anderweitig gefundenen Kategorien" (Apelt 1891: 131) bestimmt, also die Existenz nicht dasjenige *ὄν* sein kann, dessen unmittelbare Arten die Kategorien sind (vgl. Met. *Γ* 2. 1004a 5). Auch die Existenz wird durch nichts anderes bestimmt als durch die Kategorien. Insofern fällt das *ἔστι* der Existenz mit dem *ἐστι* der Kopula mittelbar sogar wieder zusammen. Damit findet Apelt seine Auffassung bestätigt, daß bei Aristoteles vorherrschend das „Sein" (*ὄν*) nicht die Existenz bedeutet, „sondern dasjenige, welches den Begriff, das *εἶδος*, m. a. W. das Prädikat bedeutet" (Apelt 1891: 131). Die unbefangene Gleichsetzung von „Begriff", „*εἶδος*" und „Prädikat" an dieser Stelle macht deutlich, wie sehr Apelts Interpretation bei allem Scharfsinn den wissenschaftstheoretischen und logiktheoretischen Vorurteilen seiner Zeit verhaftet ist.

Das Verdienst dieser Interpretation besteht insonderheit in der Betonung der Prädikation als des logischen Ortes der Kategorienunterscheidung. Apelt hat es sich denn auch nicht entgehen lassen, aufzuzeigen, wie sich seine Erklärung des *ὄν* der Kategorien an den Namen bewährt, die Aristoteles für die Kategorien verwendet. Diese Namen sind: *κατηγορίαι*, *κατηγορίαι τοῦ ὄντος*, *κατηγορούμενα*, *κατηγορήματα*, *σχήματα τῆς κατηγορίας* oder *τῶν κατηγοριῶν*, *γένη τῶν κατηγοριῶν*, *γένη τοῦ ὄντος* oder *τῶν ὄντων*, *γένη*, *πτώσεις*, *τὸ κατὰ τὰς πτώσεις ὄν*, *διαιρέσεις*, *αἱ διαιρεθεῖσαι κατηγορίαι*, *τὰ πρῶτα*, *τὰ κοινὰ πρῶτα*, *τὰ κυρίως ὄντα*, *τὰ καθ' αὑτὰ εἶναι λεγόμενα*. Am Beispiel der Ausdrücke *πτώσεις* und *κατηγορίαι* demonstriert Apelt noch

einmal den Gegensatz zwischen seiner Auffassung und der von Bonitz (vgl. bes. Bonitz 1853: 23ff.). Ausgehend von der Annahme, daß der Ausdruck *πτώσεις* wohl erst im Sprachgebrauch der stoischen Schule zu einem Terminus der Grammatik fixiert worden ist, nämlich für das, was wir mit Kasus bezeichnen, kann er darauf verweisen, daß der Ausdruck bei Aristoteles noch zur Bezeichnung aller möglichen Ableitungen, die von einem Wortstamm gemacht werden, dient, also zur Bezeichnung von Modifikationen des Wortstammes im weitesten Sinne, nicht nur zur Bezeichnung der Flexion der Nomina. Von dieser Bedeutung von *πτώσεις* gelingt es Apelt leicht, einen Gegensatz aufzuzeigen zu dem nach Bonitz den Kategorien zugrunde liegenden *ὄν*, d. h. dem gegenständlich Wirklichen eines ansichseienden Seienden, denn der Ausdruck *πτώσεις* als Name für die Kategorien bezeichne ja nur etwas im Denken Vorhandenes. In Wahrheit sei die Kopula der gleichbleibende Stamm, der durch die zehn feststehenden Fälle (*πτώσεις*), die Kategorien, dekliniert wird. Das Entsprechende zeigt Apelt an dem für die Kategorien vorherrschenden Namen *κατηγορίαι* (*κατηγορεῖν*) auf, und zwar um so leichter, als dieser schon durch den aristotelischen Sprachgebrauch als der feststehende Ausdruck für Aussage anerkannt ist. Aristoteles hat mangels eines in der Sprache der Philosophie schon vorhandenen Terminus für Prädizieren zwecks Einführung eines solchen den forensischen Ausdruck *κατηγορεῖν* = anklagen, gegen jemand und von jemand aussagen, gewählt. Das umgangssprachliche *λέγειν* war zu allgemein, um im streng logischen Sinne das zu bezeichnen, worum es hier geht: daß etwas von einem Subjekt ausgesagt wird. Insofern war der Rückgriff auf die Gerichtssprache, in der die Aussage (das Prädikat) jeweils auf eine bestimmte, einzelne Person, das Subjekt, bezogen ist, eine sehr treffende Verdeutlichung des Wesens der Prädikation, nämlich der Verbindung von Subjekt und Prädikat in der Aussage. Das gleiche gilt für die Ableitung *κατηγορία* = Anklage, deren technische Verwendung in der Bedeutung von Aussage in der Sprache der Philosophie zum erstenmal im Zusammenhang der Kategorienlehre bei Aristoteles vorkommt. In beliebigem Wechsel mit *κατηγορίαι* begegnet der Ausdruck *τὰ κατηγορούμενα*. Apelts Argumentationsstrategie ist gerichtet gegen die These von Bonitz, daß der Ausdruck *κατηγορία* soviel besagt wie „Bedeutung, die ein Wort, ein Ausgesagtes hat" (Bonitz 1853: 33f.), während er selbst dafür eintritt, daß *κατηγορία*, nicht in allen Fällen, aber im allgemeinen, den Sinn von Prädikat hat. Den Kompromiß beider Auffassungen sieht er darin, daß im Bonitzschen Sinne die *κατηγορίαι τοῦ ὄντος* die verschiedenen Bedeutungen sind, „die das *ὄν*, d. h. das Prädikat haben kann. Und weiter wollen wir nichts. Nach unserer Erklärung sind *κατηγορίαι τοῦ ὄντος* die Arten, in denen das Sein d. h. *ἐστι* von etwas (nämlich von einem Subjekte) ausgesagt werden kann, was auf dasselbe hinausläuft.

Aber es ist methodisch wichtig anzuerkennen, daß Aristoteles den Ausdruck technisch nur in der letzten, d. h. eigentlichen Bedeutung genommen haben kann" (Apelt 1891: 137), d. h. bezogen auf das *ἐστι* der Kopula. Gegen Apelts Kompromißversuch muß allerdings der Einwand erhoben werden, daß es gerade diese Methodendifferenz ist, die es unmöglich macht, daß bei ihm und bei Bonitz die Bedeutung des Wortes „Bedeutung" die gleiche sein kann.

Mit stichhaltigen Gründen widerlegt Apelt die Ansicht von Bonitz (a. a. O. 29f.), daß zwar die zweite bis zehnte Kategorie in der Regel die Stellung des Prädikates in einem Urteil einnehme, daß dagegen der ersten Kategorie im eigentlichen Sinne das Einzelding, das *τόδε τι*, angehöre und nur unmittelbar auch die Arten und Gattungen der Einzeldinge zugeordnet seien. Da ein Einzelding aber nie die Stelle des Prädikates einnehmen könne, sondern immer nur die des Subjektes, sei die Auffassung von *κατηγορίαι* als Prädikat schwerlich die richtige. In einer auf die Kategorienlehre konzentrierten Darstellung der Bedeutung der aristotelischen Ausdrücke *τόδε τι* und *τί ἐστιν* geht Apelt von dem Faktum aus, daß zwar *τόδε τι* im strengen Sinne bei Aristoteles nicht Prädikat ist. Aber mit der gleichen Bestimmtheit kann er sich darauf berufen, daß *τί ἐστι* nach seiner eigentlichen Bedeutung nur dem Prädikat angehört (z. B. Top. *Z* 5. 142b 27, Anal. Post. I 22. 88a 18, II 3. 90b 4, I 14. 79a 28, Met. *B* 6. 1003a 8). Durch das *τί ἐστι* werden das *εἶδος* und das *γένος* bestimmt. Während die Ausdrücke *τόδε τι* und *τί ἐστι* den angegebenen Gegensatz markieren, umfaßt der Ausdruck *οὐσία* beide Bedeutungen. In diesem Sinne ist der Ausdruck *οὐσία* zweideutig. Mit Recht schlägt Apelt daher den Weg ein, zu untersuchen, in welchem Sinne *οὐσία* Kategorie ist. Er tut das in der Weise, daß er die formelhaften Aufzählungen der Kategorien bei Aristoteles daraufhin untersucht, ob sie sich, soweit sie sich dieser beiden Ausdrücke bedienen, mehr für das *τόδε τι* oder mehr für das *τί ἐστι* als Bezeichnung der ersten Kategorie entscheiden. Die Analyse zeigt ein deutliches Übergewicht des *τί ἐστιν*. Dieses Ergebnis wird durch das häufige Vorkommen der formelhaften Wendung *ἐν τῷ τί ἐστι κατηγορεῖν* als Ausdruck für die erste Kategorie (vgl. z. B. Top. *Δ* 2. 122a 5–b 2, Anal. Post. I 22. 83a 21) noch zusätzlich bestätigt. Zutreffend verweist Apelt darauf, daß es ein *ἐν τῷ τόδε τι κατηγορεῖν* bei Aristoteles nicht gebe, was als ein weiteres Indiz dafür zu werten sei, daß *τόδε τι* nicht erste Kategorie im eigentlichen und strengen Sinne sei. Es sei genau umgekehrt, und das Gegenteil der Annahme von Bonitz treffe zu. „Gerade umgekehrt: der ersten Kategorie gehört das *τί ἐστιν* und mit ihm eben die Arten und Geschlechter an, während *τόδε τι* nur mittelbar erste Kategorie ist. Es steht unter der ersten Kategorie, und insofern gehört es allerdings unlöslich zu ihr. Denn durch das *τί ἐστι* wird ja nichts anderes als das *τόδε*

τι bestimmt; was das letztere an Wesenhaftigkeit besitzt, das erhält es eben durch das *τί ἐστιν*, durch den Wesensbegriff. Das eigentliche Subjekt des kategorischen Urteils, das *τόδε τι*, ist nach Aristoteles nicht selbst Kategorie, vielmehr dienen alle Kategorien, einschließlich des *τί ἐστι*, d. h. der ersten Kategorie, nur zur Bestimmung dieses eigentlichen Subjektes. Eine logisch ebenso richtige wie wichtige Unterscheidung. Aber es war auch nach des Aristoteles ganzer, gerade in diesem Punkte von Mystizismus nicht freier Ansicht erklärlich, daß ihm, so scharf er logisch Einzelwesen und Begriff an vielen Stellen trennt, metaphysisch betrachtet doch beide wieder in Eins zusammenflossen, so daß man irre werden kann, wo er denn eigentlich die Wesenhaftigkeit suchte, im Einzelding oder im Gattungsbegriff. Hier zeigt sich eben noch der Sokratiker oder vielmehr Platoniker, so klar auch Aristoteles von seiten der Logik die tiefgreifenden Irrtümer Platos berichtigte" (Apelt 1891: 143f.). Mit dem, was er den „Mystizismus" des Aristoteles nennt, berührt Apelt in der Tat eine Schwachstelle, die „die Quelle vieler Zweideutigkeiten" (Apelt a. a. O. 145) ist und bis heute zu zahlreichen widersprüchlichen Annahmen über die Bedeutung der ersten Kategorie geführt hat. Apelts Vermutung, daß Aristoteles für die erste Kategorie am häufigsten die Bezeichnung *οὐσία* deshalb gewählt habe, weil sich in ihr die beiden Aspekte des *τόδε τι* und des *τί ἐστι* am besten vereinigten bzw. beide Aspekte durch sie auf das deutlichste repräsentiert wurden und also sich der Gebrauch des Wortes anbot, ist plausibel. Darin lag freilich auch die Gefahr, die sich bestätigt hat, daß der ursprüngliche Sinn der *οὐσία* als Kategorie im Sinn des *τί ἐστιν* sich schon bald verwischte. In welchem Sinne Aristoteles *οὐσία* als erste Kategorie verstanden wissen wollte, das zeigt sich für Apelt exakt da, wo ihr allein die Definition zugeordnet wird (vgl.: Met. *Z* 5. 1031a 1). Da nur das Allgemeine nach aristotelischer Lehre definiert werden könne, nicht das Individuelle (vgl.: Met. *Z* 15. 1039b 28), sei *οὐσία* als Kategorie „nicht eigentliches *τόδε τι*, sondern nur die Wesensbestimmung desselben" (Apelt 1891: 145). Freilich kann mit dem Ausdruck *τόδε τι*, genauso wie mit dem Ausdruck *πρώτη οὐσία*, nicht nur der durch die erste Kategorie bestimmte jeweilige individuelle Gegenstand gemeint sein; beide Ausdrücke können auch in terminologischem Sinne zitiert werden und sich dann auf sich selbst beziehen. Dieser Aspekt der Sache bleibt bei Apelt unerwähnt.

Die weitere Erörterung der aristotelischen Kategorienlehre in den folgenden Jahrzehnten bewegte sich im wesentlichen zwischen den von Trendelenburg, Bonitz und Apelt abgesteckten Positionen. Das gilt auch für die Arbeiten von A. Gercke (1891) und C. M. Gillespie (1925). Ein neues Niveau wurde erst in den Forschungen von Kapp erreicht. Ernst Kapp hat die Ergebnisse seiner Forschungen in drei Arbeiten vorgelegt:

in seiner Habilitationsschrift Die Kategorienlehre in der aristotelischen Topik (1920), in dem RE-Artikel Syllogistik (1931) und in dem Buch Greek Foundations of Traditional Logic (1942). Es gelang Kapp, zu zeigen, daß die Kategorienlehre im Gesamtwerk des Aristoteles unterschiedliche Funktionen hat. Nach seiner Analyse läßt die Topik noch die Absicht erkennen, die bei der Einführung der Kategorienlehre leitend war. Danach war es die ursprüngliche Funktion des Kategorienverzeichnisses, Irrtümer zu vermeiden, die unter Umständen dadurch entstehen, daß verschiedene Aussagen die gleiche oder ähnliche sprachliche Form haben können. Sätze wie „Sokrates ist ein Mensch", „Sokrates ist weiß", „Sokrates ist sechs Fuß groß" haben die gleiche sprachliche Form, aber sie unterscheiden sich dadurch, daß das Prädikat jeweils etwas anderes bezeichnet: im ersten Fall eine Substanz, im zweiten Fall eine Qualität, im dritten Fall eine Quantität. Entsprechend demonstriert Aristoteles, daß es noch andere Prädikate gibt, die ihre Subjekte unter anderen Aspekten zeigen. Er nennt die sieben weiteren und präsentiert so ein Verzeichnis von zehn Aussagegruppen oder Kategorien, die durch Satzvergleiche plausibel gemacht werden, wobei auffällig ist, daß das Subjekt der Beispielsätze vorzugsweise der Mensch ist. Diese Frühform der Lehre hebt nach Kapp darauf ab, „ontologische Unterschiede zwischen sprachlich ähnlichen Aussagen" (Kapp 1965 [1942]: 77) zu identifizieren. Dabei ist das Aussagemodell denkbar einfach; es sind Aussagen über ein Einzelding, zumeist über einen Menschen.

Kapp zeigte, wie im Vergleich zur Topik in der Kategorienschrift eine zwar nur geringfügig anmutende, in ihrer Auswirkung aber außerordentlich folgenreiche Akzentverschiebung bezüglich der Funktionsbestimmung der Kategorien vor sich geht. In der ursprünglichen Fassung der Lehre wird die Bedeutung der ersten Kategorie hergeleitet aus dem Vergleich solcher Aussagen wie „ist ein Mann", „ist sechs Fuß groß". In der Kategorienschrift dagegen können Ausdrücke wie „Mann" und „Pferd" als Satzsubjekte verstanden werden. Das sieht zunächst nur nach einem unwichtigen Unterschied in der Darstellung der Kategorienlehre aus, tatsächlich aber wird durch diese Darstellung der Schein erzeugt, als ob die zehn Kategorien bestimmungsgemäß seit ihrer Einführung schon immer die Funktion gehabt hätten, „den Gesamtbereich der möglichen Bedeutung von einzelnen Wörtern zu erfassen; und dies ist etwas, das im Altertum, ohne modernen Transzendentalismus und ohne moderne Psychologie, niemand auf die Dauer von dem Bereich der ‚Dinge im allgemeinen' unterschieden halten konnte" (Kapp 1965 [1942]: 51). Kapp meint, daß das erste Opfer dieser Illusion Aristoteles selbst gewesen sei, der den in seinen ursprünglichen Werken topischen Sinn der Kategorieneinteilung mehr und mehr habe in Vergessenheit geraten lassen.

Die entscheidende Weichenstellung in diese Richtung sei durch die Kategorienschrift dokumentiert, wo „die Quelle der Schwierigkeiten, die der späteren Form der Lehre innewohnen" (Kapp 1965 [1942]: 50), so deutlich erkennbar sei wie sonst nirgendwo in den Schriften des Aristoteles.

Ihrem ursprünglichen Sinn nach, das hat Kapp ganz deutlich gemacht, sind die aristotelischen Kategorien nicht allgemeinste Gattungen des Seienden, sondern Typen der Prädikation, die zwecks Vermeidung von Mehrdeutigkeiten unterschieden werden müssen. In diesem Zusammenhang, und das ist ein weiterer wichtiger Fortschritt, kommt es in der Kategorienschrift zur Formulierung des Unterschiedes zwischen Gegenständen und Eigenschaften, zwischen Eigennamen und Prädikaten. Kapp kann darauf verweisen, daß Platon in seiner Ideenlehre eine generelle Berücksichtigung des Unterschiedes zwischen Prädikaten wie gerecht, schön, gleich, tapfer, fromm und Einzeldingen vermissen läßt, einfach deshalb, weil das Bewußtsein bestimmter grammatischer und logischer Tatsachen und ihrer Bedeutung erst allmählich anfing, sich zu entwickeln. Daran gemessen sind die Beobachtungen und Begründungen des Aristoteles bezüglich des Unterschiedes zwischen Gegenständen und Eigenschaften beziehungsweise zwischen Eigennamen („Alkibiades"), definiten Beschreibungen („dieser Mensch") und allgemeinen Termen („Mensch") ein deutlicher Fortschritt.

Schließlich kann Kapp einleuchtend begründen, warum sich für Aristoteles die Frage der Vollständigkeit seiner Kategorientafel gar nicht stellte und warum man folglich bei Aristoteles vergeblich nach einem Vollständigkeitsbeweis sucht. Diese Suche hatte die Aristotelesforschung, herausgefordert durch das Monitum Kants, nie aufgegeben. Zu groß war die Verlockung, das scheinbar verborgene Prinzip der Ableitung der Kategorien wiederzuentdecken und den Vorwurf Kants als unberechtigt zu erweisen. Kapp löste dieses alte Problem auf denkbar einfache Weise, nämlich durch Rekurs auf einen Hinweis in den Soph. El. (8. 169b 33), der es mit den auf der Diktion beruhenden Erschleichungen zu tun hat und besagt, daß solche Erschleichungen *παρὰ τὴν λέξιν* keine Fragen vertragen, weil Fragen nach Voraussetzungen und Einzelheiten des Beweises den falschen Schein aufdecken würden. Genau in diesem Sinne ist die Kategorienlehre ursprünglich nichts anderes als die Behauptung der Verschiedenheit der Kategorien oder der Arten der Aussage gegenüber dem Schein der Gleichheit. Die Kategorieneinteilung thematisiert im Gegensatz zu dem äußeren Eindruck der Uniformität die Verschiedenheit der Glieder der Einteilung. Dieser Thematisierung der Verschiedenheit kommt es auf Vollständigkeit gar nicht an, im Gegenteil muß sie von ihrem Programm her offen sein für weitere Verschiedenheiten. Der Gesichts-

punkt der Vollständigkeit kommt erst dann ins Spiel, wenn es ums Ganze des „Seienden" und dessen Einteilung gehen soll. Darum ging es aber nachweislich bei dem Ursprung der Kategorienunterscheidung gerade nicht. Diese Erklärung Kapps liefert auch eine zusätzliche Begründung für die an den meisten Stellen, wo die Kategorienlehre erwähnt wird, zu beobachtende Lässigkeit des Aristoteles bezüglich der Anzahl der Kategorien.

An den Ansatz von Kapp knüpfte Kurt von Fritz in seinem Aufsatz Der Ursprung der aristotelischen Kategorienlehre (1931) direkt an. Während Kapps Beitrag dadurch bestimmt war, daß er auf die Bedeutung der Kategorien als Formen der Aussage (*σχήματα τῆς κατηγορίας*) und auf den Ursprung der Kategorien aus der Auseinandersetzung mit der Eristik hinwies, versucht v. Fritz zu zeigen, daß der Kappsche Ansatz zwar der Topik voll gerecht wird, aber für die Erklärung der späteren Kategorienlehre, insonderheit in der Kategorienschrift und in der Metaphysik, nicht hinreichend ist. Dafür nimmt v. Fritz einen zweiten Ursprung der Kategorienlehre in Anspruch. Die Untersuchung nimmt ihren Ausgang von Kapitel 7 des Buches *Δ* der Metaphysik, das über die verschiedenen Bedeutungen von *εἶναι* und *ὄν* handelt und neben anderen Bedeutungsunterscheidungen dieser Worte auch die Einteilung in die Kategorien präsentiert. Das, was hier durch die *σχήματα τῆς κατηγορίας* unterschieden wird, sind die verschiedenen Bedeutungen der Kopula „ist", die sich daraus ergeben, daß die Verbindung zwischen Subjekt und Prädikat durch die Kopula „ist" jeweils eine andere ist, wodurch sich auch die Bedeutung des „ist" mitverändert. Vgl. Met. *Z* 3. 1029a 12 und *E* 2. 1026a 33ff. In diesem Sinne ist die Kategorienunterscheidung eines der Einteilungsprinzipien des *ὄν*, von dem gesagt wird, daß es *πολλαχῶς λέγεται*. Unter dem Aspekt des *πολλαχῶς λέγεσθαι* differenziert ja das Buch *Δ* der Metaphysik die verschiedenen Bedeutungen zentraler philosophischer Termini. Das Motiv für diese terminologischen Studien war die Vermeidung von Trugschlüssen, sofern sie durch Äquivokationen, unabsichtlich oder absichtlich, verursacht werden. Dialektik und Eristik hatten die Notwendigkeit solcher Wortuntersuchungen und Bedeutungsunterscheidungen deutlich vor Augen geführt. Der Unterscheidung der Kategorien als der verschiedenen Bedeutungen der Kopula mußte in diesem Zusammenhang eine vorrangige Wichtigkeit zukommen, zumal das Beispiel der Eleaten, der Megariker oder des Antisthenes zu zeigen schien, wie gravierend die Folgen der Unterlassung dieser Unterscheidung sich in philosophischen Lehren auswirken konnten.

Den Hinweis auf einen anderen, zweiten Ursprung der Kategorienlehre glaubte v. Fritz in der Stellung sehen zu können, die die Kategorien im Rahmen der Bedeutungsunterscheidungen bezüglich des Wortes „Sein"

in Met. Δ 7 einnehmen. Bei diesen Unterscheidungen gehe es um mehr als um die beliebigen verschiedenen Bedeutungen eines Wortes, vielmehr gehe es zugleich um verschiedene Arten oder Modi des Seins selbst, um verschiedene Arten von Gegebenheiten, wodurch die Kategorienlehre eine ontologische Bedeutung bekomme. Je nachdem, ob die verschiedenen Wortbedeutungen oder die verschiedenen Gegebenheitsweisen ins Auge gefaßt seien, ergebe sich allerdings ein Unterschied in der Betrachtungsweise, und es sei diese wechselnde Betrachtungsweise, die zu den Inkonsistenzen in der Struktur der Lehre geführt habe. So ist seine Meinung, „daß in der Kategorienlehre zwei ganz heterogene Elemente, die Unterscheidung von Wortbedeutungen und die Unterscheidung von sachlichen Gegebenheitsweisen, durcheinandergehen" (v. Fritz 1931: 461). Exemplarisch kommt dieses Durcheinander für ihn darin zum Ausdruck, daß in der Kategorienschrift in 2. 1a 20ff. das *ὑποκείμενον* zweierlei bedeute: In der Wendung *καθ' ὑποκειμένου λέγεσθαι* bedeute es das logische oder grammatische Subjekt des Satzes, von welchem etwas ausgesagt wird; in der Wendung *ἐν ὑποκειμένῳ εἶναι* dagegen „kann es nur das sachliche seinsmäßige Substrat bezeichnen, an dem etwas ist oder zur Erscheinung kommt" (v. Fritz 1931: 461). Entsprechend sei im ersten Fall von der logischen Verknüpfung mit dem Subjekt eines Urteils die Rede, im zweiten Fall von der seinsmäßigen Verknüpfung mit einem zugrunde liegenden Gegenstand. Für einen Teil der Kategorien deute das auf ein Vorwiegen der logischen Beziehung, für einen anderen Teil der Kategorien auf ein Vorwiegen der ontologischen Beziehung. Aus diesen und anderen Annahmen zieht v. Fritz den Schluß, daß in der Kategorienlehre der Kategorienschrift Elemente enthalten sind, die von anderer Beschaffenheit sind und einen anderen Ursprung haben als diejenigen in der Topik, in der die Kategorienunterscheidung dazu dient, die verschiedenen Bedeutungen der Kopula zu identifizieren.

Diesen anderen Ursprung sucht er in Aristoteles' Auseinandersetzung mit der platonischen Ideenlehre. In diesen kritischen Überlegungen habe die Figur des *πρός τι* eine leitende Rolle gespielt. In dem Zusammenhang kann v. Fritz auch auf Platons Dialog Parmenides verweisen, wo (132 *E*–134 *A*) nach der Einführung des *τρίτος-ἄνθρωπος*-Argumentes gegen die Ideenlehre ein weiteres Argument eingeführt wird, für das die Figur des *πρός τι* konstitutiv ist. Der Gedankengang ist kurz folgender. Gegen das Zuordnungsverhältnis von Idee und Einzelding wird der Einwand erhoben, daß der Sklave sein Sklavesein nicht im Verhältnis zu der Idee des Sklaven habe, sondern im Verhältnis zu seinem Herrn. Das Entsprechende gelte für das Sein des Herrn. Dasselbe gelte aber auch für die Ideen selbst: die Idee des Sklaven habe ihr Sein im Verhältnis zu der Idee des Herrn, nicht im Verhältnis zu den einzelnen Sklaven, und

vice versa bezüglich der Idee des Herrn. Durch diese Erwägung wird die bis dahin für das Verhältnis von Idee und Einzelding konstitutive Beziehung zwischen beiden in Frage gestellt, und es bleibt nur noch übrig die Beziehung zwischen den Ideen untereinander oder zwischen den Einzeldingen untereinander. Die Ideenlehre jedenfalls, wie sie vorausgesetzt wurde, erscheint plötzlich überflüssig, weil funktionslos, obwohl dieser Schein trügt, denn eine Beziehung zwischen den Ideen untereinander oder den Einzeldingen untereinander schließt eine wechselseitige Beziehung dieser beiden Bereiche logisch nicht aus. Kurt v. Fritz verweist denn auch mit Recht darauf (a. a. O. 467), daß nicht so sehr dieses Argument selbst als vielmehr das diesem zugrunde liegende Problem das eigentlich Interessante ist: wenn es nicht nur Sklaven gibt, die durch Teilhabe an der Idee des Sklaven ihrem Wesen nach Sklaven sind, sondern auch Sklaven, die zufällig durch Kriegsgefangenschaft Sklaven geworden sind, dann kann sich die Frage stellen, ob es eine Idee des Sklaven im platonischen Sinne gibt oder ob das Sklavesein nur eine zufällige Relation zu einem Herrn ist. An diesem Beispiel will v. Fritz klarmachen, daß und wie in Auseinandersetzung mit der Ideenlehre die „Kategorie" der Relation entdeckt wird, wobei er den wesentlichen Unterschied zu der Behandlung dieser Kategorie in Aristoteles' Topik darin sieht, daß die Auseinandersetzung mit der Ideenlehre eine ontologische Untersuchung und folglich das *πρός τι* in diesem Zusammenhang keine Kategorie im Sinne der Aussageform war. Unter Hinweis auf die von Simplikios für Xenokrates bezeugte Unterscheidung zwischen *καθ' αὑτό* und *πρός τι* (*οὐσία* und *συμβεβηκός*) bemüht sich v. Fritz zu zeigen, wie diese Problematik weitergewirkt und Aristoteles beeinflußt hat. Die weitergehende Hypothese von v. Fritz besteht in der Annahme, daß diese andersartige Entdeckung des *πρός τι* und seines Unterschiedes zu dem *καθ' αὑτό*, d. h. des ontologischen Unterschiedes zwischen dem Relativen und dem Ansichsein, sehr bald die weitere Entdeckung des ontologischen Unterschiedes zwischen dem Ansichsein und qualitativen Eigenschaften nach sich zog und schließlich zu der Feststellung des Unterschiedes zwischen dem Ansichsein und dem führte, was von Simplikios unter der Bezeichnung des *συμβεβηκός*, von Xenokrates dagegen noch unter der Bezeichnung des *πρός τι* zusammengefaßt wurde, wohl in Erwägung des Umstandes, wie v. Fritz vermutet, daß alles, was nur an etwas vorkommt, nur in Beziehung auf dieses etwas zu sein scheint.

Kurt v. Fritz sieht auf diese Weise zwei Wurzeln der Kategorienlehre, zum einen die Unterscheidung der verschiedenen Aussagemodi, d. h. der verschiedenen Bedeutungen der Kopula, zum anderen die ontologische Unterscheidung von Ansichsein und Relativität bzw. Akzidentialität, und er ist der Auffassung, daß diese beiden, voraristotelischen, Wurzeln

schließlich bei Aristoteles in der späteren Form der Kategorienlehre zusammenwachsen und daß dieser Vorgang „die Sonderbarkeiten wie auch die Schwankungen der Kategorienlehre in ihrer späteren Gestalt" (a. a. O. 481) erklärt. Die älteste Form der Lehre bei Aristoteles sei die in der *Topik* explizierte, auf die Unterscheidung der verschiedenen Aussagetypen zielende Lehre, die dann später, sozusagen als Nachtrag, „auf ihren ontologischen Unterbau zurückgeführt wurde bzw. diesen teilweise in sich aufnahm" (a. a. O. 481). Dieser Prozeß der Überlagerung bzw. Unterschichtung werde in der *Kategorienschrift* deutlich sichtbar, aber auch in der *Metaphysik* und anderen Lehrschriften des Aristoteles, in denen sich ontologische und logische Betrachtungsweise „seltsam" mischten und zu Inkonsequenzen führten, weil die Lehre nur unvollkommen „nach den neu wieder eingedrungenen ontologischen Elementen umgebildet" sei, deshalb „ihr doppeltes Gesicht" (a. a. O. 482), nachdem „Aristoteles selbst die Forderung nach einer ontologischen Begründung der Kategorienlehre immer stärker empfand" (a. a. O. 484). Die logische Geltung und die ontologische Geltung der Lehre bestehen in auffälliger Verschränkung nebeneinander her. Die historische Linie für die logische Geltung der Lehre zieht v. Fritz von Platons *Sophistes* über Antisthenes und die Megariker zu Aristoteles' *Topik*, für ihre ontologische Geltung zieht er die Linie von dem Megariker Polyxenos über Platons *Parmenides*, Xenokrates und Aristoteles' Dialog *Eudemos* zur *Kategorienschrift*. Wesentlich ist für diesen Interpretationsansatz die Annahme, „daß die Kategorienlehre da, wo zum ersten Mal von *κατηγορίαι* oder *γένη κατηγοριῶν* die Rede ist, sich am weitesten von den ontologischen Fragestellungen entfernt, die schon früher zur Entdeckung einzelner Kategorien geführt hatten, ohne daß diese jedoch in diesem Zusammenhang als ‚Kategorien' erschienen. Äußerlich bedeutet es eine Entwicklung, die von der *Topik* über die *Anal. Post.* zu der *Kategorienschrift* und von da zu den Versuchen einer ‚ontologischen Kategorienlehre' in der *Eudemischen Ethik* und in der *Metaphysik* führt, Versuche, die aber dann später wieder aufgegeben wurden" (a. a. O. 490). Aufgegeben habe Aristoteles die Umbildungsversuche später deshalb, weil sie unbefriedigend ausfielen und es angesichts neuer Schwierigkeiten nahelegten, bei der alten Form der Lehre mit den zehn Kategorien zu bleiben. Soweit das Bild, das v. Fritz vom Gang der Entwicklung der aristotelischen Kategorienlehre skizziert.

Wenn man von der wahrscheinlichen Annahme ausgeht, daß zwischen der Abfassung der *Topik* und der der *Kategorienschrift* nur ein zeitlicher Abstand von einigen, höchstens von zehn Jahren besteht, dann vermittelt dieses Bild den Eindruck, daß Aristoteles so ziemlich von Anfang an nicht über eine, sondern über zwei Kategorienlehren verfügt

hat: eine logische und eine ontologische. Leitend für seine Darstellung des Ursprungs der aristotelischen Kategorienlehre ist eine falsche Alternative von Logik und Ontologie, die den Interpreten v. Fritz beeinflußt zeigt von einem speziellen modernen Logikverständnis, das die Möglichkeit einer ontologiefreien Logik supponiert. Daß unter der Herrschaft dieser besonderen logiktheoretischen Prämisse der Moderne die Entwicklung der aristotelischen Kategorienlehre angemessen sich rekonstruieren ließe, ist unwahrscheinlich. Die Resultate bestätigen diese Vermutung. Der Aufsatz ist gleichwohl nicht ohne Einfluß auf die Diskussion der folgenden Jahrzehnte gewesen. In späteren Stellungnahmen ist v. Fritz auf seine Deutung der aristotelischen Kategorienlehre wiederholt zurückgekommen (Schriften zur griechischen Logik II 9–74), wobei er unter anderem Grundpositionen von Kapp gegen gelegentliche Mißverständnisse, wie sie später aufgetreten sind, überzeugend verteidigt.

In den dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts formierte sich eine neue Entwicklung in der Geschichte der Interpretation der aristotelischen Philosophie, inauguriert durch neue Fragestellungen der zeitgenössischen Philosophie, die auch Auswirkungen auf die philosophiehistorische Forschung hatten. In einer, allerdings erst in späteren Jahren erkennbaren, bemerkenswerten Konvergenz rückte sowohl in der analytischen Philosophie der angelsächsischen Länder als auch in der phänomenologischen und hermeneutischen Philosophie des europäischen Kontinentes das Problem der Sprache in den Mittelpunkt der philosophischen Reflexion. Es kam zu dem, was man den „Linguistic Turn" (Rorty 1964) genannt hat. Die sprachphilosophische und linguistische Betrachtungsweise wurde dominant und unterstellte weithin auch die Philosophiehistorie ihrer Thematik. Im Bereich der Aristotelesforschung hatte diese Entwicklung zur Folge, daß die Tendenz aufkam, die Grundbegriffe der aristotelischen Philosophie nur noch als sprachliche Phänomene, als „linguistic items" zu werten, so daß die aristotelische Philosophie schließlich wie ein antikes Double der Oxford Ordinary Language Philosophy erschien. An Gegenstimmen fehlte es nicht (Oehler 1962; Wagner 1967).

Es ist das Verdienst des Kommentars von John L. Ackrill (1963) zur Kategorienschrift und zu De interpretatione, in fortlaufender Einzelinterpretation und unter umsichtiger Anwendung des Instrumentariums der analytischen Philosophie en détail vorgeführt zu haben, daß Aristoteles' philosophische Intention nicht auf sprachliche Ausdrücke gerichtet ist, sondern auf Gegenstände, daß er über Dinge spricht, nicht über Worte. Dieses der klassischen, älteren Aristotelesexegese wohlvertraute Faktum mußte nun, nach den Auswirkungen des „Linguistic Turn" auf die Aristotelesforschung, erst wieder in die Erinnerung zurückgerufen werden. Ackrill hat auch eine Antwort auf die Frage zu geben

versucht, wie Aristoteles zur Aufstellung seiner Kategorientafel gekommen ist (Ackrill a. a. O. 78–81). In der Beantwortung dieser Frage stimmt er der Sache nach teilweise mit Kapp überein. Aristoteles habe von zwei Vorgehensweisen Gebrauch gemacht. Die eine habe darin bestanden, daß er unterschiedliche Antworttypen unterschiedlichen Fragetypen zuordnete, d. h., Aristoteles registrierte, daß in bezug auf ein Einzelding, eine Substanz, verschiedenartige Fragen gestellt werden können und daß zu jedem Fragetypus nur eine begrenzte Anzahl von Antworten paßt. Eine Antwort auf die Frage „Wo?“ kann nicht als Antwort auf die Frage „Wann?“ fungieren etc. Diese Vorgehensweise, die auf die verschiedenartigen Antworten zu verschiedenartigen Fragen über eine Substanz konzentriert ist, klassifiziert Prädikatausdrücke, die beispielsweise die Leerstelle in dem Satz „Sokrates ist ...“ ausfüllen können. Alternativ dazu bestehe bei Aristoteles die zweite Vorgehensweise darin, daß die Aufmerksamkeit nicht nur den verschiedenartigen Antworten, die zu verschiedenartigen Fragen über eine Substanz passen, gilt, sondern daß die Aufmerksamkeit den verschiedenartigen Antworten auf eine spezielle Frage gilt, die in bezug auf alles gestellt werden kann, nämlich auf die Frage: „Was ist das?“ (τί ἐστι;). Diese Vorgehensweise klassifiziere Subjektausdrücke, die beispielsweise die Leerstelle in dem Satz „Was ist ...?“ ausfüllen können. Auf diese Weise werde nach der Stelle eines Individuums, einer Spezies oder eines Genus in der Spezies-Genus-Hierarchie gefragt, zum Beispiel wenn gefragt wird „Was ist Sokrates?“, „Was ist Tapferkeit?“, „Was ist Gehen?“. Nachdem die Antwort auf eine solche „Was ist das?“-Frage gegeben ist, kann die „Was ist das?“-Frage wiederholt werden, diesmal in bezug auf die Spezies und das Genus, die in der Antwort auf die erste Frage genannt werden. Durch weitere Wiederholung der Frage würden schließlich einige umfassende Genera erreicht, von denen Aristoteles annehme, daß sie die obersten seien. Sie erschienen ihm irreduzibel und so strukturiert, daß, was immer existiere, unter eines dieser höchsten Genera falle.

Ackrill verweist in diesem Zusammenhang auf die einzige andere Stelle außer Kapitel 4 der *Kategorienschrift*, wo Aristoteles alle zehn Kategorien aufzählt: *Topik* I 9. An dieser Stelle wird zuerst diejenige Vorgehensweise praktiziert, bei der die Klassifikation aus der Rubrizierung der Antworten abgeleitet wird, die den verschiedenen Fragen über eine Einzelsubstanz zugehörig sind. Aus der „Was ist das?“-Frage, mit Bezug auf eine Substanz gestellt, erwächst Aristoteles im Spektrum dieser Methode der Ausdruck „Was ist das?“ (τί ἐστι;) beziehungsweise „Was das ist“ (τί ἐστι) als ein alternativer Ausdruck für das Substantiv „Substanz“ (οὐσία). Bei dieser ersten, früheren Methode, die Prädikatausdrücke klassifiziert, bleibt es aber in *Topik* I 9 nicht, sondern im Fortgang des

Kapitels kommt dann später (103b 27ff.) die zweite Methode zur Anwendung, gemäß welcher die „Was ist das?"-Frage anscheinend auf die Gegebenheiten aller Kategorien ausgedehnt wird. Die Konsequenz ist, daß das Etikett „Was ist das?"/„Was das ist" nicht mehr länger als Bezeichnung der ersten Kategorie fungieren kann; an seine Stelle tritt das Substantiv „Substanz" (*οὐσία*).

Mit Nachdruck verweist Ackrill darauf, daß die Gegebenheiten, die unter die Kategorien fallen, nicht sprachliche Ausdrücke, sondern Dinge sind, wenn auch deren Identifikation und Klassifikation unter Bezugnahme auf die Weise, wie wir sprechen, erfolgen. „One must not, of course, suppose that in so far as Aristotle is concerned to distinguish groups of possible answers to different questions he is after all engaged in a study of expressions and not things. That ‚generous' but not ‚runs' will answer the question ‚of-what-quality?' is of interest to him as showing that generosity is a different kind of thing from running" (a. a. O. 79). Ackrill weist darauf hin, daß die beiden Vorgehensweisen zu denselben Resultaten kommen und von äquivalenten Annahmen ausgehen. Die Annahme, daß einer Frage eine Skala von Antworten zugeordnet ist, die sich nicht kreuzt mit der Skala von Antworten, die einer anderen Frage zugeordnet ist, entspricht für Ackrill der Annahme, daß keine durch Genus und Differenz definierte Gegebenheit unter mehr als ein höchstes Genus fällt. Und die Annahme, daß ein bestimmter Katalog von Fragen alle möglichen Fragen typologisch in sich enthält, entspricht für Ackrill der Annahme, daß ein bestimmter Katalog oberster Genera alle obersten Genera enthält.

Ackrill hebt schließlich vier allgemeine Punkte hervor, die Bekanntes noch einmal zusammenfassen. Erstens: Aristoteles begründet nirgendwo seine Auswahl der Schlüsselfragen, noch zeigt er, daß alle Genera in seinem Katalog und nur diese irreduzible höchste Genera sind. Zweitens: Aristoteles bezweifelt nicht, sondern setzt voraus, daß wir in der Lage sind zu sagen, welche Antworten auf gestellte Fragen möglich sind, oder daß wir in der Lage sind, die einzig richtige Definition für jeden beliebigen Gegenstand, mit dem wir es zu tun haben, festzulegen. Er nennt keine Kriterien für die Zuordnung von Gegebenheiten zu der kategorialen Klassifikation, sondern scheint auf das Erfahrungsrepertoire zu rekurrieren. Er erklärt nicht die Funktion der begrifflichen Instrumente, die seine kategoriale Analyse maßgeblich leiten, d. h. Ausdrücke wie „Spezies", „Prädikat" etc. bleiben unerörtert. Drittens: Aristoteles bemüht sich nicht um eine systematische Ordnung der Kategorien. Er spricht sich lediglich über den Primat der Substanz aus und darüber, daß das Relative von der Substanz am weitesten entfernt ist (Met. *N* 1. 1088a 22). Viertens: Aristoteles sagt in der Kategorienschrift nichts über den Wert der Kategorientheorie, etwa für die Behandlung der Probleme früherer Denker oder

für die Untersuchung neuer Probleme. Er äußert hier auch nicht, wie anderswo (Met. Δ 7. 1017a 22–30, Z 1. 1028a 10–20, 4. 1030a 17–27, Anal. Pr. I 37. 49a 7) die Vorstellung, daß „ist", „seiend" etc. verschiedene Bedeutungen haben, die den verschiedenen Kategorien entsprechen.

In seinem Aufsatz Categories in Aristotle (1981) geht Michael Frede aus von der Frage nach der Bedeutung des Wortes *κατηγορία* bei Aristoteles und von der Vielfalt typischer Antworten, die auf diese Frage gegeben worden sind. Die Kategorienschrift selbst erscheint ihm untauglich, diese Frage zu beantworten, da es ungewiß sei, ob es sich bei diesem Text überhaupt um eine Abhandlung über Kategorien handele. Der Titel *Κατηγορίαι* ist nur einer von vielen, die für diese Schrift überliefert sind, und es ist eher unwahrscheinlich als wahrscheinlich, daß er von Aristoteles selbst stammt. Das ungeklärte Verhältnis des zweiten Teiles, der Postprädikamenta, zu dem ersten Teil und die Lücke zwischen den beiden Teilen mache es nahezu unmöglich, etwas Zuverlässiges über die ursprüngliche Bestimmung dieser Schrift, wenn es denn eine solche von Anfang an gewesen sei, zu sagen. Das Wort *κατηγορία* kommt in dem überlieferten Text der Kategorienschrift nur viermal vor (5. 3a 35 u. 3a 37; 8. 10b 19 u. 10b 21), ohne daß der Wortgebrauch hier zwingende Schlußfolgerungen zuließe.

Den Leitfaden für die Beantwortung seiner Ausgangsfrage sieht Frede vielmehr in der Topik, weil hier der Schlüssel für das technische Verständnis des Wortes *κατηγορία* mitgeliefert werde. Mit dieser Einschätzung steht er nicht allein; dafür gibt es eine Reihe von Vorgängern, zum Beispiel Kapp (1920), worauf Frede auch hinweist, allerdings mit dem Vermerk, daß diese Beobachtung noch nicht hinreichend für das Verständnis der aristotelischen Kategorien ausgewertet sei. Bevor er sich dem entscheidenden Kapitel 9 des ersten Buches der Topik zuwendet, geht er auf das vorangehende Kapitel 8 ein, wo Aristoteles die Unterscheidungen vornimmt, die später die Prädikabilien genannt wurden: Genus, Definition, Proprium und Akzidenz. Diese Arten des Prädizierens sind unterschieden gemäß der prädikativen Beziehung, in der sie zu einem gegebenen Subjekt stehen. Zur Charakterisierung dieser prädikativen Beziehungen gebraucht Aristoteles das Wort *κατηγορεῖν* (und *προσκατηγορεῖν*) im Sinne von „prädizieren" oder, wie er vorschlägt, im Sinne von „wahrheitsgemäß prädizieren" („to predicate truly"); denn der Umstand, daß etwas wirklich ein Genus von etwas ist, beruht, wie Frede zutreffend bemerkt, natürlich nicht darauf, daß jemand zufällig einen Genusausdruck von diesem etwas prädiziert, sondern darauf, daß der Genusausdruck auf dieses Ding zutrifft.

In seiner Untersuchung des nachfolgenden 9. Kapitels der Topik kommt Frede, unter Berücksichtigung des Ergebnisses seiner Analyse des 8. Ka-

pitels, zu der Feststellung, daß das Wort κατηγορία im 9. Kapitel durch ein Substantiv zu übersetzen ist, das dem Verb κατηγορεῖν, „prädizieren", entspricht. Dieses Substantiv muß das Substantiv „Prädikation" sein. Die Wendung „die Genera der Kategorien" am Anfang von Kapitel 9 der Topik bezieht sich auf Aristoteles' Kategorien im technischen Sinne, und der nächste Satz teilt dann mit, daß es zehn solcher Genera gibt und welche es sind. Bezüglich der Frage, ob „Kategorie" in der Wendung „die Genera der Kategorien" zu übersetzen ist mit „Prädikation" oder mit „Prädikat", entscheidet sich Frede für „Prädikation" und verweist dabei auf Stellen der Topik außerhalb des 9. Kapitels (II 2. 109b 5; VI 3. 141 a 4; Soph. El. 31. 181 b 27), wo κατηγορία eindeutig im Sinne von „Prädikation" zu verstehen sei; aber auch andere Stellen (I 15. 107 a 3; VII 1. 152 a 38; Soph. El. 22. 178 a 5) ließen dieses Verständnis zu. Entsprechend seiner Interpretation übersetzt Frede den ersten Satz von Top. I 9 wie folgt: „Next we must determine the different genera or kinds of predication in which one will find the four kinds of predication mentioned above" (1981: 7f.). Das Wort κατηγορία in seinem technischen Sinne bedeutet danach „Art der Prädikation", sein technischer Gebrauch aber ist kein beliebiger, sondern er ist eingeschränkt auf eine ganz bestimmte Unterscheidung der Arten der Prädikation, auf die Unterscheidung nämlich, von der im ersten Satz des 9. Kapitels die Rede ist und die in dem zweiten Satz aufgefächert wird in die zehnfache Kategorieneinteilung. Insofern freilich die Arten der Prädikation Klassen oder Arten der Prädikate definieren, d. h. die Klassen solcher Prädikate, die in Aussagen einer gegebenen Art von Prädikation vorkommen, steht in diesem Sinne das Wort κατηγορία auch für die Arten der Prädikate: die Kategorie der Quantität zum Beispiel definiert die Klasse der Prädikate, die Quantitäten genannt werden usw. Auf diesen Zusammenhang weist Frede mit Recht hin. Es ist offensichtlich, daß die κατηγορίαι im technischen Sinne des Wortes als „die Arten der Prädikationen" und die κατηγορίαι im Sinne von „die Klassen von Prädikaten" in einer unaufhebbaren logischen Beziehung stehen.

Daneben stellt er als dritte Bedeutung des Wortes κατηγορία die letzten, höchsten Gattungen dessen, was ist, so wie sie beispielsweise in der Kategorienschrift unterschieden werden. Es ist klar, daß diese höchsten Gattungen des Seienden nicht Arten der Prädikation sind und auch nicht identisch sind mit den Klassen der Prädikate. Weil das so ist, sind die Kategorien der Topik nicht identisch mit den höchsten Gattungen des Seienden. Diesen seit langem bekannten Sachverhalt verbindet er mit der Feststellung, daß es in der Topik keine Kategorie der Substanz gebe. Denn gäbe es dort eine Kategorie der Substanz, so müßte es die erste Kategorie sein, d. h. die Kategorie des τί ἐστι („Was etwas ist"). Wenn wir aber davon ausgehen, so Frede, daß die Klasse derjenigen Prädikate, die unter diese Kate-

gorie fallen, nicht nur Substanzen, sondern Entitäten auch aller anderen Arten einschließt, dann ist sie nicht speziell eine Kategorie der Substanz. Diesen Nachweis führt er in der Form einer Untersuchung des Ausdruckes *τί ἐστι* in der Liste der Kategorien in dem zweiten Satz von Topik I 9. Er übersetzt ihn wie folgt: „These (i.e. the kinds of predications) are ten in number: what it is, quantity, quality, relation, where, when, posture, having, doing, suffering" (a. a. O. 9). Fredes Überlegung ist, daß die falsche Prämisse bei der Interpretation dieses Satzes die Annahme ist, daß der Ausdruck *τί ἐστι* in dieser Liste nur eine Variante des Terminus „Substanz" ist und daß es einen technischen Gebrauch des Ausdruckes *τί ἐστι* gibt, der ihn auf Substanzen einschränkt. Der Grund für diese Annahme sei leicht einzusehen, meint Frede. Man hält es für eine ausgemachte Sache und geht davon aus, daß es eine Kategorie der Substanz gibt. Den einzigen Anhaltspunkt dafür in der vorliegenden Topikstelle glaubt man dann in dem Ausdruck *τί ἐστι* zu haben. Ginge man dagegen nicht immer schon von der Annahme aus, die erste Kategorie müsse die Kategorie der Substanz sein, so würde man auch den Ausdruck *τί ἐστι* nicht so lesen, als ob er in dieser Weise auf Substanzen eingeschränkt wäre. Im Gegensatz zu dieser verbreiteten Interpretation liest Frede die Liste der Kategorien hier so, daß die erste Klasse der Prädikate nicht nur Substanzen, sondern Qualitäten, Quantitäten und alle anderen Arten von Entitäten einschließt. Der Ausdruck *τί ἐστι* kommt achtmal in Top. I 9 vor, einem kurzen Kapitel von zweiundzwanzig Zeilen. Er kommt zuerst in der Liste der Kategorien vor, dann in einer Wiederholung dieser Liste, und daneben noch sechsmal, wobei er an diesen sechs weiteren Stellen eindeutig nicht auf die Substanz eingeschränkt ist, sondern neutral zu der Unterscheidung der verschiedenen höchsten Klassen der Entitäten gebraucht wird. Aus diesen und zahlreichen anderen Gründen von allerdings unterschiedlichem Gewicht sieht sich Frede veranlaßt und in der Lage, den Ausdruck *τί ἐστι* in dem ganzen Kapitel in einer einheitlichen Bedeutung zu fassen und nicht, wie es vielfach geschieht, auf zwei verschiedene Weisen, deren schneller und abrupter Wechsel in der Tat dem Leser zumuten würde, übergangslos und ohne ausdrückliche Kennzeichnung zu realisieren, daß der Ausdruck *τί ἐστι* hier äquivok gebraucht wird: in der Liste der Kategorien in der einen Bedeutung, in dem übrigen Teil des Kapitels in der anderen Bedeutung. Das ist in der Tat eine Schwierigkeit, obwohl man sich bewußt bleiben muß, daß gerade Aristoteles in dieser Hinsicht kein Pedant war. Mit seinem oft enthymemischen Argumentationsstil wäre dergleichen zur Not durchaus noch vereinbar. Stellen wie Met. *Z* 4.1030 a 17 ff. zeigen, worauf auch Alexander von Aphrodisias (In Met., CAG I 473, 3ff.) und spätere Kommentatoren hingewiesen haben, daß Aristoteles selbst darlegt, daß der Ausdruck *τί ἐστι* verschiedene Bedeutungen hat und sein primärer

Gebrauch auf Substanzen bezogen ist. Es muß jedoch zumindest zweifelhaft bleiben, ob Aristoteles bei Abfassung der Topik schon über diese Bedeutungsmannigfaltigkeit des Ausdruckes *τί ἐστι* verfügt hat. Ob das allerdings so zweifelhaft, ja ausgeschlossen ist, wie es Frede erscheint, ist seinerseits fraglich. Im strengen Sinne beweisbar ist das nicht. Festzuhalten ist auf jeden Fall der bekannte Tatbestand, daß Aristoteles in der Topik davon ausgeht, daß die mannigfachen Kategorien nicht nur auf Substanzen anwendbar sind (vgl. z. B. VI 6. 144 a 17f., wo sowohl die Kategorie des *τί ἐστι* als auch die Kategorie der Qualität auf die Tugend (*ἀρετή*) angewendet wird) und daß auch der Ausdruck *τί ἐστι* in bezug auf alle Klassen von Entitäten gebraucht wird.

In einer weiterführenden Analyse unter Bezugnahme auf Stellen wie Met. *Θ* 1, *Γ* 2, *Δ* 7, *Z* 1, zeigt Frede, daß Aristoteles den Terminus *κατηγορία* in der Weise gebraucht, daß, wenn er nur das Wort *κατηγορία* benutzt, er über die Prädikation von Prädikaten ganz allgemein spricht, daß dagegen, wenn er das Wort *κατηγορία* mit einem abhängigen Genitiv benutzt, er fast nie über Prädikation im allgemeinen spricht sondern nur über die Prädikation, insofern sie durch den Genitivausdruck näher bestimmt wird. Das heißt, wenn Aristoteles über eine *κατηγορία τοῦ ὄντος*, eine „Kategorie des Seienden" spricht, dann spricht er über die Prädikation des Terminus „seiend", also über die Gebrauchsweise dieses Terminus. Wie kommt nun Aristoteles dazu, an zahlreichen Stellen zu behaupten, daß es so viele Gebrauchsformen des Prädikates „seiend" oder „ist" gebe, wie es Kategorien gebe? Nach Frede folgt auch aus dieser Behauptung noch keineswegs, daß es eine Kategorie der Substanz gibt, da selbst die spezielle Weise, in der von Substanzen gesagt wird, daß sie sind, bestimmt werden könne ohne die Annahme einer Kategorie der Substanz, wie ja gerade die Kategorien der Topik zeigten.

Zur Verdeutlichung der Weise, wie die verschiedenen Anwendungen von „ist" aus den Kategorien der Topik abgeleitet werden können, d. h., im Sinne Fredes, ohne Annahme einer Kategorie der Substanz, nimmt Frede Bezug auf einen Locus classicus jener Behauptung, daß es so viele Gebrauchsformen von „ist" gibt, wie es Kategorien gibt: Met. *Δ* 7. Die Quintessenz dieses Kapitels ist, daß es so etwas wie ein reines Sein, ein Sein als solches, an dem alles, was existiert, irgendwie teilhat, nicht gibt, daß es vielmehr eine Sache ist, von einer Substanz zu sagen, sie sei, und eine andere Sache, von einer Qualität zu sagen, sie sei, usw. In Abhängigkeit von dem höchsten Genus, dem jeweils ein Gegenstand angehört, ist der entsprechende Gebrauch von „ist" oder „seiend" ein je verschiedener. Aber warum soll das so sein, fragt Frede. Warum soll der Gebrauch von „seiend" verschieden sein je nach der Abhängigkeit von der höchsten Klasse des jeweiligen Seienden? Die Antwort liegt nahe: weil für Aristoteles ein be-

stimmter Gebrauch eines Prädikates niemals eine letzte, höchste Klasse von Entitäten übersteigt, d. h. immer innerhalb der Grenzen dieser Klasse bleibt, da der Gebrauch von Prädikaten definiert wird durch den Bezug auf eine Klasse von möglichen Gegenständen, und die größten Klassen von Gegenständen sind eben die letzten, höchsten Klassen der Entitäten. Aber sowohl für diesen Versuch wie auch für andere Versuche, die aristotelische Behauptung zu erklären, daß es ebenso viele Gebrauchsformen von „ist" gibt, wie es Kategorien gibt, bestreitet Frede, daß die Annahme einer Kategorie der Substanz erforderlich sei. Vielmehr habe der Eindruck, der in dieser Richtung entstanden sei, nur den Charakter eines nicht schlüssigen Indizienbeweises. Frede vertritt die weitere These, daß Aristoteles in seinen späteren Schriften die erste Kategorie auf Substanzen eingeschränkt habe, aber daß dieser Vorgang aufgrund einer Entwicklung oder einer Veränderung innerhalb seiner Theorie erfolgt sei, die den Begriff der Kategorie als solcher unberührt gelassen habe. Diese Aufnahme einer Kategorie der Substanz sei erfolgt auf dem Wege einer Restriktion des Gebrauches des Ausdruckes *τί ἐστι* auf Substanzen. Er verweist zur Erhellung dieses Tatbestandes auf den Kontrast beispielsweise von Anal. Post. I 22. 83 a 21–23, wo die Kategorie des *τί ἐστι* noch in ihrem anfänglichen Sinne gebraucht werde, und Stellen wie Met. *E* 2. 1026a 36ff., *Z* 1. 1028a 10ff. und 4. 1030a 18ff., wo Aristoteles erklärt, daß der Terminus *τί ἐστι* zum einen die Substanz und das Einzelding bezeichnet, zum anderen die Arten der Prädikate: Quantität, Qualität usw.; denn wie das Sein allem zukomme, aber nicht allem in gleichem Sinne, sondern dem einen in ursprünglicher, dem anderen in abgeleiteter Weise, so komme auch der Substanz das, „Was es ist", das *τί ἐστι*, schlechthin zu, dem anderen aber nur in bedingtem Sinne; denn auch von der Qualität lasse sich das *τί ἐστι* angeben; also sei auch die Qualität ein *τί ἐστι*, wenn auch nicht schlechthin.

Seit Alexander von Aphrodisias (In Met., CAG I 473, 3ff., In Top., CAG II (2) 65, 6ff.) haben sich die Kommentatoren darauf bezogen, daß Aristoteles selbst in der Metaphysik, an der erwähnten Stelle (*Z* 4. 1030a 18ff.), lehrt, daß der Ausdruck *τί ἐστι* in mehrfacher Beziehung zur Anwendung kommt (In Top., CAG II (2) 66, 33: *τὸ γὰρ τί ἐστι τῶν πολλαχῶς λεγομένων*). Frede ist, wie bereits ausgeführt, der Auffassung, daß diese Metaphysikstelle schon aus entwicklungsgeschichtlichen Gründen als Erklärung des Gebrauchs von *τί ἐστι* in Topik I 9 ausscheidet. Man kann darüber auch anderer Auffassung sein. Es kann nicht ausgeschlossen werden, daß in Met. *Z* 4. 1030a 17ff. lediglich mit größerer Bestimmtheit – aufgrund einer inzwischen entsprechend ausgeführten Theorie – das von Aristoteles expliziert wird, was er der Sache nach schon in Topik I 9 anspricht. Selbst wenn man mit Frede annimmt, daß erst später in der Entwicklung der aristotelischen Theorie die Konzentration des Ausdrucks

τί ἐστι auf Substanzen erfolgt ist, so erscheint doch die Begründung, die Frede dafür gibt, kaum hinreichend. Er unterscheidet zwischen einer noch nicht entwickelten und einer entwickelten Betrachtungsweise des Aristoteles. Für Aristoteles' entwickelte Betrachtungsweise („Aristotle's developed view") nimmt er das von Aristoteles in Met. *Z* 4. 1030a 17ff. Ausgeführte und Schlußfolgerungen daraus in Anspruch. Dazu zählt die Erkenntnis, daß das „Was es ist" für die verschiedenen Arten der Entitäten etwas Verschiedenes bedeutet, und vor allem die Erkenntnis, daß nichtsubstantielle Gegebenheiten nicht einschränkungslos ein eigenes Wesen haben, das man angibt, wenn man sagt, was sie sind. Eine Farbe beispielsweise ist nur eine akzidentelle Bestimmung, die wir einem etwas zusprechen, wenn wir sagen, daß es so gefärbt ist. Im Unterschied dazu haben Substanzen ihr eigenes Wesen uneingeschränkt: ihr Wesen ist nicht nur die akzidentelle Bestimmung von etwas anderem. Deshalb kann in bezug auf nichtsubstantielle Gegebenheiten auch nur in einem abgeleiteten und bedingten Sinne von dem „Was es ist" (*τί ἐστι*) gesprochen werden. Frede weist nun darauf hin, daß die Restriktion der Kategorie „Was es ist" auf Substanzen eben damit zusammenhängt. Denn obwohl der Ausdruck „Was es ist" in seinem ursprünglichen, umfassenden Sinn alle Arten von Entitäten gleichermaßen abdecke, also Substanzen wie auch Nichtsubstanzen, so habe Aristoteles doch auf die Dauer nicht verborgen bleiben können, daß die Wahrheit von Aussagen über das Wesen, das „Was es ist", von nichtsubstantiellen Gegebenheiten auf der Wahrheit von Aussagen über das „Was es ist" von Substanzen beruht, mithin, daß diese beiden Typen von Aussagen nicht gleichwertig sind, sondern einen unterschiedlichen Status haben. Die Aussagen über das Was-es-ist von nichtsubstantiellen Gegebenheiten setzen Aussagen über das Was-es-ist von Substanzen voraus, und zwar in allen Kategorien. In Anbetracht des sekundären Status dieser Aussagen (über das Was-es-ist von nichtsubstantiellen Gegebenheiten) habe Aristoteles später die Kategorie des *τί ἐστι* auf Substanzen restringiert. Dies die Begründung von Frede.

Der Haupteinwand gegen diese Begründung dürfte sein, daß nach allem, was wir aus der Topik (und aus den platonischen Dialogen) kennen, es nicht plausibel, sogar unwahrscheinlich ist, daß Aristoteles zu der Zeit, als er die Topik verfaßte, noch keine Einsicht in die unterschiedliche Valenz des *τί ἐστι* einerseits von nichtsubstantiellen und andererseits von substantiellen Gegebenheiten sowie keine Einsicht in den unterschiedlichen Status der sich auf diese unterschiedlichen Gegebenheiten beziehenden Aussagen und in das Verhältnis der beiden Aussagetypen zueinander gehabt haben soll. Warum diese Lehrstücke der aristotelischen Theorie erst Bestandteil von „Aristotle's developed view" (a. a. O. 20) sein sollen, wird nicht deutlich. Desgleichen dürfte die These, daß eine solche Entwicklung, wie Frede sie hier annimmt, den aristotelischen Begriff einer Kategorie nicht verän-

dert hätte, so kaum haltbar sein; nur in einem sehr abstrakten Sinne träfe das zu; es läßt sich vielmehr beobachten, daß der aristotelische Kategorienbegriff mit großer Empfindlichkeit auf selbst geringfügige Veränderungen in seinem systematischen Umfeld reagiert, und zwar nicht ohne selbst von solchen Veränderungen mit beeinflußt zu werden. Es wäre auch sonderbar, wenn das nicht der Fall wäre.

Fredes Schlußbetrachtungen fassen die bekannten Tatbestände bezüglich der Kategorienlehre noch einmal zusammen. Am Anfang steht das Kapitel 9 des ersten Buches der Topik, das nach der Unterscheidung der Prädikabilien in dem vorangehenden Kapitel 8 nun als die nächste Aufgabe die Unterscheidung der Kategorien bestimmt. Warum die Unterscheidung der Kategorien als erforderlich angesehen wird und wie diese Unterscheidung vorgenommen werden soll, wird in der Topik nirgends diskutiert und auch sonst von Aristoteles an keiner Stelle des überlieferten Werkes ausdrücklich thematisiert. Frede formuliert den heute vorherrschenden Eindruck, der sich vor allem seit Kapps Untersuchungen durchgesetzt hat, daß für Aristoteles der Anlaß für seine Art der Unterscheidung von Prädikationen die Praxis der dialektischen Übungsgespräche war, die er in der Topik zum Gegenstand seiner Analyse macht. Die logische Erfahrung im Umgang mit Argumenten, ihre lehrhafte Darstellung und die schulmäßige Erörterung von Fehlschlüssen, all das disponierte ihn in besonderer Weise zur Aufstellung einer Liste solcher Unterscheidungen und führte ihn zu einer allgemeinen Betrachtung darüber, welche Arten von Bestimmungen überhaupt von etwas ausgesagt werden können. Von einer systematischen Ableitung der Kategorien bei Aristoteles zu sprechen erscheint daher abwegig; dafür gibt es keine Anzeichen. Frede ist der Auffassung, daß ein Grund, warum Aristoteles in der Topik so erstaunlich wenig Gebrauch von den Kategorien macht, gerade der ist, daß er keine klare Vorstellung von den logischen Eigenschaften hatte, die ihm dazu hätten dienen können, die Kategorien in einer systematischen Form voneinander zu unterscheiden. Auch den Vorschlag, für Aristoteles eine grammatikalische Herleitung der Kategorien in Anspruch zu nehmen, wie zuletzt von Benveniste (1958) wieder versucht, lehnt Frede mit Recht als verfehlt ab. Für ebenso verfehlt hält er die Meinung, Aristoteles habe zuerst eine Liste höchster Klassen des Seienden aufgestellt und dann dazu eine Liste korrespondierender Kategorien entworfen. Vielmehr sei es wohl genau umgekehrt. Das lehrt auch die Kategorienschrift. Wenn dort der Versuch gemacht wird, zu bestimmen, was eine Qualität ist, wird vorausgesetzt, daß wir schon wissen, was es bedeutet, von etwas zu sagen, es sei so und so beschaffen. Qualitäten sind genau die Gegebenheiten, die wir einem Ding zukommen lassen, wenn wir sagen, wie beschaffen es ist. Das gleiche gilt für die anderen Kategorien. Andererseits, und darauf weist er ebenfalls hin, ist es für Aristoteles ein

Faktum, daß die verschiedenen Arten von Entitäten, wie Qualitäten, Quantitäten usw., sich insofern voneinander unterscheiden, als es eine Sache ist, mit einer bestimmten Qualität ausgestattet zu sein, und eine andere Sache, mit einer bestimmten Quantität ausgestattet zu sein etc. Eingedenk des Umstandes, daß bei Aristoteles in diesem Zusammenhang „Prädikation" soviel wie „wahre Prädikation" bedeutet, kommt Frede daher zu der begründeten Feststellung, daß die Unterscheidung der Kategorien genau auf die Unterscheidung dieser verschiedenen Weisen des Seins und der entsprechenden verschiedenen Arten von Entitäten hinausläuft. In diesem Sinne erscheint ihm die Annahme berechtigt, daß neben logischen und grammatischen auch ontologische Betrachtungen beim Zustandekommen der Kategorienliste ihren Einfluß ausgeübt haben. Es sei gerade dieses Zusammenspiel mehrerer Begriffsreihen, das den aristotelischen Begriff einer Kategorie so interessant mache. Man wird dieser Einschätzung, die im übrigen nicht neu ist und als Resultat im wesentlichen der traditionellen Auffassung entspricht, im ganzen zustimmen können, wenn man sich dabei bewußt bleibt, daß die Beziehungen von Sprache und Wirklichkeit, von Zeichen und Realität bei Aristoteles sowie die damit in Zusammenhang stehenden unausgesprochenen Voraussetzungen des Aristoteles noch ein weites Feld künftiger Forschung sind. Hier harrt noch vieles der Aufklärung, das bisher nur durch die Brille der eigenen Vorurteile betrachtet wurde.

Die Frage nach dem Status der aristotelischen Kategorien hat mit besonderer Nachdrücklichkeit zuletzt P. Aubenque (1980) gestellt. Aubenque geht von der Feststellung aus, daß die Kategorien die verschiedenen Figuren sind, gemäß denen das Zeitwort „sein" in einem attributiven Satz ein Prädikat mit einem Subjekt verbinden kann. Da nach Aristoteles jede Aussage auf eine attributive Aussage reduzierbar sei, habe für ihn die Universalität des Kategorienschemas offenbar darin ihren Grund und seine Vollständigkeit sei nicht anders als empirisch verbürgt. Gleichwohl treten die Kategorien, nicht nur bei Kant, auch bei Aristoteles, mit dem Anspruch auf, Erfahrung zu organisieren und Erkenntnis möglich zu machen. Aubenque fragt: „D'où vient aux catégories cette prétention et quelle en est la légitimité?" (a. a. O. XII). Kants Verweis auf das invariante Inventar der Verstandesvermögen wurde schon sehr bald als eine unhistorische Verabsolutierung eines zeitbedingten rationalistischen Erkenntnisideals begriffen. Aubenque macht darauf aufmerksam, daß ein ähnlicher, zuvor niemals geäußerter, Verdacht zu Beginn des 19. Jahrhunderts auf Aristoteles überzugreifen beginnt, nämlich die Meinung, daß die Kategorien eine bestimmte Organisation der Sprache, und zwar eines bestimmten Sprachtypus, widerspiegeln, also die sogenannte grammatische Interpretation der Kategorien aufkommt.

Daß durch eine solche Interpretation der Wahrheits- und Universalitätsanspruch der Lehre des Aristoteles relativiert wird, scheint klar. Es fällt Aubenque leicht, plausibel zu machen, daß, selbst wenn Aristoteles in den Kategorien Prädikate sieht und sie daher mit sprachlichen Erscheinungen in Verbindung bringt, Aristoteles dennoch glaubt, mit der Kategorialisierung des Seins eine bestimmte Struktur der Realität aufzuzeigen. Als Gegenthese gegen den linguistischen Relativismus bietet sich Aubenque ein Argument an, das die behauptete Grammatikabhängigkeit der Ontologie umkehrt: es ist in Wirklichkeit die Grammatik, die von der Ontologie abhängt, und zwar von einer Ontologie, die schon vor aller Grammatik vorwissenschaftlich wirksam war; nicht die Substanz entstand aus dem Substantiv, sondern die grammatische Kategorie des Substantivs ist es, welche ein ganz bestimmtes Verständnis von Substanz widerspiegelt. Außerdem kann Aubenque darauf verweisen, daß die Entsprechung von grammatischer und ontologischer Kategorie nicht vollständig ist, was für die Annahme einer solchen Abhängigkeit nicht ohne Konsequenz ist.

Die von Aubenque (a. a. O. XIII) abschließend zitierten Überlegungen von J. Vuillemin (1967: 76f.) rücken das Verhältnis von Philosophie und Sprache in ein besonders erhellendes Licht. Vuillemin führt aus, daß das Faktum, daß eine Philosophie innerhalb der Unterscheidungen einer Sprache diejenigen Begriffe und Unterscheidungen auswählt, welche für das Denken fundamental sind, nicht zu dem Schluß berechtigt, daß die Kategorientafel die Kategorien der Sprache widerspiegelt; dieser Schluß würde voraussetzen, daß man gezeigt hat, daß die der Sprache entnommene Kategorientafel gleichzeitig die vollständige Tafel aller Kategorien dieser Sprache ist; solange das nicht gezeigt ist, ist davon auszugehen, daß eine Auswahl vorgenommen wird, und wenn der Philosoph unter den sprachlichen Kategorien eine Auswahl trifft, so heißt das, daß seine Wahl nicht allein durch sprachliche Betrachtungen geleitet ist. Trendelenburg hatte diesen Sachverhalt, worauf oben (S. 67) schon hingewiesen wurde, so ausgedrückt, daß die grammatische Gestalt nur leitet, aber nicht entscheidet. Das heißt: Selbst wenn das Denken den Horizont der Sprache nicht zu transzendieren vermag, so entscheidet doch innerhalb dieses Horizontes das Denken und nicht die Sprache darüber, was für das Denken wesentlich ist.

3.

Einleitung in die aristotelische Kategorienlehre

Die Beiträge zur Erforschung der aristotelischen Kategorienlehre haben im 20. Jahrhundert, im Unterschied zu der Situation im 19. Jahrhundert, kontinuierlich den Grundkonsens über wesentliche Aspekte dieser Lehre

verbreitern können. Trotz abweichender Meinungen in Einzelfragen und sogar in Hauptfragen gibt es heute innerhalb eines Spektrums von Möglichkeiten des Textverständnisses eine klar konstatierbare Tendenz zur Gemeinsamkeit in der Annahme des Wahrscheinlichen. Das erlaubt, zumindest für den Zweck einer Einleitung in die Kategorienlehre des Aristoteles, den Gebrauch der synoptischen Methode. Diese soll in der folgenden Einleitung zur Anwendung kommen.

Eine Darstellung der Kategorienlehre des Aristoteles, das heißt der Kategorienlehre, soweit sie in den uns überlieferten Schriften des Aristoteles erkennbar ist, läßt sich in ziemlich genau drei Stadien einteilen, denen drei Schriften bzw. Schriftgruppen entsprechen. Das erste Stadium wird manifestiert durch die Kategorienlehre in der Topik. Das zweite Stadium wird repräsentiert durch die Kategorienlehre der Kategorien und der Analytiken. Das dritte Stadium ist gekennzeichnet durch die Kategorienlehre, wie sie in der Metaphysik, Physik, De Anima und in der Nikomachischen Ethik zum Ausdruck kommt. Diese Einteilung der Lehre in drei Stadien ist keineswegs ohne weiteres gleichzusetzen mit einer chronologischen Unterscheidung von inkompatiblen Stadien einer Entwicklung des Gesamtwerkes, vielmehr wäre mit den Befunden sehr wohl die Auffassung vereinbar, daß es sich bei den drei Stadien lediglich um drei verschiedene Aspekte derselben Lehre handelt, um drei Momente in deren systematischer Entfaltung. Damit wäre auch die Beobachtung vereinbar, daß nach jeweils erfolgter „Entwicklung" der Lehre kaum etwas zu dem noch weniger „entwickelten" Stadium der Lehre widersprüchlich geworden wäre oder hätte aufgegeben werden müssen. Es handelt sich offenbar hier, wie auch bei anderen aristotelischen Lehrstücken, um eine in der Darstellung der einzelnen Schriften kontinuierlich von Aspekt zu Aspekt fortschreitende Präzisierung einer von Anfang an komplexen Lehre. Hinzu kommt bei Aristoteles die besondere Schwierigkeit, äußere Indizien für die Chronologie seiner Schriften zu finden und für die relative Datierung fast nur auf Schlußfolgerungen angewiesen zu sein, die sich auf die innere Evidenz, also auf die interpretierbaren Inhalte der Schriften, stützen. Außerdem kann die Möglichkeit späterer Zusätze nie zwingend ausgeschlossen werden. Die Frage, bis zu welchem Grade die überlieferte Präsentation der Kategorienlehre in drei Stadien die Entwicklung des aristotelischen Denkens als historisches Faktum dokumentiert und bis zu welchem Grade diese Form der Präsentation nur ein didaktischer Modus der Darstellung gemäß dem jeweils vorherrschenden Gesichtspunkt ist, läßt sich mit Gewißheit nicht beantworten. Was als erstes auffällt, ist jedenfalls dies: In dem ersten Stadium wird die Liste der zehn Kategorien als eine Klassifikation von Prädikationstypen und in eins damit von Arten von Prädikaten offeriert, aber eine Analyse der Subjekte fehlt, und damit stimmt überein, daß

es auch keine Theorie der ersten Substanzen als der grundlegenden Subjekte der Prädikation gibt; in dem zweiten Stadium begegnet uns die Lehre von den ersten Substanzen, aber es fehlt noch eine Ontologie, die den Begriff des Seins nach dem Schema der Kategorien strukturiert; in dem dritten Stadium erfährt die Kategorienunterscheidung ihre ontologische Anwendung, indem sie als Antwort auf die Frage fungiert: „Auf wie viele Weisen wird ‚Sein' gesagt?" (*ποσαχῶς λέγεται τὸ ὄν;*), eine Frage, die für Aristoteles der Sache nach gleichbedeutend ist mit der Frage: „Wie viele Weisen gibt es für ein Ding, zu sein?" Selbstverständlich ist davon auszugehen, daß dem ersten Stadium, in dem die Liste der Kategorien bereits als eine fixe Größe, wenn auch zum erstenmal (Top. I 9), präsentiert wird, noch eine formative Phase voranging, von der keine Zeugnisse überliefert sind, die sich aber gleichwohl mit einiger Wahrscheinlichkeit aus den Umständen, die uns bekannt sind, rekonstruieren läßt.

In der formativen Phase seiner Kategorienlehre hat Aristoteles das begriffliche Instrumentarium zusammengestellt, das dann für uns zum erstenmal in Top. I 9 in Erscheinung tritt, und zwar mit einem Schlage und bereits weitgehend terminologisch fixiert. Dazu gehört zunächst einmal der Terminus „Kategorie" selbst, sodann die Namen und die Ordnung der Kategorien sowie das Repertoire der Beispiele. Das Zustandekommen dieser Phase kann weder historisch noch systematisch von den Anstößen getrennt werden, die mit größter Wahrscheinlichkeit von dem Spätwerk Platons, insonderheit von Sophistes 251 A 5–B 3, ausgegangen sind. Aristoteles hat das Substantiv *κατηγορία* und das dazugehörige Verb *κατηγορεῖν* dem forensischen Sprachgebrauch entlehnt, wo sie seit alters „Anklage" bzw. „anklagen" bedeuten. In Anlehnung an diese Bedeutung von *κατηγορεῖν* („A anklagen wegen seiner Tat B", „gegen A sprechen und ihn der Tat B bezichtigen") hat Aristoteles das Verb *κατηγορεῖν* zum Terminus seiner philosophischen Fachsprache gemacht als Bezeichnung für Prädizieren („B von A prädizieren", „von A sagen, daß es B ist"). Entsprechend machte er in seinem Sprachgebrauch das Substantiv *κατηγορία* zum Terminus für Aussage, Prädikation. Tatsächlich hatte er dafür auch einen dringenden Bedarf. Seine Theorie der Prädikation war zwar nicht die erste, aber als erster hat er es unternommen, seiner Theorie der Prädikation eine ausgeführte Gestalt zu geben.

Das Problem der Prädikation ist älter. Aristoteles hat es von Platon übernommen, und auch Platon war nicht der erste, der ein Bewußtsein von dem hatte, worum es dabei geht. Es gibt zahlreiche Zeugnisse, die zeigen, daß sowohl frühgriechische Denker als auch die Sophisten das Problem kannten und Antworten zu geben versuchten. Platon hat dem Problem im Sophistes eine prägnante Form gegeben. Im Zusammenhang mit der Frage nach der Möglichkeit des falschen Satzes kommt es zu der allgemeinen Frage

nach der Möglichkeit der Prädikation überhaupt: Wie kommt es, daß wir dasselbe Ding als dasselbe mit verschiedenen Namen belegen, ihm als dem Einen eine Vielheit von Prädikaten beilegen? Die entscheidende Stelle (251 A 5–B 3) lautet: „Laß uns doch erklären, auf welche Weise wir eigentlich jedesmal ein und dasselbe mit vielen Namen belegen ... Reden wir vom Menschen, so benennen wir ihn mit vielen Ausdrücken, indem wir ihm Farbe, Gestalt, Größe, Fehler und Vorzüge beilegen. Mit all diesem und mit tausend anderem sagen wir nicht nur, daß er ein Mensch ist, sondern auch, daß er gut ist und unendlich viel anderes. Und ebenso verhält es sich mit den übrigen Dingen: wir legen uns ein jedes als Eines zugrunde, und dann sprechen wir von ihm wie von Vielem und mit vielen Benennungen." Es geht hier um zweierlei, einmal um den Gegensatz zwischen dem einen Ding und seinen vielen Eigenschaften. Die Frage nach der Möglichkeit der Verbindung ein und desselben Subjektes mit vielen Prädikaten bzw. Attributen wird hier von Platon in großer Klarheit thematisiert. Er beantwortet diese Frage mit dem Hinweis auf das System der Relationen, in denen die Ideen untereinander stehen, und sieht darin den zureichenden Grund für die Möglichkeit der Prädikation, d. h. wahrer und falscher Sätze. Das führt ihn zu einer Analyse des einfachen, aus einem Nomen und einem Verb bestehenden Satzes, eine Analyse, von der mit Recht gesagt worden ist, daß es ein Kapitel sehr klarer Logik sei (Kapp 1942: 58). Es handelt sich um Sophistes 261 C 6–264 B 8. An die hier verhandelte Sache schließt Aristoteles an. Aus der Sache, die Platon im Sophistes nur in Form eines Exkurses beiläufig erörtert, wird bei Aristoteles ein zentraler Gegenstand der Untersuchung. Die erste Folge ist, daß er den Gegenstand zerlegt und in mehreren Abhandlungen traktiert: die Untersuchung der Beziehung von Nomen und Verb unternimmt er in De interpretatione, die Untersuchung der Beziehung von Subjekt und Attribut geschieht in der Kategorienschrift und im Rahmen seiner Theorie der Prädikation in den Analytiken. Gegenüber Platon präzisiert Aristoteles aber in seiner Untersuchung die Fragestellung, indem er über die von Platon konstatierte Verbindung der Vielheit der Attribute mit der Einheit des Subjektes hinaus sich der Frage zuwendet, auf wievielfache Weise denn Attribute einem Subjekt zugeordnet werden, d. h. „etwas von etwas gesagt wird" (*λέγεται τι κατά τινος*). Auf diesem Wege kommt es zur Unterscheidung der zehn Formen oder Arten der Prädikation (*τὰ σχήματα τῆς κατηγορίας, τὰ γένη τῶν κατηγοριῶν*). Eines der Hauptergebnisse der aristotelischen Kategorienanalyse ist die Unterscheidung zwischen akzidenteller und essentieller Prädikation. Bei der klassifizierenden Unterscheidung dessen, was von einem Subjekt ausgesagt werden kann, also bei der Findung der Kategorien und der schließlichen Aufstellung der Kategorientafel, scheinen mehrere Faktoren zusammengewirkt zu haben. Alle Versuche einer einseitigen,

monokausalen Erklärung sind bisher gescheitert; sie werden den historischen Fakten nicht gerecht. Unterscheidungen, die die Grammatik macht, haben zweifellos eingewirkt. Aber nicht nur diese. Hinzu kommen Unterscheidungen, die der Gesichtssinn macht, optische Differenzierungen, die die Gegebenheitsweise der Phänomene determinieren, Struktureigentümlichkeiten der menschlichen Sinneswahrnehmungen generell. Eine Selektion der Gesichtspunkte, eine Rangordnung der Eigenschaften von Dingen spielen hinein und vieles andere mehr. Die Feststellung, es handle sich um das Ergebnis einer auf Subjekt und Prädikat bezogenen Analyse der Objektsprache, greift viel zu kurz und trifft nicht den Sachverhalt. Die Intention der Kategorienunterscheidung zielt nicht auf eine Klassifikation der Wörter, sondern der Eigenschaften, die Dingen zukommen und folglich von ihnen ausgesagt werden können. Folgerichtig hat der Ursprung dieser Lehre bei Aristoteles die Form einer Klassifikation der Prädikationen und Prädikate. Damit hängt offenbar auch zusammen, daß die Kategorienunterscheidung ursprünglich anscheinend nicht an der Substanz orientiert war, daß sie vielmehr ein Subjekt als gegeben voraussetzte und entsprechend die Prädikation in der ersten Kategorie als eine solche begriff, die nur das „Was es ist" (*τί ἐστι*) bestimmte, also die erste Kategorie in einem weiten Sinne faßte, der nicht auf die Substanz (*οὐσία*) fixiert war. Daß Aristoteles schon sehr bald daneben auch eine engere Fassung der ersten Kategorie benutzte, die eben diese Begrenzung auf die Substanz vorsah, ist wahrscheinlich, zumindest nicht auszuschließen (vgl. Top. I 9). Da Aristoteles über den Ursprung des Kategorienschemas nichts sagt, darüber jedenfalls keine Aussagen von ihm überliefert sind, und das Schema an den beiden ältesten Stellen seines Vorkommens, die zugleich die einzigen Stellen der kompletten Aufzählung der Kategorien sind, bereits als abgeschlossenes Ganzes vorliegt, bleiben über den Ursprung dieses Schemas, seine Zusammenstellung und Ordnung, nur Vermutungen. Vieles, z. B. auch die Wahl der Beispiele, spricht dafür, daß Aristoteles in einem Gedankenexperiment sich die Aufgabe gestellt hat, das Problem zu lösen, das darin besteht, anzugeben, welche Art von Fragen in bezug auf einen sinnlich wahrnehmbaren Gegenstand, vorzugsweise ein Lebewesen, z. B. einen Menschen, gestellt und welche Art von Antworten in bezug darauf gegeben werden können. Jeder Versuch, dieses Problem zu lösen, wird unvermeidlich die Präsentation der Phänomene und die Formen der Sprache auf irgendeine Weise synthetisieren, jedenfalls der Einwirkung beider Bereiche ausgesetzt sein, ja diese auch benutzen. Mit ziemlicher Sicherheit läßt sich sagen, daß Aristoteles seine Kategorien nicht systematisch „abgeleitet" hat und daß man folglich bei ihm einen Leitfaden solcher Ableitung vergeblich sucht. Aus dem nämlichen Grund ist es sinnlos, mit Bezug auf die aristotelische Kategorientafel von Vollständigkeit oder Unvollständigkeit und von Re-

dundanz zu sprechen. Zahlreiche Typen von Fragen, die in bezug auf eine Gegebenheit sinnvollerweise gestellt werden können und wohl auch gestellt werden müssen, bleiben unerwähnt. Andere erscheinen unter verschiedenen Bezeichnungen mehrfach. Die Kohärenz des Schemas ist nicht immer gewährleistet. Zu dem wenigen, das für den historischen Anfang der Lehre als gesichert scheint in Anspruch genommen werden zu können, gehört der Ausgang von der Satzanalyse, vorbereitet durch den Sophistes und die Untersuchung der Arten der Prädikation, die sich in einfachen Sätzen, die aus Nomen und Verb oder aus Nomen, Kopula und Prädikat bestehen, unterscheiden lassen. Die Frage, ob Aristoteles schon von Anfang an mit seiner Kategorienlehre auf eine Widerlegung der platonischen Ideenlehre zielte, läßt sich nicht sicher beantworten. Es ist indes kaum anzunehmen, daß ihm erst später aufgegangen sein sollte, daß sich seine Kategorienlehre als Einwand gegen die Ideenlehre Platons verwenden ließ. Wahrscheinlicher ist, daß die Suche nach Argumenten gegen die platonische Ideenlehre bei der Entstehung der Kategorienlehre mitgewirkt hat.

Um modernen Mißverständnissen aus dem Wege zu gehen, ist zu beachten, daß sich in der aristotelischen Kategorienlehre die Termini für Subjekt (*ὑποκείμενον*) und Prädikat (*κατηγορούμενον*) nicht exklusiv auf sprachliche Ausdrücke beziehen, sondern immer auch zugleich und primär auf die außersprachlichen Gegebenheiten, die im Wort gesagt oder in Sätzen ausgesagt werden, während die Termini für Subjekt und Prädikat als bloße Satzteile im grammatischen Sinne sowohl bei Platon als auch bei Aristoteles Onoma (*ὄνομα*) und Rhema (*ῥῆμα*) sind. Entsprechend hat für Aristoteles die Beachtung sprachlicher Unterscheidungen bei der Sondierung von Arten der Prädikation keine absolute Bedeutung, sondern nur den Charakter eines heuristischen Leitfadens, der die phänomenbezogene Analyse der außersprachlichen Dinge begleitet. Die Unterscheidungen, die die Sprache durch den Formenbestand ihrer Ausdrucksmöglichkeiten vornimmt, können unterschiedliche begriffliche Verhältnisse ausdrücken, die ihrerseits wieder Sachverhalte der Dinge wiedergeben können bis hin zu einer Unterscheidung der Arten der Entitäten überhaupt, die Aristoteles mit seiner Kategorienunterscheidung schließlich und endlich zu identifizieren glaubte. Eine Analyse sprachlicher Gegebenheiten ist die Kategorienuntersuchung daher nur an ihrem Ausgangspunkt und auch das nur als heuristischer Ansatzpunkt, weil eine grammatische Unterscheidung eine philosophische Unterscheidung bedeuten kann. Dabei war sich gerade Aristoteles auch des umgekehrten Falles sehr wohl bewußt, daß die sprachliche Form begriffliche Unterschiede verdecken kann. Dieser Umstand war es, der ihn nicht nur zu seinen Analysen in der Topik und in den Sophistici Elenchi, sondern auch in den meisten seiner übrigen Werke zu Untersuchungen des sprachlichen Ausdruckes motivierte. Neben der heuristischen Funktion der

Sprache galt seine besondere Aufmerksamkeit der Verhüllungsgefahr, die mit der Sprache einhergeht. Es ging Aristoteles als Philosoph in keinem seiner Werke primär um die Sprache als Sprache. Das mag vielleicht aus heutiger Sicht überraschen, ist aber ein Faktum. Es ging Aristoteles primär nicht um die Sprache, sondern um die Sache, die in der Sprache zur Darstellung gelangt. Das gilt sogar für die aristotelische Syllogistik in ihrer entwickelten Gestalt in den Analytica Priora, die eine Theorie über bestimmte Aussageformen und ihre Beziehungen ist. Selbst hier geht es nicht um die Sprache als Sprache, sondern um gewisse regelhafte Gleichförmigkeiten der Gedankenverknüpfung. Wie überall bei Aristoteles zielen auch in seiner Kategorienanalyse die Untersuchungen des sprachlichen Ausdruckes auf die zugrunde liegenden logischen und noematischen Strukturen und schließlich auf die für ihn fundamentalen ontischen Gegebenheiten. Seine Annahme eines Parallelismus von Sein, Denken und Sprache ist von axiomatischer Gültigkeit für sein Philosophieren von Anfang bis Ende. Der Locus classicus für die Theorie des Parallelismus ist De interpretatione Kap. 1. Es entspricht der Systematik dieser Theorie, daß grammatische, logische und ontologische Untersuchungen da, wo sie getrennt vorkommen, nicht der Sache nach, sondern nur der Methode nach getrennt sind: sie sind verschiedene Aspekte, die nur nacheinander zur Erörterung gelangen können. Daß bei der Beantwortung der Frage, auf wievielfache Weise etwas von etwas ausgesagt werden kann, zunächst sprachliche Betrachtungen im Vordergrund stehen, kann nicht überraschen. Ebensowenig kann überraschen, daß die Kategorienlehre, die als eine Theorie der Prädikation ihren Anfang nahm, in der Metaphysik als eine Theorie der Realität, als eine Lehre vom Sein, als Ontologie ihren Abschluß fand. Dieser Schlußpunkt der Lehre ist die Konsequenz ihres Ausgangspunktes. Denn zu keiner Zeit, auch nicht in seiner frühesten, ging es Aristoteles seiner philosophischen Intention nach nur um den sprachlichen Ausdruck als solchen.

Es ist zu vermuten, daß das Kategorienschema zu jenen Lehrstücken gehört, die Aristoteles noch zu Lebzeiten Platons, als er in der Akademie unterrichtete, erarbeitet und vorgetragen hat, also vor 347. Viele Lehrstücke, die Aristoteles in den neun Büchern seiner logischen Frühschrift, der Topik und den Sophistici Elenchi (= Topik IX), behandelt, gehen auf diese Zeit seiner ersten Lehrtätigkeit zurück. In der Topik, dem ersten Lehrbuch der Logik, geht es, wie Aristoteles im ersten Kapitel des ersten Buches sagt, um die Aufgabe, „eine Methode zu finden, nach der wir über jedes aufgestellte Problem aus allgemein für wahr gehaltenen Sätzen schließen können und, wenn wir selbst Rede stehen sollen, in keine Widersprüche geraten“. Diese Methode bestimmt Aristoteles als die Methode der Dialektik, und die Dialektik erscheint ihm in dreifacher Hinsicht als nützlich:

erstens für die Übungsgespräche in der Schule, zweitens für die Praxis der Gesprächsführung im wirklichen Leben und drittens für die Wissenschaften (s. Top. I 2). Historisch gesehen verdankt sich die Dialektik des Aristoteles, die Topik, einer methodologischen Reflexion auf die Technik der philosophischen Übungsgespräche in der Akademie Platons und, im Zusammenhang damit, auf die Argumentationstechnik der Sophisten. Obwohl nun in der Topik (I 9) die Tafel der Kategorien zum erstenmal präsentiert wird, wird gleichwohl von der Kategorienunterscheidung nur gelegentlich in der Topik Gebrauch gemacht, und der Aufbau der Topik im ganzen ist nicht durch sie bestimmt, sondern durch die vierfache Gliederung der Prädikabilien (Definition, Genus, Proprium, Akzidenz), die für den Zweck der Dialektik, die Widerlegung der These des Gesprächsgegners und den Überlegenheitsnachweis für die eigene These, das passendere Schema der Gesichtspunkte lieferte. Denn der dialektische Diskurs hat es bestimmungsgemäß meist mit Thesen zu tun, die Allgemeines zum Inhalt haben, und entsprechend nehmen die Subjektstellen solcher Thesen normalerweise allgemeine Terme ein, wie z. B. in der dialektischen These, daß Macht ohne Klugheit nicht wünschenswert sei, wohl aber Klugheit ohne Macht (Top. III 2. 118a 19f.). Die in der Topik formulierte Dialektik ist ein Argumentieren, das sich nicht der wissenschaftlichen, sondern eben der dialektischen Form des Syllogismus bedient, also nicht von wahren, sondern von wahrscheinlichen Sätzen ausgeht. Aber wie die Prämisse des wissenschaftlichen Schlusses, so besteht auch die Prämisse des dialektischen Schlusses oder Wahrscheinlichkeitsschlusses fast ausschließlich aus allgemeinen Termen; bei beiden findet eine Beschränkung auf eine individuelle Substanz als Subjekt nicht statt. Der Gebrauch des Kategorienschemas in der Topik zeigt eine Anpassung an die Bedingungen der dialektischen Argumentation gerade darin, daß als Subjekt der Prädikation nicht nur ein Subjekt in der ersten Kategorie fungieren kann, sondern in jeder der zehn Kategorien, also das Subjekt der Prädikation nicht auf die erste Kategorie festgelegt ist. Parallel dazu formiert die „Was ist es?"-Frage (*τί ἐστι;*) die Wesensaussage in jeder Kategorie. Die Möglichkeit ist nicht auszuschließen, daß diese Gestalt der Kategorienunterscheidung nicht die ursprüngliche Gestalt derselben ist, sondern diese sich an einem bestimmten, individuellen Subjekt orientierte, wobei die möglichen Fragen in bezug auf dasselbe und die entsprechenden Antworten nach ihren verschiedenen Arten unterschieden wurden. Die möglichen Antworten auf eine bestimmte Art von Frage bildeten eine bestimmte Klasse von Prädikationen (*γένος τῶν κατηγοριῶν*); ein Prädikat wurde als eine Antwort auf eine Frage verstanden; und die „Was ist es?"-Frage (*τί ἐστι;*) kennzeichnet e die erste Kategorie. So, d. h. durch das Spektrum der Fragen, könnte sich auch relativ einfach die Entstehung der Unterscheidung der Kategorien erklären, über die Aristoteles

in der Topik als fertiges Schema schon verfügt. In der Topik scheinen beide Versionen vorzukommen, sowohl diejenige, in der die „Was ist es?"-Frage (τί ἐστι;) der ersten Kategorie zugeordnet ist, als auch diejenige, in der die „Was ist es?"-Frage zu jeder Kategorie gehören kann. Beide Versionen vereinigen sich zu dem Schema, gemäß welchem die „Was ist es?"-Frage in erster Linie zur ersten Kategorie gehört und in zweiter Linie zu jeder Kategorie. Erst nach dieser Vereinigung der beiden Aspekte konnte es zu der fundamentalen Unterscheidung zwischen einer Prädikation innerhalb einer einzigen Kategorie und einer Prädikation über die Grenzen der einzelnen Kategorien hinweg, d. h. zwischen essentieller und akzidenteller Prädikation kommen. Mit dem weiteren, umfassenderen Gebrauch der „Was ist es?"-Frage, d. h. der Frage nach der Definition für mögliche Subjekte überhaupt, nicht nur solche der ersten Kategorie, konnte Aristoteles auf alle Fälle an die Klassifikationstechniken der Dialektik Platons anknüpfen. Mit dem umfassenderen, universalen Gebrauch der „Was ist es?"-Frage akzentuiert die Topik den für die Entstehung der Kategorienunterscheidung zweifellos entscheidenden Umstand, daß die Kategorien Arten von Prädikationen bzw. Prädikate sind und das Subjekt der Prädikation durch diese ja gar nicht eigentlich mitklassifiziert wird. Individuelle Substanzen sind normalerweise keine Prädikate, folglich erscheinen sie in dem vorliegenden Zusammenhang auch nicht in der ersten Kategorie, jedenfalls so lange nicht, solange diese in dem anfänglichen Sinne des Wortes „Kategorie" als eine Art der Aussage verstanden wurde. Aber es konnte nach Lage der Dinge gar nicht ausbleiben, daß die systemimmanente Tendenz der aristotelischen Theorie sich im weiteren Verlauf der Entwicklung der Kategorienlehre dahingehend auswirkte, daß die individuellen Substanzen Aufnahme fanden in der ersten Kategorie. Die Frage, ob dieses Stadium in der Topik bereits erreicht ist oder erst in der Kategorienschrift, wird kontrovers beantwortet. Zuverlässig kann nur registriert werden, daß in der Topik sinnlich wahrnehmbare Individuen oder „erste Substanzen" noch nicht terminologisch von ihren Arten und Gattungen oder „zweiten Substanzen" unterschieden werden.

Sehr viel einfacher als die zuletzt erörterten Probleme ist die Beantwortung der Frage, welche Gründe zu der Kategorientafel in der Topik eigentlich die Veranlassung gegeben haben. Der Ausgangspunkt war die Absicht, Verschiedenheiten der Bedeutung, die sich hinter einer sprachlich einheitlichen Form verbergen, aufzudecken. Damit wurde zweierlei erreicht, zum einen, in theoretischer Hinsicht, die Identifikation und Unterscheidung logischer Strukturen, zum anderen, in praktischer Hinsicht, die Vermeidung von Irrtümern aufgrund von sprachlichen Mißverständnissen. Diese Aufklärungsarbeit konzentrierte sich vor allem auf zwei Gegenstände, auf homonyme Wörter und auf Fehlschlüsse aufgrund der Form des sprach-

lichen Ausdruckes. Gemäß ihrer Aufgabenbestimmung steht diese Arbeit in den Sophistici Elenchi im Mittelpunkt. Die Kategorienunterscheidung dient dazu, Unterschiede an den Dingen zu bestimmen, die der sprachliche Ausdruck nicht wiedergibt. In Kapitel 22 der Sophistici Elenchi (178a 4–6) wird dieser Zweck von Aristoteles ganz unmißverständlich genannt: „Es ist auch klar, wie wir den Fehlschlüssen begegnen müssen, die auf dem identischen Ausdruck dessen, was nicht identisch ist, beruhen, da wir ja die verschiedenen Arten der Prädikationen (*τὰ γένη τῶν κατηγοριῶν*) haben." In diesem Sinne fungieren die Kategorien hier als Instrumente, die unter der Oberfläche sprachlicher Gemeinsamkeiten Unterschiede der Bedeutung, d. h. der logischen und semantischen Struktur, orten.

Aristoteles operierte mit dieser Art kategorialer Analyse von Anfang an auf einer Schiene, auf der seine Argumentation geradewegs die platonische Ideenlehre in ihrem Zentrum treffen mußte. So läuft zum Beispiel seine Behandlung des Argumentes vom Dritten Menschen, Soph. El. 22. 178b 37–179a 10, unübersehbar auf Konsequenzen hinaus, die sich gegen die Annahme der Möglichkeit von Formen als selbständigen Entitäten richten. Die Behandlung des Argumentes vom Dritten Menschen in Soph. El. 22 hat eine Parallele (vgl. Kapp 1920: 138f.; Wilpert 1949: 89 Anm. 132) in einer Formulierung des Argumentes, die Alexander von Aphrodisias aus der verlorenen Abhandlung des Aristoteles De Ideis (fr 4 Ross = fr 188 Rose) zitiert. In De Ideis geht es um Argumente pro und contra bezüglich der Existenz der Ideen, Argumente, die die Kontroverse über die Ideenlehre in der Akademie widerspiegeln. Owen (1965) hat die These verfochten, daß Aristoteles mit diesen Kontroversen vor Augen seine Analyse der Prädikation begonnen habe und daß insonderheit seine Beschäftigung mit dem Argument vom Dritten Menschen, das Platon selbst im Parmenides (132 A B) formuliert hat, Aristoteles zu seiner Theorie der Kategorien und in eins damit zu seiner kategorientheoretisch begründeten Zurückweisung der Ideenlehre Platons geführt habe. Viele von denen, die sich nicht von Owen überzeugen lassen, daß Aristoteles' Auseinandersetzung mit dem Argument vom Dritten Menschen diese Rolle gespielt hat, folgen Owen aber gleichwohl in der Annahme, daß Aristoteles' Kritik an Platon seiner Theorie der Prädikation und seinem Kategorienschema zugrunde liegt. Anders als Owen neigen dagegen die meisten Forscher mit Kapp und Gillespie (1925) zu der Auffassung, daß der Anstoß zu den aristotelischen Überlegungen zur Prädikation nicht von dem Argument des Dritten Menschen im Parmenides, sondern von der Analyse des kleinsten Satzes im Sophistes ausging. Die Einfachheit und die Klarheit der satzlogischen Analyse im Sophistes und der Eindruck, die Ausgangsfrage Platons, wie von einem einzelnen Menschen viele Dinge gesagt werden können, unter Verzicht auf die platonischen Formen einer eleganten Lösung zuführen zu

können, scheinen Aristoteles motiviert zu haben, hier anzusetzen und auf diesem Wege der platonischen Theorie der Formen langsam, aber sicher ihre Basis zu entziehen und sie so als Theorie überflüssig erscheinen zu lassen, statt den sehr viel umständlicheren und ungewissen Weg der Auseinandersetzung mit systemimmanenten Problemen der platonischen Theorie der Formen zu wählen. Die späteren Auseinandersetzungen dieser Art bei Aristoteles haben daher auch durchweg den Charakter einer mehr nachträglichen Reflexion: aus der Sicht des Aristoteles war das Gebäude längst eingestürzt. Die vorausgegangene logische Analyse der Prädikation mit ihrer anfänglichen Konzentration auf Äquivokation und Fehlschluß hatte ihr Werk getan. Jetzt war der Weg frei für die Anwendung des Kategorienschemas auf größere Probleme.

Daß die Kategorienschrift diejenige Schrift im Corpus Aristotelicum ist, der über die Jahrtausende der größte Bekanntheitsgrad beschieden war, hat seinen Grund darin, daß diese Schrift in der äußeren Form eines skizzenhaften, schematischen Abrisses einen Überblick über ein Kernstück der Philosophie des Aristoteles zu vermitteln scheint, das der Sache nach, um die es dabei geht, im Laufe der Geschichte der Philosophie immer mehr als das zentrale Grundlagenkapitel der Philosophie überhaupt betrachtet wurde. Wenn auch in dieser Beurteilung die systematische Ortsbestimmung und Bewertung des Inhaltes der Kategorienschrift im Ganzen der Philosophie des Aristoteles zumeist falsch waren, und zwar schon aus historischen Gründen, z. B. wegen der lange Zeit unvollständigen Kenntnis der Schriften des Aristoteles, besonders im lateinischen Westen, so muß doch andererseits festgestellt werden, daß die Kategorienschrift auch für alle heutigen Versuche einer Rekonstruktion der aristotelischen Kategorienlehre eine Schlüsselrolle einnimmt. Denn in der Kategorienschrift kommt zum erstenmal unübersehbar die ontologische Dimension dieser Lehre zum Vorschein. Erst das erkennbare Zusammen des logisch-dialektischen und des ontologischen Aspektes verliehen der Kategorienschrift jenen faszinierenden Glanz und jene attraktive Sonderstellung, die sie im griechischen, römischen, byzantinischen, arabischen, lateinischen und frühneuzeitlichen Schulbetrieb auszeichneten. Die Attraktion dieser Abhandlung wurde noch zusätzlich gesteigert durch den Eindruck, den jeder Leser bei der Lektüre empfängt, daß nämlich der Duktus der Argumentation eine zwar, wie bei der Behandlung des Argumentes vom Dritten Menschen in Soph. El. 22, unausgesprochene, aber dennoch spürbare antiplatonische Spitze hat. Die These, daß Substanz (*οὐσία*) „hauptsächlich und an erster Stelle und vorzüglich" (2a 11) nur eine erste Substanz (*πρώτη οὐσία*), d. h. ein sinnlich wahrnehmbares Einzelding, wie ein einzelner Mensch oder ein einzelnes Pferd, ist, konnte im Umkreis der platonischen Akademie nicht anders

denn als Provokation verstanden werden. Gerade diese übergangslose Schärfe der genau das Gegenteil der platonischen Position behauptenden These könnte mit zu den Hinweisen gehören, die für eine frühe Datierung der Kategorienschrift sprechen, zumal wenn man berücksichtigt, daß Aristoteles später in der Metaphysik, z. B. in *Z* 7 u. 11, also zu einer Zeit, in der er es längst aufgegeben hat, seine Distanzierung von der Ideenlehre Platons mit der Diskretion der frühen Jahre zu behandeln, wiederholt das Eidos oder Wesen der Dinge als erste Substanz bezeichnet, was man mit der in der Metaphysik vertretenen Lehre zusammengebracht hat, daß es Wissen nur vom Allgemeinen gäbe. So gesehen könnte, wie man oft behauptet hat, die Metaphysik platonischer als die Kategorienschrift erscheinen. Aber die Ontologie der Kategorienschrift hat auch in der Ontologie der Metaphysik ihre tiefen Spuren hinterlassen. Über die Vereinbarkeit bzw. Unvereinbarkeit der beiden Begriffe von Substanz (*οὐσία*) vgl. weiter unten (S. 121–126 u. 140–142).

Das leitmotivisch sich wiederholende Argument lautet, daß, wenn keine ersten Substanzen existierten, überhaupt nichts existierte. Die zweiten Substanzen, wie z. B. Mensch und Lebewesen, werden nicht nur von einem, sondern von vielen Subjekten ausgesagt, d. h., die zweiten Substanzen sind nicht individuelle Subjekte, folglich keine Substanzen im eigentlichen Sinne; ihre Bestimmung bezeichnet eher eine Qualität. Der entscheidende Gesichtspunkt ist hier der gleiche wie in der Behandlung des Argumentes vom Dritten Menschen, in der bereits die Entscheidung gegen die Substanzialität des Allgemeinen gefallen war. In Met. *Z* 13 und 14 kommt Aristoteles später ausführlich auf diese frühe Grundsatzentscheidung zurück und gemahnt an anderenfalls sich unvermeidlich einstellende unerwünschte Konsequenzen wie den Dritten Menschen und die Formen der Anhänger der Ideenlehre.

Das Anfangskapitel der Kategorienschrift erörtert die Homonymie, die Synonymie und die Paronymie. Seine Beziehung zu dem Rest der Schrift ist äußerlich schwer erkennbar und läßt die Kommentatoren oft ratlos erscheinen. Vergegenwärtigt man sich aber den Ursprung der Kategorienunterscheidung in der logisch-dialektischen Analyse der Prädikation bzw. der Prädikate und die anfängliche Konzentration dieser Analyse auf Äquivokation und Fehlschluß (aufgrund der sprachlichen Gleichförmigkeit logisch ungleichförmiger Strukturen), dann erscheint die Eröffnung der Kategorienschrift mit einem Kapitel über drei Grundverhältnisse von Dingen untereinander (Homonymie, Synonymie, Paronymie) und zu ihren Namen ganz verständlich, fast selbstverständlich. Homonymie, Synonymie und Paronymie sind hier gefaßt als Relationen zwischen nichtsprachlichen Entitäten; klassifiziert werden sie aber gleichwohl mit Hilfe ihrer Namen; aber eine Entität kann mehrere Namen ha-

ben. An diese Tatbestände wird im ersten Kapitel der Kategorienschrift noch einmal zusammenfassend erinnert, denn die Kategorien klassifizieren zwar Dinge, nicht Wörter, aber von den Dingen werden Wörter prädiziert, und zwar mit dem Anspruch, die Verhältnisse der Dinge richtig wiederzugeben.

Nach dieser Ouvertüre beginnt mit Kapitel 2 der Kategorienschrift eine Untersuchung, die sich bis Kapitel 5 erstreckt und eine Theorie der Prädikation entwickelt. Wie schon in Kapitel 1 die Verhältnisse der Homonymie, Synonymie und Paronymie nicht als sprachliche, sondern als ontische Beziehungen gesehen werden, so dominiert die ontologische Betrachtungsweise auch bei der Analyse der Beziehung von Subjekt und Prädikat. Diese Beziehung wird primär als eine solche von Ding zu Ding und nur sekundär als eine von Ding zu Wort aufgefaßt. Das heißt: Die Subjekte (*ὑποκείμενα*) sind Dinge, und das, was von ihnen prädiziert wird (*κατηγορούμενα*), die Attribute, sind es auch. Das Attribut hat zwar einen Namen, wie auch das Subjekt als Entität durch einen Namen bezeichnet wird; insofern stehen hier auch Wörter in einer Beziehung und ist diese Beziehung eine syntaktische und semantische. Aber es ist wichtig, immer wieder daran zu erinnern und sich bewußt zu bleiben, daß die Prädikation als bloß grammatische Beziehung von Wort zu Wort bei Aristoteles kein Gegenstand der Untersuchung ist. Das gleiche gilt für die isolierte Auffassung von Subjekt und Prädikat als Begriffe in der Einheit des Urteils. Da, wo er das Urteil als Synthese oder Verbindung von Begriffen (*νοήματα*) behandelt (z. B. De int. 1, 3; De an. 430a 28; 432a 11), tut er das nicht in psychologistischer Manier, sondern im Kontext seines Parallelismusschemas von Sein, Denken und Sprache (Oehler 1962: 147ff.). Vieles von dem, was sowohl im Umkreis der modernen sprachanalytischen Philosophie als auch der älteren psychologisierenden Philosophie für Aristoteles in Anspruch genommen worden ist, entstammt erst der nacharistotelischen antiken Philosophie. Oft lassen sich solche späten Entwicklungen auf rudimentäre Ansätze bei Aristoteles zurückführen. Aber sie sind für Aristoteles dann keinesfalls charakteristisch, wie z. B. die Auffassung der Kategorien als Begriffe oder aber auch als Wortklassen. Er untersucht zwar Nomen (*ὀνόματα*) und Verben (*ῥήματα*) als Wortklassen, aber sie fungieren bei ihm nicht als Kategorien, auch da nicht, wo diese Verbindung zum Greifen nahe ist, wie in De int. 3. 16b 6–25, wo er das Verb (*ῥῆμα*) das Zeichen (*σημεῖον*) eines Attributes nennt, das zu einem Subjekt gehört, und wo er die wichtige Feststellung trifft, daß das „ist" der Kopula nicht als Zeichen für eine Sache (*πρᾶγμα*) steht, sondern für eine Synthesis, die ohne die Subjekt- und Prädikatausdrücke sinnlos ist. Aristoteles' terminologischer Gebrauch des Zeichenbegriffes an dieser Stelle ist von signifikanter Bedeutung für seine Auffassung von Sprache,

deren primäre Funktion er darin sieht, zu repräsentieren, und zwar das Sein der Dinge zu repräsentieren, nicht aber darin, eine realitätsstiftende, konstitutive Leistung der endlichen Subjektivität zu vollbringen.

Das Neue der in der Kategorienschrift entwickelten Prädikationstheorie besteht bezüglich der Kategorienlehre darin, daß die Kategorien jetzt auch Subjekte, nicht nur Prädikate oder Arten der Prädikation umfassen. Dieser Neuerung ist die Art der Präsentation der Kategorien in Kapitel 4 angepaßt. Die zehn Klassen der Kategorien werden nunmehr vorgestellt als Mengen, deren Elemente dadurch charakterisiert sind, daß sie ohne Verbindung, d. h. nicht in der Einheit eines Satzes gesagt werden, womit Dinge und Eigenschaften gemeint sind, insofern sie das von einzelnen Wörtern oder Ausdrücken Bezeichnete sind. Der Standpunkt, der die Kategorie (in Übereinstimmung mit der ursprünglichen Bedeutung des Wortes *κατηγορία*) auf den Bezug zum Prädikat festlegte, ist damit verlassen. Er begegnet noch einmal relikthaft in Cat. 5. 3a 35–37. Während in Top. I 9 möglicherweise die doppelte Gebrauchsform des Kategorienschemas nebeneinander zur Anwendung kommt, zum einen diejenige, bei der das Subjekt dasselbe bleibt und die an es gestellte Frage variiert, zum anderen diejenige, bei der das Subjekt von Kategorie zu Kategorie ein anderes ist, aber die jeweils gestellte Frage dieselbe ist, nämlich die „Was ist es?"-Frage (*τί ἐστι;*), macht die Kategorienschrift fast nur noch Gebrauch von der ersten Form; die Wasfrage und die Wesensprädikation (*ἐν τῷ τί ἐστι κατηγορεῖσθαι*, der Terminus der Topik; *καθ' ὑποκειμένου λέγεσθαι*, der Terminus der Kategorienschrift) bleiben eingegrenzt auf die Kategorie der Substanz. Gleichwohl vermeidet es die Kategorienschrift, die Wasfrage als Bezeichnung der ersten Kategorie zu benutzen. Der Grund dafür liegt auf der Hand: eine erste Substanz wird normalerweise durch einen Eigennamen bezeichnet, und dieser ist keine hinreichende Antwort auf die Wasfrage. Ebenso leicht ist einzusehen, warum der in der Topik als fester Terminus fungierende Ausdruck *κατηγορία* bei der Einführung der Kategorien in Kapitel 4 der Kategorienschrift keine Verwendung findet: durch die ausdrückliche Einbeziehung der ersten Substanzen in die erste Kategorie ist die erste Kategorie nicht mehr ein Genus von Prädikaten bzw. eine Art von Prädikation. Damit hängt auch zusammen, daß der in der Topik geläufige Ausdruck „Arten der Prädikationen" (*τὰ γένη τῶν κατηγοριῶν*) in der Kategorienschrift nicht mehr vorkommt. Die wesentlichen Neuheiten der Kategorienschrift lassen sich ausnahmslos aus dem Umstand erklären, daß auf der durch sie repräsentierten Stufe der Entwicklung des aristotelischen Denkens die individuellen Substanzen in das Zentrum der ontologischen Betrachtung rücken und dementsprechend auch ihre Basisfunktion für die Prädikation jeglicher Art stärkere Beachtung findet, womit sich vielleicht auch der

auffällige Tatbestand erklären läßt, wie wiederholt geschehen, daß die Wasfrage und die Wesensprädikation bezüglich der Gegebenheiten der zweiten bis zehnten Kategorie so stark vernachlässigt werden, wie es der Fall ist, wenn auch deren Möglichkeit und Wirklichkeit außerhalb der ersten Kategorie durchaus zugestanden werden (vgl. z. B. Cat. 2. 1b 2), allerdings mit dem Unterton, daß es sich denn doch wohl um eine Quantité négligeable handle. Die Veränderung in der Theorie der Kategorienlehre drückt sich auch in der Terminologie aus. Während die Topik die Wesensprädikation das „Prädiziertwerden in dem, was es ist" (*ἐν τῷ τί ἐστι κατηγορεῖσθαι*) nennt, spricht die Kategorienschrift von dem „von einem Subjekt Ausgesagtwerden" (*καθ' ὑποκειμένου λέγεσθαι*), und die akzidentelle Prädikation charakterisiert sie mit dem Ausdruck „in einem Subjekt sein" (*ἐν ὑποκειμένῳ εἶναι*), eine Formulierung, durch die auf jeden Fall deutlich wird, was gemeint ist, nämlich die Abhängigkeit alles Seienden der übrigen Kategorien von der Substanz und schließlich von der ersten Substanz. Was in diesem Sinne in einem Subjekt ist, kann nicht als selbständig Seiendes existieren, nicht abgetrennt für sich, und damit entfällt auch der Grund der Möglichkeit der platonischen Ideen. Diese letztere Schlußfolgerung überläßt Aristoteles freilich hier noch dem Leser. In Kapitel 22 der Analytica Posteriora (I 22. 83a 30–35) dagegen wird diese Konsequenz zum erstenmal offen ausgesprochen: Was nicht eine Substanz bezeichnet, muß von einem Subjekt prädiziert werden, und es gibt nichts Weißes, das weiß wäre, ohne sonst etwas zu sein. Denn von den Ideen nehmen wir Abschied. Denn sie sind leeres Geträller. Und gäbe es sie, so würden sie doch zu dieser Untersuchung nichts beitragen. Denn Beweise haben es mit Substanzen und ihren Eigenschaften zu tun. Aristoteles' Konsequenz ist denkbar einfach: Platon hatte die Idee eingeführt, weil er nur durch sie sich imstande sah, sowohl die Gegenstände des Wissens als auch die Bedingungen der Wahrheit und Falschheit der Sätze angemessen bestimmen zu können. Im Rahmen seiner eigenen Wissenschaftstheorie, die sich auf seine Theorie des Syllogismus und auf seine Prädikations- und Kategorientheorie stützte, erwiesen sich die ideentheoretischen Annahmen Platons als überflüssig. Sie wurden ein Opfer der aristotelischen Denkökonomie.

Daß das Kategorienschema sich nicht nur als ein Instrument für sprachliche und logische Unterscheidungen anbot, sondern auch eine direkte Tendenz zur Anwendung auf die einzelnen Wissensgebiete hatte, zeigt gerade die Kategorienschrift recht deutlich, etwa in der Art, wie bestimmte Probleme, z. B. Veränderung, diskrete und kontinuierliche Quantität, Relativa und andere Gegenstände, über die kategoriale Untersuchung für eine weiterführende Behandlung analytisch aufbereitet werden, die dann in der Physik oder Metaphysik oder in den Analytiken

oder in anderen Pragmatien erfolgt oder aber auch wider Erwarten nicht erfolgt. Gemessen an dieser anfänglichen Tendenz zur Applikation, ist der tatsächliche Gebrauch, den Aristoteles in seinen einzelwissenschaftlichen Werken von dem Kategorienschema macht, gering. Um so extensiver und intensiver ist dessen Anwendung im Bereich der Ersten Philosophie (*πρώτη φιλοσοφία*) oder Metaphysik bzw. Ontologie. Aber sogar hier lassen die überlieferten Texte Grenzen der Applikation erkennen, die von Aristoteles nicht überschritten werden. Die nacharistotelische antike Geschichte der Kategorienlehre ist vor allem dadurch charakterisiert, daß die Kategorien verstanden wurden als letzte, höchste, umfassendste Einheiten in einem hierarchischen System von Arten und Gattungen. Es gibt bei Aristoteles eine Reihe von Äußerungen, die in dieser Richtung weiterentwickelt oder in diesem Sinne gedeutet werden konnten. Auf der einen Seite schloß es Aristoteles aus, daß „Sein" (*ὄν*) und „Eines" (*ἕν*) und Entsprechendes, weil es allen Gegebenheiten in allen Kategorien zukommt, Gattungen seien (vgl.: Bonitz, Index 220, 223). Auf der anderen Seite lehrte Aristoteles den transitiven Charakter der Prädikation innerhalb des Spezies-Genus-Schemas, „da alle höheren Genera von den niederen prädiziert werden" (Top. VI 5. 143a 21f.) und „das Genus von allen Spezies synonym prädiziert wird" (Top. IV 5. 127b 6). Gleichzeitig hatte Aristoteles die Kategorien als Genera der Prädikationen bestimmt. Aufgrund dieser Annahmen lag es nahe, Aristoteles zu unterstellen, er sei der Auffassung, daß die Kategorien die äußerste Grenze der Prädikation innerhalb des Spezies-Genus-Schemas darstellten und also die umfassendsten Genera der Definition seien. Diese Interpretation ist problematisch, denn sie hat keine direkte Stütze im Text der logischen Schriften des Aristoteles. Aber er weist diese Auffassung auch nicht explizit zurück. Im Gegenteil, es gibt Stellen, die diese Auffassung indirekt zu begünstigen scheinen. Diese Unbestimmtheit läßt auf eine Bedeutungsdivergenz im Begriff des Genus selbst schließen, eine Divergenz, die möglicherweise darauf beruht, daß dieser Begriff zuerst (in der Nachfolge Platons) im Schema der Prädikationen als reiner Definitionsbegriff verwendet wurde, dann aber, im Kontext der neuen Kategorienlehre, als Genus der Prädikation auf die Rolle eines Klassifikationsbegriffes für Prädikate festgelegt wurde, bis durch die Aufhebung der einseitigen Orientierung an der Prädikatstelle die Kategorientafel alle durch einen einfachen sprachlichen Ausdruck bezeichneten Dinge umfaßte, so daß auf diese Weise eine Annäherung des klassifikatorischen und des kategorialen Genusbegriffes immerhin möglich erscheinen konnte, wie z. B. in Anal. Pr. I 27. 43a 25–43, wo Aristoteles davon spricht, daß man beim Aufstieg zu höheren Begriffen einmal an eine Grenze kommt. Was damit gemeint ist, bleibt unklar, und auch die spätere Erklärung (Anal. Post. I 19–22), auf die er verweist,

führt in diesem Punkt nicht weiter. Der Leser bleibt auch hier seinen eigenen Schlußfolgerungen überlassen. Diese scheinen alle in die gleiche Richtung zu gehen, nämlich daß die letzte Grenze der Prädikation die Reihe der Genera der Prädikation, also der Kategorien, ist, die, eine jede für sich, die letzte Antwort auf die „Was ist es?"-Frage bezüglich einer Gegebenheit sind, die in ihnen jeweils vorkommen. Danach wäre die Reihe der Prädikationen innerhalb jeder Kategorie begrenzt, was wiederum nur sinnvoll ist, wenn die Kategorie selbst das allgemeinste und letzte Prädikat ist. Aber all das wird bei Aristoteles nirgendwo ausgeführt, bleibt Spekulation und steht mit anderem, das ausgeführt ist, z. B. daß ebenso wie „Sein" (*ὄν*) und „Eines" (*ἕν*) auch „Substanz" (*οὐσία*) kein Genus sei (Met. *I* 2. 1053b 22–24), in einem merkwürdigen Widerspruch. Die Skepsis derer, die auf dem Standpunkt stehen, daß der Begriff der Kategorien als „erster Genera" (*πρῶτα γένη*) oder „allgemeinster Gattungsbegriffe" (*τὰ γενικώτατα*) nacharistotelisch ist und für Aristoteles selbst so nicht in Anspruch genommen werden kann, erscheint berechtigt. Aber es kann auch nicht bestritten werden, daß es Aristoteles selbst war, der durch die Unentschiedenheit in einigen kritischen Formulierungen dieser späteren Auffassungsweise der Kategorien Vorschub geleistet hat.

Eine andere Anwendung des Kategorienschemas durch Aristoteles läßt sich, im Unterschied zu der eben erwähnten, sehr genau angeben, und sie ist für die Struktur der aristotelischen Metaphysik außerordentlich folgenreich gewesen. Es ist die Benutzung der Kategorienunterscheidung zum Zwecke der Bestimmung der Bedeutungsverschiedenheit des Prädikatausdruckes, eine Anwendungsform, die zu der Lehre von der mannigfachen Bedeutung des Seienden (*ὄντα*) geführt hat, d. h. zu der Lehre, daß es ebenso viele Arten des Seienden gibt, wie es Kategorien gibt. Vorbereitet wird diese letzte, abschließende Anwendungsform, bevor sie ihre endgültige Gestalt vor allem in der Metaphysik findet, schon in der Topik, den Kategorien und in den Analytiken. Auch hier fügen sich zahlreiche, zunächst scheinbar einzelne Glieder schließlich zu einer Argumentationskette zusammen und bilden das Ganze dieses Lehrstückes: in der Topik (IV 5) die Feststellung, daß „Sein" (*ὄν*) kein Genus ist, in den Kategorien (Kap. 2) der Tatbestand, daß die Kategorieneinteilung verstanden wird als eine Einteilung des Seienden (*ὄντα*), insofern es durch einzelne Wörter bezeichnet ist, in den Analytiken (Anal. Pr. I 36–37) der Hinweis darauf, daß die Kategorien dazu dienen können, bei äußerlicher Gleichförmigkeit der Aussageform gegebenenfalls eine Verschiedenheit der logischen Beziehungen zwischen den Termen der Prämisse eines Syllogismus erkennbar zu machen, und zwar eine solche Verschiedenheit, die den Wahrheitswert von Aussagen oder die wahrheitsfunktionalen Operationen von Schlüssen berührt. Während es sich zwar

nicht empfiehlt, logische Festsetzungen auf sprachliche Unterscheidungen zu gründen, so ist es doch durchaus empfehlenswert, mit sprachlichen Unterscheidungen auf logische Unterschiede hinzuweisen. Genau das tut Aristoteles. In diesem Zusammenhang wird das Kategorienschema analytisch wirkungsvoll verknüpft sowohl mit der Untersuchung der Frage, auf wievielfache Weise eine Gegebenheit prädiziert werden kann (*ποσαχῶς λέγεται*), als auch mit der Einführung des Verbs „sein" (*εἶναι*) als des Zeichens für eine Beziehung, deren vielfältige Struktur durch die Kategorien beschrieben wird. Mit Recht haben die Kommentatoren hier (Anal. Pr. I 36–37) den ersten Brückenschlag zwischen der Lehre von der Multivozität des Seienden und der Kategorienlehre gesehen. Über diese Brücke führt der Weg zu der vorwiegend ontologischen Applikation des Kategorienschemas in der letzten Phase dieser Lehre, in der die Kategorien als Gattungen des Seienden verstanden werden.

Der Locus classicus für diese Betrachtungsweise der Kategorien ist Met. Δ, wo von den „Dingen, die auf vielfache Weise prädiziert werden" (*τὰ πολλαχῶς λεγόμενα*), gehandelt wird, speziell Kapitel 7, wo es um das „Sein" (*τὸ ὄν*) geht. „Vom Sein spricht man teils akzidentell, teils an sich: akzidentell z. B., wenn wir von einem, der gerecht ist, aussagen, daß er auch gebildet sei . . . Seiendes, von dem gesagt wird, daß es an sich sei, gibt es so vieles wie es Seiendes gibt, das die Formen der Prädikation anzeigen (*σημαίνει τὰ σχήματα τῆς κατηγορίας*). Denn auf wieviele Weise diese ausgesagt werden, auf so viele Weise zeigt ‚sein' (*τὸ εἶναι*) an. Da nun von dem, was prädiziert wird, einiges anzeigt, ‚was es ist' (*τί ἐστι*), einiges ‚von welcher Qualität' (*ποιόν*), einiges ‚wie viel' (*ποσόν*), einiges ‚in Beziehung wozu' (*πρός τι*), einiges ‚tun' (*ποιεῖν*) oder ‚getan werden' (*πάσχειν*), einiges ‚wo' (*πού*), einiges ‚wann' (*ποτέ*), so zeigt ‚sein' (*τὸ εἶναι*) dasselbe an wie jedes von diesen. Denn es gibt keinen Unterschied zwischen ‚Ein Mensch ist gesund' und ‚Ein Mensch befindet sich wohl', noch zwischen ‚Ein Mensch ist gehend' oder ‚ist schneidend' und ‚Ein Mensch geht' oder ‚schneidet'; und ähnlich in den anderen Fällen" (Met. Δ 7. 1017a 7–30).

Es ist zutreffend darauf hingewiesen worden (Kahn 1978: 255), daß es sich empfiehlt, das Verb *σημαίνειν* an der eben zitierten Stelle eher mit „anzeigen" („to indicate") als mit „bezeichnen, bedeuten" („to signify") zu übersetzen, da sonst leicht der falsche Eindruck entstehen könnte, daß Aristoteles hier zwischen sprachlichen Zeichen und ihren Bedeutungen oder Denotationen unterscheiden wolle. In der Tat zitiert Aristoteles hier nicht das Verb „sein", um zu behaupten, daß es so und so viele „Bedeutungen" hat, sondern er spricht über Dinge, von denen gesagt wird, daß sie sind, und deren Sein in verschiedenen Hinsichten beschrieben wird. Für die Unterscheidung dieser verschiedenen Hinsichten spielt es überhaupt keine Rolle, ob das Verb „sein" in der Beschreibung vorkommt oder

nicht vorkommt. Das soll ja gerade die Verneinung eines Unterschiedes zwischen dem aus Nomen und Verb bestehenden Satz „Ein Mensch geht" und dem aus Nomen, Kopula und Partizip bestehenden Satz „Ein Mensch ist gehend" lehren. Ein Satz wie „Ein Mensch geht" manifestiert nicht eine bestimmte Bedeutung des Verbs „sein", sondern vertritt beispielhaft eine bestimmte Form der Prädikation des Seins, und zwar die Prädikation in der Kategorie des Tuns (*ποιεῖν*). Worum es Aristoteles bei der Kategorienunterscheidung geht, ist der Aufweis der Subjekt-Prädikat-Struktur der Realität, die jeder Behauptungssatz voraussetzt. Die Kategorienunterscheidung liefert Aristoteles zugleich die Möglichkeit, die Bedingungen dieser Voraussetzung, nämlich das Seiende selbst oder die Dinge, zu gliedern: einerseits in Substanzen und andererseits in Attribute. In diesem Sinne ist es zwar formal möglich zu sagen, die Kategorienunterscheidung sei eine Unterscheidung zwischen verschiedenen Bedeutungen des Wortes „existieren"; aber diese Betrachtungsweise bleibt, wie die Beispielsätze und die mitgelieferte Erklärung in Met. Δ 7 zeigen, dem Ziel des Aristoteles äußerlich. Mit der logischen Gleichsetzung der beiden Satzformen („Ein Mensch geht" und „Ein Mensch ist gehend") will Aristoteles demonstrieren, daß seine kategoriale Klassifikation des Seienden sich auf die Sätze beider Formen, d. h. auf alle einfachen Aussagen anwenden läßt. Entsprechend wird ja auch das Kategorienschema in der Kategorienschrift eingeführt: es wird davon ausgegangen, daß es eine Klassifikation der Dinge ist, insofern diese von den Wörtern ohne Verbindung, d. h. den Subjekt- und Prädikatausdrücken, bezeichnet oder angezeigt werden. Der Terminus technicus, mit dem die Beziehung zwischen den Kategorien und den Dingen, insofern sie benannt sind, den *λεγόμενα*, ausgedrückt wird, ist das Verb *σημαίνειν*. Es ist längst erkannt und durch neuere Untersuchungen eindrucksvoll bestätigt worden (Kahn 1978: 256–261), daß die *λεγόμενα* oder Dinge, insofern sie benannt sind, keineswegs nur die sprachlichen Ausdrücke sind, so daß es das Wort „Mensch" wäre, das eine Substanz bezeichnet, oder das Wort „weiß", das eine Qualität bezeichnet, sondern daß die *λεγόμενα* oder Dinge, die benannt sind, auch der Begriff „Mensch" oder die von dem Wort beschriebene oder von dem Begriff intendierte Entität „menschliches Lebewesen" sein können, so daß das Verb *σημαίνειν* je nachdem ganz verschiedene Beziehungen innerhalb einer komplexen semantischen Struktur ausdrücken kann: von den Wörtern über die Kategorien bis hin zu den Gegebenheiten, die in jeder Kategorie prädiziert werden, wobei die letzteren (Kategorien und in den Kategorien prädizierte Gegebenheiten) gar keine sprachlichen Ausdrücke sind. Dieser verschiedenartige semantische Gebrauch des Verbs *σημαίνειν* wirkt auf den ersten Blick zuwenig differenziert, aber es gibt Stellen, die zeigen, daß Aristoteles durchaus ein klares Bewußtsein der unterschied-

lichen Anwendungsfelder des Verbs *σημαίνειν* gehabt hat. Eine dieser Stellen ist Cat. Kap. 1, wo erklärt wird, was *ὁμώνυμα* oder „Dinge, die auf verschiedene Weise gesagt werden", sind: „homonym" heißen Dinge, wenn sie nur den Namen gemeinsam haben, aber die dem Namen korrespondierende Definition verschieden ist. Das Charakteristische ist, daß hier nicht Wörter, sondern Dinge homonym genannt werden. Die Anwendung dieses Begriffes der Homonymie auf den Begriff des Seins (*τὸ ὄν*) war der Anfang jener Entwicklung, die später zur Lehre von der Multivozität des Seins (*τὸ ὂν πολλαχῶς λέγεται*) geführt hat. Die vielen Dinge, von denen gesagt wird, daß sie sind, oder die „Seiendes" genannt werden, scheinen nur den Namen gemeinsam zu haben. Wie sich für Aristoteles aber dann herausstellte, hat das nach Kategorien unterschiedene Seiende durchaus mehr gemeinsam als nur den Namen, nämlich die Beziehung auf ein Erstes, Zugrundeliegendes, die Substanz. Insofern ist das Seiende nicht homonym, sondern paronym. Aber es erfüllt auf jeden Fall die zweite Bedingung für Homonyma: das verschiedene Seiende, das auf so mannigfaltige Weise prädiziert wird, hat keine gemeinsame Definition dessen, worin sein Sein besteht und was es für es ist, zu sein. An dieser systematischen Stelle kommt die Unterscheidung der Kategorien zum Zuge. Denn die Angabe dessen, was ein bestimmtes Seiendes ist, richtet sich nach der Kategorie, der es zugehört. Da das Sein (*τὸ ὄν*) für Aristoteles aber erklärtermaßen kein Genus ist, gibt es für ihn auch keine Definition des Seins, die allgemein verwendet werden könnte bei der Beantwortung der Frage, worin für jedes einzelne Seiende sein Sein bestünde. Es gibt keine zusammenfassende Einheit der Kategorienvielfalt. Deshalb keine gemeinsame Definition des Seins, kein universaler *λόγος τῆς οὐσίας*, der für alles Seiende gültig wäre. Statt dessen gibt es die zusammenfassende Einheit des Zeichens, hier des sprachlichen Ausdruckes „Sein" (*τὸ ὄν*), „ist" (*ἐστίν*) oder „sein" (*εἶναι*), denn jedes Zeichen ist für Aristoteles eine triadische Relation, bestehend aus (1) dem Zeichen selbst, (2) dem Ding oder der Pluralität von Dingen, auf das oder auf die sich das Zeichen bezieht, und (3) einer Bestimmung dessen, was das Ding ist beziehungsweise als was das Ding verstanden werden soll, auf das sich das Zeichen bezieht. Die moderne Zeichentheorie oder Semiotik spricht in diesem Zusammenhang von dem Mittelbezug (M) des Zeichens, dem Objektbezug (O) des Zeichens und dem Interpretantenbezug (I) des Zeichens. Der dritte Bezug oder Interpretantenbezug gibt die Hinsicht an, in der das Zeichen sein Objekt bezeichnet, d. h., er drückt die Bedeutung, den Begriff des Zeichens aus, indem er festlegt, was es für ein Objekt bedeutet, dieses oder jenes zu sein, als dieses oder jenes bestimmt zu werden. Aristoteles nennt diese Bestimmung von etwas als etwas den *λόγος τῆς οὐσίας* (Vgl. Cat. 1. 1a 2, 4, 7, 9, 11). Aristoteles spricht in diesem

Sinne auch vom λόγος σημαντικός und λόγος ἀποφαντικός (De int. 4–6). Siehe dazu M. Heidegger (1927: 32ff.) und E. Tugendhat (1958). Von dieser triadischen relationalen Struktur ist jedes Zeichen; das hat Aristoteles erkannt (Oehler 1981, 1982). Deshalb gliedert Aristoteles auch seine Analyse des auf vielfache Weise Ausgesagten (τὰ πολλαχῶς λεγόμενα) in Met. Δ gemäß der triadischen Zeichenstruktur (Kahn 1978: 258), d. h., die dreißig Kapitel dieses Buches behandeln (a) jeweils einen Terminus, (b) eine Anzahl der wichtigsten Dinge bzw. Arten der Dinge, auf die der Terminus Anwendung findet, und (c) eine Definition des Terminus im Hinblick auf jeden seiner aufgezählten typischen Anwendungsfälle, wodurch deutlich wird, was es in jedem dieser Fälle nun genau für das Ding, d. h. die Entitäten und Attribute, bedeutet, mit dem Terminus benannt zu werden. Durch das oben bereits Gesagte ist hinreichend klar, warum Aristoteles bei der Angabe der verschiedenen Referenten des Ausdruckes „das an sich Sein" (τὸ ὂν καθ' αὑτό) in Met. Δ 7 nicht eine Definition formuliert, sondern auf die Unterscheidungen des Kategorienschemas verweist: die verschiedenen Anwendungen dieses Ausdruckes sind ja durch die Kategorientafel festgelegt. Das Sein, von dem die Rede ist, ist die Totalität der Entitäten und Attribute, auf die der Ausdruck „seiend" angewendet wird, aber gegliedert nach Klassen, und also auf verschiedene Weisen, wie sie durch die Kategorien oder Formen der Prädikation angezeigt werden.

Das Gefüge dieser triadischen Relation wird von Aristoteles durch seinen Gebrauch des Verbs σημαίνειν vollständig abgedeckt (Kahn 1978: 259 bis 261), d. h., jede der drei Seiten des semiotischen Dreieckes kann durch dieses Verb ausgedrückt werden: (1) die Wort-Ding-Relation (M, O) zwischen einem Ausdruck und einer einzelnen Gegebenheit (Denotation), (2) die Wort-Begriff-Relation (M, I) zwischen einem Ausdruck und der Kategorie (Konnotation) und (3) die Begriff-Ding-Relation (I, O) zwischen einer einzelnen Gegebenheit (Denotation) und ihrer Kategorie (Konnotation). Stellen wie beispielsweise Met. Δ 7 zeigen, daß Aristoteles' Bemühung, verschiedene Gebrauchsweisen des Wortes „Sein" (τὸ ὄν), „ist" (ἐστίν) oder „sein" (εἶναι) zu identifizieren, schon bald im Dienste seines Unternehmens gestanden hat, das Seiende nach Arten des Seins zu unterscheiden und im Sinne der Kategorienunterscheidung zu klassifizieren.

In der Metaphysik findet die Ontologisierung des Kategorienschemas ihren Höhepunkt und Abschluß. In keinem der Metaphysikbücher treten die Kategorien wie aus der Pistole geschossen auf, und die von Kommentatoren immer wieder geäußerte Auffassung, die Reihe der Kategorien sei ursprünglich von Aristoteles gezielt für die Analyse der mannigfachen Arten des Seienden einfach durch Anschauung der Wirk-

lichkeit geschaffen (so z. B. Ross 1924, I, LXXXV: „by simple inspection of reality"), entbehrt nicht nur der Grundlage in den Texten, sondern ist auch von der Sache her nicht verständlich. Wäre das Kategorienschema von vornherein als eine ontologische Klassifikation entworfen worden, so hätte ihr Schöpfer für dieses Design der Realität eine plausible Rechtfertigung versuchen müssen. Daß eine solche selbst einem Philosophen von dem Rang eines Aristoteles schwergefallen wäre, ist weniger wichtig als der Umstand ihres Fehlens. Dieser Umstand wird aber verständlich, wenn man von der Annahme ausgeht, daß Aristoteles das Kategorienschema ursprünglich nicht für die ontologische Applikation formuliert hat, sondern zu einem anderen Zweck, nämlich für die Analyse der logischen Struktur der Prädikation, wie die Topik und die Sophistici Elenchi zur Genüge erkennen lassen, wo die Kategorienunterscheidung im Dienste der Aufklärung von Sprachmißverständnissen zum Einsatz kommt und dabei die Oberflächenstruktur der Sprache von der logischen Struktur des Gesagten abgehoben wird, so vor allem bei der Analyse von Äquivozität und Fehlschlüssen. Von dem System der Kategorien, das sich in diesem purgatorischen Verfahren der frühen logischen Schriften herausgebildet hatte, wird in den Lehrschriften der Metaphysik Gebrauch gemacht, denn hier geht es nun um den philosophischen Ernstfall, nicht mehr nur um logische Propädeutik. Seine dialektische Zuverlässigkeit hatte das Kategorienschema längst und zur Genüge erwiesen; diese stand nicht mehr zur Debatte. Damit erschien seine Legitimität philosophisch gesichert, und das um so mehr, als die Kategorienunterscheidung mit fundamentalen, essentiellen Unterscheidungen des Common sense koinzidierte. Das erklärt hinreichend, was sonst erklärungsbedürftig bliebe, nämlich die diskussionslose Selbstverständlichkeit, mit der in Metaphysik Δ 7 damit begonnen wird, zahlreiche Arten des Seienden mit Hilfe des Kategoriensystems zu klassifizieren. Das war so nur möglich, weil die Kategorien selbst als Kategorien schon herausgearbeitet waren, was eben geschehen war in den vorangegangenen logischen Analysen der Struktur der Prädikation. Es bestimmt ganz entscheidend den Charakter der aristotelischen Ontologie, daß dieselbe auf diesem Weg zu ihrer Analyse des Seins gekommen ist, d. h. über eine Theorie der Zuordnung von (unselbständigen) Eigenschaften zu (selbständigen) Entitäten, also über eine Theorie der Prädikation. Schon der bloße Name „Kategorien" ist hinlänglich geeignet, diesen historischen Sachverhalt festzuhalten. Nicht durch unmittelbare Anschauung der Realität ist Aristoteles ursprünglich zu seinen Kategorien gekommen, auch nicht durch Abstraktion von den Objekten der Erfahrung oder durch eine Bestandsaufnahme der allgemeinsten Begriffe. Vielmehr ereignen sich Anschauung, Abstraktion und Begriffsbildung für Aristoteles immer schon in dem durch die Kate-

gorien bezeichneten Horizont. Innerhalb dieses kategorial bestimmten Horizontes erfüllen Anschauung, Abstraktion und Begriffsbildung für Aristoteles allererst ihre jeweils spezifische Erkenntnisfunktion. In dieser Bedeutung kann man das Verfahren, dessen sich Aristoteles bedient, phänomenologische Analyse im weitesten Sinne nennen und die darin involvierte elementare Form der Erkenntnis als kategoriale Anschauung bezeichnen. Das zu phänomenaler Gegebenheit gebrachte Seiende zeigt sich als das, als was es gegeben ist, im Erfahrungshorizont kategorialer Ausgelegtheit. Anders herum: die Kategorien waren von Anfang an daraufhin angelegt, ontologisch angewendet zu werden, obgleich ihre anfängliche Aufstellung und ihre Ordnung in einem Schema, wie die frühesten logischen Schriften zeigen, die ontologische Applikation nicht mit einschlossen, auch nicht ausschlossen, sondern ganz einfach noch unberücksichtigt ließen.

Auf das engste verknüpft mit der Weise des Gebrauches des Kategorienschemas in der Metaphysik ist die Lehre von der Zentralbedeutung („focal meaning"), d. h. die Lehre, die besagt, daß, wenngleich von etwas in vielen Weisen geredet wird (*πολλαχῶς λέγεται*), es nicht im strengen Sinne homonym ist, sondern daß diese verschiedenen Weisen alle bezogen sind auf einen einzigen zentralen Sachverhalt und so eine Einheit bilden, „in bezug auf ein Eines gesagt sind" (*πρὸς ἓν λέγεσθαι*). Vgl. Kommentar zu Kapitel 1 der Kategorienschrift. In diesem Zusammenhang konnte Aristoteles auf das Methodenmodell der Reihung zurückgreifen, das in der platonischen Akademie erarbeitet worden war (vgl. Krämer 1974: 153). Die Einsicht, daß sie sehr oft mehr als nur einen Namen gemeinsam haben, war in jedem Falle auf die Struktur seiner Ontologie von erheblichem Einfluß, wie die Anwendung dieser Einsicht auf den kategorial gegliederten Seinsbegriff zeigt; die klassischen Stellen sind Met. *Γ* 2 und *Z* 1, 4 und 5. Schon die Analyse der philosophischen Termini in Met. *Δ* dokumentiert die Unterscheidung zwischen einem primären und einem sekundären, abgeleiteten Gebrauch der Termini. Das Bewußtsein dieses Unterschiedes spiegelt sich auch schon in der These der Kategorienschrift, daß ohne die Existenz der ersten Substanzen überhaupt nichts von dem übrigen existieren könnte. Insofern ist die spätere Lehre von der Zentralbedeutung nur eine bestimmte Art der Reformulierung der älteren These der Kategorienschrift, nur ohne den speziellen Bezug auf erste Substanzen; statt dessen ist nur noch von Substanz die Rede, wo es um das primäre Sein geht, das das Sein der anderen Kategorien allererst ermöglicht. Die Lehre von der Zentralbedeutung in ihrer Anwendung auf den Seinsbegriff hat eben das zum Inhalt: daß es verschiedene Arten von Seiendem gibt und daß diese in einer (kategorial) geordneten Beziehung zu einem erstrangig Seienden, der Substanz, stehen, mit allen daraus

erwachsenden Konsequenzen für die ontologische Höherbewertung der Substanz gegenüber dem nichtsubstantiell Seienden. Nur Substanzen sind „seiend schlechthin" (ὂν ἁπλῶς), d. h. selbständig existierend, während alles andere von ihnen in seinem Sein abhängig ist, was auch in dem logischen Sachverhalt seinen Niederschlag findet, daß die Angabe der anderen Kategorien die Bestimmung der Substanz explizit oder implizit voraussetzt. Die Vielheit der Bedeutungen der Ausdrücke „Sein", „Seiendes", „seiend", „sein", „ist" etc. und die Kategorienunterscheidung, die diese Vielheit der Bedeutungen gliedert, bilden durch den Bezug auf ein einziges Prinzip, die Substanz, ein einheitliches System abgestufter Abhängigkeit von diesem Einzigen und Ersten. Der strikt eingehaltene Primat der Substanz führte aber auch unvermeidbar zu Unebenheiten im System, wie z. B. dazu, daß zwar von Existenz und Essenz auch mit Bezug auf die Gegebenheiten der anderen Kategorien gesprochen werden kann, aber doch nur derivativ, primär dagegen nur mit Bezug auf die Substanz. Das genau Entsprechende gilt für die Definition, die das Wesen angibt. Zwar ist es möglich, das zu definieren, was unter eine der zweiten bis zehnten Kategorien fällt; aber gegenüber der Definition von Substanzen bleiben diese Definitionen zweitrangig, weil abhängig von der Definition der Substanz (vgl.: Met. *Z* 4 u. 5). Diese tiefgreifende Dichotomie läßt sich vielleicht zurückverfolgen bis zu der Wurzel, die wir eventuell in Top. I 9 vor uns haben, falls dort die „Was ist es?"-Frage (τί ἐστι) primär zu der ersten Kategorie gehört, nur sekundär auch zu den anderen Kategorien.

Die Konsequenzen der so hergestellten Einheit des Seinsbegriffes für die systematische Integration der aristotelischen Metaphysik sind beträchtlich, wird doch erst durch sie die Erste Philosophie (πρώτη φιλοσοφία), d. h. die Lehre vom Seienden als Seienden (ὂν ᾗ ὄν), möglich gemacht, insofern erst durch sie erklärt werden kann, warum das ὄν, wiewohl es kein Genus ist, gleichwohl Gegenstand einer einzelnen Wissenschaft ist. Diese systematische Integration der aristotelischen Metaphysik, d. h. das Kategorienschema in der reformulierten Gestalt der Lehre von der Zentralbedeutung, leistet eine vom Substanzbegriff geleitete Neuformulierung der gesamten voraristotelischen Ontologie, wie Aristoteles sie in Met. *A* in seiner problemgeschichtlichen Rückschau programmiert. Das entscheidend Neue, das durch Aristoteles in die Welt gekommen ist, ist das veränderte Realitätsverständnis. Herbeigeführt hat er es vor allem dadurch, daß er dem Ding, dem sinnlich wahrnehmbaren Einzelding, der Substanz, einen neuartigen philosophischen Rang zuerkannte und, in eins damit, sich einer Methode bediente, die man, um einen Terminus von Peirce zu gebrauchen, einen Critical Commonsensism nennen kann, womit Aristoteles' Vorgehensweise charakterisiert werden soll, die eben darin bestand, in seinen Unter-

suchungen zunächst einmal nach dem alltäglichen Weltverständnis der Umgangssprache, d. h. nach dem gewohnheitsmäßigen Reden der Leute über die Dinge zu fragen und die sich darin ausdrückenden konsensualen Meinungen ernst zu nehmen, zu prüfen, zu präzisieren und gegebenenfalls zu korrigieren. Der Gegensatz zumal zu Platon, der sich so einstellte, war sogleich signifikant und ist es für die Nachwelt geblieben. Daneben freilich blieben die eklatanten Übereinstimmungen mit Platon ebenso unübersehbar, wie z. B. das prinzipielle Festhalten an der These, daß Gegenstand des Wissens das Allgemeine sei, obwohl er an dieser These keineswegs strikt festgehalten hat (s. weiter unten).

Für eine angemessene Einschätzung der Rolle, die die Kategorienlehre in der Metaphysik spielt, ist die Berücksichtigung der Tatsache wichtig, daß die Kategorienlehre zwar zu den Theoremen zu zählen ist, die die aristotelische Ontologie maßgeblich mitbestimmt und sie mitkonstituiert haben, daß sie aber trotzdem nicht als das Hauptstück dieser Ontologie zu betrachten ist. Die funktionale Bedeutung der Kategorienlehre im Ganzen des aristotelischen Systems besteht in der analytischen Erschließung der phänomenal gegebenen Welt gemäß dem Kriterium der Unterscheidung von selbständig existierendem Ding und davon abhängigen, unselbständigen Eigenschaften. In der Verbindung mit der Lehre von der Zentralbedeutung des „Seienden" liefert die Kategorienlehre die für die theoretische Philosophie des Aristoteles entscheidende Erklärung der Einheit der Ontologie und der in dieser Ontologie bestehenden Rangordnung von Substanz und Nichtsubstanz. Die funktionale Bedeutung des Kategorienschemas hat da ihre Grenze, wo es nicht mehr nur um den sacherschließenden Zugang zur Welt und um deren Ordnung nach den Gesichtspunkten von Substanz und Akzidenz geht, sondern wo weitergehend nun danach gefragt wird, was eigentlich als Substanz zu gelten habe, und wo nach der Struktur einer Substanz und nach der Beziehung der Substanz zu dem von ihr abhängigen Seienden gefragt wird, wie es dann in der Metaphysik geschieht (nicht etwa in der Physik, die bezüglich der Substanzanalyse auf die Resultate der Metaphysik zurückgreift und den Begriff der *οὐσία* thematisch gar nicht behandelt). Für diese weiterführende Analyse reichte das der Prädikationstheorie entlehnte Repertoire von Begriffen nicht mehr aus. Für die Beantwortung der neu hinzugekommenen Fragen mußten neue Begriffe bzw. Begriffspaare in das Arsenal philosophisch leitender Termini aufgenommen werden, Begriffe, die der Methode einer idealtypischen Phänomenbeschreibung näherstehen als der logisch-analytischen Methode einer Prädikationstheorie: Form (*εἶδος, μορφή*) und Materie (*ὕλη*), Wirklichkeit (*ἐνέργεια, ἐντελέχεια*) und Möglichkeit (*δύναμις*), Ziel (*τέλος*) und Bewegendes (*κινοῦν*) und andere Begriffe dieser Art. Daß die Kategorienunterscheidung im Ganzen von Aristoteles' System nicht weniger, aber

auch nicht mehr ist als der entscheidende Eröffnungszug dieses Systems, wird von keinem Punkt aus deutlicher als von dem höchsten Punkt dieses Systems, der Lehre von dem Ersten Unbewegten Beweger, der absolut ersten Substanz, dem Ziel aller Weltbewegung, der reinen, weil materielosen Energie, dem Denken des Denkens, der göttlichen Vernunft. (Vgl. Oehler: 1955; 1974; 1984) Gemessen an diesem Gipfel der aristotelischen Metaphysik hat das Kategorienschema bloß den Status eines Instrumentes, dessen Dienste zwar notwendig, aber keineswegs philosophisch hinreichend sind. Das ist von den Kommentatoren auch immer so gesehen worden.

Daß sich Aristoteles in der Metaphysik nicht mehr mit der Antwort der Kategorienschrift zufriedengibt, zeigt sich auch in seiner veränderten Stellung zur Existenz des Allgemeinen und zum Begriff des Individuums. Das Substanzproblem erfährt jetzt eine andere Beantwortung. Dabei ist zu berücksichtigen, daß Aristoteles in den verschiedenen Versionen seiner Substanzlehre in Abhängigkeit und partieller Übereinstimmung steht mit Vorformulierungen in der platonischen Akademie, speziell Speusipps (vgl. Krämer 1974). In der Metaphysik (vgl. z. B. *Z* 13) bestreitet Aristoteles die Existenz des Allgemeinen oder der Universalien, d. h. der Genera und Spezies, was zur Folge hat, daß Individuen nun nicht mehr als die letzten, unteilbaren Teile von Genera angesehen werden. Dem entspricht auch, daß Aristoteles die Verwendung des Ausdruckes *ἄτομον*, den er als erster terminologisch gebraucht, nämlich in der Kategorienschrift (1b 6. 3a 35, 38, 39; b 2, 7, 12) und sonst nur in der Topik und in Metaphysik *B* und *I*, später aufgegeben hat; in den mittleren Büchern der Metaphysik kommt er nicht vor. Nun bestreitet Aristoteles zwar die Existenz von Genera und Spezies, hält aber gleichwohl neben der Annahme der Existenz von Einzelgegenständen an der Existenz von Eigenschaften fest. Diese veränderte begriffliche Konstellation hat Aristoteles zu einer neuen Bestimmung dessen geführt, was ein einzelner Gegenstand eigentlich ist. Er geht zwar auch weiterhin von der Voraussetzung aus, daß Einzelgegenstände Substanzen sind, in dem Sinne, daß sie allem anderen Seienden zugrunde liegen. Die gegenüber der Kategorienschrift veränderte Situation in der Metaphysik entsteht dadurch, daß er die Beziehung zwischen Gegenstand (Substanz) und Eigenschaften problematisiert, indem er danach fragt, was denn als Gegenstand (Substanz) zu gelten habe. Während in der Kategorienschrift die Antwort darauf lautet, Gegenstand oder Substanz sei der einzelne, sinnlich wahrnehmbare Gegenstand, z. B. dieser bestimmte Mensch da oder dieses bestimmte Pferd da, begegnet in der Metaphysik (z. B. *Z* 3) ein neuer Aspekt, der zu der Auskunft veranlaßt, Substanz sei die Materie oder die Form. Die Überlegungen, die Aristoteles zu dieser revidierten Antwort geführt haben, erscheinen plausibel (vgl. dazu Frede 1978). Da der konkrete Gegenstand der

Erfahrung der Gegenstand einschließlich all seiner Eigenschaften ist, kann der gewöhnliche konkrete Gegenstand der Erfahrung nicht dasjenige sein, was den Eigenschaften zugrunde liegt. Denn der sinnlich wahrnehmbare Gegenstand unserer alltäglichen Erfahrung ist ja schon der Gegenstand mit all seinen Eigenschaften. Im Zusammenhang solcher Fragestellung lag es nahe, daß Aristoteles als Antwort darauf auf die Materie oder die Form verwies. Denn es ging ja nun darum, ein Prinzip zu finden, das es erklärbar macht, daß Gegenstände ihre Eigenschaften ändern können, ohne ihre Identität zu verlieren; also muß die Substanz so beschaffen sein, daß sie diese Bedingung erfüllt. Außerdem muß die Substanz ein Individuum sein, das die Individualität des konkreten, einzelnen Gegenstandes in der Kategorie der Substanz verständlich macht. Ferner kam es darauf an, durchsichtig zu machen, wieso die Eigenschaften hinsichtlich ihrer Existenz auf der Substanz beruhen, und nicht umgekehrt die Substanz ihrer Existenz nach auf ihre Eigenschaften angewiesen ist. In diesem Sinne wird in der Metaphysik von der Substanz gesagt, sie sei ein Subjekt (*ὑποκείμενον*), ein Das-da (*τόδε τι*) und ein selbständig Existierendes (*χωριστόν*). Diese Bedingungen erfüllt nach Aristoteles die Form des konkreten Gegenstandes der alltäglichen Erfahrung; sie ist nach ihm die eigentliche Substanz, die er von der konkreten, zusammengesetzten Substanz unterscheidet; letztere erscheint gegenüber der ersten von nachgeordneter Bedeutung (vgl. Met. *Z* 7. 1032b 1 ff.; 11. 1037a 25 ff., 1037b 3 ff.; 16. 1040b 23 ff.). Die Ausgangsfrage von Met. *Z* 1. 1028b 4, was die Substanz sei, die allem übrigen zugrunde liege, wird am Schluß von Met. *Z* (17. 1041b 30) dahingehend beantwortet, diese Substanz sei primär die Form eines gewöhnlichen Gegenstandes unserer Erfahrung. Es hat den Auslegern von jeher Kopfzerbrechen bereitet, wie Aristoteles sich vorgestellt haben könnte, daß die Form eines beliebigen Erfahrungsgegenstandes die genannten, an eine Substanz gestellten Bedingungen erfülle. Das gilt in besonderem Maße für seine Behauptung, die Form eines Gegenstandes sei ein Individuum und nicht etwas Allgemeines, das allen Gegenständen einer Art gleichermaßen zukomme. Es scheint, daß Aristoteles das behauptet. Er nennt die Form ein „Das-da" (*τόδε τι*); er spricht der Form eines Gegenstandes auch nur eine zeitlich begrenzte Existenz zu (Met. *Z* 15. 1039b 24 ff.; *Λ* 3. 1070a 22 ff.); und er spricht davon, daß verschiedene Dinge derselben Art eine je eigene Form haben (Met. *Λ* 5. 1071a 27 ff.). Am ehesten wird diese zunächst sonderbar erscheinende Behauptung, die individuelle Substanz sei primär die Form, verständlich durch Bezugnahme auf den aristotelischen Begriff der Form (vgl. Frede 1978: 33 ff.).

Weil Gegenstände so beschaffen sind, wie sie beschaffen sind, leisten sie etwas Bestimmtes und verhalten sich in gewisser Weise, und in diesem Sinne schreibt Aristoteles ihnen eine Funktion zu. Das gilt sowohl für

Artefakte wie für Lebewesen. Die Fähigkeit eines Gegenstandes, sich auf charakteristische Weise so oder so zu verhalten, beruht nach Aristoteles auf der Struktur, Konstruktion oder Disposition des Gegenstandes. Was diese Struktur, Konstruktion oder Disposition *hat*, ist nach Aristoteles die Materie des Gegenstandes; was diese Struktur, Konstruktion oder Disposition *ist*, ist die Form des Gegenstandes. Die an die Substanz gestellten Bedingungen kann die so verstandene Form nur dadurch erfüllen, daß sie erklärbar macht, daß es sich trotz möglicher Veränderungen an einem Gegenstand immer noch um denselben Gegenstand handelt, so wie wir bei einem Gebrauchsgegenstand oder einem Menschen auch dann noch als von eben demselben Gegenstand oder demselben Menschen sprechen, wenn im Laufe von Jahren eine vollständige Erneuerung aller materiellen Teile erfolgt ist. Was sich gleichwohl als identisch durchgehalten hat, ist der Bauplan, die Struktur, die Organisation, die Disposition. Auf dieser Kontinuität beruht die Identität des renovierten Artefakts oder des durch den Stoffwechsel erneuerten Menschen. Zweifellos hängt mit dieser Vorstellung von Kontinuität der Organisation bei sich wandelnder Materie auch zusammen, daß Aristoteles in der Metaphysik als Beispiele für Substanzen Lebewesen bevorzugt. Denn am Beispiel des Lebewesens ließ sich für ihn der Gedanke der Kontinuität einer Struktur am natürlichen Phänomen selbst überzeugend demonstrieren: hier erhält sich nicht nur das einzelne Exemplar mit seiner Funktionsfähigkeit im Laufe seiner Lebenszeit als ein Identisches im Prozeß fortwährender Anpassung an seine Umwelt, sondern darüber hinaus erhält sich im Prozeß der Rekreation die Identität der Art mit ihrer je eigenen Funktionsfähigkeit in der Abfolge der Generationen. Vgl. dazu Oehler 1963: 37ff. Im Falle des Todes eines Lebewesens sprechen wir bezeichnenderweise davon, daß es seine Funktionsfähigkeit verliert. Das bedeutet: Veränderungen der Materie oder Veränderungen der Eigenschaften tangieren erst dann die Identität des Gegenstandes, wenn sie seine Funktionstüchtigkeit anormal verändern.

Als sehr viel schwieriger erweist sich der Nachvollzug des Gedankens, daß die Form oder Organisation eines Gegenstandes ein Individuelles sei. Der naheliegende Einwand drängt sich auf, daß die Organisation nichts Individuelles sei, sondern, im Gegenteil, etwas Allgemeines und daß es überflüssig sei, neben diesem Allgemeinen für jedes Element einer Klasse von Gegenständen eine besondere, ihm eigene Organisation anzunehmen. In solchen Fällen mehr als die eine, allgemeine Organisationsform anzunehmen scheint gegen die Lex parsimoniae zu verstoßen. Dieser Einwand setzt voraus, daß die Formen von Gegenständen Universalien sind, und nicht wenige Stellen auch in der Metaphysik scheinen diesen Einwand zu stützen. Mit dieser Annahme befände man sich aber wieder in jenem Dilemma, von dem die diesbezüglichen Überlegungen des Aristoteles offen-

sichtlich ihren Ausgang in der Metaphysik genommen haben. Denn man müßte einen bestimmten Gegenstand voraussetzen, der für einige Zeit eine bestimmte Organisation hat. Wie am Beispiel des vollständig renovierten Artefakts und des im Laufe der Jahre erneuerten Menschen deutlich wird, kann es diesen einen sich durchhaltenden Gegenstand, der für einige Zeit in bestimmter Weise organisiert ist, nicht geben, weil das auf diese Weise Organisierte, die Materie, sich in dauernder Veränderung befindet. Individuell ist der individuelle Gegenstand aufgrund der Kontinuität einer bestimmten Organisation und der Identität dieser Organisation. „Aber wir können nicht von zwei Gegenständen sagen, es gäbe nur eine Organisation oder Form, welche beide haben, weil die beiden Gegenstände überhaupt erst deshalb die Gegenstände sind, welche sie sind, weil sie jedenfalls ihre eigene Organisation haben" (Frede 1978: 36). In welchem Sinne aber Formen Individuen sind bzw. sein können, ist die entscheidende Frage, auf die letzten Endes dieser ganze Ansatz hinauslaufen muß. Wenn die Formen Individuen sein sollen, müssen sich die Formen verschiedener Gegenstände derselben Art unterscheiden und identifizieren lassen, was auf Schwierigkeiten stößt, weil die Formen sich nicht anhand der Gegenstände unterscheiden lassen, von denen sie die Formen sind: „. . . denn die Gegenstände selbst sollen ja erst durch die Form individuiert werden" (Frede 1978: 36). Es ist aber klar, daß, wenn Formen, wie sich zeigt, Strukturformen, Organisationsformen, Dispositionen, Verhaltensformen, Fähigkeiten sind, die naturgemäß von der Art zu sein scheinen, daß mehrere Gegenstände sie haben können, dann muß die Form, soll sie eine individuelle Substanz sein und als Form nicht mehreren Gegenständen zukommen, dadurch individuiert werden, daß zusätzlich zu ihrer Bestimmung als Struktur noch etwas anderes dazutritt. Anderenfalls bliebe unerklärt, was einen Gegenstand von einem anderen Gegenstand derselben Art überhaupt unterscheidet. Es liegt nahe, dieses zusätzliche Moment, das zur Form hinzutritt und ihre Individuation bewirkt, in der Zeitlichkeit der Form zu erblicken. Denn die Form eines gewöhnlichen Gegenstandes der Erfahrung hat eine Zeit und damit eine je eigene Geschichte, zu der als Minimalbestimmung gehört, daß sie zu einer bestimmten Zeit in einer bestimmten Materie vorkommt bzw. „zu verschiedenen Zeiten in verschiedener Materie realisiert sein kann" (Frede 1978: 37). Die Formen von Gegenständen der Erfahrung werden also, so hat es den Anschein, individuiert durch ihre Abhängigkeit von der Bedingung der Zeit, und folglich lassen sich auch verschiedene Formen derselben Art durch ihre Geschichte unterscheiden, die sie in dem Medium sich wandelnder Materie haben.

Für diese Interpretation, die individuelle Substanz primär als die substantielle Form eines Gegenstandes zu begreifen, hat sich zuletzt Frede (1978) ausgesprochen. Diese Interpretation hat zwar den Nachteil, daß

durch sie neue Schwierigkeiten entstehen, sie hat aber eventuell den Vorteil, daß im Verhältnis zu der traditionellen Interpretation die Schwierigkeiten insgesamt weniger werden. Hinzu kommt, daß Aristoteles selbst offenbar bezüglich der Bestimmung der Form sich mit Aporien konfrontiert sah, beispielsweise in der Frage des Gegenstandes des Wissens. Wenn die Kenntnis einer Sache die Kenntnis ihrer Form ist, ist dann diese Kenntnis Wissen vom Allgemeinen oder Wissen vom Besonderen? In Met. *B* 6. 1003a 13ff. und Met. *M* 10. 1086b 14ff. wird eben diese Aporie erörtert, und zwar durchaus so, daß man den Eindruck gewinnt, Aristoteles habe sich mit der Erörterung dieser Frage in einer wirklichen Verlegenheit befunden. Schließlich sucht er die Lösung in der Auskunft, Wissen sei teils aktuell, teils potentiell: aktuell sei Wissen Wissen vom Besonderen, potentiell sei es Wissen vom Allgemeinen; in dem einen Sinne sei Erkennen ein Erkennen des Allgemeinen, in dem anderen Sinne aber nicht. Nur beiläufig nehme die Sehkraft zum Beispiel auch die Farbe als ein Allgemeines wahr, sofern nämlich diese bestimmte Farbe, die sie gerade wahrnehme, Farbe überhaupt sei (Met. *M* 10. 1087a 15–25).

Die Diskussion darüber, wie die Form alle an eine Substanz gestellten Bedingungen erfüllen soll, darf aber schließlich auch nicht unberücksichtigt lassen, daß der Terminus „Substanz" (*οὐσία*) zu den Ausdrücken gehört, die keine einheitliche Verwendung haben, sondern auf vielfache Weise gebraucht werden. Aristoteles unterscheidet mehrere Arten von „Substanzen" (*οὐσίαι*): Die Materie kann „Substanz" genannt werden, die Form kann „Substanz" genannt werden und das aus Materie und Form Zusammengesetzte kann „Substanz" genannt werden; bei letzterer, der natürlichen Substanz, wird zwischen der vergänglichen bewegten und der ewigen bewegten Substanz unterschieden; von diesen Verwendungen von „Substanz" ist die für Formen die primäre; die in der Rangordnung seiner Substanzontologie höchste Substanz ist denn auch, im Unterschied zu den natürlichen, materiellen Substanzen, die immaterielle, unbewegte, transzendente Substanz reiner Formen, für die sich das Problem der Individuation nicht stellt. In der Rangordnung der Substanzontologie ist das höchste Seiende, die in diesem Sinne Erste Substanz (*πρώτη οὐσία*), die Form ohne Materie (*εἶδος ἄνευ ὕλης*), das Seiende, das ohne die einschränkenden Bedingungen der Materie und der Zeit seiend ist, wie die Unbewegten Beweger und der Erste Unbewegte Beweger, Gott. Im Rahmen dieser Substanzontologie erfüllen die reinen, immateriellen substantiellen Formen an erster Stelle den Begriff der Substanz, an zweiter Stelle die substantiellen Formen natürlicher und künstlicher, hergestellter Gegenstände, an dritter Stelle die Gegenstände selbst und an vierter Stelle die Materie der Gegenstände. Die Probleme, die damit im einzelnen verbunden sind, berühren die Frage der systematischen Integration der aristotelischen Metaphysik

sowie das Verhältnis von Erster Philosophie und Zweiter Philosophie, d. h. der Naturphilosophie, im System des Aristoteles (vgl. Oehler 1984: 9ff.). Das sind Probleme eigener Art. Worauf es aber hier, im Zusammenhang einer Einleitung in die aristotelische Kategorienlehre, ankommt, ist vor allem das eine: zu erkennen, in welchem Sinne das Kategorienschema, gemessen am Ganzen der ausgeführten aristotelischen Philosophie, nicht mehr als ein Grundriß war, der der genauen Ausführung harrte.

Kehren wir am Schluß zu den fünf Ausgangsfragen zurück, die am Anfang des zweiten Kapitels der Einleitung formuliert wurden. (1) Wie ist es zur Aufstellung der zehn Kategorien gekommen? Auf der Grundlage dessen, was wir heute wissen, dürfte die größte Wahrscheinlichkeit die Annahme für sich haben, daß Aristoteles dadurch zu seinen Kategorien kam, daß er, gegen Platon und dessen Schule gerichtet, demonstrieren wollte, daß „ist", „seiend", „sein", „Sein" etc. nicht nur eine, sondern verschiedene bedeutungsrelevante Funktionen in Sätzen haben können. (2) War dabei der Gesichtspunkt der Vollständigkeit vorhanden, und (3) wenn ja, in welchem Sinne betrachtete Aristoteles seine Kategorieneinteilung als vollständig? Anfänglich war dieser Gesichtspunkt zweifellos nicht vorhanden. Vieles spricht dafür, daß Aristoteles zuerst nur an dem Aspektreichtum der Kategorien interessiert war und für mögliche weitere Kategorienunterscheidungen offen war. Als sich dann für ihn keine wesentlich neuen Unterscheidungen mehr ergaben, blieb er bei den zehn Kategorien. Später scheint er, veranlaßt durch deren Brauchbarkeit und weitreichende Applikabilität, zu der Auffassung tendiert zu haben, daß die zehn Kategorien alle bedeutungsrelevanten Funktionen von „ist" etc. abdecken. Das Bewußtsein einer Beweispflicht für diese Art von Vollständigkeit hat Aristoteles nicht gehabt. Da nach seiner Auffassung jede Aussage auf eine attributive Aussage reduzierbar ist, an der die jeweils bedeutungsrelevante Funktion des Wortes „sein" ablesbar ist, schien die Universalität seiner Kategorienlehre gesichert. An die Stelle der Frage der Vollständigkeit rückte das empirische Faktum der Wiederholung der immer gleichen kategorialen Aspekte, die sich bei der Analyse beliebig vieler Aussagen ergaben. Wohl am ehesten in diesem Sinne, d. h. empirisch, war für Aristoteles das Kategorienschema schließlich vollständig; in systematischer Absicht scheint ihn das Problem gar nicht beschäftigt zu haben. Dieser Tatbestand braucht den heutigen Betrachter keineswegs skeptisch zu stimmen. Spätere Versuche, die systematische Einheit von Kategorienlisten und deren Vollständigkeit zu beweisen, sind so kläglich gescheitert, daß man Aristoteles eigentlich beglückwünschen kann, daß er auf die Idee eines Vollständigkeitsbeweises gar nicht erst verfallen ist. Das berühmteste Beispiel ist Kants sogenannte „transzendentale Deduktion"; in ihr werden die wichtigsten Elemente seiner Urteilstafel und folglich seiner Kategorientafel gar nicht bewiesen,

sondern ganz einfach vorausgesetzt. (4) Was wird eigentlich durch die Kategorienunterscheidungen gegliedert? Im Verständnis des Aristoteles, d. h. unter Zugrundelegung der von ihm angenommenen Parallelität von Sein, Denken und Sprache, ist es klar, daß seit der Kategorienschrift die Kategorieneinteilung, die mit der Struktur der Sprache in Verbindung steht, eine bestimmte Struktur der Realität an den Tag bringt und repräsentiert. Aufgrund seines integralen Charakters und seines Ortes im Schnittpunkt von Logik, Ontologie und Epistemologie gliedert der Kategorienbegriff aber nicht nur eine einzige Dimension, weder nur die des Seienden oder nur die des sprachlichen Ausdrucks oder nur die des Gedankens, obwohl seit der Kategorienschrift die primäre Intention der Kategorialisierung des Seienden gilt. Diese ist jedoch nicht möglich ohne eine entsprechende Bezugnahme auf die sprachlichen Ausdrücke und die Noemata, d. h. ohne Berücksichtigung der Interferenzen von Denken und Sprache. Deshalb gliedern die Kategorien nicht das Seiende, ohne auch die Wahrnehmung und die Erkenntnis zu ordnen, die wir von dem Seienden haben. Für Aristoteles bildeten diese Dimensionen eine prinzipiell durch Parallelität strukturierte Einheit, die als undiskutierte Grundannahme zu den Prämissen seiner Theorie der Erkenntnis des Seienden gehörte. (5) Was ist eine Kategorie ihrem eigenen Status nach? Das heißt: Wie ist aus heutiger Sicht die Menge der Kategorien des Aristoteles zu bestimmen? Bei der Beantwortung dieser Frage geht es nicht mehr um das historische Selbstverständnis des Aristoteles, sondern um unser heutiges Verständnis. In der Kategorienschrift sind „ὄντα", von denen die Rede ist und die der erklärte Gegenstand der Kategorieneinteilung sind, also das, worauf die Einteilung gerichtet ist, die Dinge, insofern die sprachlichen Ausdrücke sie bezeichnen, und die Kategorien sind die Formen der Prädikation, in denen wir über die Dinge sprechen: Formen der Prädikation oder Arten der Prädikate, denn die verschiedenen Formen der Prädikation manifestieren sich in den verschiedenen Arten der Prädikate. Prädikate sind Klassifikationen; Arten oder Typen von Prädikaten sind Eigenschaften der zu charakterisierenden Prädikate, also Klassifikationen von Klassifikationen oder, wie wir auch sagen können, Prädikate von Prädikaten. Die aristotelischen Kategorien lassen sich daher bestimmen als Prädikate von Prädikaten, als Metaprädikate oder als Prädikate zweiter Stufe. Sie stellen sich dar als allgemeine Gesichtspunkte für die Klassifikation von Prädikaten. Als solche haben sie den logischen Status von sogenannten strukturellen Eigenschaften. Nach modernem Verständnis würde die Bestimmung der aristotelischen Kategorien als Prädikate zweiter Stufe u. a. in Verbindung zu bringen sein mit dem Problem der Eigennamen, d. h. der Entsprechung eines Gegenstandes auf der Ausdrucksebene, und mit der Frage, ob Prädikate als Eigennamen für abstrakte Attribute aufgefaßt

werden müssen bzw. dürfen. Vgl. Frege (1892 [1966]), Russell (1918), Searle (1958), Quine (1964), Linsky (1967), v. Kutschera (1975), Künne (1983).

4.

Zur Überlieferung und literarischen Form der Kategorien

Zusammen mit De interpretatione haben die Kategorien unter den logischen Schriften, die als Organon überliefert wurden, die erste Stelle eingenommen. Wer jenes Organon genannte Schriftenkorpus, bestehend aus den Kategorien, De interpretatione, Analytiken, Topik, Elenchi und vielleicht auch der Rhetorik und Poetik, zusammengestellt hat, ist unbekannt; Aristoteles jedenfalls ist es nicht gewesen. Mit den beiden ersten Schriften des Organons ließ man seit der römischen Kaiserzeit in den Stätten der höheren Bildung den philosophischen Unterricht beginnen. Jeder konnte sie in seiner eigenen Sprache lesen. Im vierten bzw. im fünften Jahrhundert wurden sie ins Lateinische, Armenische und Syrische, im neunten ins Arabische, im elften Jahrhundert ins Deutsche und in späteren Jahrhunderten in andere Sprachen übersetzt. Mit weitem Abstand vor allen anderen Büchern philosophischen Inhalts sind diese beiden Schriften von den Lehrern der Philosophie in Athen, Alexandria, Rom, Konstantinopel und später in Paris, Oxford, Florenz und danach in allen Bildungszentren der Welt erklärt und kommentiert worden. Unzählige Bücher und Abhandlungen sind über sie geschrieben worden. Die Kategorien bildeten zusammen mit De interpretatione und der Isagoge des Porphyrios die für den Schulbetrieb des lateinischen Westens bis zum 12. Jahrhundert fundamentale Trilogie der logischen Werke, die sogenannte „alte Logik", die Logica vetus. Diese Bezeichnung kam auf, als seit dem 12. Jahrhundert in der lateinischen Welt die griechischen Texte der Analytica priora, der Analytica posteriora, der Topik und der Sophistici Elenchi rezipiert und ihre lateinischen Übersetzungen verbreitet wurden und als die sogenannte „neue Logik", die Logica nova, Eingang in die Schulen fand. Zu der genannten Trilogie der Logica vetus kam auch noch eine Reihe lateinisch abgefaßter Schriften hinzu, die überwiegend dem 4. bis 6. Jahrhundert entstammen, von Apuleius, Pseudo-Augustinus, Augustinus, Martianus Capella, Isidorus u. a. Für diese Rezeptionsgeschichte bietet der Aristoteles Latinus jetzt das vollständige Material. Die zuverlässigen antiken Übersetzungen und die griechischen Handschriften stellen günstige Bedingungen dar für die Rezension des Textes. Die beiden letzten kritischen Editionen sind die von Theodor

Waitz (Leipzig 1844) und Lorenzo Minio-Paluello (Oxford 1949). Die antiken Übersetzungen liegen alle gedruckt vor, und die älteren griechischen Kommentare sind um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert unter Leitung der Preußischen Akademie mustergültig ediert worden.

Die Kategorien sind ihrem Inhalt nach unvollständig und ihrer Form nach kunstlos. Einige haben bezweifelt, daß der Text dieser kleinen Schrift überhaupt Aristoteles zu ihrem Verfasser hat. Die Wahrscheinlichkeit, und zwar eine hohe Wahrscheinlichkeit, spricht allerdings dafür, daß das der Fall ist, wenn man von der Stelle 11b 10–16 und einigen möglicherweise von Späteren eingeschobenen Wörtern absieht. Eine andere Frage ist, ob die Textstücke, die mit dem Titel „Kategorien“ überschrieben sind, die Teile eines einzigen Werkes sind. Andronikos hat die Vermutung geäußert, daß die letzten Kapitel (10–15=11b 17–15b 32), die später so genannten Postpraedicamenta, zwar von Aristoteles stammten, aber von anderswoher hierher gesetzt worden seien.

Der Titel der Schrift findet sich nirgends bei Aristoteles, aber Andronikos scheint ihn schon vorgefunden zu haben. Fast alle Handschriften, Übersetzungen und Kommentare präsentieren die Kategorien eingeteilt in elf Teile, von denen außer dem ersten jeder seinen eigenen Titel hat: *περὶ οὐσίας* (2a 11), *περὶ τοῦ ποσοῦ* (4b 20), *περὶ τῶν πρός τι* (6a 36), *περὶ τῆς ποιότητος* (8b 25), *περὶ τοῦ ποιεῖν καὶ πάσχειν* (11b 1), *περὶ τῶν ἀντικειμένων* (11 b 17), *περὶ τοῦ προτέρου* (14 a 26), *περὶ τοῦ ἅμα* (14 b 24), *περὶ τῆς κινήσεως* (15 a 13), *περὶ τοῦ ἔχειν* (15 b 17). Die Kategorien werden aufbewahrt in drei griechischen Handschriften des 9. und 10. Jahrhunderts und in mehr als hundert jüngeren Handschriften, sehr oft zusammen mit denen der übrigen Schriften des Organons. Alle vor der Bekkerschen Edition gedruckten Ausgaben gehen auf die Editio Aldina princeps (Venedig 1495) zurück. Bekker (Berlin 1841 und 1843) hat als erster nach Aldus den Aristoteles in der Weise ediert, daß er nur den ihm als die ältesten bekannten Manuskripten folgte, d. h. für die Kategorien dem Vaticanus Urbinas 35, dem Venetus Marcianus 201 und dem Parisinus Coislinianus 330, von denen er den ersten Codex für den besten hielt, fälschlicherweise, wie Theodor Waitz gezeigt hat. Dessen Ausgabe (Leipzig 1844) war der von Bekker überlegen. Waitz folgte primär dem Venetus Marcianus 201; viele andere Handschriften prüfte er von neuem, und er benutzte auch lateinische Übersetzungen, griechische Kommentare sowie Scholien. Seine Edition des Textes der Kategorien war bis zu der von Minio-Paluello (Oxford 1949) zweifellos die beste, und auch heute noch ist an kritischen Stellen ein Vergleich mit der Edition von Waitz selten ohne Gewinn.

Ins Lateinische hat die Kategorien als erster vielleicht Marius Victorinus übersetzt, als zweiter Boethius ungefähr um 505–510. Die Übersetzung des Victorinus ist verlorengegangen, die des Boethius ist auf uns ge-

kommen. Eine aus Fragmenten der Übersetzung des Boethius und aus einer teilweise neuen Übersetzung kombinierte lateinische Version ist zu Beginn des 11. Jahrhunderts von Notker Labeo ins Deutsche übersetzt worden. Nochmals sind die Kategorien, zusammen mit dem Kommentar des Simplikios, von Wilhelm von Moerbeke im Jahre 1266 ins Lateinische übersetzt worden.

Drei syrische Übersetzungen der Kategorien sind uns überliefert, die des Sergius Theodosiopolitanus (gest. 536), des Jacobus Edessemus (gest. 708) und des Georgius Arabus (gest. 724). Ins Arabische hat die Kategorien Isaacus Honeini (gest. 910/11) übersetzt. Die armenische Übersetzung erfolgte im 5. Jahrhundert und ist in mehreren Handschriften überliefert.

Auf diesen Überlieferungsbestand gründen sich die neueren Übersetzungen sowohl ins Lateinische als auch ins Deutsche, Englische, Französische, Italienische, Spanische und in andere Sprachen.

Griechische Kommentare zu den Kategorien, die uns aus der Zeit vor dem 7. Jahrhundert überliefert sind, sind die folgenden sieben: der des Porphyrios, Dexippos, Ammonios, Philoponos, Olympiodoros, Elias und Simplikios. Sie alle sind von 1887 bis 1907 in der von der Preußischen Akademie besorgten Edition der Griechischen Aristoteleskommentare gedruckt worden. Hinzu kommt eine im Rahmen dieser Edition 1883 gedruckte Paraphrase, die vielleicht von Sophonias verfaßt ist und aus dem ausgehenden 13. oder beginnenden 14. Jahrhundert stammt. Paraphrasen und Kommentare des Johannes von Damaskos, Photios und Psellos finden sich in den Ausgaben der Werke dieser Autoren. Einige Scholien zu den Kategorien liegen gedruckt vor bei Waitz (Organon Graece I 30 bis 43), bei Brandis (Scholia in Ar., Berlin 1836: 93–95) und in den Vorreden der Ausgaben der von der Preußischen Akademie besorgten Aristoteleskommentare. Überliefert ist außerdem eine Paraphrase, die von einem Zeitgenossen des Themistios im 4. Jahrhundert, von Vettius Agorius Praetextatus, in lateinischer Sprache abgefaßt und dann Augustinus zugeschrieben wurde (Categoriae Decem, Patrol. Lat. 32, 1419–1440). Es gibt auch einige Stellen, in denen Martianus Capella über die Praedicamenta handelt. Die Schriftsteller, die in späterer Zeit, bis zum 15. Jahrhundert, die Kategorien in lateinischer Version anführen oder erklären, haben entweder die Categoriae Decem des Pseudo-Augustinus benutzt, wie Johannes Scotus Erigena, oder die Übersetzung des Boethius, wie Cassiodor, oder eine allgemein verbreitete Übersetzung, wie alle, deren Kommentare im 12. Jahrhundert oder in den nachfolgenden Jahrhunderten verfaßt wurden. Bezüglich der syrisch, armenisch, arabisch und hebräisch verfaßten oder übersetzten Kommentare und Paraphrasen vgl. die bei Minio-Paluello (Praefatio XIV 1) zitierte Literatur sowie R. Walzer, Greek into Ara-

bic, Essays on Islamic Philosophy, 1962, und I. Opelt, Griechische Philosophie bei den Arabern, 1970.

Die Kategorien erschienen in deutscher Übersetzung erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts. Ein einsamer Vorläufer war am Anfang des 11. Jahrhunderts die althochdeutsche Übersetzung von Notker Labeo nach der Vorlage der Übersetzung des Boethius. In neuhochdeutscher Sprache erscheint die erste Übersetzung der Kategorien 1794 von Salomon Maimon. Erst nach 1800 werden die Übersetzungen häufiger. Das entscheidende Ereignis in der deutschen Aristoteles-Rezeption war die griechische Textedition der Preußischen Akademie. Immanuel Bekker gab 1831 die ersten beiden Bände heraus, die die damals bekannten Werke des Aristoteles enthalten. Seit dem Erscheinen dieser Ausgabe ist ein sprunghafter Anstieg der Übersetzungen zu verzeichnen. Bei Metzler in Stuttgart beginnt schon 1833 die erste Werkausgabe zu erscheinen (bis 1862). In dieser Ausgabe erscheinen 1836 die Kategorien, übersetzt von Karl Zell. Zwei Jahre zuvor hatte bereits Albert Heydemann die Kategorien übersetzt und erläutert, erschienen als Programm des Berliner Friedrich-Wilhelm-Gymnasiums 1834. Bei Hoffmann in Stuttgart begann 1855 eine Werkausgabe zu erscheinen, die später vom Verlag Langenscheidt übernommen wurde. In ihr sind die Kategorien enthalten in der Übersetzung von Hermann Bender (o. J.; um 1860). Seit 1870 fanden Werke des Aristoteles in deutscher Übersetzung auch Aufnahme in die vom Heimann Verlag in Berlin 1868 gegründete Textsammlung „Philosophische Bibliothek" (PhB), die, nach zwischenzeitlicher Zugehörigkeit zu anderen Verlagen (Koschny, Weiss, Salinger, Dürr), 1911 vom Felix Meiner Verlag in Leipzig (seit 1951 in Hamburg) übernommen wurde. Julius Hermann von Kirchmann übersetzte für die „Philosophische Bibliothek" die Kategorien; seine Übersetzung erschien 1876. Eine Neuübersetzung der Kirchmannschen Übersetzung besorgte Eugen Rolfes 1920. Von beiden Übersetzungen erschienen zahlreiche Auflagen und Abdrucke. Nach dem Zweiten Weltkrieg setzte eine neue Rezeptionswelle ein. Von 1947 bis 1961 publizierte Paul Gohlke im Verlag Schöningh, Paderborn, seine Übersetzung der ganzen Bekkerschen Ausgabe sowie der Fragmentensammlung von Valentin Rose von 1886 und der erst seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert bekannten Schrift De re publica Atheniensium; die der Kategorien erfolgte 1951. Im Rahmen der Werkausgabe von Olof Gigon im Artemis Verlag, Zürich, erschien eine Übersetzung der Kapitel 1–8 der Kategorien 1961. Die hier vorgelegte Übersetzung im Rahmen der Gesamtausgabe der Werke des Aristoteles in deutscher Übersetzung, die der Akademie-Verlag, Berlin, herausgibt, ist die zehnte Übersetzung der Kategorien in die deutsche Sprache. Sie folgt dem griechischen Text der Ausgabe von L. Minio-Paluello.

Zweifel an der Echtheit der Kategorienschrift wurden schon in der Spätantike geäußert (Olympiodoros, Proleg., CAG XII [1] 22, 38ff.; Schol. 33a 28ff. Brandis), aber diese Zweifel führten gleichwohl nicht zu einer Unechtheitserklärung, und allgemein war man von der Echtheit der Schrift überzeugt (Ammonios, In Cat., CAG IV [4] 13, 25). Im Mittelalter und in den ersten Jahrhunderten der Neuzeit spielte diese Frage keine nennenswerte Rolle. Man war sich über die Echtheit der Schrift einig; die Frage der Unechtheit fand nur gelegentlich und ganz am Rande nebensächliche Erwähnung (z. B. bei Abaelard, Logica ingredientibus, 116; Gennadios, Œuvres VII 119, 9). Die Zweifel einiger Renaissancegelehrter (z. B. Joannes Ludovicus Vives, De causis 99; Francesco Patrizi, Discussiones peripateticae I 20) bleiben ephemer und entbehren überdies einer eingehenden Begründung. Erst im 19. Jahrhundert formiert sich unter dem Einfluß der historisch-philologischen Kritik mit Bezug auf die Kategorienschrift eine Tradition der Unechtheitserklärungen, die auch im 20. Jahrhundert ihre, wenn auch allmählich spärlicher werdende Fortsetzung gefunden hat. Im 19. Jahrhundert haben sich für die Unechtheit der Schrift ausgesprochen u. a. Spengel (1845: 33–56), Prantl (1846: 641–652; 1855: 90), Rose (1854: 234ff.), Gercke (1891: 424–441), im 20. Jahrhundert Dupréel (1909: 230–251) und Dumoulin (1983). Daneben gibt es die Reihe derer, die die Echtheit der Schrift zumindest für zweifelhaft halten, wie z. B. Bonitz (1853: 593) im 19. Jahrhundert sowie Bochenski (1947: 32) und Mansion (1949: 1097–1100) im 20. Jahrhundert. Vgl. auch Kenny (1983: 345–366). Am stärksten und dauerhaftesten richteten sich die Zweifel gegen die Echtheit des zweiten Teiles der Schrift, der sogenannten Postprädikamenta, deren Authentizität man zumeist bestenfalls Wahrscheinlichkeit zuerkennt, vgl. Düring (1966: 55), wenn man sie nicht überhaupt bestreitet.

Wie die Geschichte der Behandlung der Echtheitsfrage bezüglich der Kategorienschrift zeigt, ist diese Frage fast immer mit der Frage nach der Einheit der Kategorienschrift verknüpft worden, bis hin zur Verwechslung der beiden Fragen. Ob die Postprädikamenta von Anfang an Teil der Schrift waren oder später von einem Herausgeber (oder mehreren Herausgebern) hinzugefügt worden sind, wurde schon in der Antike (Olympiodoros, In Cat., CAG XII [1] 133, 14; Simplikios, In Cat., CAG VIII 379, 8ff.) als eine berechtigte Frage empfunden und ist auch in der neueren Zeit immer wieder gestellt worden, vgl. Buhle (1791: 436), Brandis (1833: 249–299), Zeller (1921: 67, 1), Gomperz (1931: 514) Überweg-Praechter (1926: 366), Ross (1964: 10), De Rijk (1951: 159), Düring (1967: 205, 61), Ackrill (1963: 70), Sainati (1968: 151). Da viele der neueren Autoren die Postprädikamenta für unecht hielten oder dazu neigten, dies zu tun, dagegen die Prädikamenta für echt hielten, verengte sich der Blick-

winkel bei vielen Autoren auf den ersten, für echt gehaltenen Teil der Schrift, und der zweite Teil wurde für sie in jeder Beziehung eine Quantité négligeable. Nicht nur der scheinbar fehlende Zusammenhang zwischen den Postprädikamenten und den Prädikamenten wurde kritisiert, sondern es wurde auch eine angebliche Nichtübereinstimmung einiger Lehren der Postprädikamente mit den gesicherten Aussagen des Aristoteles konstatiert. Diese Argumentationsstrategie findet sich schon gleich zu Anfang der Reihe der neueren Bearbeiter der Echtheits- und Einheitsfrage bei Buhle 1791 und setzt sich bei seinen Nachfolgern entsprechend fort, z. B. bei Zeller (1921: 67) und Maier (1900: 292), zwei in dieser Sache besonders einflußreichen Autoren. Es ist jedoch nicht zu verkennen, daß diese traditionelle Abwertung der Postprädikamente ihren Ausgangspunkt in der vorgängigen positiven Einschätzung der Prädikamente hat und sich als Folge davon fast zwangsläufig einstellt, wenn nicht von vornherein die Frage nach der Einheit der Schrift stärkere Berücksichtigung findet, so daß nicht unvermeidlich eine spontane Echtheits- bzw. Unechtheitserklärung die Beantwortung der Einheitsfrage bereits präjudiziert. In diesem Sinne unternimmt M. Frede (1983) eine neue Behandlung der Kategorienschrift, indem er der Frage der Einheit besondere Beachtung zukommen läßt.

Daß die Schrift in der uns vorliegenden Form nicht von Aristoteles stammt, unterliegt keinem Zweifel. Ein späterer Herausgeber (oder ein Herausgeberteam) hat, wie in anderen Schriften des Aristoteles so auch hier, seine deutlichen Spuren hinterlassen. Dazu gehören, wie Wilson (1880: 465–469) nachgewiesen hat, die Zeilen 11 b 10–15; vgl. auch Zeller (1921: 69) und Maier (1900: 292). Die folgenden Zeilen 11 b 15–16 hat Minio-Paluello (1949: V 1) für nichtaristotelisch erklärt. Beiden Athetesen folgt der Konsensus der Forscher, vgl. Ackrill (1949: 31), Düring (1966: 54; 1967: 205, 59ff.), Sainati (1968: 150); abweichend Colli (1955: 749). Darüber hinaus nennt Frede (1983: 4f.) mehrere Gründe, die die Frage aufwerfen, ob die Zweifel nicht noch weiter, auf die voraufgehenden Zeilen, entweder bis 11 a 37 oder sogar bis 11 a 20, ausgedehnt werden müssen. Wie immer man diese Frage beantwortet, auszugehen ist in jedem Fall davon, daß die Zeilen 11 b 10 bis 16 erstens nicht von Aristoteles stammen und zweitens als die zentrale Klammer für die Einheit der Schrift fungieren, die aus zwei Teilen besteht, den Kapiteln 1–9 und den Kapiteln 10–15. Von jeher ist bemerkt worden, daß die beiden Teile inhaltlich so gut wie nichts miteinander zu tun haben, weder im Sinne einer Vorbereitung des ersten Teiles auf den zweiten noch im Sinne einer Nachbereitung oder irgendwie gearteten Korrespondenz des zweiten Teiles in bezug auf den ersten. Der zweite Teil beginnt, wenn man von dem späteren Zusatz fremder Hand in 11b 15–16 absieht, übergangslos mit einem neuen Gegenstand: den Arten von Gegensätzen; mit der Kategorienlehre hat der zweite Teil der Schrift

nichts zu tun, und alle Versuche, eine solche inhaltliche Verbindung dennoch nachzuweisen, sind gescheitert. Jeder, der die Schrift liest, hat am Beginn des zweiten Teiles den Eindruck, daß der Autor sein Thema aus dem Auge verloren bzw. den Faden verloren hat, der sich durch die vorangegangenen Kapitel 5–9 (8) zieht. Es kann mithin keinem Leser ein Geheimnis sein, was den Herausgeber der Schrift veranlaßt hat, zwischen die beiden Teile einige Zeilen als Übergang zu interpolieren. Anders wären die beiden Teile gar nicht als eine einzige Schrift erschienen. Der von späterer Hand hinzugefügte Übergang 11b 10–16 ist nicht eben imponierend zu nennen, was seinen Inhalt betrifft. Da es nach antiker Überlieferung (Ammonios, In Cat., CAG IV [4] 13, 20ff.; Simplikios, In Cat., CAG VIII 18, 16ff.; Philoponos, In Cat., CAG XIII [1] 7, 26ff., 13, 1; Olympiodoros, Proleg., CAG XII [1] 24, 14ff.; Elias, In Cat., CAG XVIII [1] 133, 16; Boethius, In Cat. 161 E–162 A) zwei Versionen der Kategorienschrift gegeben haben soll, ist immerhin denkbar, daß sich die beiden Versionen vor allem bezüglich der Spuren editorischer Tätigkeit unterschieden.

Alle diese Betrachtungen und Vermutungen beantworten noch nicht die Hauptfrage, die sich angesichts des vorliegenden Befundes stellt, nämlich, was denn eigentlich zur Herausgabe anscheinend so verschiedenartiger Textstücke motivierte. Es ist nie übersehen worden, daß beide Teilstücke der Schrift, je für sich genommen, nicht in sich abgerundet und abgeschlossen, sondern in hohem Grade ergänzungsbedürftig sind, d. h. in ihrem bestehenden Zustand Fragmente sind. Das gilt keineswegs nur für den zweiten Teil, wenn auch für ihn ganz besonders. Die Kapitel 10 und 11 behandeln Gegensätze. Die Kapitel 12 und 13 enthalten eine Erörterung über Priorität und Gleichzeitigkeit. Kapitel 14 diskutiert die Arten der Bewegung. Das Schlußkapitel 15 zählt acht Bedeutungen von „haben" auf. Inhaltlich unvermittelt und sprachlich zumeist sogar ohne den Gebrauch von Verbindungspartikeln sind hier Textformationen zusammengerückt, für die noch niemals jemand eine umgreifende inhaltliche Einheit hat ausfindig machen können. Das dokumentieren in auffälliger Weise die Erklärungen und Kommentare, die die Postprädikamente entweder gänzlich unerwähnt lassen oder nur teilweise erläutern oder so, daß der Kommentar zum Schlußkapitel hin immer kürzer und dünner wird. Es kann nicht überraschen, daß man, wie Brandis (1833: 268; 1853: 407; vgl. Düring 1966: 54), auf den Gedanken verfallen ist, der zweite Teil bestehe aus einigen zusammenhanglosen Textfragmenten, die der Herausgeber den Kapiteln des ersten Teiles angehängt habe. Diese Verlegenheitslösung, die unter gewissen Umständen durchaus plausibel erscheinen könnte, wird allerdings dadurch gegenstandslos, daß der zweite Teil sehr wohl als ein zusammenhängendes, wenn auch unfertiges Text-

stück erscheint, dessen inhaltliche Einheit aus seinem ursprünglichen Kontext wohl mit Sicherheit erkennbar wäre (Frede 1983).

Daß aber auch der erste Teil kein kontinuierlicher Text, sondern ein Fragment ist, hat die Forschung mit unterschiedlichen Schlußfolgerungen schon lange beschäftigt (vgl.: Zeller 1921: 69; Maier 1900: 292). Die Behandlung der Genera Tun und Leiden im 9. Kapitel ist extrem unvollständig (vgl. Minio-Paluello App. crit. 11b 1–8; Frede 1983). Das Schema der Behandlung der Genera von Dingen in den Kapiteln 5 bis 9 wird keineswegs konsequent durchgehalten: gelegentlich fehlt sowohl die Unterscheidung der Arten als auch die Angabe des Propriums, wie im 9. Kapitel, oder es fehlt die Angabe des Propriums, wie im 7. Kapitel. Das 3. Kapitel scheint auf den ersten Blick jeglicher Integration in den Zusammenhang zu entbehren. Das 4. Kapitel beginnt sprachlich ohne jeden Übergang. Von jeher gilt es als ein Problem, wie der Zusammenhang zwischen den ersten drei Kapiteln (Anteprädikamenta) und den folgenden Kapiteln zu denken ist. Vor allem vermißte man auch von jeher eine Angabe über den Gegenstand der Schrift, was dazu geführt hat, daß man für den eigentlichen Gegenstand entweder Ausdrücke bzw. Teile von Aussagen oder aber die diesen korrespondierenden Entitäten und deren Genera hielt. Diese Fragen führen die Interpretation in vielfältige Aporien.

Wie es trotz der fehlenden Themenangabe zu der Annahme kommen konnte, Gegenstand der Kategorienschrift seien die Kategorien, ist eine interessante Frage. Der zweite Teil gibt zu dieser Annahme keine Veranlassung, obwohl eine der wenigen Stellen, 10b 19–20, wo der Ausdruck *κατηγορία* in dieser Schrift vorkommt, hier begegnet. Aber dieses Vorkommen ist beiläufig und ohne sacherschließende Bedeutung. Bedeutungsvoll ist indes das Faktum, daß am Anfang des 4. Kapitels die Kategorien im aristotelischen Sinne präsentiert werden, und zwar so, daß zwischen Kategorien als (1) Arten der Aussage oder Prädikation (im technischen Sinne von Top. A 9), als (2) Genera des Seienden und als (3) Arten der Aussage von „seiend" unterschieden wird. Dieser dreifache Aspekt ist für die aristotelischen Kategorien wesentlich, und er liegt auch da vor, wo es, wie in den Kapiteln 5–9 der Kategorienschrift, den Anschein hat, es gehe ausschließlich um die Genera des Seienden. In Wirklichkeit liegt hier nur eine thematische Abblendung vor, die den Autor zwingt, diesen Aspekt in den Vordergrund zu rücken, da er verständlicherweise nicht alle drei Aspekte gleichzeitig zu behandeln in der Lage ist. Nichts spricht dagegen, daß sich in der originären Fassung des Textes an die Behandlung der Genera des Seienden die Behandlung der beiden anderen kategorialen Aspekte anschloß oder sich anschließen sollte. Eine weitere Möglichkeit der Interpretation besteht darin, daß der Autor des Textes aufgrund seines Parallelismusschemas von Sein, Denken und Spra-

che schon in dem uns vorliegenden ersten Teil der Kategorienschrift alle drei Aspekte der Kategorien integriert sah und unser Problem, die drei Aspekte getrennt für sich zu nehmen, nicht sein Problem war. Wenn das zutrifft, dürften die Anfänge des 2. und des 4. Kapitels, zusammengenommen, als prospektive Bestimmung des Gegenstandes, über den die Untersuchung gehen soll, durchaus hinreichend erscheinen. Wie dem auch sei, Tatsache ist, daß die lange Auslegungsgeschichte der Kategorienschrift lehrt, daß man sich über den eigentlichen Gegenstand der Schrift keineswegs einig war, was sich auch daran zeigt, daß die antiken Kommentatoren bei der Erklärung des Titels „Kategorien" sich nicht nur an dem aristotelischen Wortgebrauch orientieren, sondern jeweils auch ihre eigene Version ins Spiel bringen (vgl. Porphyrios, In Cat., CAG IV [1] 56, 8; Simplikios, In Cat., CAG VIII 17, 10–26).

Das führt zu der Frage, welche Rolle der Titel der Kategorienschrift in der Rezeptionsgeschichte der Schrift gespielt hat. Die zahlreichen überlieferten Titel für die Schrift scheinen darauf hinzudeuten, daß Aristoteles selbst der Schrift den Titel „Kategorien" jedenfalls nicht gegeben hat. Denn dann hätte man in der Antike zu dem Wettbewerb der Titel keinen Anlaß gehabt. Nachweislich seit Andronikos hat es eine Diskussion darüber gegeben (vgl. Porphyrios, In Cat., CAG IV [1] 56, 14ff.). Da man einen ursprünglich aristotelischen Titel offenbar nicht besaß, konnte die Debatte nur darüber geführt werden, welcher der zur Auswahl gestellten Titel dem Inhalt der Schrift angemessen war. Das Repertoire, aus dem man schöpfte, bestand neben „*Κατηγορίαι*" aus den folgenden Titeln: „*Δέκα κατηγορίαι*" (Porphyrios, In Cat., CAG IV [1] 56, 15) bzw. „*Κατηγορίαι δέκα*" (Simplikios, In Cat., CAG VIII 15, 29), „*Περὶ τῶν δέκα γενῶν*" (Porphyrios, In Cat., CAG IV [1] 56, 19; Simplikios, In Cat., CAG VIII 15, 29), „*Περὶ τῶν δέκα γενῶν τοῦ ὄντος*" (Porphyrios, In Cat., CAG IV [1] 57, 14), „*Περὶ τῶν γενῶν τοῦ ὄντος*" (Porphyrios, In Cat., CAG IV [1] 56, 18; Simplikios, In Cat., CAG VIII 15, 28) und „*Πρὸ τῶν τόπων*" oder „*Πρὸ τῶν τοπικῶν*" (Porphyrios, In Cat., CAG IV [1] 56, 14ff.; Simplikios, In Cat., CAG VIII 379, 8ff.; Ammonios, In Cat., CAG IV [4] 14, 18ff.; Simplikios, In Cat., CAG VIII 15, 28ff.; Boethius, In Cat. 162 C, 263 B; Olympiodoros, Proleg. CAG XII [1] 22, 34ff.; Elias, In Cat., CAG XVIII [1] 132, 26; 241, 30; weitere Belege bei Frede 1983). Es ist klar, daß sich in den Titeln, die sich in drei Gruppen gliedern lassen, verschiedene Interpretationen der Schrift widerspiegeln. Es hat den Anschein, daß diejenigen Titel, die die Genera des Seienden zum Gegenstand machten, keine Aufnahmebereitschaft bei den Autoren gefunden haben. Das läßt den Schluß zu, daß man die sich in diesem Titel aussprechende Auffassung, als ginge es in der Kategorienschrift nur um Gegenstände, nicht auch um deren Ausdrücke, als ein-

seitig empfand und deshalb ablehnte. Das scheint immerhin dafür zu sprechen, daß man in der Antike noch ein Bewußtsein von dem triadischen Charakter der Kategorien hatte. Die uns bekannten Autoren benutzten ausnahmslos entweder den Titel „*Κατηγορίαι*" oder den Titel „*Πρὸ τῶν τόπων*" beziehungsweise „*Πρὸ τῶν τοπικῶν*" und vermieden damit eine einseitige Festlegung auf einen einzigen der drei Aspekte des Kategorienbegriffes.

Es scheint sicher, daß Andronikos den Titel „Kategorien" bereits vorfand. Auf jeden Fall ist er der erste, für den der Titel belegbar ist. Aber erst vom Ende des 2. Jahrhunderts n. Chr. an scheint sich der Titel durchgesetzt zu haben, vor allem unter dem Einfluß des Alexander von Aphrodisias und des Porphyrios. Zusammen mit der Form des Organons wurde er von allen überlieferten Kommentatoren akzeptiert. Mit dieser allgemein akzeptierten Form des Organons vertrug sich nicht der Titel „*Πρὸ τῶν τοπικῶν*" für die Kategorienschrift, da dieser die Reihenfolge Kategorienschrift – Topik suggeriert hätte, während das Organon die Reihenfolge Kategorienschrift – De interpretatione vorsieht (vgl. Simplikios, In Cat., CAG VIII 16, 14ff.). Nach der seit Andronikos eingebürgerten Anordnung der Schriften des Organons konnte der Titel „*Πρὸ τῶν τόπων*" für die Kategorienschrift nicht mehr sinnvoll erscheinen, obwohl diese Anordnung durch die Kategorienschrift selbst nicht gestützt wird oder doch jedenfalls nur in einem sehr äußerlichen, ja künstlichen Sinne mitgetragen wird. Daß die aristotelischen Schriftenverzeichnisse alle den Titel „Kategorien" aufführen, besagt in diesem Zusammenhang wenig oder nichts, da der Katalog des Ptolemaeus hier bereits die Anordnung des Organons voraussetzt, also auf eine Zeit nach Andronikos verweist. In den beiden griechisch überlieferten Katalogen ist der Titel interpoliert; vgl. Rose (1854: 32), Bernays (1863: 133f.), Heitz (1865: 238f.), Moraux (1951: 131), Düring (1957: 40). Viele Anzeichen sprechen dafür, daß der in hellenistischer Zeit übliche, vorherrschende Titel der Schrift „*Πρὸ τῶν τόπων*" war, der wie der Titel „Kategorien" Andronikos ebenfalls schon vorgelegen hat, und daß sich daneben der Titel „Kategorien" erst langsam durchsetzte und an die Stelle des Titels „*Πρὸ τῶν τόπων*" trat (vgl. die Belege bei Frede 1983).

Wenn dem so ist, liegt die Vermutung nahe, daß ein Textfragment oder einige Textsplitter ohne Titel das Material bildeten, das der erste Herausgeber zu einer Schrift komponierte, und daß diese Schrift schon sehr früh durch den Titel „*Πρὸ τῶν τόπων*" gekennzeichnet wurde. Was zu dieser Titelgebung führte, kann ebenfalls nur vermutet werden. Möglicherweise spielte dabei der Zusammenhang der Schrift mit der Topik eine Rolle, auch wenn man in dieser Annahme nicht so weit zu gehen braucht wie Frede (1983), der der Auffassung ist, daß man nach Lektüre von Top. A 8

und 9 zu dem Schluß kommen kann, „als Vorbereitung auf die Topik bräuchte man eigentlich einen Traktat über die Prädikabilien (wie ihn dann Porphyrios verfaßt hat) und eine Abhandlung über die Kategorien". Es bleiben auch ohnedies noch genug Lehrstücke übrig, die die Nähe der Schrift zur Topik erkennbar machen, nicht nur die Kapitel 4–9, sondern auch das 1. Kapitel mit seiner Unterscheidung von Homonymen, Synonymen und Paronymen, die Lehre von den Gegensätzen im 10. und 11. Kapitel sowie die Kapitel über Priorität und Gleichzeitigkeit. Es konnte also in gewissem Sinne durchaus plausibel erscheinen, die Schrift als eine Einführung in die Topik zu charakterisieren, obwohl einige Lehrstücke der Schrift, wie die über Bewegung und Haben, zur Dialektik der Topik keine spezielle Beziehung haben. Andererseits war das, was man als den theoretischen Kernbestand der Schrift ansah, nämlich die Kapitel 4–9, nicht nur für die Dialektik, sondern für die Logik überhaupt von Bedeutung. Dieser Kernbestand bzw. das, was man dafür hielt, ließ sich am angemessensten mit dem Stichwort „Kategorien" bezeichnen. So gab man der Schrift diesen Titel und institutionalisierte auf diese Weise das, was man für die Logik im ganzen brauchte, nämlich eine Lehre von den Kategorien, und entsprach damit auch den Anforderungen, die an eine systematische Anordnung der logischen Schriften in einem „Organon" zu stellen waren. Damit war zugleich eine ganz bestimmte Vorstellung von Logik inauguriert, nämlich die der Lehre von den Termen, Aussagen und Schlüssen. Auch wenn man geneigt ist, Ansätze für die spätere, unter dem systemimmanenten Zwang des Organons erfolgende Interpretation der Kategorienschrift in der Kategorienschrift selbst anzunehmen und die Ausgangsbasis für die spätere Interpretation in der Kategorienschrift selbst als breiter anzusetzen, als das Frede (1983) tut, so ist doch gleichwohl Frede darin zu folgen, daß die Interpretation der Kategorienschrift seit der Organisation der logischen Schriften im Organon, d. h. seit dem 1. Jahrhundert v. Chr., unter den Einfluß des so konzipierten Organons und der in dieser Konzeption sich ausdrückenden Auffassung von Logik geriet. An dieser Einsicht, so scheint es, führt kein Weg vorbei.

Die Folge kann nur, wie sich bereits bei Andronikos zeigt, eine Abwertung des zweiten Teiles der Kategorienschrift gewesen sein, da er ja zu der für die Logik insgesamt erwünschten Kategorienlehre nichts beitrug. Er wurde daher als ein späteres Anhängsel betrachtet; und damit begann die Geschichte seiner Vernachlässigung.

Der sich vor diesem Hintergrund erneut stellenden Frage nach der Einheit der Schrift, d. h., ob die beiden Teile der Schrift von Anfang an zwei Teile einer Schrift waren oder nicht, ist zuletzt Frede (1983) in seiner Untersuchung nachgegangen. Denn der fehlende inhaltliche Zusammenhang zwischen den beiden Teilen ist allein noch kein Argument gegen die

Einheit, wenn man den fragmentarischen Zustand der Schrift berücksichtigt. Auch der Hinweis darauf, daß die Schrift als eine Schrift überliefert ist, genügt nicht als Begründung für die Einheit der Schrift. Vor Frede wurde der letzte Versuch, die Einheit der Schrift positiv aufzuzeigen, von Witten (1903) unternommen, allerdings mit wenig Erfolg. Bei der Suche nach Argumenten für die Einheit der Schrift erscheint zunächst am meisten erklärungsbedürftig, was denn einen (ersten oder späteren) Herausgeber veranlaßt haben könnte, die zwei Texte (der beiden Teile) als einen Text zu edieren bzw. den Text des zweiten Teiles dem Text des ersten Teiles anzufügen (vgl. Brandis 1853: 408). Nach dem Zeugnis der Überlieferung ist es sogar wahrscheinlich, daß die Schrift nie ohne den zweiten Teil existiert hat. Eine mögliche Vermutung, die schon Brandis (1853: 408) äußerte, besteht in der Annahme, daß die ursprüngliche Vorlage so ausgesehen habe, als handele es sich um eine Schrift. Zu diesem möglichen Indiz kommen aber weitere stützende Beobachtungen am Text selbst, die sich auf die Sprache der beiden Teile beziehen. Schon Gercke (1891: 438) hatte bemerkt, daß diese einheitlich ist. Details hat Frede (1983) nachgetragen und auf sprachliche Übereinstimmungen und gemeinsame Eigenarten der beiden Teile aufmerksam gemacht, die sich am ehesten dadurch erklären lassen, daß man in den Teilen Teile eines einzigen Textes sieht.

Aber auch vom Inhalt her läßt sich diese Annahme erhärten. Schon Brandis (1853: 407f.) hatte sich dahingehend ausgesprochen, daß die „Artikel“ des zweiten Teiles eine synonymische Entwicklung philosophischer Begriffe darstellen: „Mit einiger Wahrscheinlichkeit kann man sie für bruchstückartige Vorarbeiten zu einer philosophischen Synonymik halten, wie wir eine in ohngleich größerem Umfang im fünften Buche der Metaphysik besitzen.“ Diese Vermutung dehnt Frede (1983) auf den ersten Teil der Schrift aus. Denn in der Tat behandeln die Kapitel der Schrift, mit Ausnahme des Bewegungskapitels, allesamt Begriffe, die auch in Metaph. Δ behandelt werden. Dazu kommt, daß sowohl die Kapitel von Metaph. Δ als auch die Kapitel 5–15 der Kategorienschrift *πολλαχῶς λεγόμενα* behandeln, was auch in der Kategorienschrift durch entsprechende sprachliche Wendungen zum Ausdruck gebracht wird (vgl. Cat. 5. 2a 11f.; 6. 5a 38f.; 7. 6a 36; 8. 8b 25f.; 10. 11b 17; 13. 14b 24f.; 14. 15a 13; 15. 15b 17). Im Unterschied zu Metaph. Δ macht aber die Kategorienschrift den Versuch, die von ihr behandelten Gegenstände gemäß dem in den Kapiteln 2–4 vorgegebenen Schema in einen systematischen Zusammenhang zu rücken. Wie sich das für die Gegenstände der Kapitel 10–15 auswirken sollte, läßt sich angesichts des fragmentarischen Zustandes nicht sagen. Eine geplante oder verlorengegangene weitere Kapitelreihe ist denkbar. Auf jeden Fall fällt es leicht, das 1. Kapi-

tel über Homonyme, Synonyme und Paronyme als Einleitung zu einer Schrift zu betrachten, die sich in dem genannten Sinne als eine philosophische Synonymik mit systematischem Anspruch verstand. Für Frede ist die Bestimmung dessen, worin der inhaltliche Zusammenhang der beiden Teile der Schrift im einzelnen bestanden haben mag, indes nur von untergeordneter Bedeutung, da es ihm primär um den Aufweis der bloßen Möglichkeit einer inhaltlichen Einheit geht. „Für unser Argument ist es freilich nicht wesentlich, ob man sich diese Auffassung von der Schrift zu eigen macht. Wichtig ist, daß man sieht, daß die beiden Teile der Schrift sehr wohl eine inhaltliche Einheit bilden können, wenn es uns auch auf Grund des fragmentarischen Charakters der Schrift nicht mehr möglich sein mag, diesen inhaltlichen Zusammenhang zu bestimmen" (Frede 1983: 22). Über die Echtheit der Schrift ist damit freilich noch nichts ausgemacht.

Tatsache ist, daß es keine Stelle gibt, an der Aristoteles sich eindeutig auf die Kategorienschrift bezieht. Obwohl sich die Echtheit nicht mit Sicherheit beweisen läßt, deuten doch Sprache, Inhalt und Zustand der Schrift darauf hin, daß es sich um eine Schrift des Aristoteles handelt. Daß Schüler des Aristoteles Kategorienschriften verfaßt haben, ist gesichert (Belege dazu bei Frede 1983: 6). Theophrast, von dem bekannt ist, daß er eine Kategorienschrift verfaßt hat, scheidet als Autor der in Rede stehenden Schrift aus, da Alexander von Aphrodisias neben der aristotelischen auch die theophrastische Kategorienschrift kommentiert haben soll. Wenn es aber zutrifft, wofür alles spricht, daß die Schrift sehr früh ist, kann sie auch nicht das Werk eines Aristotelesschülers sein. Angesichts dieser Sachlage scheint die einfachste Annahme die zu sein, daß Aristoteles der Autor ist. Hinzu kommt das wichtige Argument, das schon Husik (1904) vorgebracht hat, daß die sprachliche und inhaltliche Nähe zwischen der Topik und beiden Teilen der Kategorienschrift so groß ist, daß es demzufolge auch naheliegt, denselben Autor für beide Werke anzunehmen.

Das einzige ernsthafte Hindernis, das dieser Annahme im Wege zu stehen scheint und im Unterschied zu anderen Einwänden nicht mit gleichem Erfolg ausgeräumt werden konnte, ist die Tatsache, daß die Substanzlehre der Kategorienschrift, verglichen mit der der Metaphysik, unaristotelisch wirkt. Dieser Widerspruch wurde schon in der Antike erörtert (vgl. Olympiodoros, Proleg., CAG XII [1] 23, 28ff.; Dexippos, In Cat., CAG IV [2] 44, 32ff.; Ammonios, In Cat., CAG IV [4] 36, 6ff.; Simplikios, In Cat., CAG VIII 82, 1ff.; Philoponos, In Cat., CAG XIII [1] 50, 23ff.) und ist im 20. Jahrhundert vor allem in den Arbeiten von Dupréel (1909), Mansion (1949) und Dumoulin (1983) thematisiert worden.

Die Unvereinbarkeit der beiden Substanzlehren besteht, im Hinblick auf die Echtheitsfrage noch einmal (s. oben S. 121–126) kurz skizziert,

in folgendem. Die Ontologie der Kategorienschrift wird grundlegend bestimmt durch den Dualismus von Substanzen und Nichtsubstanzen. Es gibt aber nicht nur eine Art von Substanzen, sondern deren zwei: die ersten Substanzen, d. h. die konkreten Gegenstände, und die zweiten Substanzen, d. h. die Spezies und Genera der ersten Substanzen. Substanz im vollen Sinne dieses Wortes ist nur die erste Substanz; nur für sie gilt, daß sie kein Subjekt hat, aber letztes Subjekt alles übrigen Seienden ist. Auch die zweiten Substanzen liegen allem Nichtsubstantiellen zugrunde, aber ihnen liegen ihrerseits die ersten Substanzen zugrunde, denen nichts mehr zugrunde liegt, da sie letztes Subjekt alles Seienden sind. Die zweiten Substanzen, die Genera und Spezies, sind also Gegenstände, denen eine substantielle Wirklichkeit zukommt, auch wenn sie von den ersten Substanzen abhängen.

Die Ontologie der mittleren Bücher der Metaphysik dagegen kennt keine Genera und Spezies mehr; ihnen wird, wie in Metaph. *Z* 13, der Substanzcharakter aberkannt; sie gelten für Aristoteles auch nicht als Qualitäten weiter. Die zweiten Substanzen der Kategorienschrift tauchen in der Metaphysik weder dem Namen noch der Sache nach auf; sie sind verschwunden. Analog verlieren die konkreten Gegenstände in der Metaphysik ihren Status als erste Substanzen; erste Substanzen heißen jetzt nur noch die substantiellen Formen der konkreten Gegenstände, deren Substantialität nur noch von nachgeordneter Bedeutung ist. Die Substanzen gelten auch weiterhin als das, was allem übrigen zugrunde liegt (vgl. Metaph. *Z* 1 u. 3), aber die Bestimmung dessen, was allem anderen zugrunde liegt, ist nun eine andere; es sind die substantiellen Formen.

Die Unvereinbarkeit der beiden Substanzlehren der Kategorienschrift und der Metaphysik kann freilich nur dann zur Unechtheitserklärung einer der beiden Schriften führen, wenn eine historische Entwicklung von der einen zu der anderen Lehre ausgeschlossen wird. Einige Anzeichen sprechen indes für eine solche Entwicklung. Außerdem ist die Ontologie in der Topik von der in der Kategorienschrift nicht allzu weit entfernt. Das zeigt sich vor allem darin, daß auch in der Topik (vgl. 103b 29ff.) sowohl individuelle Gegenstände als auch deren Spezies und Genera de facto als Substanzen gelten, wobei auch hier der Sache nach ein Unterschied zwischen den beiden Substanzarten gemacht wird, indem die Spezies und Genera nicht als *τόδε τι* bestimmt werden; die Topik spricht auch nicht von substantiellen Formen und folglich auch nicht von deren Priorität vor den Gegenständen. Daraus zieht Frede (1983) den richtigen Schluß, daß wir auch ohne Berücksichtigung der Kategorienschrift annehmen müssen, daß sich die Substanzlehre des Aristoteles beim Übergang von der Topik zur Metaphysik entscheidend geändert

hat. In diese Entwicklung läßt sich nun aber die Substanzlehre der Kategorienschrift unschwer einordnen. Wenn man, wie schon oft geschehen, diese Entwicklung vor dem Hintergrund der platonischen Spätdialoge analysiert, so wird deutlich, daß Platon die ontologische Priorität der Genera vor ihren Spezies und Individuen lehrt, Aristoteles aber in der Kategorienschrift diese Beziehung umkehrt, indem er den Individuen Priorität vor den Spezies und diesen Priorität vor den Genera einräumt. Es ist klar, daß mit dieser Vorrangstellung des Besonderen vor dem Allgemeinen die Position der Metaphysik bereits vorbereitet wird. Daß diese unterschiedliche Einschätzung des Besonderen und des Allgemeinen tatsächlich der Nervus rerum der aristotelischen Ontologie war, zeigt sich auf besonders instruktive Weise daran, daß im Buch *B* der Metaphysik fast zögernd noch die Frage gestellt wird, ob dem Allgemeinen oder dem Besonderen Priorität einzuräumen sei. Angesichts dieses Befundes besteht keine Veranlassung, wegen der Verschiedenheit der Substanzlehren in der Kategorienschrift und in der Metaphysik die Kategorienschrift für unecht zu erklären. Vielmehr dokumentiert die Ontologie der Kategorienschrift ein genau bestimmbares Stadium der Entwicklung der Ontologie von der Ideenlehre Platons zu der Lehre von den substantiellen Formen in der Metaphysik des Aristoteles. Die sich in diesem Übergang artikulierenden Unterschiede sollten von der Interpretation nicht zugedeckt, sondern, ganz im Gegenteil, aufgedeckt werden, damit die Verschiedenheiten zwischen Kategorienschrift und Metaphysik bewußt bleiben und verhindert wird, daß die Universalien der Kategorienschrift für die Ontologie der Metaphysik in Anspruch genommen werden. Mit der Zurückweisung des letzten Einwandes gegen die Echtheit der Kategorienschrift, welcher aus der abweichenden Substanzlehre dieser Schrift hergeleitet wurde, entfällt das Bedenken gegen die Echtheit insgesamt, und es gilt nach wie vor, was schon Brandis (1853: 408) nach sorgfältiger Prüfung feststellte: wir haben nicht Grund, der Abhandlung den aristotelischen Ursprung abzusprechen.

5.

Bibliographie

A. Textausgaben (ohne/mit Kommentar)

Aristotelis Organum edidit J. Pacius, Frankfurt 1592

Aristotelis Opera edidit Academia regia Borussica. 5 Bde., Berlin 1831 bis 1870

Vol. I u. II, Aristoteles graece, ed. I. Bekker, 1831
Vol. III, Aristoteles latine, variis, 1831
Vol. IV, Scholia in Aristotelem, ed. Ch. A. Brandis, 1836
Vol. V, Aristotelis fragmenta, ed. V. Rose
Scholiorum in Aristotelem supplementum, ed. H. Usener
Index Aristotelicus, ed. H. Bonitz, 1870

Aristotelis Organon Graece, novis codicum auxiliis adiutus recognovit, scholiis ineditis et commentario instruxit Th. Waitz, I+II, Leipzig 1844, 1846

Aristotelis Metaphysica recognovit et enarravit Hermann Bonitz, I u. II, Bonn 1848, 1849 (II: Commentarius in Metaphysica Aristotelis)

Aristotelis Categoriae graece cum versione arabica Isaaci Honeini filii et variis lectionibus textus graeci e versione arabica ductis edidit J. Th. Zenker, Leipzig 1846

Die Metaphysik des Aristoteles. Grundtext, Übersetzung und Commentar, nebst erläuternden Abhandlungen, 4 Bde., von A. Schwegler, Tübingen 1847–1848

Migne, J. P., Patrologiae cursus completus. Series latina, Paris 1844 bis 1864

Anecdota Oxoniensia, a Collation with the Ancient Armenian Versions of the Greek Text of Aristotle's Categories, De interpretatione, De mundo, De virtutibus et vitiis and of Porphyry's Introduction. By F. C. Conybeare, Oxford 1892

Aristotelis Categoriae et Liber de interpretatione recognovit brevique adnotatione critica instruxit L. Minio-Paluello, Oxford 1949, ND ("from corrected sheets of the first edition") 1956

Aristotle's Prior and Posterior Analytics. A revised text with introduction and commentary by W. D. Ross, Oxford 1949

Aristotelis Topica et Sophistici Elenchi, ed. W. D. Ross, Oxford 1958

Aristotle's Physics. A revised text with introduction and commentary by W. D. Ross, Oxford 1936

Aristotle's De anima, ed. with introduction and commentary by W. D. Ross, Oxford 1961
Aristotle's Metaphysics. A revised text with introduction and commentary by W. D. Ross, 2 vol., Oxford 1924
Aristotelis Metaphysica, ed. W. Jaeger, Oxford 1957
Aristotelis Fragmenta selecta, ed. W. D. Ross, Oxford 1955
Aristoteles, Metaphysik, Griech.-dt., in d. neubearb. Übers. von H. Bonitz, mit Einl. u. Kommentar hrsg. von H. Seidl, griech. Text in d. Ed. von W. Christ, 2 Bde., Hamburg 1978, 1980
Die Fragmente der Vorsokratiker. Griechisch u. deutsch, v. H. Diels, 6. Aufl., hrsg. v. W. Kranz, Berlin 1952
Platonis Opera, ed. I. Burnet, 5 vol., Oxford 1900–1907
Theophrastus Metaphysics, with translation, commentary, and introduction by W. D. Ross and F. H. Fobes, Oxford 1929
Die Schule des Aristoteles. Texte und Kommentare, hrsg. v. F. Wehrli, 10 Bde., Basel – Stuttgart 1944–1959
Seneca, Epistulae morales, ed. A. Beltrami, Rom [2]1949
Quintilianus, Institutio oratoria, Libri XII, ed. L. Radermacher. Add. adiec. V. Buchheit, Leipzig 1959
Galen, Institutio logica, ed. C. Kalbfleisch, Leipzig 1896
Sexti Empirici Opera, rec. H. Mutschmann, Leipzig 1912–1914
Plotin, Enneaden, hrsg. v. P. Henry u. H.-R. Schwyzer, Paris 1951 ff.
Augustinus, Confessiones. Texte établi et traduit par P. de Labriolle, Paris [8]1961
Augustinus, De dialectica. Translated with introduction and notes by B. D. Jackson, newly edited by Jan Pinborg, Dordrecht – Boston 1975
Augustinus, De doctrina Christiana. Rec. et praef. W. M. Green, Wien 1963
Augustinus, De magistro. Rec. et praef. G. Weigel, Wien 1961
Marius Victorinus, De definitione, ed. Th. Stangl, abgedruckt in: P. Hadot, Marius Victorinus, Paris 1971, 331–362
Martianus Capella, Opera, ed. A. Dick, Leipzig 1925

B. Kommentare

Commentaria in Aristotelem Graeca, edita consilio et auctoritate academiae litterarum regiae Borussicae:
IV 1: Porphyrii Isagoge et in Aristotelis Categorias commentarium, ed. A. Busse, Berlin 1887
IV 2: Dexippi Philosophi Platonici in Aristotelis Categorias dubitationes et solutiones, ed. A. Busse, Berlin 1888

IV 3: Ammonius in Porphyrii Isagogen sive V Voces, ed. A. Busse, Berlin 1891
IV 4: Ammonius in Aristotelis Categorias commentarius, ed. A. Busse, Berlin 1895
VIII: Simplicii in Aristotelis Categorias commentarium, ed. C. Kalbfleisch, Berlin 1907
XII 1: Olympiodori prolegomena et in Categorias commentarium, ed. A. Busse, Berlin 1902
XIII 1: Philoponi (olim Ammonii) in Aristotelis Categorias commentarium, ed. A. Busse, Berlin 1898
XVIII 1: Eliae in Porphyrii Isagogen et Aristotelis Categorias commentaria, ed. A. Busse, Berlin 1900
XVIII 2: Davidis prolegomena et in Porphyrii Isagogen commentarium, ed. A. Busse, Berlin 1904
XXIII 2: Anonymi in Aristotelis Categorias paraphrasis, ed. M. Hayduck, Berlin 1883

Pseudo-Archytas, Über die Kategorien. Texte zur griechischen Aristoteles-Exegese. Hrsg., übers. u. komm. von Th. A. Szlezák (Peripatoi, Philologisch-historische Studien zum Aristotelismus, hrsg. v. P. Moraux, Bd. 4), Berlin – New York 1972

Boethius, Opera, Patrologia Latina, vol. 63 u. 64, J. P. Migne, Paris 1882 u. 1891

Boethius, In Isagogen Porphyrii commenta, ed. G. Scheppss u. S. Brandt. Corpus Scriptorum Ecclesiasticorum Latinorum 48, Wien 1906

Pacius, In Porphyrii Isagogen et Aristotelis Organum commentarius analyticus, Frankfurt 1597

C. Übersetzungen (ohne/mit Kommentar)

Barthélemy Saint-Hilaire, J., Logique d'Aristote, traduite en français pour la première fois et accompagnée de notes perpétuelles par J. B. S.-H., Tome I, 53–132: Catégories, Paris 1844

Aristoteles Latinus, Vol. I 1–5. Categoriae vel Praedicamenta. Translatio Boethii, Editio composita, Translatio G. de Moerbeka, Lemmata e Simplicii commentario decerpta, Pseudo-Augustini Paraphrasis Themistiana, edidit L. Minio-Paluello, Bruges – Paris 1961

Aristoteles Latinus, Vol. I 6–7. Categoriarum Supplementa. Porphyrii Isagoge. Translatio Boethii et Anonymi Fragmentum vulgo vocatum 'Liber Sex Principiorum'. Acced. Isagoges Fragmenta M. Victorino Interprete et Specimina Translationum Recentiorum Categoriarum, edidit L. Minio-Paluello. Adiuvante B. G. Dod, Bruges – Paris 1966

Aristoteles Latinus, Vol. II 1–2. De Interpretatione vel Peri Hermeneias. Translatio Boethii. Specimina Translationum Recentiorum, edidit L. Minio-Paluello. Translatio G. de Moerbeka edidit G. Verbeke. Revisit L. Minio-Paluello, Bruges – Paris 1965

The Works of Aristotle, translated into English under the editorship of W. D. Ross, I: Categoriae and De Interpretatione, by E. M. Edghill, Oxford 1928, ND 1963

Aristotle, Categories and Interpretation, from the Organon, translated by R. F. Le Smith, Fresno, Calif., 1930

Aristote, Organon I: Catégories; II: De l'interprétation, nouv. trad. et notes par J. Tricot, Paris 1936, ND 1969

Arîsto, Organon I: Kategoryalar. H. R. Atademir. Yunan kläsikleri 72, Ankara 1947

The Categories, On Interpretation, by H. P. Cooke, Prior Analytics by H. Tredennick, London 1938, ND London – Cambridge (Mass.) 1973

Aristotele Organon, introd., trad. et note di G. Colli, Turin 1955

Organon I: Categoriile despre Interpretare, Traducere, studiu introductiv, introduceri si note de M. Florian, Bukarest 1957

Organon I–IV, [übers. ins Tschechische von] A. Kriz, [Einl. von] K. Berka. I: Kategorien, Prag 1958

Aristotle's Categories and De Interpretatione. Translated with Notes by J. L. Ackrill, Oxford 1963, ND 1970

Aristotele, Le Categorie a cura di D. Pesce (Traduzione, Introduzione, Commento), Padua 1966

Aristoteles, Categorias. Introducción, versión castellana y notas de L. M. V. Villanueva, Valencia 1983

Übersetzungen ins Deutsche

Notker der Deutsche, Boethius' Bearbeitung der „Categoriae" des Aristoteles. Mit einer Beilage: Notker Latinus zu den Categoriae. Herausgegeben von James C. King. In: Die Werke Notkers des Deutschen. Neue Ausgabe. Begonnen von Edward H. Sehrt und Taylor Stark, fortgesetzt von James C. King und Petrus W. Tax. Bd. 5, Tübingen, 1972 (Althochdeutsche Übersetzung aus dem Anfang des 11. Jahrh.)

Maimon, Salomon, Die Kategorien des Aristoteles. Mit Anmerkungen erläutert und als Propädeutik zu einer neuen Theorie des Denkens dargestellt, Berlin 1794. ND Brüssel 1970 (Aetas Kantiana 168)

Die Kategorien des Aristoteles, übersetzt und erläutert von Albert Heydemann, Berlin 1835 (zuerst erschienen als Progr. Berlin, Friedrich-Wilhelm-Gymnasium 1834)

Organon, oder Schriften zur Logik. Übersetzt von Karl Zell. Bd. 1–8,

Stuttgart 1836–62. Bd. 1: Kategorien. Von der Rede, als Ausdruck der Gedanken, Stuttgart 1836

Das Organon des Aristoteles. Übersetzt von Hermann Bender. 1: Von den Kategorien, Stuttgart o. J. (um 1860)

Aristoteles' Kategorien oder Lehre von den Grundbegriffen. Hermeneutica oder Lehre vom Urtheil. Übersetzt und erläutert von Julius Hermann von Kirchmann, Leipzig 1876

Aristoteles, Kategorien. Vorangeht: Des Porphyrius Einleitung in die Kategorien. Neu übersetzt und mit einer Einleitung und erklärenden Anmerkungen versehen von Eugen Rolfes, Leipzig 1920 (Philosophische Bibliothek Bd. 8)

Aristoteles, Die Lehrschriften, herausgegeben, übertragen und in ihrer Entstehung erläutert von Paul Gohlke, Bde. 1–9, Paderborn 1947–1961. Bd. 2, 1: Kategorien und Hermeneutik, Paderborn 1951

Aristoteles, Einführungsschriften, eingeleitet und neu übertragen von Olof Gigon, Zürich 1961

D. Untersuchungen und Darstellungen

Aaron, R. I., The Theory of Universals, Oxford 1967

Achmanov, A. S., Logičeskoe učenie Aristotelja, Moskau 1960

Ackrill, J. L., Aristotle, Cambridge 1981

Ackrill, J. L., Aristotle on „Good" and the Categories. In: Islamic Philosophy and the Classical Tradition. Essays presented to R. Walzer, edited by S. M. Stern, A. Hourani, and B. Brown, Oxford 1972, 17–25

Albritton, R., Forms of Particular Substances in Aristotle's Metaphysics. Journal of Philosophy 54, 1957, 699–708

Allan, D. J., The Philosophy of Aristotle, Oxford 1952. Dtsch: Die Philosophie des Aristoteles, übers. u. hrsg. v. P. Wilpert, Hamburg 1955

Allen, R. E., Individual Properties in Aristotle's Categories. Phronesis 14, 1969, 31–39

Allen, R. E., Substance and Predication in Aristotle's Categories. In: E. N. Lee, A. P. D. Mourelatos, R. Rorty (eds.): Exegesis and Argument. Studies in Greek Philosophy. Presented to Gregory Vlastos, Assen 1973, 362–373

Anderson, J. M., Why Categories? Research in Phenomenology 8, 1978, 163–173

Annas, J., Aristotle on Substance, Accident, and Plato's Forms. Phronesis 22, 1977, 146–160

Annas, J., Individuals in Aristotle's Categories: Two Queries. Phronesis 19, 1974, 146–152

Anscombe, G. E. M., and *Geach, P. T.*, Three Philosophers: Aristotle, Aquinas, Frege, Ithaca – New York 1961
Anton, C. Th., De discrimine inter Aristotelis *τί ἐστι* et *τί ἦν εἶναι*, Görlitz 1847 Pr.
Anton, J. P., Aristotle's Theory of Contrariety, London 1957
Anton, J. P., The Aristotelian Doctrine of Homonyma in the Categories and Its Platonic Antecedents. Journal of the History of Philosophy 6, 1968, 315–326
Anton, J. P., The Meaning of *ὁ λόγος τῆς οὐσίας* in Categories 1 a 1–2 and 7. The Monist 52, 1968, 252–267
Anton, J. P., Some Observations on Aristotle's Theory of Categories. Diotima 3, 1975, 66–81
Apelt, O., Die Kategorienlehre des Aristoteles. In: Apelt, O., Beiträge zur Geschichte der griechischen Philosophie, Leipzig 1891, 101–216
Apostle, H. G., Aristotle's Philosophy of Mathematics, Chicago 1952
Arens, H., Sprachwissenschaft. Der Gang ihrer Entwicklung von der Antike bis zur Gegenwart, Freiburg – München 1974
Arpe, C., Das *τί ἦν εἶναι* bei Aristoteles, Hamburg 1937
Arpe, C., „Substantia". Philologus 76, 1941, 65–78
Asmus, V. F., Antičnaja Filosofija, Moskau 1976
Aubel, M. v., Accident, catégories et prédicables dans l'oeuvre d'Aristote. Revue Philosophique de Louvain 61, 1963, 361–401
Aubenque, P., Aristote et le langage. Annales de la Faculté des lettres et sciences humaines d'Aix, série classique, 1967, 85–105
Aubenque, P., Aristoteles und das Problem der Metaphysik. Zeitschrift für Philosophische Forschung 15, 1961, 321–333
Aubenque, P., Le problème de l'être chez Aristote. Essai sur la problématique aristotélicienne, Paris 1962, [2]1966
Aubenque, P. (ed.), Concepts et catégories dans la pensée antique. Études publiées sous la direction de P. Aubenque par R. Brague, J.-Fr. Courtine, A. J.-L. Delamarre, B. Dumoulin, P. Hadot, Ph. Hoffmann, M. Narcy, D. O'Brien, J. Pepin, L. Routila, N. Vamvoukakis, Fr. Caujolle-Zaslawsky, Paris 1980
Austin, J. L., The Meaning of a Word. In: Philosophical Papers, ed. by J. O. Urmson and G. J. Warnock, Oxford 1961, 23–43
Ax, W., *ψόφος*, *φωνή* und *διάλεκτος* als Grundbegriffe aristotelischer Sprachreflexion. Glotta 56, 1978, 245–271
Ax, W., Zum isolierten *ῥῆμα* in Aristoteles' De interpretatione 16b 19–25. Archiv für Geschichte der Philosophie 61, 1979, 271–279
Babin, E., Nature de l' *ἕξις* opposée à la privation proprement dite selon Aristote. Laval Théologique et Philosophique 2, 1946, 210–219
Badareu, D., L'Individuel chez Aristote, Paris 1934

Badareu, D., Les Catégories d'Aristote. Revue roumaine des sciences sociales, série de philosophie et logique 8, 1964, 127–142 u. 243–64

Bärthlein, K., Zur Entstehung der aristotelischen Substanz-Akzidenz-Lehre. Archiv für Geschichte der Philosophie 50, 1968, 196–253

Bärthlein, K., Die Transzendentalienlehre der alten Ontologie. I: Die Transzendentalienlehre im Corpus Aristotelicum, 1972

Baeumker, Cl., Das Problem der Materie in der griechischen Philosophie, Münster 1890

Barnes, J., Homonymy in Aristotle and Speusippus. Classical Quarterly 21, 1971, 65–80

Barnes, J., Aristotle's Posterior Analytics, Oxford 1975

Barnes, J., Schofield, M., Sorabji, R. (eds.), Articles on Aristotle, I–IV, London 1975ff.

Barr, R. R., The Nature of Alteration in Aristotle. The New Scholasticism 30, 1956, 472–484

Barreau, H., Aristote et l'analyse du savoir, Paris 1972

Barrett, W., Aristotle's Analysis of Movement: Its Significance for Its Time, New York 1938

Barth, Th., Das Problem der Vieldeutigkeit bei Aristoteles. Sophia 10, 1942, 11–30

Barthélemy Saint-Hilaire, J., De la logique d'Aristote par J. B. S.-H., Tome I, 11–140: De l'authenticité de l'Organon, 140–182: Analyse des Catégories, Paris 1838

Bauch, B., Das Substanzproblem in der griechischen Philosophie bis zur Blütezeit, Heidelberg 1910

Bauch, R., Das speculative Prinzip der Aristotelischen Kategorien. Wissenschaftliche Beilage zum Programm des Gymnasiums zu Doberan, Rostock 1884

Bassenge, Fr., Das *τὸ ἑνὶ εἶναι, τὸ ἀγαθῷ εἶναι* und das *τὸ τί ἦν εἶναι* bei Aristoteles. Philologus 104, 1960, 14–47, 201–222

Baumgartner, H. M., Bemerkungen zum Begriff des Symbebekos. Proceedings of the World Congress on Aristotle, Vol. III, Athen 1982, 75ff.

Belardi, W., Il linguaggio nella filosofia di Aristotele, Roma 1975

Benveniste, É., Catégories de pensée et catégories de langue. Études Philosophiques, N. S. 13, 1958, ND in: Problèmes de linguistique générale, Paris 1966, 63–74

Bergson, H., Quid Aristoteles de loco senserit, Paris 1889

Berka, K., Über einige Probleme der Interpretation der aristotelischen Kategorienlehre. Acta Antiqua 8, 1960, 35–43

Berka, K., Aristoteles und die axiomatische Methode. Das Altertum 9, 1963, 200–205

Berka, K., Aristotle and Modern Methodology. In: Antiquitas Graeco-Romana ac Tempora Nostra, Prag 1968, 193–201

Bernays, J., Die Dialoge des Aristoteles in ihrem Verhältnis zu seinen übrigen Werken, Berlin 1863

Berry, K. K., The Relation of the Aristotelian Categories to the Logic and Metaphysics. New Scholasticism 14, 1940, 406–411

Berti, E., L'unità del sapere in Aristotele, Padova 1965

Berti, E., Logical and Ontological Priority among the Genera of Substance in Aristotle. In: Kephaleion. Studies in Greek Philosophy and its Continuation. Offered to Prof. C. J. de Vogel, ed. by J. Mansfeld and L. M. de Rijk, Assen 1975, 55–69

Blackwell, R. J., The Methodological Function of the Categories in Aristotle. The New Scholasticism 31, 1957, 526–537

Blackwell, R. J., Matter as a Subject of Predication in Aristotle. Modern Schoolman 33, 1955/56, 19–30

Block, I., Aristotle and the Physical Object. Philosophy and Phenomenological Research 21, 1960/61, 93–101

Boas, G., Presuppositions of Aristotle's Metaphysics. American Journal of Philology 55, 1934, 36–48

Boas, G., Some Assumptions of Aristotle. Transactions of the American Philosophical Society NS 49, 1959

Boas, G., Presuppositions of Aristotle's Physics. American Journal of Philology 57, 1936, 24–32

Boas, G., Aristotle's Presuppositions about Change. American Journal of Philology 68, 1947, 404–413

Bochenski, I. M., La Logique de Théophraste, Fribourg 1947

Bochenski, I. M., Ancient Formal Logic, Amsterdam 1951

Bochenski, I. M., Formale Logik, Freiburg – München 1956

Böhme, G., Zeit und Zahl. Studien zur Zeittheorie bei Platon, Aristoteles, Leibniz und Kant, Frankfurt 1974

Bolton, R., Essentialism and Semantic Theory in Aristotle. Philosophical Review 85, 1976, 514–544

Bonitz, H., Über die Kategorien des Aristoteles. Sitzungsbericht der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. Phil.-hist. Klasse. 10. Bd., Wien 1853, 591–645. Unveränderter Nachdruck, hrsg. v. d. Wissenschaftlichen Buchgesellschaft, Darmstadt 1967

Bonitz, H., Über *πάθος* und *πάθημα* im aristotelischen Sprachgebrauch. Sitzungsbericht der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. Phil.-hist. Klasse, 55. Bd., 1867, 13–55

Bosley, R., Aspects of Aristotle's Logic. Van Gorcum 1975

Bostock, D., Aristotle's Account of Time. Phronesis 25, 1980, 148–169

Brague, R., De la disposition. A propos de diathesis chez Aristote. In:

P. Aubenque (ed.), Concepts et catégories dans la pensée antique, Paris 1980, 285–307

Brandis, Ch. A., Über die Schicksale der aristotelischen Bücher und einige Kriterien ihrer Echtheit. Rheinisches Museum 1, 1827, 236–254, 259 bis 286

Brandis, Ch. A., Über die Reihenfolge der Bücher des aristotelischen Organons und ihre griechischen Ausleger, nebst Beiträgen zur Geschichte des Textes jener Bücher des Aristoteles und ihrer Ausgaben. Abhandlungen der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, 1833, Philosophische Abhandlung, 249–299

Brandis, Ch. A., Handbuch der Geschichte der griechisch-römischen Philosophie. II 2: Aristoteles, seine akademischen Zeitgenossen und nächsten Nachfolger, Berlin 1853

Brandt, R., Die Darstellung der *ποιότητες παθητικαί* in der Kategorienschrift des Aristoteles (9a 28–10a 10). Hermes 91, 1963, 499–503

Brentano, Fr., Von der mannigfachen Bedeutung des Seienden nach Aristoteles, Freiburg i. Br. 1862

Brentano, Fr., Aristoteles und seine Weltanschauung, Leipzig 1911

Bröcker, W., Aristoteles, Frankfurt 1935

Bröcker, W., Retraktationen zu Aristoteles. In: Aristoteles, 3. Aufl., Frankfurt 1964, 229–309

Bröcker, W., Platos sogenannte Kategorienlehre. In: Materialien zur Geschichte der Philosophie, Frankfurt 1972, 13–14

Brodskij, I. N., Otricatel'nye vyskizyvanija, Leningrad 1973

Brunner, A., Der Gegensatz in der Naturphilosophie des Aristoteles. Scholastik 10, 1935, 193–205

Callahan, J., Four Views of Time in Ancient Philosophy, Cambridge (Mass.), 1948

Calogero, G., I Fondamenti della Logica Aristotelica, Firenze 1927

Čanyšev, A. N., Aristotel', Moskau 1981

Cassirer, H., Aristoteles' Schrift „Von der Seele“, Tübingen 1932

Castañeda, H.-N., El análisis de Platón de las relaciones y de los hechos relacionales. Critica 14, 1971, 3–18

Castañeda, H.-N., Plato's Phaedo Theory of Relations. Journal of Philosophical Logic 1, 1972, 467–480

Castañeda, H.-N., La teoría de Platón sobre las Formas, las relaciones, y los particulares en el Fedón, Mexico: University of Mexico Press 1976

Castañeda, H.-N., Plato's Relations, Not Essences or Accidents at Phaedo 102 B 2–D 2. Canadian Journal of Philosophy 8, 1978, 39–53

Castañeda, H.-N., Leibniz and Plato's Phaedo Theory of Relations and Predication. In: Hooker, M. (ed.), Leibniz. Critical and Interpretive Essays, Minneapolis, University of Minnesota Press 1982, 124–159

Caujolle-Zaslawsky, Fr., Les relatifs dans les Catégories. In: Aubenque, P. (ed.), Concepts et catégories dans la pensée antique. Paris 1980, 167 bis 195

Cavarnos, C., The Classical Theory of Relations. A Study in the Metaphysics of Plato, Aristotle, and Thomism, Belmont (Mass.), 1975

Cencillo, L., Hyle. Origen, concepto y functiones de la materia en el Corpus Aristotelicum, Madrid 1958

Chen, Chung-Hwan, Das Chorismos-Problem bei Aristoteles, Berlin 1940

Chen, Chung-Hwan, Aristotle's Theory of Substance in the Categories as the Link between the Socratic-Platonic Dialectic and His Own Theory of Substance in Books Z and H of the Metaphysics. In: 12. International Congress of Philosophy, Vol. 9, Firenze 1960, 35–40

Chen, Chung-Hwan, On Aristotle's Two Expressions: *καθ' ὑποκειμένου λέγεσθαι* and *ἐν ὑποκειμένῳ εἶναι*. Their Meaning in Cat. 2, 1a 20–b9 and the Extension of this Meaning. Phronesis 2, 1957, 148–159

Chen, Chung-Hwan, Aristotle's Concept of Primary Substances in Books Z and H of the Metaphysics. Phronesis 2, 1957, 46–59

Chen, Chung-Hwan, The Relation between the Terms *ἐνέργεια* and *ἐντελέχεια* in the Philosophy of Aristotle. Classical Quarterly N. S. 8, 1958, 12–17

Cherniss, H., Aristotle's Criticism of Presocratic Philosophy, Baltimore 1935, New York 1964

Cherniss, H., Aristotle's Criticism of Plato and the Academy, Baltimore 1944, New York 1962

Cherniss, H., The Riddle of the Early Academy, Berkeley and Los Angeles 1945

Cherniss, H., Selected Papers, Leiden 1977

Chronis, N., *Τὸ πρόβλημα τῶν κατηγοριῶν ἐν τῇ φιλοσοφίᾳ τοῦ Ἀριστοτέλους*, Athen 1975

Cohen, S. M., "Predicable of" in Aristotle's Categories. Phronesis 18, 1973, 69–70

Colonna, A., Note a recenti edizioni di Aristotele. Bolletino del comitato per la preparazione della editione nazionale dei classici greci e latini 5, 1957, 13–18

Cornford, F. M., The Laws of Motion in Ancient Thought, Cambridge 1931

Coseriu, E., Die Geschichte der Sprachphilosophie von der Antike bis zur Gegenwart. Eine Übersicht. Teil I: Von der Antike bis Leibniz. Tübinger Beiträge zur Linguistik 11, Tübingen ²1975

Côté, A., Le nombre des catégories aristotéliciennes. Laval Théologique et Philosophique 20, 1964, 165–175

Courtine, J.-Fr., Note complémentaire pour l'histoire du vocabulaire de

l'être: les traductions latines d'ousia et la compréhension romano-stoicienne de l'être. In: Aubenque, P. (ed.), Concepts et catégories dans la pensée antique, Paris 1980, 33–87

Dancy, R. M., On Some of Aristotle's First Thoughts about Substances. Philosophical Review 84, 1975, 338–373

Dancy, R. M., Sense and Contradiction: A Study in Aristotle. Synthese Historical Library, Vol. 14, Dordrecht – Berlin 1975

Deely, J., Introducing Semiotic. Its History and Doctrine. Bloomington, Ind., 1982, S. 158: "Aristotle's Scheme of Categories".

Dehn, M., Raum, Zeit, Zahl bei Aristoteles, vom mathematischen Standpunkt aus. Scientia 60, 1936, 12–21, 69–74

Delamarre, A. J.-L., La notion de ptosis chez Aristote et les Stoiciens. In: Aubenque, P. (ed.), Concepts et catégories dans la pensée antique, Paris 1980, 321–345

Demos, R., The Structure of Substance according to Aristotle. Philosophy and Phenomenological Research 5, 1944/45, 255–268

Denniston, J. D., The Greek Particles, Oxford [2]1954

Detel, W., Zeichen bei Parmenides. In: Die Aktualität der altgriechischen Semiotik, hrsg. v. K. Oehler. Zeitschrift für Semiotik 4, 1982, 221–239

Donaldson, J., Aristotle's Categories and the Organon. Proceedings of the American Catholic Association 46, 1972, 149–154

Dubois, J., Signification ontologique de la définition aristotélicienne du temps. Revue Thomiste 60, 1960, 38–79, 234–248

Dühring, E., Abhandlung über Raum, Zeit und Kausalität, Berlin 1861

Düring, I., Aristotle's De partibus animalium. Critical Commentaries, Göteborg 1943

Düring, I., Aristotle in the Ancient Biographical Tradition. Studia Graeca et Latina Gothoburgensia 5, Göteborg 1957

Düring, I., Aristoteles. Darstellung und Interpretation seines Denkens, Heidelberg 1966

Düring, I., Artikel „Aristoteles". RE Suppl. XI, 1967

Duerlinger, J., Predication and Inherence in Aristotle's Categories. Phronesis 15, 1970, 179–203

Dumoulin, B., Sur l'authenticité des Catégories d'Aristote. In: P. Aubenque (ed.), Concepts et catégories dans la pensée antique. Paris 1980, 23–32

Dumoulin, B., L'ousia dans les Catégories et dans la Métaphysique. In: Zweifelhaftes im Corpus Aristotelicum. Studien zu einigen Dubia. Akten des 9. Symposium Aristotelicum, hrsg. v. P. Moraux u. J. Wiesner, Berlin – New York 1983, 57–71

Dupréel, E., Aristote et le traité des Catégories. Archiv für Geschichte der Philosophie 22, 1909, 230–251

Dupréel, E., Essai sur les Catégories, Bruxelles 1906

Durrant, M., Aristotle's „Second Substance" and Its Significance. Second Order 2, 1973, 40–53

Ebert, Th., Zur Formulierung prädikativer Aussagen in den logischen Schriften des Aristoteles. Phronesis 22, 1977, 123–145

Ebert, Th., Warum fehlt bei Aristoteles die 4. Figur? Archiv für Geschichte der Philosophie 62, 1980, 13–31

Edel, A., Aristotle's Categories and the Nature of Categorial Theory. The Review of Metaphysics 29, 1975/76, 45–65

Egger, P., Über die Zahlen bei Aristoteles: Ihr Bau und ihre Bedeutung. Kantstudien 63, 1972, 143–162

Einarson, B., On Certain Mathematical Terms in Aristotle's Logic. American Journal of Philosophy 59, 1936, 33–54, 151–172

Elders, L., Aristotle's Theory of the One. A Commentary on Book X of the Metaphysics, Assen 1961

Elders, L., Aristotle's Theology. A Commentary on Book Λ of the Metaphysics, Assen 1972

Emanuele, P., Il filosofo e il segno, Palermo 1982, S. 13–16: I. La rappresentazione come segno in Aristotele, 1. Una discutibile interpretazione delle categorie.

Engmann, J., Aristotelian Universals. Classical Philology 1978, 221 bis 229

Eucken, R., De Aristotelis dicendi ratione I: Observationes de particularum usu, Göttingen 1866

Eucken, R., Über den Sprachgebrauch des Aristoteles. Beobachtungen über die Präpositionen, Berlin 1868

Eucken, R., Die Methode der aristotelischen Forschung in ihrem Zusammenhang mit den philosophischen Grundprinzipien des Aristoteles, Berlin 1872

Feibleman, J. K., On the Topics and Definitions of the Categories. Philosophical Quarterly, 4, 1954, 45–59

Ferejohn, M. T., Aristotle on Focal Meaning and the Unity of Science. Phronesis 25, 1980, 117–128

Fiedler, W., Analogiemodelle bei Aristoteles (= Studien zur antiken Philosophie, hrsg. v. H. Flashar, H. Görgemanns, W. Kullmann, Bd. 1), Amsterdam 1978

Fine, G., Aristotle and the More Accurate Arguments. In: Language and Logos. Studies in Ancient Greek Philosophy Presented to G. E. L Owen, ed. by M. Schofield and M. C. Nussbaum, Cambridge 1982, 155–177

Flashar, H., Melancholie und Melancholiker in den medizinischen Theorien der Antike, Berlin 1966

Flashar, H., Aristoteles: Problemata Physica. Übersetzung und Erläuterung. Aristoteles' Werke in deutscher Übersetzung, hrsg. v. E. Grumach, Bd. 19, Berlin 1962, [2]1975

Fragstein, A. v., Die Diairesis bei Aristoteles, Amsterdam 1967

Frede, D., Aristoteles und die ‚Seeschlacht'. Das Problem der Contingentia Futura in De Interpretatione 9. Göttingen 1970

Frede, D., Rezension: Leszl, Logic and Metaphysics in Aristotle. Aristotle's Treatment of Types of Equivocity and Its Relevance to His Metaphysical Theories. Gnomon 47, 1975, 340–349

Frede, M., Prädikation und Existenzaussage: Platons Gebrauch von „... ist ..." und „... ist nicht ..." im Sophistes, Göttingen 1967

Frede, M., Individuen bei Aristoteles. Antike und Abendland 24, 1978, 16–39

Frede, M., Categories in Aristotle. In: Studies in Aristotle, ed. by D. J. O'Meara. Studies in Philosophy and the History of Philosophy, Vol. 9, 1981, 1–24

Frede, M., Titel, Einheit und Echtheit der aristotelischen Kategorienschrift. In: Zweifelhaftes im Corpus Aristotelicum. Studien zu einigen Dubia. Akten des 9. Symposium Aristotelicum, hrsg. v. P. Moraux u. J. Wiesner, Berlin – New York 1983, 1–29

Freudenthal, J., Über den Begriff des Wortes *φαντασία* bei Aristoteles, Göttingen 1863

Fritz, K. v., Der Ursprung der aristotelischen Kategorienlehre. Archiv für Geschichte der Philosophie 40, 1931, 449–496

Fritz, K. v., Zur aristotelischen Kategorienlehre. Philologus 90, 1935, 244–248

Fritz, K. v., Philosophie und sprachlicher Ausdruck bei Demokrit, Plato und Aristoteles, New York 1939

Fritz, K. v., Once more on *καθ' ὑποκειμένου* and *ἐν ὑποκειμένῳ*. Phronesis 3, 1958, 72–73

Fritz, K. v., Versuch einer Richtigstellung neuerer Thesen über Ursprung und Entwicklung von Aristoteles' Logik. In: Dialogos. Für H. Patzer zum 65. Geburtstag, 1976, 93–102

Fritz, K. v., Schriften zur griechischen Logik. 2 Bde., Stuttgart 1978

Furth, M., Transtemporal Stability in Aristotelian Substances. The Journal of Philosophy 1979, 624–646

Gadamer, H.-G., Die Idee des Guten zwischen Plato und Aristoteles, Heidelberg 1978

Gaiser, K., Platons ungeschriebene Lehre, Stuttgart 1963

Galimberti, A., Introduzione Storica al Problema delle Categorie. Rivista di Storia della Filosofia 2, 1947, 221–246

Gallop, D., Relations in the Phaedo. In: R. A. Shiner, J. King-Farlow (eds.), New Essays on Plato and the Pre-Socratics. Canadian Journal of Philosophy, Suppl. Vol. 2, 1976, 149–163

Garver, N., Notes for a Linguistic Reading of the Categories. In: Ancient Logic and Its Modern Interpretations, ed. by J. Corcoran, Dordrecht – Holland 1974, 27–32

Georgiades, C., Two Conceptions of Substance in Aristotle. The New Scholasticism 47, 1973, 22–37

Georgiades, C., The Individual Thing and Its Properties in Aristotle. Dialectics and Humanism 4, 1977, 157–167

Gercke, A., Ursprung der aristotelischen Kategorien. Archiv für Geschichte der Philosophie 4, 1891, 424–441

Gillespie, C. M., The Aristotelian Categories. Classical Quarterly 19, 1925, 75–84. Deutsche Übersetzung in: F. P. Hager (Hrsg.), Logik und Erkenntnislehre des Aristoteles, Darmstadt 1972, 1–21

Görland, A., Aristoteles und die Mathematik, Marburg 1899

Goldschmidt, V., La théorie aristotélicienne du lieu. In: Mél. Dies, Paris 1956, 79–119

Gomperz, Th., Griechische Denker, 3 Bde., Leipzig 1893–1909, Bd. I u. II, 3. A., 1911, 1912, Bd. III, 3. u. 4. A., 1931

Gottschlich, E., Über Einheit und Verschiedenheit der Zeit bei Aristoteles. Philosophische Monatshefte 9, 1873, 285–290

Graeser, A., Probleme der Kategorienlehre des Aristoteles. Studia Philosophica 37, 1977, 59–81

Graeser, A., On Language, Thought, and Reality in Ancient Greek Philosophy. Dialectica 31, 1977, 359–388

Graeser, A., Aristoteles und das Problem von Substantialität und Sein. Zeitschrift für Philosophie und Theologie 25, 1978, 120–141

Graeser, A., Sprache und Ontologie bei Aristoteles. Zeitschrift für Philosophie und Theologie 25, 1978, 443–455

Graeser, A., Aristotle and Aquinas on Being as Being True. Métaphysique, Histoire de la Philosophie, Reculei d'études offert à F. Brunner, Neuchatel 1981, 85–97

Graeser, A., Aspekte der Ontologie in der Kategorienschrift. In: Zweifelhaftes im Corpus Aristotelicum. Studien zu einigen Dubia. Akten des 9. Symposium Aristotelicum (Berlin , 7.–16. September 1981). Hrsg. v. P. Moraux und J. Wiesner, Berlin – New York 1983 (= Peripatoi Bd. 14), 30–56

Grayeff, F., The Problem of the Genesis of Aristotle's Text. Phronesis 1, 1956, 105–122

Grene, M., Is Genus to Species as Matter to Form? Synthese 28, 1974, 71–77

Guariglia, O. N., El caracter original de las categorias en los Topicos de Aristoteles. Journal of the History of Philosophy 19, 1981, 1–20

Gyekye, K., Substance in Aristotle's Categories and Metaphysics. Second Order 3, 1974, 61–65

Hadot, P., Un fragment du commentaire perdu de Boèce sur les Catégories d'Aristote dans le Codex Bernensis 363. Archives d'histoire doctrinale et littéraire du Moyen Age 34, 1959, 11–27

Hadot, P., Sur divers sens du mot pragma dans la tradition philosophique grecque. In: P. Aubenque (ed.), Concepts et catégories dans la pensée antique, Paris 1980, 309–319

Haller, R., Untersuchungen zum Bedeutungsproblem in der antiken und mittelalterlichen Philosophie. Archiv für Begriffsgeschichte 7, 1962, 57–119

Hambruch, E., Logische Regeln der platonischen Schule in der aristotelischen Topik, Berlin 1904 Pr.

Hamelin, O., L'opposition des concepts d'après Aristote. L'Année philosophique 16, 1905, 75–94

Hamelin, O., La Nature et le Mouvement d'après Aristote. Revue philosophique 87, 1919, 353–368

Hamelin, O., Le système d'Aristote, publ. par L. Robin, Paris 1920

Hamlyn, D. W., Aristotle on Predication. Phronesis 6, 1961, 110–126

Hamlyn, D. W., Focal Meaning. Proceedings of the Aristotelian Society, N.S. 78, 1978, 1–18

Happ, E., Hyle. Studien zum aristotelischen Materie-Begriff, Berlin – New York 1971

Harter, E., Aristotle on Primary ousia. Archiv für Geschichte der Philosophie 57, 1975, 1–20

Hartmann, E., Aristotle on the Identity of Substance and Essence. Philosophical Review 85, 1976, 545–561

Hartmann, E., Substance, Body, and Soul, Princeton 1977

Hartmann, H., Der Begriff der Kategorie bei Aristoteles. In: *Τεσσαρακονταετηρὶς Θεοφίλου Βορέα* II, Athen 1940, 183–203

Heath, Th., Mathematics in Aristotle, Oxford 1949

Heiberg, J. L., Mathematisches zu Aristoteles. Abh. z. Gesch. d. mathem. Wissensch., 18. Heft, Leipzig 1904, 1–49

Heinaman, R., Non-substantial Individuals in the Categories. Phronesis 26, 1981, 295–307

Heinze, M., Die Lehre vom Logos in der griechischen Philosophie, 1872

Heitz, E., Die verlorenen Schriften des Aristoteles, Leipzig 1865

Hesse, M., Aristotle's Logic of Analogy. Philosophical Quarterly 15, 1965, 328–340

Hiersche, R., Entstehung und Entwicklung des Terminus „Fall": πτῶσις. Sitzungsber. d. Dt. Akad. d. Wiss., Berlin 1959

Hintikka, J., Necessity, Universality, and Time in Aristotle. Ajatus 20, 1957, 65–90

Hintikka, J., Aristotle and the Ambiguity of Ambiguity. Inquiry 2, 1959, 137–151

Hintikka, J., Aristotelian Infinity. Philosophical Review 75, 1966, 197 bis 218

Hintikka, J., Different Kinds of Equivocation in Aristotle. Journal of the History of Philosophy 9, 1971, 368–371

Hintikka, J., On the Ingredients of an Aristotelian Science. Nous 6, 1972, 55–69

Hintikka, J., Time and Necessity: Studies in Aristotle's Theory of Modality, Oxford 1973

Hirschberger, J., Paronymie und Analogie bei Aristoteles. Philosophisches Jahrbuch 68, 1960, 191–203

Hoffmann, Ph., Les catégories „où" et „quand" chez Aristote et Simplicius. In: P. Aubenque (ed.), Concepts et catégories dans la pensée antique, Paris 1980, 217–245

Howald, E., Die Schriftenverzeichnisse des Aristoteles und des Theophrast. Hermes 55, 1920, 204–221

Husik, I., On the Categories of Aristotle. Philosophical Review 13, 1904, 514–528

Husik, J., The Authenticity of Aristotle's Categories. Journal of Philosophy 36, 1939, 427–431

Husik, I., The Categories of Aristotle. In: Philosophical Essays in honor of Edgar Arthur Singer Jr., ed. by F. P. Clarke and M. C. Nahm, Philadelphia 1942, 317–334. Abgedruckt in: I. Husik, Philosophical Essays, Ancient, Mediaeval, and Modern, ed. by M. C. Nahm/L. Strauss, Oxford 1952, 96–112

Irmscher, J., Müller, R. (Hrsg.), Aristoteles als Wissenschaftstheoretiker. Eine Aufsatzsammlung, Berlin 1983

Irwin, T. H., Homonymy in Aristotle. Review of Metaphysics 34, 1981, 523–544

Irwin, T. H., Aristotle's Concept of Signification: In: Language and Logos. Studies in Ancient Greek Philosophy Presented to G. E. L. Owen, ed. by M. Schofield and M. C. Nussbaum. Cambridge 1982, 241–266

Jaeger, W. W., Studien zur Entstehungsgeschichte der Metaphysik des Aristoteles, Berlin 1912

Jaeger, W., Aristoteles. Grundlegung einer Geschichte seiner Entwicklung, Berlin 1923

Jones, B., Individuals in Aristotle's Categories. Phronesis 17, 1972, 107–123

Jones, B., An Introduction to the First Five Chapters of Aristotle's Categories. Phronesis 20, 1975, 146–172

Jones, J. R., Are the Qualities of Particular Things Universal or Particular? Philosophical Review 58, 1949, 152–170

Kahn, Ch. H., The Verb „be" in Ancient Greek, Dordrecht 1973

Kahn, Ch. H., Why does Existence not Emerge as a Distinct Concept in Greek Philosophy? Archiv für Geschichte der Philosophie 58, 1976, 323–334

Kahn, Ch. H., Linguistic Relativism and the Greek Project of Ontology. Neue Hefte für Philosophie 15/16, 1979, 20–33

Kahn, Ch. H., Questions and Categories. In: Questions, ed. by H. Hiz. Synthese Language Library. Texts and Studies in Linguistics and Philosophy, Vol. I, Dordrecht – Boston 1978, 227–278

Kapp, E., Die Kategorienlehre in der aristotelischen Topik (Habilitationsschrift München 1920, ungedruckt). Erstmals publiziert in: E. Kapp, Ausgewählte Schriften, hrsg. v. H. u. I. Diller, Berlin 1968, 215–253

Kapp, E., Artikel „Syllogistik", RE IV A, 1931, Sp. 1046–1076

Kapp, E., Greek Foundations of Traditional Logic, New York 1942. Deutsche Übersetzung von E. Serelman-Küchler: Der Ursprung der Logik bei den Griechen, Göttingen 1965

King, H. R., Aristotle's Theory of *τόπος*. Classical Quarterly 44, 1950, 76–96

Kirwan, C., Aristotle. Metaphysics. Books *Γ*, *Δ*, *E*. Oxford 1971

Kneale, W. and *M.*, The Development of Logic, Oxford 1962

Koller, H., Die Anfänge der griechischen Grammatik. Glotta 37, 1958, 5–40

Kosman, A., Aristotle's First Predicament. The Review of Metaphysics 1967, 483–506

Krämer, H.-J., Arete bei Platon und Aristoteles. Zum Wesen und zur Geschichte der platonischen Ontologie, Heidelberg 1959

Krämer, H.-J., Der Ursprung der Geistmetaphysik, Amsterdam 1964

Krämer, H.-J., Aristoteles und die akademische Eidos-Lehre. Archiv für Geschichte der Philosophie 55, 1973, 119–190

Kraus, O., On Categories, Relations, and Fictions. Proceedings of the Aristotelian Society, N.S. 42, 1941/42, 101–116

Kretzmann, N., Aristotle on Spoken Sounds Significant by Convention. In: J. Corcoran (ed.), Ancient Logic and Its Modern Interpretations. Synthese Historical Library, Vol. 9, Dordrecht – Boston 1974, 3–21

Künne, W., Megarische Aporien für Freges Semantik. Über Präsuppositionen und Vagheit. In: Die Aktualität der altgriechischen Semiotik, hrsg. v. K. Oehler. Zeitschrift für Semiotik 4, 1982, 267–290

Künne, W., Abstrakte Gegenstände: Semantik und Ontologie, Frankfurt a. M. 1983

Kullmann, W., Wissenschaft und Methode. Interpretationen zur aristotelischen Theorie der Naturwissenschaft, Berlin – New York 1974

Kullmann, W., Die Teleologie in der aristotelischen Biologie. Aristoteles als Zoologe, Embryologe und Genetiker. Sitzungsber. d. Heidelberger Akademie der Wissensch., Philos.-hist. Klasse, 1979

Kunkel, J. C., A New Look at Non-Essential Predication in the Categories. New Scholasticism 45, 1971, 110–116

Kusnezow, B. G., Die Lehre des Aristoteles von der relativen und absoluten Bewegung im Lichte der modernen Physik. Sowjetische Beiträge zur Geschichte der Naturwissenschaft, Berlin 1960

Kustas, G. L., Studies in Byzantine Rhetoric. Saloniki 1973, S. 101–126: The Commentators on Aristotle's Categories and on Porphyry's Isagoge.

Lanigan, R. L., Enthymeme: The Rhetorical Species of Aristotle's Syllogism. The Southern Speech Communication Journal 39, 1974, 207–222

Le Blond, J. M., La définition chez Aristote. Gregorianum 20, 1939, 351 ff.

Lenoir, R., Contraires et Catégories dans la philosophie hellénique. Revue d'Histoire de la Philosophie 5, 1931, 225–235

Lerner, M.-P., La notion de finalité chez Aristote, Paris 1969

Lewinsohn, W., Zur Lehre von Urteil und Verneinung bei Aristoteles. Archiv für Geschichte der Philosophie 24, 1911, 197–217

Lieb, H.-H., Das „semiotische Dreieck" bei Ogden und Richards: eine Neuformulierung des Zeichenmodells von Aristoteles. In: Logos Semantikos. Studia Linguistica in Honorem Eugenio Coseriu, Vol. I, Berlin – New York – Madrid 1981, 137–156

Lloyd, A. C., Neoplatonic Logic and Aristotelian Logic. Phronesis 1, 1955/56, 58–72

Lloyd, A. C., Genus, Species and Ordered Series in Aristotle. Phronesis 7, 1962, 67 ff.

Lloyd, A. C., Form and Universal in Aristotle, Liverpool 1981

Lugarini, L., Il problema delle categorie in Aristotele. Acme 8, 1955, 3–107

Lugarini, L., Il principio categoriale in Aristotele e Kant. Giornale Critico della Filosofia Italiana 35, 1956, 160–190

Lukasiewicz, J., Zur Geschichte der Aussagenlogik. Erkenntnis 5, 1935/36, 111–131

Lukasiewicz, J., Aristotle's Syllogistic From the Standpoint of Modern Formal Logic, Oxford 1951, [2]1957

Luthe, W., Die aristotelischen Kategorien, Ruhrort (Prog.), 1874

Madden, E. H., Aristotle's Treatment of Probability and Signs. Philosophy of Science 24, 1957, 167–172

Maier, H., Die Syllogistik des Aristoteles. 2 in 3 voll., Tübingen 1896 bis 1900

Malcolm, J., On the Generation and Corruption of the Categories. The Review of Metaphysics 33, 1981, 662–681

Mansion, A., Rezension: W. D. Ross, Aristotle's Metaphysics. Revue Néo-Scolastique de Philosophie 30, 1928, 93–94

Mansion, S., La première doctrine de la substance: la substance selon Aristote. Revue Philosophique de Louvain 44, 1946, 349–369

Mansion, S., La doctrine aristotélicienne de la substance et le Traité des Catégories. Proceedings of the Tenth International Congress of Philosophy 1948, 1097 bis 1100, Amsterdam 1949

Mansion, S., Notes sur la doctrine des catégories dans les Topiques. In: Aristotle on Dialectic: the Topics, ed. G. E. L. Owen, Oxford 1968, 189–201

Martens, E., Das selbstbezügliche Wissen in Platons „Charmides", München 1973

Martin, G., Klassische Ontologie der Zahl, Köln 1956

Matthen, M., The Categories and Aristotle's Ontology. Dialogue 17, 1978, 228–243

Matthews, G. B., *Cohen, S. M.*, The One and the Many. The Review of Metaphysics 21, 1968, 630–655

Matthews, G. B., Accidental Unities. In: Language and Logos. Studies in Ancient Greek Philosophy Presented to G. E. L. Owen, ed. by M. Schofield and M. C. Nussbaum, Cambridge 1982, 223–240

Mau, J., Zum Problem des Infinitesimalen bei den antiken Atomisten, Berlin 1954

McCall, S., Abstract Individuals. Dialogue 5, 1966/67, 217–231

McInerny, R., Notes on Being and Predication. Laval Théologique et Philosophique 15, 1959, 236–274

McMullin, E. (ed.), The Concept of Matter in Greek and Medieval Philosophy, Notre Dame 1963

Menne, A., *Öffenberger, N.*, Über eine mehrwertige Darstellung der Oppositionstheorie nicht-modaler Urteilsarten. Zur Frage der Vorgeschichte der mehrwertigen Logik bei Aristoteles. *ΦΙΛΟΣΟΦΙΑ* 10/11, 1980/81, 304–327

Merlan, Ph., Zur Erklärung der dem Aristoteles zugeschriebenen Kategorienschrift, Philologus 89, 1934, 35–53

Mikeladze, Z. N., Iz kommentariev k „Organu" Aristotelja. Logiko – semantičeskie issle – dovanija, Tiblissi 1981

Mondolfo, R., L'infinito nel pensiero dell'antichità classica, Firenze 1956

Moravcsik, J. M. E., Aristotle on Predication. Philosophical Review 76, 1967, 80–96

Moravcsik, J. M. E., Aristotle's Theory of Categories. In: Aristotle. A Collection of Critical Essays, ed. by J. M. E. Moravcsik, London – Melbourne 1968, 125–145

Moraux, P., Les listes anciennes des ouvrages d'Aristote, Louvain 1951

Moraux, P., Der Aristotelismus bei den Griechen von Andronikos bis Alexander von Aphrodisias, Bd. 1, Berlin – New York 1973

Moreau, J., L'espace et le temps selon Aristote, Padova 1965

Morpurgo-Tagliabue, G., Asserzione ed esistenza nella logica di Aristotele. Filosofia 22, 1971, 29–60

Moser, S., Zur Lehre von der Definition bei Aristoteles. I. Teil: Organon und Metaphysik. In: Philosophie und Grenzwissenschaften, Bd. VI H. 2, 1935

Mueller, I., Greek Mathematics and Greek Logic. In: Ancient Logic and Its Modern Interpretations, ed. by J. Corcoran, Synthese Historical Library, Vol. 9, Dordrecht – Boston 1974, 35–70

Mueller, I., Aristotle on Geometrical Objects. In: J. Barnes, R. Sorabji, M. Schofield (eds.), Articles on Aristotle 3, London 1979

Müri, W., SYMBOLON. Wort- und sachgeschichtliche Studie. Beilage zum Jahresbericht über das städtische Gymnasium in Bern, 1931

Narcy, M., Qu'est-ce qu'une figure? Une difficulté de la doctrine aristotélicienne de la qualité (Catégories 8, 10b 26–11a 14). In: P. Aubenque (ed.), Concepts et catégories dans la pensée antique Paris 1980, 197–216

Negro, C., La dottrina delle categorie nell'omonimo trattato aristotelico, Pavia 1952

Novak, M., Toward Understanding Aristotle's Categories. Philosophy and Phenomenological Research 26, 1965/66, 117–123

Nuchelmans, G., Theories of the Proposition. Ancient and Medieval Conceptions of the Bearers of Truth and Falsity, Amsterdam 1973

O'Brien, D., Quantité et contrariété: une critique de l'école d'Oxford. In: P. Aubenque (ed.), Concepts et catégories dans la pensée antique, Paris 1980, 89–165

Oehler, K., Die Lehre vom Noetischen und Dianoetischen Denken bei Platon und Aristoteles. Ein Beitrag zur Erforschung der Geschichte des Bewußtseinsproblems in der Antike, 1962, Hamburg [2]1985

Oehler, K., Ein Mensch zeugt einen Menschen. Über den Mißbrauch der Sprachanalyse in der Aristotelesforschung, Frankfurt a. M. 1963 (zuerst 1962)

Oehler, K., Antike Philosophie und Byzantinisches Mittelalter. Aufsätze zur Geschichte des griechischen Denkens, München 1969

Oehler, K., Aristotle on Self-Knowledge. Proceedings of the American Philosophical Society, Vol. 118, 1974, 493–506

Oehler, K., Peirce contra Aristotle. Two Forms of the Theory of Categories. In: Proceedings of the C. S. Peirce Bicentennial International Congress, ed. by K. L. Ketner, J. M. Ransdell, C. Eisele, M. H. Fisch, Ch. S. Hardwick. Texas Tech University Press 1981, 335–342

Oehler, K., Die Anfänge der Relationenlogik und der Zeichenschluß bei Aristoteles. In: K. Oehler (Hrsg.), Die Aktualität der altgriechischen Semiotik. Zeitschrift für Semiotik 4, 1982, 259–266 (Englisch: Logic of Relations and Inference from Signs in Aristotle. In: ars semeiotica, International Journal of American Semiotics 4, 1981, 237–246)

Oehler, K., Der Unbewegte Beweger des Aristoteles, Frankfurt a. M. 1984

Oehler, K., Peirce als Interpret der Aristotelischen *Kategorien*. Zur Bedeutung des Ausdruckes „ta legomena" in Cat. 2. 1a 16 und 4. 1b 25. In: Semiosis. Internationale Zeitschrift für Semiotik, Nr. 36/37, Baden-Baden 1985 (Festschrift für Max Bense), 45–54

Owen, G. E. L., Logic and Metaphysics in Some Earlier Works of Aristotle. In: Aristotle and Plato in the Mid-Fourth Century, ed. by I. Düring and G. E. L. Owen, Göteborg 1960, 163–190

Owen, G. E. L., Aristotle on the Snares of Ontology. In: New Essays on Plato and Aristotle, ed. by R. Bambrough, London 1965, 69–95

Owen, G. E. L., Inherence. Phronesis 19, 1965, 97–105

Owen, G. E. L., Dialectic and Eristic in the Treatment of the Forms. In: Aristotle on the Dialectic, ed. by G. E. L. Owen, Oxford 1968, 103–122

Owen, G. E. L., The Platonism of Aristotle. In: Articles on Aristotle. Vol. 1, ed. by J. Barnes, M. Schofield, R. Sorabji, London 1975, 14–34 (zuerst in: Proceedings of the British Academy 51, 1965, 125–150)

Owens, J., The Doctrine of Being in the Aristotelian Metaphysics. Toronto 1951

Owens, J., The Accidental and Essential Character of Being in the Doctrine of St. Thomas Aquinas. Medieval Studies 20, 1958, 1–40

Owens, J., Aristotle on Categories. The Review of Metaphysics 14, 1960, 73–90

Pater, W. A. de, Les Topiques d'Aristote et la Dialectique Platonicienne. Études Thomistes X, Fribourg 1965

Patzig, G., Die aristotelische Syllogistik. Logisch-philologische Untersuchungen über das Buch A der „Ersten Analytiken", Göttingen 1959, [3]1968

Patzig, G., Theologie und Ontologie in der „Metaphysik" des Aristoteles. Kantstudien 52, 1960/61, 185–205

Patzig, G., Bemerkungen zu den Kategorien des Aristoteles. In: Einheit

und Vielheit. Festschrift für C. F. v. Weizsäcker zum 60. Geburtstag, hrsg. v. E. Scheibe u. E. Süßmann, Göttingen 1973, 60–76
Patzig, G., Logical Aspects of Some Arguments in Aristotle's Metaphysics. In: Études sur la Métaphysique d'Aristote, Actes du VI[e] Symposium Aristotelicum, Paris 1979, 37–48
Pépin, J., Clément d'Alexandrie, les Catégories d'Aristote et le fragment 60 d'Héraclite. In: P. Aubenque (ed.), Concepts et catégories dans la pensée antique, Paris 1980, 271–284
Perinetti, L. A., Sulla Relazione in Aristotele. In: AUT AUT 33, Milano 1956, 236–238
Philippe, M.-D., Le relatif dans la philosophie d'Aristote. Revue des Sciences Philosophiques et Théologiques 42, 1958, 689–710
Prantl, C., Über die Entwicklung der Aristotelischen Logik aus der Platonischen Philosophie. Abhandlung der Königlichen Bayerischen Akademie der Wissenschaften, I. Cl., VII. Bd., I. Abth., München 1853
Prantl, C., Geschichte der Logik im Abendlande, 1. Bd., München 1855
Prauss, G., Ding und Eigenschaft bei Platon und Aristoteles. Kantstudien 59, 1968, 98–117
Preiswerk, A., Das Einzelne bei Platon und Aristoteles, Leipzig 1939
Pronay, A., Untersuchungen zu ‚Hypokeimenon' bei Aristoteles. Diss. Basel 1980
Randall, J. H. Jr., Aristotle, New York 1960
Ranulf, S., Der Eleatische Satz vom Widerspruch, Kopenhagen 1924
Ravaisson, F., Essai sur la Métaphysique d'Aristote, 2 Bde., Paris 1837 bis 1846
Reale, G., Filo conduttore grammaticale e filo conduttore ontologico nella deduzione delle categorie aristoteliche. Rivista di filosofia neoscolastica 49, 1957, 423–458
Rees, D. A., Language, Logic and Reality in Aristotle and Russell. XIIth International Congress of Philosophy, Vol. 11, 1960, 137–143
Regenbogen, O., Theophrast. RE Suppl. VII, 1940, 1354–1562
Regis, L. M., L'opinion selon Aristote, Ottawa 1935
Reiche, L., Das Problem des Unendlichen bei Aristoteles, Breslau 1911
Reid, Th., Analysis of Aristotle's Logic, with remarks, Edinburgh [2]1806
Reidemeister, K., Das exakte Denken der Griechen, Hamburg 1949
Reisinger, K., Kategorien und Seinsbedeutung bei Aristoteles. In: Sein und Geschichte. K.-H. Volkmann-Schluck zum 60. Geburtstag, Frankfurt 1974, 37–52
Rijk, L. M. de, The Authenticity of Aristotle's Categories. Mnemosyne 4. Ser., Vol. 4, 1951, 129–159
Rijk, L. M. de, The Place of the Categories of Being in Aristotle, Assen 1952

Rijk, L. M. de, On Ancient and Medieval Semantics and Metaphysics. In: Vivarium 16, 1978; 18, 1980

Robin, L., La théorie platonicienne des Idées et des Nombres d'après Aristote, Paris 1908

Robin, L., Sur la conception aristotélicienne de la causalité. Archiv für Geschichte der Philosophie 23 (N. F. 16), 1910, 1–28, 184–210

Robin, L., Études sur la signification et la place de la Physique dans la Philosophie de Platon, Paris 1919

Robin, L., Sur la notion d'individu chez Aristote. Revue des Sciences Philosophiques et Théologiques 20, 1931, 472–475

Robin, L., Aristote, Paris 1944

Rohr, M. D., Aristotle on the Transitivity of being said of. Journal of the History of Philosophy 16, 1978, 379–385

Rorty, R., Genus as Matter: A Reading of Metaphysics Z–H. In: Exegesis and Argument. Studies in Greek Philosophy. Presented to Gregory Vlastos, Assen 1973, 393–420

Rose, V., De Aristotelis librorum ordine et auctoritate commentatio, Berlin 1854

Rose, V., Aristoteles pseudepigraphus, Leipzig 1883

Rosmini-Serbati, A., Saggio storico-critico sulle categorie e la dialettica, Turin 1883, S. 116–158: Le categorie secondo Aristoteles.

Ross, W. D., Aristotle, London 1923

Ross, W. D., The Categories. In: Introduction. Aristotle's Metaphysics, vol. I, Oxford 1924, 82–93

Ross, W. D., The Authenticity of Aristotle's Categories. Journal of Philosophy 36, 1939, 427–433

Ross, W. D., Plato's Theory of Ideas, Oxford 1951

Ross, W. D., The Development of Aristotle's Thought. Proceedings of the British Academy 43, 1957, 63–78

Routila, L., Über die „beiden" Fassungen der Kategorienlehre des Aristoteles. Ajatus 29, 1967, 62–78

Routila, L., Die aristotelische Idee der Ersten Philosophie, Amsterdam 1969

Routila, L., La définition aristotélicienne du temps. In: P. Aubenque (ed.), Concepts et catégories dans la pensée antique. Paris 1980, 247–252

Russev, P., Aristoteles und die Abbildtheorie. Proceedings of the World Congress on Aristotle, IV, Athen 1983, 235ff.

Ryle, G., Dialectic in the Academy. In: New Essays on Plato and Aristotle, ed. by R. Bambrough, Oxford 1965, 39–68

Sachs, D., Does Aristotle have a Doctrine of Secondary Substances? Mind 57, 1948, 221–225

Sachs, E., Die fünf platonischen Körper, Berlin 1917

Sainati, V., Storia dell'Organon aristotelico I, Firenze 1968

Samburski, S., The Physical World of the Greeks. Translated from the Hebrew by M. Dagut, London 1956, [2]1960. = Das physikalische Weltbild der Antike, 1965

Schenk, G., Gerlach, H. M. (eds.), Aristoteles. Anläßlich seines 2300. Todestages. Martin-Luther-Universität Halle. Wissenschaftliche Beiträge 1978/33, Heft 53, Halle 1978

Schilfgaarde, P. v., Les catégories d'Aristote. Revue de Métaphysique et de Morale 68, 1963, 257–267

Schlüter, H., Untersuchungen zur Lehre von den Kategorien vor und bei Aristoteles, Diss. Göttingen 1954

Schmidt, E. G., Eine Frühform der Lehre vom Umschlag Quantität – Qualität bei Seneca. In: Forschungen und Fortschritte 34, 1960, 112–115

Schmitter, P., Das Wort als sprachliches Zeichen bei Platon und De Saussure. In: H. Beckers u. H. Schwarz (Hrsg.), Gedenkschrift für Jost Trier. Köln – Wien 1975, 45–62

Scholz, H., Die Axiomatik der Alten. Blätter für deutsche Philosophie 4, 1930, 258–278

Scholz, H., Geschichte der Logik, Berlin 1931

Scholz, D. F., The Category of Quantity. Laval Théologique et Philosophique 19, 1963, 229–256

Schramm, M., Die Bedeutung der Bewegungslehre des Aristoteles für seine beiden Lösungen der zenonischen Paradoxie, Frankfurt a. M. 1962

Schütze, A., Die Kategorien des Aristoteles und der Logos, Stuttgart 1972

Schuppe, E. J. W., Die aristotelischen Kategorien, Berlin 1871

Seel, G., Die aristotelische Modaltheorie, Berlin – New York 1982

Seidl, H., Zur Seinsfrage bei Aristoteles und Heidegger. Zeitschrift für Philosophische Forschung 30, 1976, 203–226

Seidl, H., Der Ansatz der aristotelischen Metaphysik bei der Kategorien-Einteilung des Seienden. In: Einleitung zum zweiten Halbband. Aristoteles' Metaphysik, hrsg. von H. Seidl, 2. Halbband, Hamburg 1980, IX–XVII

Seidl, H., Beiträge zu Aristoteles' Erkenntnislehre und Metaphysik, Würzburg – Amsterdam 1984

Sellars, W., Philosophical Perspectives, Springfield 1968 (III: Aristotle's Metaphysics: An Interpretation, 73–124; IV: Substance and Form in Aristotle, 125–136; V: Raw Materials, Subjects, and Substrata, 137 bis 152)

Sisson, E. O., The Copula in Aristotle and Afterwards. The Philosophical Review 48, 1939, 57–64

Snell, B., Die naturwissenschaftliche Begriffsbildung im Griechischen. In: Die Entdeckung des Geistes, Göttingen [4]1975, 205–218

Solmsen, F., Die Entwicklung der aristotelischen Logik und Rhetorik, Berlin 1929

Specht, E. K., Über die primäre Bedeutung der Wörter bei Aristoteles. Kantstudien 51, 1959/60, 102–113

Specht, E. K., Das ontologische Problem der Qualitäten bei Aristoteles. Kantstudien 55, 1964, 102–118

Spengel, L., Gelehrte Anzeigen . . . München, Bd. 20, 1845, 33–56

Sprute, J., Topos und Enthymem in der aristotelischen Rhetorik. Hermes 103, 1975, 68–90

Sprute, J., Die Enthymemtheorie der aristotelischen Rhetorik, Göttingen 1982

Stachowiak, H., Rationalismus im Ursprung: Die Genesis des axiomatischen Denkens, Wien 1971

Stegmüller, W., Das Universalienproblem einst und jetzt. Archiv für Philosophie 6, 1956, 192–225, und 7, 1957, 45–81

Steinthal, H., Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen und Römern, mit besonderer Rücksicht auf die Logik, Berlin [2]1890/91

Stenzel, J., Artikel „Speusippos", RE III A, 1929, Sp. 1636–1669

Stenzel, J., Studien zur Entwicklung der Platonischen Dialektik von Sokrates zu Aristoteles, Leipzig 1931

Stenzel, J., Metaphysik des Altertums (Handbuch der Philosophie, Abt. I), München und Berlin 1931

Stenzel, J., Zahl und Gestalt bei Platon und Aristoteles, Leipzig 1933

Stenzel, J., Philosophie der Sprache (Handbuch der Philosophie, Abt. IV), München und Berlin 1934

Stenzel, J., Kleine Schriften zur griechischen Philosophie, hrsg. v. H. u. I. Diller, Darmstadt 1956

Stough, Ch., Language and Ontology in Aristotle's Categories. Journal of the History of Philosophy 10, 1972, 261–272

Surdu, A., Interprétation symbolique des premiers chapitres des Catégories d'Aristote. Revue roumaine des sciences sociales, série de philosophie et logique 15, 1971, 235–248

Sweeney, L., L'infini quantitatif chez Aristote. Revue Philosophique de Louvain 58, 1960, 505–528

Tanner, R. G., Aristotle as a Structural Linguist. Transactions of the Philological Society 1969 (Oxford, 1970), 99–164

Tannery, P., Théodore Prodrome. Sur le Grand et le Petit. In: Annuaire de l'Association pour l'Encouragement des Études Grecques en France, Vol. 21, 1887, 104–119. ND in: Tannery, P., Mémoires Scientifiques 4, 215–222

Tarán, L., Speusippus and Aristotle on Homonymy and Synonymy. Hermes 106, 1978, 73–99

Taylor, A. E., Aristotle, London – New York [2]1919

Taylor, A. E., A Commentary on Plato's Timaeus, Oxford 1928 (664–677: Aristotle's Doctrine of Space)

Tejera, V., Aristotle's Analytics. Critical Introduction and Paraphrase, New York 1966

Telegdi, Z., Ein Beitrag zur Lehre vom sprachlichen Zeichen. Sitz.-Bericht d. Sächs. Akad. d. Wiss., philol.-hist. Kl., Bd. 122, H. 3, Berlin 1981

Theiler, W., Die Entstehung der Metaphysik des Aristoteles. Mus. Helv. 15, 1958, 85–105

Theiler, W., Einheit und unbegrenzte Zweiheit von Plato bis Plotin. In: Isonomia, hrsg. v. Mau, J., u. Schmidt, E. G., Berlin 1964, 89–109

Thompson, M., On Aristotle's Square of Opposition. Philosophical Review 62, 1953, 251–265

Thorp, J. W., Aristotle's Use of Categories. Phronesis 19, 1974, 238–256

Tollenaere, M. de, Aristotle's Definition of Time. International Philosophical Quarterly 1, 1961, 453–467

Torstrik, A., *Ὅ ποτε ὄν.* Ein Beitrag zur Kenntnis des aristotelischen Sprachgebrauchs. Rheinisches Museum 12, 1857, 161–173

Torstrik, A., Über die Abhandlung des Aristoteles von der Zeit. Phys. *Δ* 10ff. Philologus 26, 1867, 446–523

Trendelenburg, Fr. A., *Τὸ ἑνὶ εἶναι, τὸ ἀγαθῷ εἶναι, τὸ τί ἦν εἶναι* bei Aristoteles. Rheinisches Museum 2, 1828, 457ff.

Trendelenburg, Fr. A., De Aristotelis Categoriis, prolusionem academicum scripsit Fr. A. T., Berlin 1833

Trendelenburg, Fr. A., Elementa logices Aristoteleae, Berlin 1836, [9]1892

Trendelenburg, Fr. A., Erläuterungen zu den Elementen der Aristotelischen Logik, Berlin 1842, 3. Aufl. 1876

Trendelenburg, Fr. A., Geschichte der Kategorienlehre. Zwei Abhandlungen. I: Aristoteles Kategorienlehre. II: Die Kategorienlehre in der Geschichte der Philosophie, Berlin 1846

Trendelenburg, Fr. A., Gegenbemerkung. In: Geschichte der Kategorienlehre I, Berlin 1846, 194–195

Treptow, E., Der Zusammenhang zwischen der Metaphysik und der Zweiten Analytik des Aristoteles. Epimeleia 5, München 1966

Tugendhat, E., *ΤΙ ΚΑΤΑ ΤΙΝΟΣ*: Eine Untersuchung zu Struktur und Ursprung aristotelischer Grundbegriffe, Freiburg – München 1958

Ueberweg, Fr., Grundriß der Geschichte der Philosophie. 1. Teil: Die Philosophie des Altertums, hrsg. v. K. Praechter, 12. Aufl. Berlin 1926. Nachdruck Darmstadt 1961

Ueberweg, Fr., Grundriß der Geschichte der Philosophie. Völlig neu bear-

beitete Ausgabe. Die Philosophie der Antike. Band 3. Ältere Akademie, Aristoteles, Peripatos. Herausgegeben von H. Flashar. Basel – Stuttgart 1983

Usener, H., Analecta Theophrastea, Leipzig 1858

Vamvoukakis, N., Les catégories aristotéliciennes d'action et de passion vues par Simplicius. In: P. Aubenque (ed.), Concepts et catégories dans la pensée antique, Paris 1980, 253–269

Vas, I., Zur Widerspruchsauffassung des Aristoteles. Aufsätze über Logik. Studia Philosophica 13, Budapest 1971, 153–171

Verdenius, W. J., Two Notes on the Categories of Aristotle. Mnemosyne IV 1, 109–110

Vollrath, E., Studien zur Kategorienlehre des Aristoteles, Ratingen 1969

Vuillemin, J., De la Logique à la Théologie: Cinque Études sur Aristote, Paris 1967 (S. 44–125: Le système des Catégories d'Aristote et sa signification logique et métaphysique)

Vuillemin, J., La logique et le monde sensible, Paris 1971

Wagner, H., Über das aristotelische πολλαχῶς λέγεται τὸ ὄν. Kantstudien 53, 1961/62, 75–91

Wagner, H., Aristoteles: Physikvorlesung. Übersetzt von H. Wagner, Berlin 1967, [4]1983. Aristoteles, Werke in deutscher Übersetzung, begründet von E. Grumach, herausgegeben v. H. Flashar, Bd. 11

Warnock, M., A Note on Aristotle, Categories 6a 15. Mind 59, 1950, 552–554

Wedberg, A., The Aristotelian Theory of Classes. Ajatus 15, 1948, 299–314

Wedberg, A., Plato's Philosophy of Mathematics, 1955

Wedin, M. V., „Said of" and „predicated of" in the Categories. Philosophical Research Archives 5, No. 1301, 1979

Weidemann, H., Metaphysik und Sprache. Eine sprachphilosophische Untersuchung zu Thomas von Aquin und Aristoteles, Freiburg – München 1975

Weidemann, H., „Socrates est"/„There is no such thing as Pegasus": Zur Logik singulärer Existenzaussagen nach Thomas von Aquin und W. Van Orman Quine. Philosophisches Jahrbuch 86, 1979, 42–59

Weidemann, H., In Defence of Aristotle's Theory of Predication. Phronesis 25, 1980, 76–87

Weidemann, H., Ansätze zu einer semantischen Theorie bei Aristoteles. In: K. Oehler (Hrsg.), Die Aktualität der altgriechischen Semiotik. Zeitschrift für Semiotik 4, 1982, 241–257

Weidemann, H., Aristoteles über das isolierte Aussagewort. Archiv für Geschichte der Philosophie 64, 1982, 239–256

Weil, E., La Place de la Logique dans la Pensée Aristotélicienne. Revue de Metaphysique et de Morale 56, 1951, 283–315

Weinberg, J. R., Abstraction, Relation, and Induction. Three Essays in the History of Thought, Madison 1965

Weiss, H., Kausalität und Zufall in der Philosophie des Aristoteles, Basel 1942

Weizsäcker, C. F. v., Die Aktualität der Tradition: Platons Logik. Philosophisches Jahrbuch 80, 1973, 221–241

Weizsäcker, C. F. v., Ein Blick auf Platon. Ideenlehre, Logik und Physik, Stuttgart 1981

Weltring, G., Das *σημεῖον* in der aristotelischen, stoischen, epikureischen und skeptischen Philosophie. Ein Beitrag zur Geschichte der antiken Methodenlehre, Diss. Bonn 1910

White, N. P., Aristotle on Non-Substance. Diss. Harvard 1969 (s. H.S.C.P., 75, 1971, 224–226)

White, N. P., Aristotle on Sameness and Oneness. Philosophical Review 80, 1971, 177–197

White, N. P., Origins of Aristotle's Essentialism. The Review of Metaphysics 26, 1972, 57–85

White, N. P., Genus as Matter in Aristotle? Studi Internazionali di Filosofia 7, 1975, 41–56

Wieland, W., Die aristotelische Physik, Göttingen 1962, ²1970

Wieland, W., Die aristotelische Theorie der Möglichkeitsschlüsse. Phronesis 17, 1972, 124–152

Wieland, W., Die aristotelische Theorie der Syllogismen mit modal gemischten Prämissen. Phronesis 20, 1975, 77–92

Wilpert, P., Zum aristotelischen Wahrheitsbegriff. Philosophisches Jahrbuch 53, 1940, 3–16

Wilpert, P., Zwei aristotelische Frühschriften über die Ideenlehre. Regensburg 1949

Wilson, J. C., Aristotelian Studies I. Göttingische Gelehrte Anzeigen 1880, 465–469

Wilson, J. C., On the Use of *ἀλλ' ἤ* in Aristotle. Classical Quarterly 3, 1909, 121–124

Wippern, J., (Hrsg.), Das Problem der ungeschriebenen Lehre Platons. Beiträge zum Verständnis der Platonischen Prinzipienphilosophie. Wege der Forschung Bd. 186, Darmstadt 1972

Witten, R., Die Kategorien des Aristoteles. Diss. Rostock 1903

Witten, R., Die Kategorien des Aristoteles. Archiv für Geschichte der Philosophie 17, 1904, 52–59

Wolfson, H. A., The Amphibolous Terms in Aristotle, Arabic Philosophy, and Maimonides. Harvard Theological Review 31, 1938, 151 bis 173

Wolfson, H. A., Infinite and Privative Judgments in Aristotle, Averroes,

and Kant. Philosophy and Phenomenological Research 8, 1947/48, 173–186

Wolfson, H. A., The Knowability and Describability of God in Plato and Aristotle. Harvard Studies in Classical Philology 56/57, 1947, 233–249

Wolter, G. R., De spatio et tempore praecipue Aristotelis ratione habita. Diss. Bonn 1848

Wotke, K., Über die Quelle der Kategorienlehre des Aristoteles. In: Serta Harteliana, Wien 1896, 33–35

Wurm, K., Substanz und Qualität, Berlin 1973 (S. 60–129: Die aristotelische Kategorienlehre als Theorie der bewegten Wirklichkeit)

Zahlfleisch, J., Über die aristotelischen Begriffe *ὑπάρχειν*, *ἐνδέχεσθαι* und *ἐξ ἀνάγκης ὑπάρχειν*, Ried 1878 Pr.

Zaslawsky, D., Termes, propositions, contrariété et contradiction. L'age de la science 2, 1969, 21–54

Zeller, E., Die Philosophie der Griechen in ihrer geschichtlichen Entwicklung dargestellt, Leipzig, Teil I 1 [7]1923; Teil I 2 [6]1922; Teil II 1 [5]1922; Teil II 2 (Aristoteles und die alten Peripatetiker) [4]1921; Teil III 1 u. 2 [5]1923

Zillgenz, G., De praedicamentorum quae ab Aristotele auctore categoriae nominabantur fonte atque origine. Festschrift für Ludwig Urliche, Würzburg 1880, 83–105

Zirin, R., Inarticulate Noises. In: Ancient Logic and Its Modern Interpretants, ed. by J. Corcoran. Synthese Historical Library, Vol. 9, Dordrecht – Boston 1974, 23–25

Zoh, Joh., On Aristotelian Categories. Pensée (Published by Department of Philosophy, Soong Jun University, Seoul, Korea), Vol. 7, 1981, 15–29

E. Literatur zur Geschichte der Kategorienlehre

Allaire, E. B., Bare Particulars. In: R. Grossmann (ed.), Essays in Ontology, Den Haag 1963

Anton, J. P., Aristotle's Theory of Categories and Its Relationship to Post-Classical Ontologies. Proceedings of the World Congress on Aristotle, vol. I, Athen 1981, 214ff.

Apel, K.-O., Von Kant zu Peirce: Die semiotische Transformation der Transzendentalen Logik. In: Transformation der Philosophie, II. Frankfurt 1973, 157–177

Ashworth, E. J., Joachim Jungius (1587–1657) and the Logic of Relations. Archiv für Geschichte der Philosophie 49, 1967, 72–85

Ashworth, E. J., Language and Logic in the Post-Medieval Period, Dordrecht 1974
Ashworth, E. J., The Tradition of Medieval Logic and Speculative Grammar, Toronto 1978
Barwick, K., Probleme der stoischen Sprachlehre und Rhetorik. Abh. d. Sächs. Akad. d. Wiss., Phil.-hist. Kl. 49, H. 3, Berlin 1957
Baumgartner, H. M., *Gerhardt, G.*, *Konhardt, K.*, *Schönrich, G.*, Kategorie. In: Historisches Wörterbuch der Philosophie, hrsg. v. J. Ritter, Bd. 4, 1976, 714–776
Baumstark, A., Aristoteles bei den Syrern vom V. bis VIII. Jahrhundert, Leipzig 1900
Benakis, L., Byzantinische Philosophie. Forschungsbericht 1949–1971. *Φἰλοσοφία* 1, 1971, 390–433
Benakis, L., Das Problem des Allgemeinen und der Begriffsrealismus der Byzantiner. *Φιλοσοφία* 8/9, 1978/79, 311–340
Brentano, Fr., Kategorienlehre, hrsg. v. A. Kastil, Leipzig 1933
Breton, S., La déduction thomiste des catégories. Revue Philosophique de Louvain 60, 1962, 5–32
Carnap, R., Der logische Aufbau der Welt, Hamburg [2]1961
Carnap, R., Die logische Syntax der Sprache, Wien [2]1968
Carnap, R., Einführung in die Philosophie der Naturwissenschaften, München 1969
Carstairs, A. D., Ryle, Hillman, and Harrison on Categories. Mind 80, 1971, 403–408
Castañeda, H.-N., Individuation and Non-Identity: A New Look. American Philosophical Quarterly 12, 1975, 131–140
Castañeda, H.-N., Thinking and the Structure of the World. In: Philosophia 4, 1974, 3–39
Cohen, H., Kants Theorie der Erfahrung, Berlin 1872
Cohen, H., Logik der reinen Erkenntnis, Berlin 1902
Cohn, J., Voraussetzungen und Ziele des Erkennens. Untersuchungen über die Grundfragen der Logik, Leipzig 1908
Corls, R., Idee und Menge, München 1974
Cornman, J. W., Types, Categories, and Nonsense. American Philosophical Quarterly, Monogr. Ser. Nr. 2, 1968, 73–97
Cramer, W., Aufgaben und Methoden einer Kategorienlehre. Kantstudien 52, 1960/61, 351–379
Dahlmann, H., Varro und die Hellenistische Sprachtheorie, Berlin 1932 (Problemata 5), [2]1964
Detel, W., Scientia rerum natura occultarum, Berlin – New York 1978
Detel, W., Zur Funktion des Schematismuskapitels in Kants Kritik der reinen Vernunft. Kantstudien 69, 1978, 17–45

Dilthey, W., Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften, 1910. Ges. Schrift. 7, hrsg. v. B. Groethuysen, Göttingen [5]1968

Dilthey, W., Die Kategorien des Lebens. Ges. Schrift. 7, Leipzig u. Berlin 1927, 228–245

Ebbesen, St., The Contribution of the Greek Commentators on the "Organon" to the Formation of Western Scholasticism. Proceedings of the World Congress on Aristotle, vol. I, Athen 1981, 183ff.

Egli, U., Zwei Aufsätze zum Vergleich der stoischen Sprachtheorie mit modernen Theorien. Berlin 1970

Ellis, B., Measurement. In: Encyclopedia of Philosophy, ed. by J. Edwards, Vol. 5, New York – London 1967, 241–250

Esposito, J. L., Evolutionary Metaphysics. The Development of Peirce's Theory of Categories. Ohio University Press, Athens, Ohio, 1980

Fichte, J. G., Grundlage der gesamten Wissenschaftslehre (1794), hrsg. v. W. G. Jacobs, Hamburg 1970

Frede, M., Die stoische Logik. Abh. d. Akademie d. Wiss. in Göttingen. Philolog.-Hist. Kl., 3. F., Nr. 88, Göttingen 1974

Frege, G., Die Grundlagen der Arithmetik, Breslau 1884, ND Darmstadt 1961

Frege, G., Funktion, Begriff, Bedeutung. Fünf logische Studien, hrsg. v. G. Patzig, Göttingen 1966

Frege, G., Logische Untersuchungen, hrsg. v. G. Patzig, Göttingen 1966

Freudenthal, J., Die durch Averroes erhaltenen Fragmente Alexanders zur Metaphysik des Aristoteles. Abh. d. K. Akademie d. Wiss. zu Berlin, 1885

Furlani, G., Aristoteles. Le categorie e gli Ermeneutici di Aristotele nella versione siriaca di Giorgio della Nazioni, Roma 1933

Gabriel, G., Fiktion und Wahrheit, Stuttgart 1975

Gauger, H.-M., Zum Problem der Synonyme, Tübingen 1972

Geach, P., Reference and Generality. An Examination of Some Medieval and Modern Theories, Cornell University Press, Ithaca 1962

Gennadios, Œuvres complètes, ed. L. Petit, Paris 1928–1936

Georr, K., Les catégories d'Aristote dans leurs versions syro-arabes, Beirut 1948

Gödel, K., Über formal unentscheidbare Sätze der Principia Mathematica und verwandter Systeme. Mh. Math. Phys. 38, 1931, 173–198

Graeser, A., The Stoic Theory of Meaning. In: J. M. Rist (Hrsg.), The Stoics. Berkeley – Los Angeles – London 1978, 77–100

Graeser, A., The Stoic Categories. In: J. Brunschwig (Hrsg.), Les Stoiciens et leur logique, Paris 1978

Grice, H. P., Logic and Conversation. In: Cole, Morgan (eds.), Semantiques, Vol. III, New York 1975

Grossmann, R., The Categorial Structure of the World. Indiana University Press, Bloomington, Indiana, 1983

Günther, G., Die aristotelische Logik des Seins und die nicht-aristotelische Logik der Reflexion (1958). In: G. Günther, Beiträge zur Grundlegung einer operationsfähigen Dialektik, I, Hamburg 1976, 141–188

Habermas, J., Was heißt Universalpragmatik? In: Sprachpragmatik und Philosophie, hrsg. v. K.-O. Apel, Frankfurt a. M. 1976, 174–272

Hadot, P., L'harmonie des philosophies de Plotin et d'Aristote selon Porphyre dans le commentaire de Dexippe sur les Catégories. In: Academia nazionale dei Lincei. Problemi attuali di scienza e di cultura, quaderno 198, 1974, 31–47

Hamblin, C. L., Fallacies, London 1970

Harrison, B., Category Mistakes and Rules of Language. Mind 74, 1965, 309–325

Hartmann, E. v., Kategorienlehre, Leipzig 1896

Hartmann, N., Grundzüge einer Metaphysik der Erkenntnis, Berlin 1921, ^{4}1949

Hartmann, N., Das Problem des geistigen Seins, Berlin 1933

Hartmann, N., Zur Grundlegung der Ontologie, Berlin 1935

Hartmann, N., Möglichkeit und Wirklichkeit, Berlin 1938

Hartmann, N., Der Aufbau der realen Welt. Grundriß der allgemeinen Kategorienlehre, Berlin 1940, ^{2}1949

Hartmann, N., Philosophie der Natur. Abriß der speziellen Kategorienlehre, Berlin 1950

Hartmann, N., Heinrich Maiers Beitrag zum Problem der Kategorien. In: Kleinere Schriften, II, Berlin 1957, 346–364

Hegel, G. F. W., Wissenschaft der Logik (1812–1816), hrsg. v. G. Lasson, Hamburg 1934

Hegel, G. F. W., Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften (1830), hrsg. v. F. Nicolin u. O. Pöggeler, Hamburg 1959

Heidegger, M., Die Kategorien- und Bedeutungslehre des Duns Scotus, Tübingen 1916. ND in: Frühschriften, Frankfurt 1972, 133ff.

Heimsoeth, H., Zur Geschichte der Kategorienlehre. In: Nicolai Hartmann. Der Denker und sein Werk, hrsg. v. H. Heimsoeth und R. Heiss, 1952, 144–172

Heimsoeth, H., Zur Herkunft und Entwicklung von Kants Kategorientafel. Kantstudien, Ergänzungsheft 100, 1970, 109–132

Henry, P., Trois apories orales de Plotin sur les Catégories d'Aristote. Zetesis, album amicorum door vrienden en collega's aangeboden aan Prof. Dr. E. de Strycker, Antwerpen u. Utrecht 1973, 234–265

Hillman, D. J., On Grammers and Category – Mistakes. Mind 72, 1963, 224–234

Hospers, J. (ed.), Categories. In: The Monist. An International Quarterly Journal of General Philosophical Inquiry, Vol. 66 No. 3, 1983

Husserl, E., Logische Untersuchungen, Halle 1900–1901

Husserl, E., Formale und Transzendentale Logik, Halle 1929

Husserl, E., Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie, I, Halle 1913

Husserl, E., Zur Logik der Zeichen (Semiotik), 1890. In: Husserliana XII, Den Haag 1970, 340–373

Ingarden, R., Das literarische Kunstwerk (1931), Tübingen 1972

Jackson, B. D., The Theory of Signs in St. Augustine's De doctrina christiana. Revue des études augustiniennes 15, 1969, 9–49

Jakobson, R., Coup d'oeil sur le développement de la sémiotique. Studies in Semiotics 3, Indiana University Press 1975

Kant, I., Prolegomena, hrsg. v. K. Vorländer, Hamburg 1920

Kant, I., Kritik der reinen Vernunft, hrsg. v. R. Schmidt, Hamburg 1956

Kersten, A. F. C., Quo iure Kantius Aristotelis categorias reiecerit. Programm des Cölnischen Realgymnasiums, Berlin 1853

Körner, St., Categorial Frameworks, Oxford 1970

Körner, St., Erfahrung und Theorie, Frankfurt 1970

Körner, St., Fiktion. In: Handbuch wissenschaftstheoretischer Begriffe, Bd. 1, Göttingen 1980

Kopnin, P. V., Dialektika kak logika, Kiev 1961

Korvin-Krasinski, C. v., Die zehn Kategorien des Aristoteles im Lichte der altasiatischen Seinsstufensymbolik. Symbolon, Jahrbuch für Symbolforschung 4, 1964, 119–147

Kremer, K., Der Metaphysikbegriff in den Aristoteles-Kommentaren der Ammonius-Schule, Münster 1961

Kretzmann, N., *Kenny, A.*, *Pinborg, J.*, The Cambridge History of Later Medieval Philosophy, Cambridge 1982

Külpe, O., Zur Kategorienlehre, München 1915

Künne, W., P. F. Strawsons Deskriptive Metaphysik. In: Speck, J. (Hrsg.), Grundprobleme der großen Philosophen, Gegenwart III, Göttingen 1975

Künne, W., Abstrakte Gegenstände: Semantik und Ontologie, Frankfurt a. M. 1983

Kutschera, Fr. v., Sprachphilosophie, München ²1975

Lask, E., Die Logik der Philosophie und die Kategorienlehre, Tübingen 1911

Leibniz, G. W., Dialogus. In: Die philosophischen Schriften, hrsg. v. C. J. Gerhardt, Bd. 7, Berlin 1890, 190–193

Lemmon, E. J., Sentences, Statements, and Propositions. In: Montefiore,

A., Williams, B. (eds.), British Analytical Philosophy, London 1966, 87–107

Lenin, W. I., Philosophische Hefte, Werke, Bd. 38, Berlin 1964

Lewin, K., Der Übergang von der aristotelischen zur galileischen Denkweise in Biologie und Psychologie. Erkenntnis 1, 1930/31, 421–466. ND, Darmstadt 1971

Lewis, D., Convention. A Philosophical Study, Cambridge (Mass.) 1969

Linsky, L., Referring, London 1967

Lloyd, A. C., Aristotle's Categories Today. Philosophical Quarterly 16, 1966, 258–267

Lloyd, A. C., The Significance of Alexander's Theory of Universals. Proceed. of the World Congress on Aristotle, I, Athen 1981, 155ff.

Losev, A., u. *Kopnin, P.*, Kategorii. In: Filosofskaja enciklop., hrsg. v. F. V. Konstantinov u. a., Moskau 1962, 472–475

Loux, M. J. (ed.), Universals and Particulars, New York 1970

Loux, M., Substance and Attribute. A Study in Ontology, Dordrecht 1978

Lyons, J., Introduction to Theoretical Linguistics, Cambridge 1968

Madden, E. H., The Enthymeme: Crossroads of Logic, Rhetoric, and Metaphysics. Philosophical Review 61, 1952, 368–376

Maier, A., Metaphysische Hintergründe der spätscholastischen Naturphilosophie, Rom 1955

Maier, H., Philosophie der Wirklichkeit, I–III, Tübingen 1926–1935

Marcel, G., Être et avoir, Paris 1935 (dtsch. 1954)

Markus, R. A., St. Augustine on Signs. Phronesis 2, 1957, 60–83

Marquand, A., The Logic of the Epicureans. In: Studies in Logic. By Members of the Johns Hopkins University, Boston 1883, 1–11

Martin, G., Wilhelm von Ockham. Untersuchungen zur Ontologie der Ordnungen, Berlin 1949

McCabe, H., Categories. In: A. Kenny (ed.), Aquinas: A Collection of Critical Essays, New York 1969

Mill, J. St., System of Logic, London 1843

Minio-Paluello, L., The Genuine Text of Boethius' Translation of Aristotle's Categories. In: Medieval and Renaissance Studies I, 1941/43, 151–177

Minio-Paluello, L., The Text of the Categoriae: The Latin Tradition. Classical Quarterly 39, 1945, 64–74

Minio-Paluello, L., Opuscula. The Latin Aristotle, Amsterdam 1972

Moody, E. A., The Logic of William of Ockham, New York 1935, [2]1965

Moraux, P., Der Aristotelismus bei den Griechen von Andronikos bis Alexander von Aphrodisias, 1. Bd., Berlin – New York 1973

Moraux, P., Témoins Méconnus des Divisiones Aristoteleae. In: L'Antiquité Classique 46, 1977, 100–127

Moutsopoulos, E., Langage et catégories spatiales. Actes du XIIIe Congrès des Sociétés de Philosophie de Langue Francaise, Genf 1966, 78 bis 81

Natorp, P., Logik. Grundlegung und logischer Aufbau der Mathematik und mathematischen Naturwissenschaft, 1904, Marburg [2]1910

Natorp, P., Die logischen Grundlagen der exakten Wissenschaften, Leipzig und Berlin 1910

Nebel, G., Plotins Kategorien der intelligiblen Welt, Tübingen 1929

Nikolaou, Th., Grundlegende Gedanken über die Byzantinische Philosophie (Byzantina), Thessaloniki 1977

Ockham, Wilhelm von, Summa Totius Logicae, ed. Ph. Boehner, New York 1951–1954

Oehler, K., Zur Logik einer Universalpragmatik. Semiosis 1, 1976, 14 bis 23

Oehler, K., Dilthey und die Klassische Philologie. In: Philologie und Hermeneutik im 19. Jahrhundert. Zur Geschichte und Methodologie der Geisteswissenschaften, hrsg. v. H. Flashar, K. Gründer, A. Horstmann, Göttingen 1979, 181–198

Oehler, K., Idee und Grundriß der Peirceschen Semiotik. Zeitschrift für Semiotik 1, 1979, 9–22

Oehler, K., Peirce's Foundation of a Semiotic Theory of Cognition. Peirce Studies I (Institute for Studies in Pragmaticism), Lubbock, Texas, 1979, 67–76

Oehler, K., Ein in Vergessenheit geratener Zeichentheoretiker des Deutschen Idealismus: Johann Gottlieb Fichte. In: Zeichenkonstitution. Akten des 2. Semiotischen Kolloquiums Regensburg 1978, hrsg. v. A. Lange-Seidl, Bd. I, Berlin – New York 1981, 75–81

Oehler, K., Ist eine transzendentale Begründung der Semiotik möglich? In: Zeichen und Realität. Akten des 3. Semiotischen Kolloquiums Hamburg 1981, hrsg. v. K. Oehler, Bd. I, Tübingen 1984, 45–59

Ogden, C. K., a. *Richards, I. A.*, The Meaning of Meaning. A Study of the Influence of Language upon Thought and of the Science of Symbolism. With Supplementary Essays by B. Malinowski and F. G. Crookshank, London [10]1949 (zuerst 1923, 4. überarb. Aufl. 1936, 10. Aufl. 1949, 5. Nachdruck 1960)

Opelt, I., Griechische Philosophie bei den Arabern, München 1970

Parente, M. I., L'Epicureo Polistrato e le Categorie. Parola del Passato 26, 1971, 280–289

Passmore, J., Philosophical Reasoning (Chap. VIII: Allocation to Categories), London – Edinburgh 1961

Patrizi, Fr., Discussiones peripatetici, Vol. I, Basel 1581

Patzig, G., Relation. In: Handbuch philosophischer Grundbegriffe II, hrsg.

v. H. Krings, H. M. Baumgartner, C. Wild, Bd. 2, München 1973, 1220–1231

Peirce, Ch. S., Collected Papers, Vol. I–VIII, Cambridge, Mass. 1931 bis 1958

Peirce, Ch. S., On a Method of Searching for the Categories (1866). Writings of Charles S. Peirce. A Chronological Edition. Vol. I, Bloomington 1982, 515–528

Peirce, Ch. S., On a New List of Categories (1867), Collected Papers I, 545–567

Peirce, Ch. S., The Categories in Detail (1894), Collected Papers I, 300 bis 353

Peirce, Ch. S., One, Two, Three: Fundamental Categories of Thought and Nature (Ms 1885)

Peirce, Ch. S., The Logic of Relatives (1897), Collected Papers III, 456 bis 551

Peirce, Ch. S., Semiotic and Significs. The Correspondence between Ch. S. Peirce and Victoria Lady Welby, ed. by Ch. S. Hardwick, Indiana University Press, Bloomington and London 1977

Peirce, Ch. S., Multitude and Number (1897). Collected Papers IV, 170 bis 225

Petersen, P., Die Philosophie Friedrich Adolf Trendelenburgs. Ein Beitrag zur Geschichte des Aristoteles im 19. Jahrhundert, Hamburg 1913

Petersen, P., Geschichte der aristotelischen Philosophie im protestantischen Deutschland, Leipzig 1921

Pfligersdorffer, G., Andronikos von Rhodos und die Postprädikamente bei Boethius. Vigiliae Christianae 7, 1953, 98–115

Pinborg, J., Die Entwicklung der Sprachtheorie im Mittelalter. Beiträge zur Geschichte der Philosophie und Theologie des Mittelalters, Münster – Kopenhagen 1967

Pinborg, J., Logik und Semantik im Mittelalter. Ein Überblick, Stuttgart 1972

Plebe, A., Retorica Aristotelica e Logica Stoica. Filosofia 10, 1959, 391 bis 424

Praechter, K., Nikostratos der Platoniker, Hermes 55, 1922, 481–517

Quine, W. V. O., Methods of Logic (1953), New York ²1959

Quine, W. V. O., Word and Object, New York – London 1960

Quine, W. V. O., From a Logical Point of View, Cambridge (Mass.) ²1964

Ragnisco, P., Storia critica delle categorie, dai primordi della filosofia greca sino ad Hegel, Florenz 1871.

Raman, N. S. S., Aristotle's Doctrine of Categories and Its Relevance to Contemporary Ontology. Proceed. of the World Congress on Aristotle, III, Athen 1982, 69ff.

Reich, K., Die Vollständigkeit der kantischen Urteilstafel, Berlin ²1948
Reich, K., Der historische Ursprung des Naturgesetzbegriffs. In: Festschrift Ernst Kapp, Hamburg 1958, 121ff.
Reinhold, K. L., Versuch einer neuen Theorie des menschlichen Vorstellungsvermögens, 1789, Prag u. Jena ²1795
Reisinger, K., Relation. In: Wissenschaftstheoretisches Lexikon, hrsg. v. E. Braun, H. Radermacher, Wien – Köln 1978, 509–513
Rescher, N., Studies in the History of Arabic Logic, Pittsburgh 1965
Rescher, N., Many-valued Logics, New York 1969
Rickert, H., Der Gegenstand der Erkenntnis, 1892, Tübingen ²1904
Risse, W., Die Logik der Neuzeit, I: 1500–1640, Stuttgart 1964; II: 1640–1780, Stuttgart 1970
Rorty, R., Internal and External Relations. In: Encyclopedia of Philosophy, ed. J. Edwards, Vol. 7, New York – London 1967, 125–133
Rorty, R., The Linguistic Turn, Chicago 1967
Routley, R. and *V.*, Categories – Expressions or Things? Theoria 35, 1969, 215–238
Rozental, M. M., *Straks, G. M.* (eds.), Kategorii materialisticeskoj dialektiki, 1956. Dtsch.: Kategorien der materialistischen Dialektik, Berlin 1959
Russell, B., The Philosophy of Logical Atomism. The Monist 28, 1918, 459–527; 29, 1919, 32–63, 190–222, 345–380
Ryle, G., Categories. In: Proceedings of the Aristotelian Society, N.S. 38, 1937/38, 189–206
Ryle, G., The Concept of Mind, London 1949
Ryle, G., Dilemmas, Cambridge 1956
Saussure, F. de, Cours de linguistique générale, Lausanne – Paris 1916. Dtsch. v. H. Lommel, Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft, Berlin 1931, ²1967
Savigny, E. v., Die Philosophie der normalen Sprache, Frankfurt 1969, ²1974
Schäfer, L., Quantität. In: Handbuch Philosophischer Grundbegriffe, Bd. II, München 1973, 1146–1154
Scheibe, E., Die Einheit der Zeit. In: E. Fries (Hrsg.), Philosophie und ihre Geschichte. Festschrift f. J. Klein, Göttingen 1967
Schelling, F. W. J., Über die Möglichkeit einer Form der Philosophie überhaupt (1794). Werke, hrsg. v. Schröter, Bd. I, Stuttgart u. Augsburg 1856, 85–112
Schelling, F. W. J., System des transzendentalen Idealismus (1800). Werke hrsg. v. Schröter, III, Stuttgart u. Augsburg 1858, 327–634
Schenk, G., Zur Geschichte der logischen Form: Einige Entwicklungstendenzen von der Antike bis zum Ausgang des Mittelalter, Berlin 1973

Schepers, H., Leibniz' Arbeiten zu einer Reformation der Kategorien. Zeitschrift für Philosophische Forschung, 20, 1966, 539–567

Schepers, H., Enthymem. In: Historisches Wörterbuch der Philosophie, hrsg. v. J. Ritter, Bd. II, Darmstadt 1972, 529f.

Schmidt, E. G., Das Aristotelische Begriffspaar Quantität – Qualität und die Entwicklung der Dialektik (Seneca, Plotinos, Hegel, Marx). Proceed. of the World Congress on Aristotle, III, Athen 1982, 209ff.

Schmidt, S. J., Bedeutung und Begriff. Zur Fundierung einer sprachphilosophischen Semantik, Braunschweig 1969

Schnädelbach, H., Reflexion und Diskurs, Frankfurt a. M. 1977

Schönrich, G., Kategorien und transzendentale Argumentation, Frankfurt a. M. 1981

Scholz, H., Die Mathematische Logik und die Metaphysik. Philosophisches Jahrbuch 51, 1938, 257–291

Schramm, M., Aristotelianism: Basis and Obstacle to Scientific Progress in the Middle Ages. History of Science 2, 1963, 91–113

Searle, J. R., The Logical Status of Fictional Discourse. In: New Literary History 6, 1974/75, 319–332

Sebeok, Th. A., Contributions to the Doctrine of Signs. Studies in Semiotics, Vol. 5. Indiana University Press, Bloomington 1976

Sellars, W., Substance and Form in Aristotle. Journal of Philosophy 54, 1957, 688–699

Sellars, W., Science, Perception, and Reality, London 1963

Senn, G., Die Einführung des Art- und Gattungsbegriffs in die Biologie. Verhandlungen der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft, Aarau 1925

Shiel, J., Boethius and Andronicus of Rhodes. Vigiliae Christianae 11, 1957, 179–185

Simmel, G., Hauptprobleme der Philosophie, Berlin 1910

Simon, J., Sprachphilosophische Aspekte der Kategorienlehre, Frankfurt a. M. 1971

Simon, J., Phenomena and Noumena: On the Use and Meaning of the Categories. In: Proceedings of the Third International Kant Congress, 1972, Dordrecht 1972, 521–527

Smart, J. J. C., A Note On Categories. British Journal Philos. of Science 4, 1953, 227ff.

Solinas, G., La dottrina delle Categorie nella Filosofia di Plotino. In: Annali della Facoltà di Lettere e Filosofia dell'Università di Cagliari, Vol. 17, 1950

Solmsen, F., Boethius and the History of the Organon. American Journal of Philology 65, 1944, 69–74

Sommers, F., The Ordinary Language Tree. Mind 68, 1959, 160–185

Sommers, F., Types and Ontology. Philosophical Review 72, 1963, 327 bis 363
Spann, O., Kategorienlehre, Jena 1924
Stegmüller, W., Das Universalienproblem einst und jetzt, Darmstadt 1974
Stegmüller, W. (Hrsg.), Das Universalienproblem, Darmstadt 1978
Stern, S. M., *Hourani, A.*, *Brown, V.* (eds.), Islamic Philosophy and the Classical Tradition. Essays Presented to R. Walzer, Oxford 1972
Strangas, J., Die Billigkeit und ihr Standort im Rechtssystem, Athen 1976
Strangas, J., Kritik der Kantischen Rechtsphilosophie. Ein Beitrag zur Herstellung der Einheit der Praktischen Philosophie. (Kap. IV [11] zur Kategorienlehre Kants), Heidelberg 1986
Strawson, P. F., Introduction to Logical Theory, London 1952
Strawson, P. F., Individuals, London 1959
Strawson, P. F., Subject and Predicate in Logic and Grammar, London 1974
Tamás, G., Die Rolle des Aristoteles in der Begründung der Kategorienlehre. Proceed. of the World Congress on Aristotle, III, Athen 1982, 220ff.
Tarski, A., Logic, Semantics, Metamathematics, Oxford 1956
Tatakis, B. N., La Philosophie Byzantine. Presses Universitaires de France, Paris 1949, [2]1959. (Durchgeseh. u. bibliographisch erw. Auflage, besorgt v. L. Benakis, Athen 1977)
Thomas v. Aquin, Summa Theologiae, Turin 1934
Thomas v. Aquin, Quaestiones Disputatae de Veritate, ed. R. M. Spiazzi, Turin 1949
Thomas v. Aquin, In XII Libros Metaphysicorum, ed. R. M. Spiazzi, Turin 1950
Thomas v. Aquin, In VIII Libros Physicorum, ed. P. M. Maggiolo, Turin 1954
Thompson, M., Categories. In: Encyclopedia of Philosophy, ed. P. Edwards, Vol. II, New York – London 1967, 44–55
Tonelli, G., La tradizione delle categorie aristoteliche nella filosofia moderna sino a Kant. Studi Urbinati 32-B, 1958, 121–143
Tonelli, G., Das Wiederaufleben der deutsch-aristotelischen Terminologie bei Kant während der Entstehung der ‚Kritik der reinen Vernunft'. Archiv für Begriffsgeschichte 9, 1964, 233–242
Trendelenburg, Fr. A., Logische Untersuchungen, 2 Bde, Leipzig [3]1870
Tugendhat, E., Die sprachanalytische Kritik der Ontologie. In: H. G. Gadamer (Hrsg.), Das Problem der Sprache, München 1967, 483 bis 493
Tugendhat, E., Vorlesungen zur Einführung in die sprachanalytische Philosophie, Frankfurt a. M. 1976

Tugendhat, E., Selbstbewußtsein und Selbstbestimmung. Sprachanalytische Interpretationen, Frankfurt a. M. 1979

Ueberweg, Fr., System der Logik und Geschichte der logischen Lehren, 1857, Bonn [5]1882

Ullmann, S., The Principles of Semantics, Oxford – Glasgow (1951), [2]1957

Vaihinger, H., Die Philosophie des Als-Ob. System der theoretischen, praktischen und religiösen Fiktionen der Menschheit, Berlin 1911

Vives, J. L., De causis corruptarum artium (1531). Opera, ed. Fabricius, Vol. II

Volpi, Fr., La dissertation de Franz Brentano et son influence sur la formation philosophique du jeune Martin Heidegger. Proceed. of the World Congress on Aristotle, III, Athen 1982, 48ff.

Wallies, M., Die griechischen Ausleger der aristotelischen Topik, Berlin 1891 Pr.

Walzer, R., Greek into Arabic. Essays on Islamic Philosophy. Oriental Studies, ed. by S. M. Stern and R. Walzer, Vol. I, Oxford 1962

Wesoly, M., Ku semantycznej interpretacji kategorii arystotelesa. Studia Metodologiczne 22, 1983, 25–50

Wesoly, M., Verso un'interpretazione semantica delle categorie di Aristotele. Elenchos, Rivista di studi sul pensiero antico 5, 1984, 103–140

Whitehead, A. N., Russell, B., Principia Mathematica, I–III, Cambridge 1910–1913, [2]1927

Whitehead, A. N., Process and Reality. An Essay in Cosmology, New York 1929

Wilson, J. C., Categories in Aristotle and in Kant. In: Statement and Inference, with other Philosophical Papers by John Cook Wilson, ed. by A. S. L. Farquharson, Oxford 1926, 696–706. Wiederabgedruckt in: Moravscik 1968, 75–89

Windelband, W., Vom System der Kategorien. In: Philos. Abh. Chr. Sigwart zum 70. Geburtstag, hrsg. v. B. Erdmann u. a., Tübingen 1900, 41–58

Woods, J., The Logic of Fiction, Den Haag 1974

Wright, G. H. v., A Modal Logic of Place. In: The Philosophy of N. Rescher, Discussion and Replies, Dordrecht – Boston 1979, 65–73

ANMERKUNGEN

Einführende Bemerkungen zu den fünfzehn Kapiteln der „Kategorien"

In der Überlieferung der Werke des Aristoteles stehen die logischen Schriften, das seit früher Zeit sogenannte Organon, am Anfang des Corpus Aristotelicum. Angeführt werden die logischen Schriften von den Kategorien, dann folgt De interpretatione, und daran schließen sich die Analytiken an. Dieser traditionellen Anordnung der logischen Schriften liegt eine bestimmte Logikauffassung zugrunde, die man auf die logischen Schriften projizierte, was dazu führte, daß das Verständnis dieser Schriften und damit auch ihre Reihenfolge nicht unwesentlich durch diese Logikauffassung beeinflußt wurde. Gemäß dieser Auffassung handeln die Kategorien von Termen, De interpretatione von Aussagen, die Analytiken von Syllogismen; in anderer Sprechweise sagte man: diese Werke handeln von Begriff, Urteil und Schluß. Der dabei leitende Gesichtspunkt des Übergangs vom Elementaren zum Komplexen schien einzuleuchten und machte die darauf beruhende Struktur des Organons zu einer Fable convenue. Mit der Chronologie dieser Schriften hat die traditionelle Anordnung nichts zu tun, obwohl mit großer Wahrscheinlichkeit davon ausgegangen werden kann, daß die Kategorien und De interpretatione frühe Schriften des Aristoteles sind.

Die fünfzehn Kapitel der Kategorien lassen sich unter verschiedenen Aspekten verschieden gliedern. Auf den ersten Blick gliedert sich die Schrift in drei Teile. Die Kapitel 1–3 vermitteln einige vorbereitende Erklärungen; die Kapitel 4–9 präsentieren die Kategorienunterscheidung als ein offenbar schon bekanntes Lehrstück, auf das zwecks eingehenderer Analyse Bezug genommen wird, und erörtern ausführlich einige Kategorien; die Kapitel 10–15 beschäftigen sich mit Gegenständen verschiedener Art, wie Gegensatz, Priorität, Bewegung, die aber gleichwohl nicht als unzusammenhängend erscheinen. Bei genauer Betrachtung sind die Teile durchaus von der Art, daß sie eine Einheit konstituieren können. Diese Einheit der Kategorienschrift erscheint aber im wesentlichen bedingt nicht durch drei, sondern nur durch zwei Teile: die Kapitel 1–9 und 10–15. Die erste Hälfte (Kap. 1–9) der überlieferten Schrift endet auf sachlich unbefriedigende Weise im neunten Kapitel. Der Übergang zur zweiten Hälfte (Kap. 10–15) der Schrift in der vorliegenden Form ist mit Sicherheit nicht von Aristoteles selbst. Die inhaltliche Verbindung dieser zweiten Hälfte, der sogenannten Postpraedicamenta, mit der ersten Hälfte ist konsistenter, als das bisher im allgemeinen gesehen wurde. Abgesehen davon, daß es keinen stichhaltigen Grund gibt, an der Authentizität der Kapitel 10–15

zu zweifeln, erscheinen sie darüber hinaus als integraler Bestandteil der Kategorienschrift, die in der vorliegenden Fassung sicher nicht vollständig ist. Die Annahme, dieser Teil, die Postpraedicamenta, hätte nicht zu der ursprünglichen Fassung der Kategorienschrift gehört und sei später von einem Herausgeber hinzugefügt worden, erscheint heute eher unwahrscheinlich.

Kapitel 1. Die Schrift beginnt mit einer Darstellung typischer Relationen zwischen Ding und Wort. Homonymie, Synonymie und Paronymie bezeichnen drei verschiedene Relationstypen, durch die das Verhältnis von Ding und Wort auf je spezielle Weise festliegt. Die Pointe ist, daß Aristoteles damit nicht primär eine Aussage über Wörter, sondern über Dinge zu machen beabsichtigt. Durch die relationale Strukturierung des Verhältnisses von Ding und Wort vermittels der Relationseigenschaften der Homonymie, Synonymie und Paronymie gelingt es Aristoteles, unpräzisen Bestimmungen dieses Verhältnisses mit einer differenzierten Betrachtungsweise zu begegnen. Diese vorbereitenden Begriffsklärungen und Unterscheidungen sind für das Folgende der Kategorienschrift nicht nur in dem allgemeinen Sinne einer logischen Propädeutik von Wichtigkeit, sondern auch in dem speziellen Sinne, daß durch die Relationierung von Gegenständen überhaupt erst die Möglichkeit geschaffen wird, logisch zu klassifizieren. Das ist für die Kategorienunterscheidung von leicht einzusehender Relevanz.

Kapitel 2. Der hier leitende Gesichtspunkt ist die Vorbereitung der Kategorienanalyse am Leitfaden eines Prädikatausdruckes, unter den nur Unverbundenes fällt. Die synkategorematischen Ausdrücke (=das Mitbezeichnende; ein im Unterschied zu den *κατηγορήματα* unselbständiges, nur in Verbindung mit anderen Wörtern sinnvolles Wort, zum Beispiel „ein", „der", „von", „als", „mit") scheiden bei dieser Vorgehensweise aus. Die Unterscheidungen, die Aristoteles hier vornimmt, beziehen sich zum einen auf das einzelne Wort für sich allein genommen, aber doch gleichwohl gesehen im Kontext des Satzes, zum anderen beziehen sie sich auf die Dinge, und zwar in verschiedener Hinsicht, je nachdem, ob sie entweder in einem Subjekt oder nicht in einem Subjekt sind und entweder Prädikat sind oder das nicht sind. Aus diesen Beziehungen werden Typen des Seienden konstituiert, die für die Semantik der Kategorien grundlegend sind.

Kapitel 3. Das Kapitel macht aspekthaft etwas von denjenigen Strukturen sichtbar, die später von Aristoteles in der entwickelten Gestalt seiner Syllogistik dargestellt werden. So wird der Sache nach die Wirksamkeit der ersten Figur beschrieben, innerhalb deren allein wissenschaftliche Ableitungen stattfinden. Ob sich die hier beschriebene Struktur als Transitivität deuten läßt, ist ein Problem. Kapitel 3 hat argumentationsstrategisch in der Reihe der fünfzehn Kapitel der Kategorienschrift einen besonderen Stellenwert. Hier findet eine Zäsur statt. Die Einleitung der Schrift durch die ersten Kapitel findet hier ihren Abschluß. Im nächsten Kapitel (4) stellt Aristoteles seine Kategorien vor.

Kapitel 4. Die Präsentation seiner Kategorien, die Aristoteles hier vornimmt, wird mit der Bemerkung eingeleitet, daß jedes für sich allein gespro-

chene Wort notwendig entweder eine Substanz oder eine Quantität oder ein Relatives oder eine Qualität und so weiter bezeichnet. Die zehn Kategorien werden dann an Beispielen veranschaulicht. Die Schwierigkeit besteht vor allem in der Bestimmung dessen, als was Aristoteles hier seine Kategorien genau verstanden wissen will, das heißt, als was die Kategorie unter den drei relevanten Aspekten der Sprache, des Denkens und des Seienden zu begreifen ist. Es geht um den Status der Kategorien. Die Ausführungen in diesem Kapitel sind vor dem Hintergrund des aristotelischen Zeichenbegriffes zu lesen, dem hier eine sacherschließende Funktion zukommt.

Kapitel 5. Nach der Einleitung in den ersten drei Kapiteln und der Vorstellung der Kategorien im 4. Kapitel handeln die folgenden Kapitel 5–8 von je einer Kategorie. Kapitel 5 handelt von der Substanz. Die Unterscheidung zwischen ersten und zweiten Substanzen, die sich bei Aristoteles nur hier findet, berührt ein bis in die Philosophie der Gegenwart folgenreich behandeltes Problem, das sich als das sogenannte Universalienproblem auch durch das ganze Mittelalter hindurchzieht. Welche wirklichen Fortschritte in diesem Fragenkomplex bis heute erzielt worden sind, ist schwer abzuschätzen. (Man denke zum Beispiel an die Bemühungen des Wiener Kreises, an Tarskis Unterscheidung zwischen Objekt- und Metasprache, an Carnaps Unterscheidung zwischen formaler und inhaltlicher Redeweise usw.). An den Grundbestimmungen über die Substanz und deren Verhältnis zu den Eigenschaften hängt die ganze Unterscheidung der Kategorien bei Aristoteles. Entsprechende Beachtung haben die Bestimmungen, die von Aristoteles in diesem Kapitel gemacht werden, in der Geschichte der Philosophie immer gefunden. Dieser Unterscheidung entspricht die Unterscheidung von Eigennamen und Prädikat, die eine der wichtigsten logischen Distinktionen in der Kategorienschrift ist. Die Unterscheidung von Subjekt und Prädikat wurde von Frege in der „Begriffsschrift" (1879) durch den alternativen Vorschlag weiterentwickelt, statt dessen von Argument und Funktion zu sprechen. Aristoteles' erstmalige logische Unterscheidung von Eigennamen und Prädikat hat den Rang einer Entdeckung.

Kapitel 6. Was sich in Teile zerlegen läßt, ist ein Quantum. Davon handelt das 6. Kapitel. Wenn die Teile getrennt sind, ist das Quantum ein diskretes, diskontinuierliches, sind sie dagegen zusammenhängend, so ist es ein stetiges, kontinuierliches. Wie sich Aristoteles den Übergang zwischen der Diskretheit und der Kontinuität gedacht hat, bleibt unklar. Dagegen wird recht deutlich, daß er auch bei quantitativen Bestimmungen auf den Gebrauch qualitativer Prädikate keineswegs verzichtet. Das scheint nicht aus Unachtsamkeit zu geschehen, sondern gemäß der richtigen, aber ihm ungewissen Annahme, daß die meßbaren Quantitäten eine identifizierte Qualität voraussetzen. Die Einführung quantitativer Begriffe in der modernen Naturwissenschaft geschieht genau in diesem Bewußtsein. Zum Zusammenhang zwischen Quantität und Qualität eröffnen sich heute besondere Perspektiven. Eine kategoriale Trennung fällt offenbar immer schwerer und problematisiert die Unterscheidung zwischen Kontinuum und Diskontinuum einerseits sowie zwischen Quantität und Qualität andererseits. Quantität vor Qualität zu erörtern, erweist sich

daher aus moderner Sicht als erstaunlich problembewußt, vor allem dann, wenn man auch noch die Zwischenschaltung der Behandlung des Relativen berücksichtigt.

Kapitel 7. Gegenstand dieses Kapitels ist das Relative. Zu dem Relativen zählt Aristoteles das, dessen Wesen in einem bestimmten Verhältnis zu anderem besteht. Auch in diesem Kapitel gelingen Aristoteles – trotz unverkennbarer Schwierigkeiten, sichere Merkmale für das Relative anzugeben oder die Vermischung mit anderen Kategorien zu vermeiden – zukunftsweisende Formulierungen, die dazu berechtigen, erste Vorläufer der Relationenlogik in diesem Kapitel zu lokalisieren. Die textlichen Unebenheiten in diesem Kapitel könnten die Vermutung stützen, daß hier zwei verschiedene Versionen der Bearbeitung des gleichen Themas (des Relativen) ineinandergeschoben worden sind. Diese philologische Möglichkeit, die nicht von der Hand zu weisen ist, beantwortet aber keineswegs die philosophischen Sachfragen, die der Text, in welcher Gestalt auch immer, aufwirft. Mehr als jedes andere Kapitel wirkt dieses 7. Kapitel im Spiegel der langen Auslegungsgeschichte der Kategorienschrift wie ein vernachlässigter, brachliegender Acker, den zu bearbeiten man vergaß, der aber einen Schatz birgt. Eine direkte Folge dieser Vernachlässigung ist der Umstand, daß es erst im 19. Jahrhundert zur Begründung der Relationenlogik als einer eigenständigen Disziplin der Logik kam. Ch. S. Peirce, einer der Mitbegründer, hat die Verbindungslinie zu Aristoteles klar gesehen. Insofern Aristoteles, gemäß seinem zweiten Kriterium, nur dann von Relativa spricht, wenn im Sein von Dingen deren Relativsein verankert ist (da er die erste, nur vom sprachlichen Ausdruck abgehobene Bestimmung am Anfang des Kapitels für nicht hinreichend erklärt), erinnert diese ontologische Behandlung der Relativa an gewisse Formulierungen Platons im Phaidon. Aristoteles' Pioniertat war eine große Leistung.

Kapitel 8. In diesem Kapitel wird die Qualität behandelt. Als eigentümliches Merkmal der Qualität wird der Gegensatz des Ähnlichen und Unähnlichen betrachtet. Mit der Abgrenzung auch dieser Kategorie gegen andere Kategorien und insonderheit gegenüber der Differenz gibt es Schwierigkeiten. Genannt werden vier qualitative Bestimmungen als die wichtigsten: Habitus, Zustand, affektive Eigenschaften, Gestalt. Die Qualität drückt eine Formbestimmung aus. Der Begriff der Qualität wird zum Teil am Sprachgebrauch, zum Teil durch Beispiele erläutert. Die Phänomenanalysen sind aufschlußreich für die aristotelische Affektenlehre und für seine Theorie des Zeichenschlusses.

Kapitel 9. Das 9. Kapitel formuliert zwei Sätze über das Wirken und Leiden und bricht dann ab. Über das Wirken und Leiden wird nur angemerkt, daß es des Gegensatzes und des Mehr und Minder fähig sei. Diese etwas dürftige Auskunft über ein Thema, zu dem Aristoteles sehr viel mehr hätte sagen können, erlaubt den Schluß, daß uns das 9. Kapitel nur fragmentarisch überliefert ist. Der Hinweis, sich betreffs der anderen Kategorien an das früher Gesagte zu halten, ist von fremder Hand. Wie ausführlich Aristoteles zu den übrigen Kategorien in der ursprünglichen Fassung der Kategorienschrift Stellung genommen hat, wissen wir nicht. Es sollte nicht unbeachtet bleiben, daß Aristoteles nirgendwo sonst in seinen überlieferten Schriften in extenso auf sie ein-

geht. Unverkennbar ist, daß die Kategorien 1–4 gegenüber den Kategorien 5–10 in der Behandlung des Aristoteles eine Vorzugsstellung einnehmen. Damit deckt sich die Feststellung E. Kapps (1920: 251f.): „Die Leistung der Kategorienschrift liegt nicht in der Aufstellung der Zehnteilung, sondern in der ihr eigentümlichen Herausarbeitung der ersten Glieder zu philosophischen Fundamentalbegriffen."

Kapitel 10. Dieses Kapitel handelt vom Begriff des Gegensatzes und den Arten der Entgegensetzung. Konträr entgegengesetzt ist dasjenige, was innerhalb desselben Genus am weitesten voneinander entfernt ist. Kontradiktorisch entgegengesetzt ist dasjenige, zwischen dem nichts in der Mitte ist, was sich mithin so verhält wie Bejahung und Verneinung. Von Begriffen, die in einem kontradiktorischen Gegensatz stehen, muß jedem gegebenen Gegenstand der eine oder der andere zukommen. Weitere Arten des Gegensatzes sind der des Besitzes und der Beraubung und das Verhältnis der Relativa. In diesem Zusammenhang führen Aristoteles' Ausführungen über affirmative prädikative Aussagen mit leeren Eigennamen zu Formulierungen, die auch vom Standpunkt der modernen Logik fiktionaler Aussagen interessant sind.

Kapitel 11. Das 11. Kapitel setzt die Erörterung des Begriffs des Gegensatzes im 10. Kapitel fort. Warum es zu dieser Fortsetzung kommt, läßt sich ziemlich genau angeben. Kapitel 10 macht den Eindruck, als wolle Aristoteles hier auf dem Weg über die Gegensatzthematik das Dualitätsprinzip erörtern, nämlich ob beziehungsweise wo es „ein Mittleres" gebe. Dabei kommt er zu dem überraschenden Ergebnis, daß Bejahung und Verneinung prinzipiell andersartige Gegensätze sind als die vorher genannten, die umgangssprachlich sortiert sind. Um diese umgangssprachlich gesammelten Gegensätze soll es vorrangig gehen, wie Kapitel 11 zeigt, das noch einmal, sozusagen rückversichernd, auf die umgangssprachlichen Gegensätze eingeht. Damit erfolgt innerhalb des Begriffs des Gegensatzes eine weitere Unterscheidung. Denn was für die umgangssprachlichen Gegensätze gilt, daß nämlich manche ein Mittleres zulassen, das darf für Bejahung und Verneinung nicht gelten. So wird die Grundsatzfrage der Logik hier ausgeklammert und auf diese Weise das Zweiwertigkeitsprinzip gegen umgangssprachliche Erfahrungen mit „Entgegengesetztem" gerettet. Die Frage nach der Mehrwertigkeit möglicher, nichtaristotelischer Logiken wird für den modernen Betrachter gerade hier akut, wo sie explizit aus der Betrachtung ausgeschieden wird.

Kapitel 12. Zweck der Ausführungen dieses Kapitels ist es, zu zeigen, daß, wie auch die Topik lehrt, „früher" in mehrfachem Sinne gebraucht werden kann. Es werden Arten der Priorität unterschieden. Der Hinweis am Anfang, daß etwas „erstens und hauptsächlich der Zeit nach" früher genannt wird, weist darauf hin, daß für Aristoteles, bei aller Anerkennung der Faktizität der anderen Sprechweisen von Priorität, diese anderen Aspekte doch nur wie Metaphern den eigentlichen Zeitbegriff überlagern. Darin und in dem Faktum, daß Aristoteles die Zeit in der Form des Wann hier innerhalb einer sprachlich-ontologisch orientierten Analyse anspricht, wenn auch fragmentarisch, liegt gleichwohl eine systematische Leistung. Diese spärlichen Ausführungen zum Zeit-Faktor in der Sprache und zur Zeitproblematik im Sprachdenken müssen als

systematische akzeptiert und gewertet werden, die weit über den Common sense hinausgehen, auch wenn heute die Neigung bestehen mag, dieses Kapitel für trivial zu halten.

Kapitel 13. Das Kapitel gehört, wie das vorangehende 12. Kapitel, zu den wenigen Stellen, wo der Zeit-Faktor der Sprache reflektiert wird. Auch dieses Kapitel ist unter dem nämlichen Aspekt von besonderem Interesse.

Kapitel 14. Der wichtigste Begriff der Naturphilosophie des Aristoteles ist der der Bewegung. Bewegung kommt der Substanz zu als Werden und Vergehen, der Quantität als Zunahme und Abnahme, der Qualität als Veränderung und dem Ort als Wechsel. Insofern es keine Art der Bewegung gibt, wenn es keine Substanz gibt, ist es nicht überraschend, daß nach der Behandlung der Kategorie der Substanz, aber auch nach der Erörterung der anderen behandelten Kategorien, die Bestimmung der Bewegung diskutiert wird, die mit allen Kategorien logisch verknüpft ist. Das gilt auch für die übrigen Bestimmungen der Postpraedicamenta, die entweder mit allen Kategorien oder mit den meisten logisch verknüpft sind.

Kapitel 15. Es geht in diesem Kapitel nicht um die Kategorie des Habens, sondern um das Postpraedicament Haben. Das Haben kommt der Substanz zu. Man sagt von einer Substanz, sie habe Größe, Beschaffenheit, Lage, Bezug zu etwas und so weiter. Der Begriff des Habens wird hier weiter gefaßt als in der ersten Hälfte der Schrift, indem hier, wie in Met. Δ 15, lexikalisch die verschiedenen Bedeutungen von „haben“ aufgelistet werden.

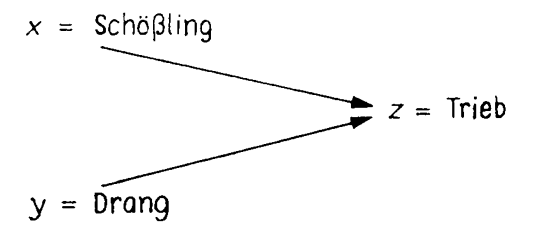
Kapitel 1

9,1 (1a 1 ff.) „Homonym heißen Dinge ..." Das griechische Wort ζῷον, das hier mit „Lebewesen" übersetzt ist, kann zweierlei bedeuten: (1) Lebewesen, (2) Bild, Bildnis, Zeichnung, Figur, Skulptur, Ornament, Darstellung, und zwar nicht nur von Lebewesen, sondern von Gegenständen aller Art. Vgl.: J. Owens (1951: 329): „The word ζῷον means both ‚animal' and ‚painting'. The etymology is the same in both cases. E. Boisacq, Dictionnaire Etymologique (1916), p. 312." J. Ackrill (1963: 71): „The word (scil. ζῷον) ... had come to be used also of pictures or other artistic representations (whether representations of animals or not)." De Anima II 1. 412 b 19 ff. läßt erkennen, in welchem Sinne für Aristoteles hier Homonymie vorliegt: ein lebendes und ein steinernes oder gemaltes Auge sind nur ὁμωνύμως Auge, da die Sehkraft die οὐσία des Auges im begrifflichen Sinne (κατὰ τὸν λόγον) ist. Entscheidend ist hier der funktionale Unterschied, nicht dagegen der mögliche systematische Zusammenhang der Bedeutungen. Was die beiden Bedeutungen des griechischen Wortes ζῷον betrifft, so ist als erstes festzustellen, daß es kein deutsches Wort gibt, das diese beiden Bedeutungen vereint. Die Fragestellung, inwiefern denn ursprünglich überhaupt ein Bildnis im Griechischen „Lebewesen" genannt werden konnte und ob vielleicht deshalb, weil ein Bildnis zumeist das Bildnis von Lebewesen war und metaphorisch als mehr oder weniger „lebendig" bezeichnet wurde, ist für Aristoteles nicht leitend; der etymologische Zusammenhang ist hier kein Gesichtspunkt. Es geht hier nicht um die Entstehung der Zuordnung, sondern um die Zuordnung selbst. Aristoteles geht von einer Bestandsaufnahme der Gewohnheiten der Bezeichnung aus. Der Gebrauch des griechischen Wortes ζῷον zeigt, daß dieser Ausdruck ein „gemeinsames Wort" (ὄνομα κοινόν) ist: er kann angewendet werden auf Mensch und Bild. Der eine Name ζῷον steht also im Griechischen für zwei verschiedene Entitäten. Zum einen bezeichnet er die Lebewesen in unserem Sinne, und zum anderen bezeichnet er auch die Abbildungen. Daß diese beiden Entitäten tatsächlich verschieden sind, ergibt sich aus ihren jeweils unterschiedlichen Definitionen. Der einen Entität kommt die Differenz des „Lebendigseins" zu, während die andere Entität diese Differenz gerade nicht erfüllt.

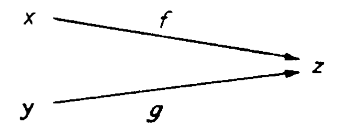
In diesem Kapitel werden die Homonymie, die Synonymie und die Paronymie definiert.

Definition der Homonymie:
Seien x und y zwei verschiedene Dinge.
x und y sind Homonyme, g. d. w.
(a) x und y einen gemeinsamen Namen $=: z$ haben,
(b) (aber) die Bestimmung dessen, was es für x ist, z zu heißen, und was es für y ist, z zu heißen, nicht dieselben sind.

Beispiel:
$z=$ „Trieb". Die Bestimmung dessen, welche Bedeutung „Trieb" in bezug auf Schößling hat, und die Bestimmung dessen, welche Bedeutung „Trieb" in bezug auf Drang hat, sind nicht dieselben.



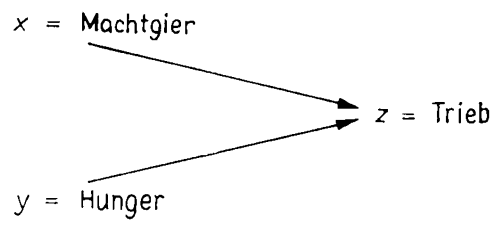
Bei der Homonymie liegt folgender funktionale Zusammenhang vor:
Seien $x, y \in R$ (Res), $x \neq y$, $z \in N$ (Nomina);
wenn $(x, y) \in$ hom, dann existieren Relationen $f: R \rightarrow N$, $g: R \rightarrow N$, wobei $f \neq g$ und $f(x) = g(y) = z$.



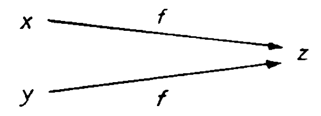
Die Homonymie entsteht durch die Möglichkeit unterschiedlicher Bezugnahme verschiedener Dinge auf einen Namen. Die unterschiedlichen Relationen f und g sind daher konstitutiv für die Homonymie.

Definition der Synonymie:
Seien x und y zwei verschiedene Dinge.
x und y sind Synonyme, g. d. w.
(a) x und y einen gemeinsamen Namen $=: z$ haben,
(b) die Bestimmung dessen, was es für x ist, z zu heißen, und was es für y ist, z zu heißen, dieselben sind.

Beispiel:
$z =$ „Trieb". Die Bestimmung dessen was es ist, daß Machtgier als Trieb bezeichnet wird, und die Bestimmung dessen, was es ist, daß Hunger als Trieb bezeichnet wird, sind dieselben.



Bei der Synonymie liegt folgender funktionale Zusammenhang vor:
Seien $x, y \in R$, $x \neq y$, $z \in N$;
wenn $(x, y) \in$ syn, dann existiert eine Relation $f: R \rightarrow N$ mit $f(x) = f(y) = z$.



Die Synonymie basiert auf der Nichteindeutigkeit einer Relation f. Das Verhältnis von Dingen, die einem gemeinsamen Oberbegriff zugeordnet werden können, ist stets ein synonymes bezüglich dieses Oberbegriffes.

Definition der Paronymie:

Ein Ding x_1 heißt paronym, g. d. w.

(a) x_1 nach etwas anderem, welches mit x abgekürzt wird, benannt ist (d. h. $x_1 = x_1(x)$),

(b) der Name von $x = : z$ und der Name von $x_1 = : z_1$ nicht identisch sind, aber in einer Beziehung zueinander stehen, die durch eine abweichende Endung gekennzeichnet ist (in dem Sinne, daß $z_1 = z_1(z)$).

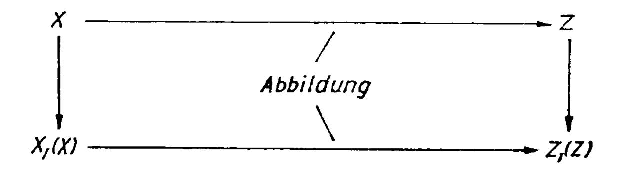
Die Bezeichnung $x_1 = x_1(x)$ drückt aus, daß x_1 von x abhängig ist. Analoges gilt für die Bezeichnung $z_1 = z_1(z)$.

Beispiel:

x = Trieb	z = der Name „Trieb"
$x_1 = x_1$ (x) = triebhaft	$z_1 = z_1$ (z) = die abweichende grammatische Form „triebhaft"

$x_1(x)$ ist das Paronym.

Bei der Paronymie spiegelt sich die Abhängigkeit von x und x_1 in einer Abhängigkeit der sprachlichen Ausdrücke z und z_1.



Die Abbildung ist durch den sprachlichen Konsens gegeben, wobei der Zusammenhang von x und $x_1(x)$ übergeht in einen entsprechenden Bezug zwischen z und $z_1(z)$.

Die drei Definitionen zeigen, daß die Homonymie und die Synonymie nur von Paaren $(x, y) \in R \times R$ aussagbar sind, während die Paronymie von einzelnen Dingen $x_1 \in R$ prädiziert wird. Ferner wird durch die Schemata anschaulich gemacht, daß Homonymie und Synonymie auf drei Entitäten rekurrieren (es werden jeweils zwei Dinge durch einen Namen in eine bestimmte Beziehung zueinander gesetzt), während die Paronymie auf vier Entitäten rekurriert.

Die Ausdrücke „homonym", „synonym" und „paronym" beziehen sich auf Dinge, nicht auf Wörter. Danach sind zwei Dinge homonym, wenn sich derselbe Name auf beide Dinge bezieht, aber nicht in derselben Bedeutung; sie sind synonym, wenn derselbe Name sich auf beide Dinge in derselben Bedeutung bezieht. Zwei Dinge können sowohl homonym als auch synonym sein, wenn der eine Name sich auf beide Dinge in verschiedener Bedeutung bezieht und der andere Name sich auf beide Dinge in derselben Bedeutung bezieht. Man könnte daher von verschiedenen Graden der Synonymie sprechen: Je spezieller

der gemeinsame Name ist, desto enger ist die Beziehung der zugrunde liegenden Dinge oder, anders formuliert, desto höher ist der Grad der Synonymie. Nimmt man z. B. umgekehrt das Wort „Substanz" als Namen an, so sind trivialerweise alle substantiellen Entitäten, unabhängig von ihrer Artzugehörigkeit, synonym bezüglich des Namens „Substanz". Das verweist auf Platon: was wir mit einem Namen benennen können, hat dieselbe Form; diese ist das Eine in vielen Dingen (Synonymität); sie ist eine ontologische, keine linguistische Kategorie. Der eigentliche Grund für die Synonymität ist die gemeinsame (extensive) Form, d. h. die Klassenzugehörigkeit. Die Formen, die synonyme Einzeldinge gemeinsam haben (oder auch die Formen, die untergeordnete, „tiefere" Formen gemeinsam haben), müssen in der Definition übereinstimmen. Gegenüber Platon differenziert die aristotelische Unterscheidung homonymer, synonymer und paronymer Verhältnisse die Beziehung Einzelding-Name-Form. Der Sache nach liegt hier bei Aristoteles eine Differenzierung des Methexis-Problems vor, die die Art und Weise der Teilhabe eines Dinges an einer Struktur genauer, als das bei Platon geschieht, bestimmt. Aristoteles konnte dabei auf Vorarbeiten in der Akademie (z. B. Speusipp) zurückgreifen; vgl. dazu Barnes (1971) und, mit ausführlicher Darstellung und Diskussion der Forschungslage, Tarán (1978); in zahlreichen Einzelfragen ist die Forschung hier nach wie vor kontrovers. Paronym ist ein Ding, wenn dessen Name in einer bestimmten Weise abgeleitet ist, und zwar nicht im etymologischen, sondern im begriffslogischen Sinne. Zum Beispiel wird der Gesunde so genannt wegen der Gesundheit, die er besitzt. Damit ein Ding paronym ist, muß es seinen Namen aufgrund von etwas anderem, z. B. einer zusätzlichen Eigenschaft, besitzen, so daß sich der Name des Paronyms nur durch eine abweichende Endung von dem zu der besonderen Eigenschaft gehörenden Hauptsubstantiv unterscheidet. In diesem Sinne heißt ein Mensch „Grammatiker", weil er zusätzlich die Eigenschaft besitzt, der Grammatik kundig zu sein. Der Name „Grammatiker" ist von dem Hauptsubstantiv „Grammatik" abgeleitet. Nur wenn diese Bedingungen erfüllt sind, liegt das Verhältnis der Paronymie vor. Die Definition des Paronymen ist grammatischer Art. Sie zeigt, wie durch die Veränderung der Endung aus abstrakten Substantiven z. B. Adjektive entstehen können. Das ist die Funktion der Paronyma in der Kategorienschrift. Sie leisten die Verbindung zwischen Adjektiv und abstraktem Substantiv und liefern die Begründung dafür, daß beide jeweils in dieselbe Kategorie gehören. Für die Erklärung des Verhältnisses der zweiten bis zehnten Kategorien zur ersten Kategorie wird die Paronymie-Relation in der Kategorienschrift nicht benutzt, entsprechend auch nicht für die Erklärung der Beziehung verschiedener Bedeutungen von *εἶναι*. Der Name eines Dinges kann auch von etwas hergeleitet sein, ohne daß ein Name für dieses Etwas existiert (Cat. 8. 10a 32–b 2) oder ohne daß, wenn es einen Namen dafür gibt, der Name des Dinges eine Ähnlichkeit damit hat (Cat. 8. 10 b 5–9). Aber in solchen Fällen sind die genannten Bedingungen nicht erfüllt, und folglich liegt nicht ein Verhältnis der Paronymie vor. Die sprachliche Abhängigkeit der zugehörigen Namen ist demnach kennzeichnend für das Verhältnis der Paronymie.

Für Aristoteles gelten die Verhältnisse der Homonymie, Synonymie und

Paronymie nicht zwischen sprachlichen Ausdrücken, sondern zwischen den Dingen. Trotzdem bleibt die Charakterisierung der Dinge als Homonyma, Synonyma und Paronyma abhängig von der Sprache in dem Sinne, daß die Dinge nur bezüglich eines ihnen gemeinsam zukommenden Namens homonym, synonym oder paronym genannt werden können. Aufgrund des gemeinsamen Namens sind die Dinge dann Homonyma, Synonyma oder Paronyma. Diese Beziehung zwischen Ding und Sprache läßt sich hier vielleicht folgendermaßen veranschaulichen: Es seien zwei Bauklötze durch einen Kleber verbunden. Der Kleber fungiert als Mittel, der das Verbundensein zweier Bauklötze allererst ermöglicht. Das Prädikat „miteinander verbunden sein" kann nun allerdings sinnvoll nur den Bauklötzen, nicht aber dem Kleber selbst zukommen. Homonyme sind zwei Dinge dann, wenn die zu dem ihnen gemeinsam zukommenden Namen gehörende Definition jeweils verschieden ist, z. B. *ζῷον*=beseelter Körper und *ζῷον*=darstellendes Artefakt, Bildnis etc.; das soll heißen: Sie sind Elemente verschiedener Klassen, wie Mensch und Zeichnung. Synonyme sind sie dann, wenn die zu dem ihnen gemeinsam zukommenden Namen gehörende Definition jeweils dieselbe ist, z. B. *ζῷον*=beseelter Körper; das soll heißen: Sie sind Elemente derselben Klasse, wie Mensch und Rind. Mensch (*ἄνθρωπος*) und Bild (*γεγραμμένον*) sind also nicht für sich genommen Homonyme, denn ihre je eigenen Namen sind verschieden, sondern homonym sind sie in bezug auf den gemeinsamen Namen *ζῷον*. Der eigentliche Grund ist die gemeinsame Form. Das entsprechende gilt für Mensch und Rind (*βοῦς*); nicht als solche sind sie Synonyme, sondern mit Bezug auf den gemeinsamen Namen. Auch die Paronymie kommt einem Zugrundeliegenden mit Bezug auf einen Namen zu. Ein tapferer Mann erhält die Bezeichnung „der Tapfere" aufgrund der Tapferkeit, die ihm zukommt. Die Bezeichnung „der Tapfere" ist abgeleitet von dem Ausdruck „Tapferkeit". Man sagt, der Tapfere ist paronymisch nach der Tapferkeit benannt (Cat. 1. 1a 13f.). (Die wenig elegante Ausführung läßt sich hier nicht vermeiden, da sonst die Wechselbeziehungen zwischen ontischer und sprachlicher Ebene unklar bleiben, die zu den Voraussetzungen der in Rede stehenden aristotelischen Unterscheidungen gehören.)

Eine besondere Schwierigkeit für das Verständnis des Textes bereitet das Faktum, daß es kein deutsches Wort gibt, das die beiden Bedeutungen von *ζῷον*, (1) „Lebewesen", und *ζῷον*, (2) „Bildnis", vereint. Die Übersetzung mit „Lebewesen", der auch wir uns mangels einer akzeptablen Alternative bedienen, vermag nicht die Doppeldeutigkeit des griechischen Ausdruckes wiederzugeben. Sie legt *ζῷον* als Namen für eine der beiden damit bezeichneten Klassen von Dingen fest und kann daher in der deutschen Sprache keine Homonymie begründen. Diese einseitige Festlegung in der Übersetzung von *ζῷον* macht den Anfang der Kategorienschrift unvermeidlicherweise schwer verständlich, ein Umstand, dem nur durch die kommentierende Erklärung begegnet werden kann. Eine Übersetzung der ersten Sätze der Kategorienschrift, die dem Sinn des von Aristoteles Gemeinten gerecht werden will, muß ganz auf die von Aristoteles aus seiner Sprache heraus gewählten Beispiele verzichten und aus ihrer eigenen neue Beispiele finden, die dasselbe

leisten. Die Nichtübersetzbarkeit der Beispiele macht das Verständnis dieser Sätze zum Problem. Die Wahl der Beispiele „Mensch" und „Bild" verliert im Deutschen die Berechtigung, weil ein gemeinsames Wort fehlt. Speziell die Homonymie ist also abhängig von der Semantik der jeweils betrachteten Sprache. Das oben benutzte Beispiel „Trieb" (1. Schößling, 2. Drang) ist dem Sachverhalt angemessen. Sinngemäß würde dann der erste Satz lauten: „Homonyma werden Dinge genannt, die nur den Namen gemeinsam haben, deren zu diesem Namen gehörende Definition aber verschieden ist, wie denn ‚Trieb' der Schößling und der Drang genannt werden: denn diese haben nur den Namen (‚Trieb') gemeinsam . . .". Ein anderes passendes Beispiel wäre „Blume" (1. Chrysantheme, 2. Schwanz des Hasen). Dann ist auch nicht mehr fraglich, was denn nun die Homonyma sind, noch, welche Rolle *ἄνθρωπος* und *γεγραμμένον* (Cat. 1. 1a 2f.) bzw. ihre Surrogate spielen. Das Wort *ζῷον* bezeichnet die Klasse der Lebewesen und die Klasse der Bildnisse. Aristoteles kann diese Klassen im Gegensatz zu uns nicht unmittelbar durch ihre Namen unterscheiden, weil in seiner Sprache Lebewesen und Bildnis mit demselben Wort, *ζῷον*, bezeichnet werden: sie sind ja eben deshalb Homonyme. Um die Doppeldeutigkeit des Wortes *ζῷον* herauszustellen, gibt er Elemente der verschiedenen Klassen an; so z. B. Mensch als Repräsentant der Menge der Lebewesen und Zeichnung oder Bild als Repräsentant der Menge der Bildnisse. Die Namen „Mensch", „Bild" und „Rind" werden im Text nur verwendet; mit ihnen wird auf die benannten Dinge Bezug genommen. Der Name „*ζῷον*" dagegen wird im Text auch erwähnt; über ihn wird auch gesprochen. Mit dem Menschen, der zu den Lebewesen gehört, ist die eine Entität, die *ζῷον* heißt, als die der Lebewesen gekennzeichnet; mit dem Bild (Zeichnung), das zu den Bildnissen gehört, ist die andere Entität, die ebenfalls *ζῷον* heißt, als die der Bildnisse bestimmt. Kraft des Namens sind die mit ihm bezeichneten Dinge Homonyme oder Synonyme. Homonyme sind sie dann, wenn die zu dem ihnen gemeinsam zukommenden Namen gehörende Definition verschieden ist. Das heißt, sie sind Elemente verschiedener Klassen. Synonyme sind sie dann, wenn die zu dem ihnen gemeinsam zukommenden Namen gehörende Definition dieselbe ist. Das heißt, sie sind Elemente derselben Klasse. Die Relation zwischen den Definitionen und den Objekten besteht nur dann, wenn als Objekte Elemente derjenigen Klasse der *ζῷα*, die jeweils durch das Beispiel gekennzeichnet ist, verstanden werden.

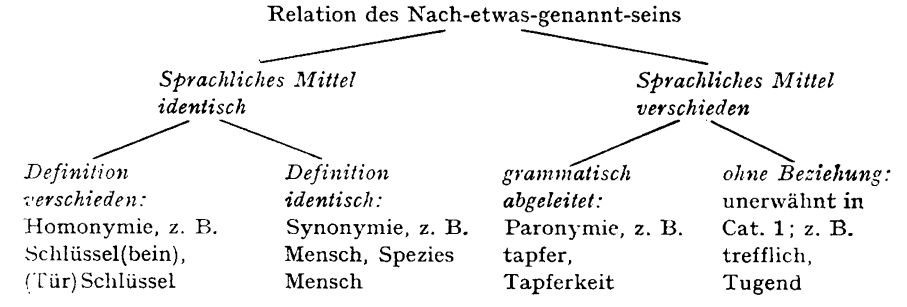
Aus dem aristotelischen Text scheint nicht hervorzugehen, ob die im gegebenen Fall durch eine der drei Relationen verbundenen Entitäten Individuelles oder Allgemeines darstellen. Das heißt, es bleibt offen, ob in bezug auf das Beispiel zur Homonymie die Art Mensch und die Art Bild oder die unter diese Arten fallenden Individuen die Homonymierelation erfüllen. Diese Frage läßt sich relationenlogisch folgendermaßen ausdrücken: Bezeichnet A (*ἄνθρωπος*) die Art Mensch, aufgefaßt als Menge aller Menschen, und bezeichnet entsprechend G (*γεγραμμένον*) die Art Bild, und seien der individuelle Mensch durch a und das individuelle Bild durch g abgekürzt, so gilt $a_i \in A$, $g_i \in G$. Die Frage lautet nun: Wird die Homonymie von dem Paar (A, G) oder den Paaren (a_i, g_i) $i \in \mathbb{N}$, $a_i \in A$, $g_i \in G$ erfüllt?

Es ist anzunehmen, daß Aristoteles die Frage nach dem ontischen Status der Homonyma, Synonyma bzw. Paronyma nicht im Auge hatte, da er vornehmlich daran interessiert war, die unterschiedlichen bzw. parallelen Strukturen zwischen Sprache und Seiendem aufzudecken. Daher sind für ihn wahrscheinlich sowohl der individuelle Mensch und das individuelle Bild als auch die zugehörigen Arten homonym bezüglich des gemeinsamen Namens *ζῷον*. Fest steht jedoch, daß durch diese drei Relationen nicht Namen, sondern Seiendes einander zugeordnet werden, denn in dem aristotelischen Text ist ausdrücklich von *ὄντα* die Rede. Ein weiterer Grund dafür, daß die drei Relationen sowohl von Individuellem als auch von Allgemeinem erfüllt werden, kann darin gesehen werden, daß Aristoteles erst in Kapitel 2 der Kategorienschrift eine Einteilung des Seienden in Allgemeines, d. h. Arten und Gattungen, und Individuelles vornimmt.

Daß die Prädikate homonym, synonym und paronym sowohl auf Individuelles als auch auf Allgemeines zutreffen, ergibt sich jedoch, wie aus heutiger Sicht deutlich wird, nicht in trivialer Weise: In mengentheoretischer Hinsicht kann eine Art als Menge ihrer Individuen verstanden werden, so daß die Eigenschaft der Homonymie zum Beispiel sowohl auf die Klasse als auch auf deren Elemente zutreffen würde. Es ist zu beachten, daß Klassen und Arten hier keineswegs gleichgesetzt werden. Nicht jede Klasse ist eine Art – das steht hier gar nicht zur Diskussion –, aber umgekehrt ist jede Art eine Klasse. Folgendes mengentheoretische Beispiel verdeutlicht, daß nicht zwangsweise Eigenschaften, die einer Menge zukommen, auf ihre Elemente übertragbar sind: Sei $M := \{\mathbb{N}, \mathbb{Q}, \mathbb{R}\}$ eine dreielementige Menge, wobei $\mathbb{N}$:= die Menge der natürlichen Zahlen, $\mathbb{Q}$:= die Menge der rationalen Zahlen und $\mathbb{R}$:= die Menge der reellen Zahlen bedeuten sollen. Die Menge M ist endlich, da sie aus den drei Elementen $\mathbb{N}$, $\mathbb{Q}$ und $\mathbb{R}$ besteht, während die einzelnen Elemente diese Eigenschaft nicht erfüllen, da sie jeweils unendlich viele Elemente besitzen. Das heißt, wenn eine Menge eine bestimmte Eigenschaft erfüllt, so kann es durchaus sein, daß keines ihrer Elemente diese Eigenschaft erfüllt. Aristoteles hat diesen Sachverhalt selber mehrfach (cf. z. B. Top. VI 10. 148a 14–22, VII 4. 157a 17–20) erörtert und durch Beispiele erläutert, wie zum Beispiel: der Mensch in specie ist ewig, der Mensch als Individuum aber nicht. (Vgl. den in der mittelalterlichen Suppositionstheorie viel diskutierten Trugschluß: Homo est species, Socrates est homo, ergo Socrates est species.) Nicht jedes Prädikat also, das auf eine Art zutrifft, trifft auch auf ihre Exemplare zu. Trotzdem scheint es im Fall von Homonymie, Synonymie und Paronymie sinnvoll zu sein, diese Prädikate sowohl auf die Arten als auch auf die zugehörigen Individuen zu beziehen. Ungeachtet der Tatsache, daß Aristoteles parallel immer an ontologischen Problemen interessiert war und die Homonymie daher wohl kaum auf bestimmte individuelle Repräsentanten einer Art einschränken wollte, kann es auch vorkommen, daß die Homonymie in einer der beiden Komponenten auf nur ein einziges Element reduziert ist. Angenommen, es gäbe nur ein einziges Geldinstitut und zahlreiche Sitzbänke: „Bank" wäre auch bei Anwendung auf ersteres ein Prädikat.

In jedem Fall ist für die drei Verhältnisse der Homonymie, der Synonymie

und der Paronymie charakteristisch, daß sie jeweils besonders strukturierte Relationen darstellen. Die Homonymie-Relation verbindet sprachlich, was von der Sache her getrennt ist, und zwar allein aufgrund konventioneller Verwendung eines gemeinsamen Namens. Bei der Synonymie-Relation liegt wegen des gleichartigen Bezuges zum gleichen Namen ein objekthafter Zusammenhang vor. Er ist von der Sache her verknüpfend. Bei der Paronymie-Relation liegt eine Abhängigkeit des Seienden vor, die sich in der Abhängigkeit der zugehörigen sprachlichen Ausdrücke spiegelt. Nach Aristoteles impliziert der sachliche Zusammenhang den sprachlichen Zusammenhang. Der Geltungsgrund ist beim Homonymen allein der menschliche Gebrauch; insofern ist der Geltungsgrund pragmatisch. Der Geltungsgrund beim Synonymen ist das Objekt; insofern ist er semantisch. Der Geltungsgrund beim Paronymen ist das sprachliche Mittel; insofern ist er syntaktisch. Die Relationen sind nach dem Kriterium der Identität und Verschiedenheit der sprachlichen Ausdrücke geordnet. Ihre Struktur stellt sich in einem Diagramm wie folgt dar:



Das Wort *ὁμώνυμος* ist schon seit Homer Bezeichnung von verschiedenen Personen oder Gegenständen gleichen Namens. Der Doppelaspekt der phonetisch-graphischen Identität der Benennung und der ontischen Differenz der benannten Dinge wird von Platon benutzt für die gleichförmige Benennung der Idee und der an ihr partizipierenden Einzeldinge. In Fortführung der Sprachkritik der Sophistik läßt Platon auch die Mehrdeutigkeit homonymer Termini als mögliche Fehlerquelle des Argumentierens erkennen. Er dehnt den Sprachgebrauch von „homonym" aus, insofern er nicht nur verschiedene Dinge, sondern auch ihre Benennung als „homonym" bezeichnet (vgl. Politikos 258 A 1). Unter diesem Einfluß hat Speusipp die semantischen Funktionen sprachlicher Bezeichnungen der Dinge systematisiert. Nach seinem Schema ist „homonym" ein Wort, das in bezug auf verschiedene Dinge in verschiedener Bedeutung gebraucht wird (Simplikios, CAG VIII, In Arist. Cat. 1a 12). Aristoteles gebraucht das Wort *ὁμώνυμος* teils in seiner traditionellen, vorphilosophischen Bedeutung, teils in der von Platon und Speusipp inaugurierten Bedeutung (z. B. Met. *Z* 10. 1035b 1f.), teils in einer neuen, von ihm eingeführten Bedeutung. Danach heißen Dinge „homonym", die durch dasselbe sprachliche Zeichen benannt werden, deren Definition aber eine verschiedene ist. Das Beispiel am Anfang der Kategorienschrift macht das Gemeinte deutlich: sowohl der Mensch (*ἄνθρωπος*) wie auch eine

beliebige bildliche Darstellung (γεγραμμένον) werden als „Lebewesen" (ζῷον) bezeichnet, sie sind es aber gemäß ihren unterschiedlichen Definitionen in verschiedenem Sinne. In bezug auf das Wort „Lebewesen" (ζῷον) werden Mensch und Bildnis „homonym" genannt. Homonyma von dieser Art sind Dinge, die bei gemeinsamer sprachlicher Bezeichnung ontisch verschieden sind. Aristoteles nennt diese Homonyma an anderer Stelle zufällige Homonyma: ἀπὸ τύχης ὁμώνυμα (EN I 4. 1096b 26). Die darauf bezogenen gemeinsamen Namen nennt Aristoteles „in vielfachem Sinne ausgesagte": πολλαχῶς λεγόμενα (z. B. Top. I 15. 106a 9f.). Diese Bezeichnung verdeutlicht, daß ein derartiges Wort unterschiedliche semantische Funktionen erfüllt. Eine zweite Art von Homonyma nennt er gleichbenannte Dinge (und deren Begriffe und Ausdrücke), die nur graduell, in einer geordneten Folge, voneinander verschieden sind; er nennt sie die im eigentlichen Sinne πολλαχῶς λεγόμενα (Top. II 3. 110b 16; Met. Γ 1. 1003b 5f.). Neben den metaphorischen Ausdrücken (Top. IV 3. 123a 27f.; VI 4. 140a 8f.) und Proportionalbegriffen, die κατ' ἀναλογίαν miteinander verbunden sind (De gen. anim. I 1. 715b 20; Phys. VII 4. 249a 23f.; EN I 4. 1096b 26), sind es vor allem bedeutungsverwandte Termini mit einer Primärbedeutung, auf die als das eine (πρὸς ἕν) die anderen Bedeutungen bezogen sind (Met. Z 4. 1030b 3; 2. 1003a 33f.). In seinen logischen Schriften behandelt Aristoteles die Vieldeutigkeit von Bezeichnungen als Ursache für falsche Definitionen und für Fehlschüsse (Top. VI 2. 139a 19f.; 10. 148a 37f.; Anal. Post. II 13. 97b 29f.).

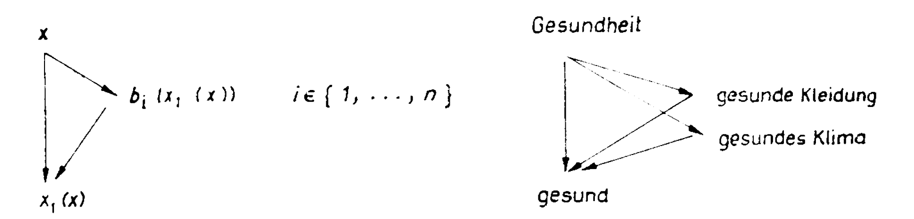
Obwohl die Unterscheidung zwischen „homonym", „synonym" und „paronym" Aristoteles dazu dient, nicht Wörter, sondern Dinge zu charakterisieren, wird diese Differenzierung auch dazu verwendet, äquivoke Wörter zu identifizieren und von nicht äquivoken Wörtern zu unterscheiden, wiewohl auch dann das leitende Interesse dem Verhältnis der Dinge oder der sachlichen Richtigstellung gilt. Die Klassifikation von Homonyma, Synonyma und Paronyma, wie sie Aristoteles in Cat. 1 vornimmt, hat den Charakter des Rudimentären, Unfertigen. In anderen Schriften wird bezüglich der verschiedenen Bedeutungen eines Wortes eine Theorie entwickelt, die die Systematik dieser Bedeutungen, deren Organisation und Infrastruktur, zum Inhalt hat. Obwohl sich von dieser Theorie in der Kategorienschrift noch nichts findet, sei sie hier doch zum Vergleich kurz skizziert, da sie nur eine entwickeltere Stufe des im ersten Kapitel der Kategorienschrift vorliegenden Problemstandes repräsentiert. Von diesem ist auszugehen.

Zur Semantik hat Aristoteles mit seiner Theorie der Mehrdeutigkeit von Wörtern einen wichtigen Beitrag geliefert. Danach sind, wenn Mehrdeutigkeit vorliegt, die zwei Möglichkeiten zu unterscheiden: Homonymie und Paronymie. Davon grenzt sich die Synonymie ab. Homonyma haben denselben Namen, aber verschiedene Definitionen; Synonyma haben denselben Namen und dieselbe Definition. Die Bestimmung der Paronymie ändert sich im Rahmen der neuen Perspektive: Verschiedene Paronyma erhalten ihren Namen aufgrund unterschiedlicher Beziehungen auf ein Identisches. Sie sind definiert durch den Bezug auf ein Identisches. Die drei Termini bezeichnen spezifische Verhältnisse von Seiendem. Eine für die aristotelische Semantik notwendige

Aufgabe besteht also darin, die Mehrdeutigkeit von Wörtern daraufhin zu untersuchen, ob die im Einzelfall vorliegende Mehrdeutigkeit eines Wortes die ungeregelte Mehrdeutigkeit purer Homonymie (Äquivozität) ist, ob die spezielle Eindeutigkeit der Synonymie (Univozität) vorliegt oder ob es sich um das wesentlich kompliziertere Verhältnis der geregelten Mehrdeutigkeit der Paronymie handelt. Danach heißt ein sprachlicher Ausdruck dann paronym, wenn seine verschiedenen Bedeutungen ein gemeinsames Element haben, auf das hin die verschiedenen Bedeutungen ausgerichtet sind. Durch Cat. 1. 1a 12ff. und 8. 10a 32ff. wird erkennbar, daß Paronymie ein Sonderfall von Homonymie ist, bei dem es sich nicht um beliebige Äquivokationen handelt, sondern daß paronymische Redeweisen ausgerichtet sind auf ein Eines.

Paronyme Ausdrücke haben also je eine Zentralbedeutung, an denen die anderen Bedeutungen des Ausdruckes orientiert sind. Sie werden in bezug auf ein Eines, Erstes prädiziert, deshalb nennt Aristoteles sie auch *πρὸς ἓν λεγόμενα*. Aus diesem Grunde ließe sich wohl statt des Terminus „paronym" („Paronymie") auch der Terminus „henonym" („Henonymie") zur Bezeichnung dieses Sachverhaltes verwenden. Allerdings bleibt zu bedenken, daß das, was in der Kategorienschrift (Cat. 1. 1a 12ff.; vgl.: 8. 10a 32ff.) Paronymie genannt wird, nicht mit dem identisch ist, was Aristoteles mit der Wendung *πρὸς ἓν λέγεσθαι* bezeichnet, weil Paronymie immer auch zwischen Wörtern besteht, beispielsweise zwischen „Glas" und „gläsern", „tapfer" und „Tapferkeit". Vgl.: W. D. Ross (1924 I: 256; 1936: 559f.), E. K. Specht (1959: 102ff.), J. Hintikka (1959: 137ff.) und G. Patzig (1959: 192). Die Zentralbedeutung eines Wortes, die „focal meaning" (G. E. L. Owen 1960), geht als Komponente in die Definition der anderen Bedeutungen mit ein. An einigen Beispielen erläutert Aristoteles das Gemeinte. So gilt das Feuer als das am meisten Warme, weil alles sonst „warm" Genannte nur wegen des in ihm enthaltenen oder auf es einwirkenden Feuers diese Eigenschaft hat. In der Klasse der warmen Gegenstände ist das Feuer dadurch ausgezeichnet, daß es nicht nur ein warmer Gegenstand, sondern zugleich auch noch der Grund der Wärme in den anderen Gegenständen ist. Siehe Met. *A* 1. 993b 23–26. Ein anderes Beispiel ist die Gesundheit, an der gezeigt wird, daß die vielen verschiedenen Dinge, die „gesund" genannt werden (z. B. Kleidung, Heilmittel, Gesichtsfarbe), nur deshalb gesund sind und so genannt werden, weil sie alle in einer, wenn auch unterschiedlichen, Beziehung zur Gesundheit des Organismus stehen. Insofern ist sie das „Erste Gesunde" (*πρῶτον ὑγιεινόν*), Met. *Γ* 2. 1003a 33–b 1. Die gleiche Struktur zeigt er modellhaft auch am Beispiel des „Ärztlichen" (*τὸ ἰατρικόν*) auf. Siehe Met. *Γ* 2. 1003b 1–4. Diese Ausführungen zeigen, daß die Paronymie nun ihre Begründung immanent in der *πρὸς ἕν*-Struktur findet. Etwas wird paronym genannt, wenn seine sämtlichen Bedeutungen von einer Zentralbedeutung abhängen. Um dieses leisten zu können, muß die Zentralbedeutung gleichzeitig Prinzip und Inbegriff des Ganzen sein. Sie stellt also einen in besonderer Weise ausgezeichneten Teil des Ganzen dar.

Die *πρὸς ἕν*-Struktur läßt sich anhand des folgenden Schemas verdeutlichen:



Die „$b_i(x_1(x))$" bezeichnen die n verschiedenen derivaten Bedeutungen von $x_1(x)$.
x und $x_1(x)$ stimmen mit den Bezeichnungen im Schema der Paronymie überein.
Die Schreibweise $x_1 := x_1(x)$ ist auch hier angebracht, da x die Funktion der Zentralbedeutung zukommt. Das Abhängigkeitsverhältnis von x und $x_1(x)$ wird also nicht mehr auf eine sprachliche Abhängigkeit zurückgeführt, sondern ergibt sich aus dem Umstand, daß x als Focal meaning die Bedeutungsmannigfaltigkeit von x_1 aufspannt.

Die hier aufgeführten Beispiele sind aber nur die gelegentlich verwendeten Demonstrationsobjekte für den entscheidenden philosophischen Standardfall: die Verhältnisbestimmung der Substanz zum Seienden der übrigen Kategorien. Die logische Analyse des Ausdrucks „seiend" (*ὄν*) führt Aristoteles zu der Feststellung, daß alle untergeordneten Bedeutungen dieses Begriffes definiert werden müssen in der Verbindung mit einer primären Bedeutung dieses Begriffes, und diese primäre Bedeutung von *ὄν* ist *οὐσία*. Das bedeutet, daß alle Aussagen über *ὄντα*, auch wenn sie nicht von *οὐσία* handeln, in Aussagen über *οὐσία* übersetzt werden können. In abstrakter Form kommt hier dasselbe systematische Schema zur Anwendung wie in den erwähnten konkreten Mustern: alle Bedeutungen von „gesund" müssen in Termini der primären Bedeutung „Gesundheit" definiert werden; analog müssen alle Bedeutungen von „seiend" (wie z. B. Quantitatives, Qualitatives, Relatives, . . . etc.) in Termini ihrer primären Bedeutung „Substanz" definiert werden. Dieser Zusammenhang drückt aus den Primat der Substanzen vor den übrigen Kategorien. Außerdem fungiert diese Figur der reduktiven Transposition bei Aristoteles als die logische Bedingung der Möglichkeit einer einzigen allgemeinen Wissenschaft vom Seienden, wie er sie in seiner „Ersten Philosophie" (*πρώτη φιλοσοφία*) formuliert hat. Diese Wissenschaft vom Seienden soll das Sein unabhängig von den Einzelwissenschaften auf die allgemeinsten Prinzipien hin untersuchen. Der natürlichen Priorität der Substanz in der natürlichen Ordnung des Seienden entspricht somit die logische Priorität der Substanz in der Bedeutungsmannigfaltigkeit des Seinsbegriffes. Zentralbedeutung eines Begriffes und logische Priorität gehören zusammen.

Das *πρὸς ἓν λέγεσθαι*, das „in Beziehung auf ein Eines Ausgesagtwerden", ist nach Aristoteles immer dann möglich, wenn das Verhältnis eines Teiles zum Ganzen so beschaffen ist, daß der Teil Inbegriff und Prinzip dieses Ganzen ist. Als eine derartige auf ein Eines bezogene Vielheit analysiert Aristoteles das Verhältnis der Substanz zum Seienden der anderen Kategorien. Die

Substanz ist zwar ein Seiendes unter Seiendem, aber doch so, daß sie zugleich der Grund und das Prinzip des Seins für das Seiende der anderen Kategorien ist. Auf einer so strukturierten Vielheit beruht also die Aussage über das Seiende. Was „seiend" genannt wird, bildet eine Mannigfaltigkeit, aber die Mannigfaltigkeit einer Abhängigkeitsreihe, in welcher die Substanz das erste Glied ist. Das ist für Aristoteles nicht nur ein logischer und ontologischer, sondern auch, wie der Anfang von Met. Λ zeigt, ein kosmologischer Tatbestand. Die *οὐσία* ist Teil eines Ganzen. Das bedeutet: Der Terminus „seiend" ist vieldeutig, und seine Explikation ist notwendig die Explikation des ersten Gliedes dieser Abhängigkeitsmannigfaltigkeit, von dem aus dann auch das übrige, abhängige Seiende erklärbar wird, jener Zusammenhang, der für Aristoteles begründet, daß die Erforschung alles Seienden, insofern es seiend ist, Sache einer einzigen Wissenschaft ist, der „Ersten Philosophie". Das identische Eine, das jeweils als der Bezugspunkt innerhalb einer beliebigen bezogenen Vielheit fungiert, nennt Aristoteles das „Erste" (*πρῶτον*), und in diesem Sinne ist in der Vielheit des Seienden die Substanz das Erste Seiende. Es ist zu beachten, daß sich die Henonymie aus dem engen Zusammenhang mit der Paronymie gelöst hat und nun ein eigenes selbständiges Prinzip darstellt. Infolgedessen kann dann nicht von Paronymie im Sinne der in Kapitel 1 der Kategorienschrift gegebenen Definition gesprochen werden. In dieser Hinsicht stellt die *πρὸς ἕν*-Struktur eine Erweiterung der Paronymie dar. Das heißt, es ist eine Einbettung der Paronymie in die *πρὸς ἕν*-Struktur möglich, so daß sich jede paronyme Ordnung mit der *πρὸς ἕν*-Struktur darstellen läßt, aber nicht jede Paronymie ist eine Henonymie.

Was die Innigkeit der gestifteten Beziehungen anlangt, so liegt die Paronymie scheinbar in der Mitte zwischen Homonymie und Synonymie. Bei der Homonymie ist die Beziehung zufällig und von lockerer Natur, während bei der Synonymie sogar Definitionsgleichheit hinsichtlich des gemeinsamen Namens vorliegt. Die Paronymie ist die Systematisierung des Begriffs unter der Einheit des Prinzips, das heißt, die Vielheit der Bedeutungen wird unter der Herrschaft des Prinzips unter einem Begriff geordnet vereinigt. Durch Regelhaftigkeit des Prinzips entsteht eine geregelte Mehrdeutigkeit. Von hier aus eröffnet sich ein Einblick in eine Methode des Aristoteles: Der Begriff eines Wortes wird in der Weise analysiert, daß danach gefragt wird, in welchen Beziehungen verschiedene Bedeutungen zu einer Zentralbedeutung stehen. Aristoteles hat eine zufriedenstellende Lösung dieses Problems nicht gefunden. Auf jeden Fall hat er aber mit dieser Fragestellung einen neuen Anstoß gegeben, der die Begriffsanalyse und die Logik des Begriffs nach der Synonymik des Prodikos und der Dihairetik Platons und der Akademie ein entscheidendes Stück weitergebracht hat. Wann Aristoteles die klare Unterscheidung zwischen dem allgemeinen Fall der Vieldeutigkeit (*πολλαχῶς λεγόμενα*) und dem besonderen Fall der strikten, bloß sprachlichen Homonymie zuerst getroffen hat, ist kaum auszumachen. In Met. Γ 2 jedenfalls begegnet diese Unterscheidung, und zwar terminologisch fixiert. Daß sie auf jeden Fall in einem engen systematischen Zusammenhang mit der Analyse der Zentralbedeutung von Wörtern (*πρὸς ἓν λεγόμενα*) steht, ist klar.

Kehrt man nach dieser Vorschau auf die weitere Gedankenentwicklung des Aristoteles zur Kategorienschrift zurück, so ist festzustellen, daß in ihr zwar der Kategorie der Substanz der Primat eingeräumt wird, daß es aber gleichwohl noch nicht zu einer Theorie über die begriffslogische Systematik des Terminus „seiend" kommt. Dessenungeachtet ist der unter den Stichworten „homonym", „synonym" und „paronym" angezeigte Sachverhalt für das, was in der Kategorienschrift geschieht, sehr wichtig. Diese Termini klassifizieren Dinge, nicht Wörter. Von den Dingen werden aber Wörter prädiziert, und diese Wörter werden mit dem Anspruch benutzt, die Verhältnisse der Dinge richtig wiederzugeben. Deshalb die einführenden Bemerkungen im ersten Kapitel der Kategorienschrift über drei Grundverhältnisse von Dingen untereinander und zu ihren Namen. Es gibt aber eine Fülle offener Fragen, auf die dieses Kapitel keine Antwort gibt. Beispielsweise bleibt der Begriff des grammatischen Verwandtseins, der grammatischen Ableitung und der Beziehung des Nach-etwas-genannt-seins ungeklärt. Es wurde bereits darauf hingewiesen, daß diese Relationen als bestehend zwischen nichtsprachlichen Entitäten bestimmt werden, daß sie aber ihrerseits mit Hilfe ihrer Namen klassifiziert werden. Alles, was einen Namen hat, gilt als eine Entität; aber eine Entität kann mehrere Namen haben. Als Namen gelten in der Kategorienschrift auch Eigenschaftswörter und Zeitwörter. Der Gebrauch von *ὄνομα* und *προσηγορία* in der Kategorienschrift ist sehr weit gefaßt; das, als was ein Ding genannt wird, gilt als der Name desselben. Aristoteles unterscheidet zwischen verschiedenen möglichen Relationen von Dingen; aber es gibt andere, die er in diesem Kapitel unerwähnt läßt, zum Beispiel eine solche wie die zwischen „trefflich" und „Tugend" (vgl. Cat. 8. 10a 32–10b 11). Außerdem bleibt unerörtert, welche Funktion die Differentiae specificae in der Systematik des 1. Kapitels und welche Form ihre Namen haben. Dem Kapitel liegt eine Ontologie zugrunde, und diese Ontologie umfaßt eine Menge von Entitäten, die einfach vorausgesetzt wird. Das gleiche gilt für die Relationen, die die Entitäten aufeinander beziehen.

9,2 (1 a 2) „. . . die dem Namen entsprechende Definition des Seins": *ὁ κατὰ τοὔνομα λόγος τῆς οὐσίας*. Die Echtheit des Genitivattributes *τῆς οὐσίας* in 1 a 2, 4, 7 und 10 und von *κατὰ τοὔνομα* in 1 a 7 ist zweifelhaft. Vergleiche Waitz I 269–271. Die ältesten Kommentatoren scheinen diese Ausdrücke nicht gekannt zu haben. Vergleiche Dexippos, CAG IV (2) 21, 18–19 und Simplikios, CAG VIII 29, 30–30,5, über die Lesart bei Andronikos und Boethos. In der jüngeren Überlieferung kommen sie meistenteils vor. In 1 a 2 haben einige, in 1 a 4 alle Handschriften *τῆς οὐσίας*. Da Aristoteles zur Bezeichnung der Definition sich sowohl der Ausdrücke *λόγος τῆς οὐσίας* (z. B. Anal. Post. II 13. 97a 19, De part. anim. 695b 18, Met. *Z* 11. 1037a 24) als auch *λόγος* (z. B. Top. I 15. 107a 20, VI 10. 148a 24) sowie *ὁρισμός* (z. B. Top. I 4. 102a 4, Met. *Z* 10. 1034b 20; 12. 1037b 12) bedient (vgl. Bonitz, Index 434, Sp. 2, 13–15, 524, Sp. 2, 45–61), ist die Echtheitsfrage bezüglich des Zusatzes *τῆς οὐσίας* für das sachliche Verständnis der Stelle unerheblich. Waitz schließt sich der Lesart von Andronikos und Boethos mit der Begründung an, daß Aristoteles *λόγος* im Sinne von *ὁρισμός* da ohne Zusatz gebrauche,

wo der Gegensatz *ὄνομα* sei (270): „ubi opponitur *τῷ ὀνόματι*, nudus poni solet (scil. *λόγος*)." Steinthal (210) folgt dieser Lesart ebenfalls. Die griechischen Kommentatoren, die sich für den vollständigen Ausdruck *λόγος τῆς οὐσίας* aussprechen, begründen die Beibehaltung des Genitivattributes damit, daß dadurch (1) die Mehrdeutigkeit des Wortes *λόγος* umgangen werde, vergleiche Porphyrios, CAG IV (1) 64, 28–65, 10, und (2) *λόγος* auf die Dinge bezogen werde, nicht auf die Sprachzeichen (*λέξις, φωνή*), vergleiche Olympiodoros, CAG XII (1) 32, 3–4; Philoponos, CAG XIII (1) 20, 15–19. Da aber durch Cat. 1a 4–6 hinreichend deutlich ist, daß hier mit *λόγος* die Definition gemeint ist und Definition bei Aristoteles nicht Definition von Zeichen, sondern von Dingen beziehungsweise Klassen von Dingen bedeutet, sind diese Begründungen der Kommentatoren nicht zwingend.

Unserer Stelle am ähnlichsten sind Top. I 15. 107a 20: *ἕτερος γὰρ ὁ κατὰ τοὔνομα λόγος αὐτῶν* und Top. VI 10. 148a 24: *συνώνυμα γὰρ ὧν εἷς ὁ κατὰ τοὔνομα λόγος*. Der Terminus *λόγος τῆς οὐσίας* (Cat. 1) kann übersetzt werden mit „Definition". Falls das Genitivattribut *τῆς οὐσίας* erst von späterer Hand hinzugesetzt worden ist, könnte die Absicht immerhin gewesen sein, deutlicher machen zu wollen, daß Gegenstand der Definition nicht der Name, sondern das Sein ist. Gegenstand der Definition muß nicht Substanz sein; es gibt Definitionen von Dingen, die keine Substanzen sind. Der Ausdruck *οὐσία* ist entsprechend weit zu fassen. Siehe Bonitz' Index s. v. *οὐσία* 544–546. Vergleiche Ackrills Übersetzung „definition of being". Von der Interpretation des Ausdrucks *λόγος τῆς οὐσίας* ist abhängig, inwieweit die Homonymie (bzw. Synonymie) neben den Substanzen auch für Prädikate gültig sein kann. Abgesehen von Aristoteles' Auffassung lassen sich Beispiele finden, in denen Eigenschaftswörter oder auch Verben ein homonymes Verhältnis repräsentieren. So ist das Faulsein des Apfels ein anderes als das Faulsein des Menschen. Die unterschiedlichen Bedeutungen des Adjektivs „faul" werden sichtbar, wenn die dazu gehörigen Gegensätze betrachtet werden. Der Gegensatz eines faulen Apfels ist ein gesunder Apfel, das Gegenteil eines faulen Menschen jedoch ein fleißiger Mensch. Entsprechendes kann auch für Verben gelten, wie das Beispiel „Schließen einer Ehe" und „Schließen einer Türe" zeigt.

In bezug auf den Ausdruck *λόγος τῆς οὐσίας* ist eine ganze Reihe von Fragen diskutiert worden, deren Beantwortung für das Verständnis des Textes nicht unwichtig ist. So zum Beispiel, ob es sich bei dem Zusatz *τῆς οὐσίας* um einen genitivus subiectivus oder obiectivus handelt, mit anderen Worten, ob „*οὐσία*" gegebenenfalls die erste Kategorie denotiert. Diese Auffassung vertritt Anton (1969), der den Homonymiebegriff von Cat. 1 nur für Substanzen gelten läßt. Diese Auffassung ist zu eng; sie wird den Textstellen nicht gerecht, wo Aristoteles das Wort „*λόγος*" ohne den Zusatz benutzt (1a 6, 11 und 12). Zutreffend bemerken die griechischen Kommentatoren, daß *οὐσία* hier nicht im Sinne der Substanzkategorie zu verstehen sei, sondern im Sinne des Seienden aller Kategorien, das heißt im Sinne von *ὄντα* (vgl. z. B. Dexippus, CAG IV (2) 21, 24–27).

Eine weitere vieldiskutierte Frage ist, ob der Ausdruck *λόγος* (*τῆς οὐσίας*) hier Definition im strikten aristotelischen Sinne bedeuten soll oder einen

weniger strengen, erweiterten Sinn hat. Wird der Ausdruck im strikten Sinne verstanden als Angabe von genus proximum und differentia specifica, so ist der Homonymiebegriff hier auf solchermaßen definierbare Dinge zu begrenzen. Die antiken Kommentatoren, offensichtlich um einen Kompromiß in dieser Frage bemüht, sprechen sich für die Auffassung aus, der Ausdruck bedeute sowohl *ὁρισμός* als auch *ὑπογραφή*, weshalb Aristoteles hier auch nicht von *ὁρισμός*, sondern von *λόγος τῆς οὐσίας* spreche, so Simplikios 29, 16f.; nicht alle Dinge seien definierbar, auf jeden Fall nicht die *γενικώτατα* und *ἄτομα*, denn diese hätten keine übergeordneten Gattungen beziehungsweise keine Artunterschiede mehr. Mit den höchsten Gattungen sind die Kategorien gemeint, mit den *ἄτομα* die Individuen. Das Standardbeispiel für homonyme *ἄτομα* geht auf Homer zurück, der den Aias, den Sohn des Telamon, und den Aias, den Sohn des Oileos, als „homonymoi" bezeichnet (Ilias XVII, 720); die Kennzeichnungen „Sohn des Telamon" beziehungsweise „Sohn des Oileos" bilden dann den sogenannten *λόγος ὑπογραφικός*. Diese Interpretation ist aber unaristotelisch. Weder behauptet Aristoteles von den Kategorien die Homonymie, noch bezeichnet er Träger gleicher Eigennamen als Homonyma. Ebenfalls für eine nicht auf die Bedeutung „Definition" festgelegte Auslegung haben sich, wenn auch mit anderer Begründung als die antiken Kommentatoren, Hintikka und Owen ausgesprochen. Hintikka: „In these definitions (scil. der Homonymie und Synonymie), *λόγος* should perhaps be understood as an explanatory phrase or as an account of the meaning of a name rather than as a definition" (Hintikka 1959: 140). Owen: „By *λόγος* in such contexts he plainly does mean a definition or paraphrase: this is shown by the many examples in his logic" (Owen 1965: 73). Die Interpretation von *λόγος* als erklärender Paraphrase stützt sich vor allem auf das Homonymiekapitel der Topik (I 15), wo *λόγος* auch in diesem Sinne zu verstehen ist. Dagegen legt der Text der Kategorienschrift (1a 4–6; 3a 33–3b 10) nahe, *λόγος* nicht in dieser weiteren, sondern in der engeren Bedeutung von Definition aufzufassen. Ein weiteres Problem der Interpretation des Homonymiebegriffes von Cat. 1 besteht darin, zu bestimmen, wie im einzelnen die Entsprechung zwischen der Definition (*λόγος*) und dem Beispiel anzusetzen ist und welcher Grad der formalen Übereinstimmung erreichbar ist. Denn davon hängt ab, welcher Anwendungsbereich diesem Homonymiebegriff zuzuordnen ist, das heißt, was denn eigentlich als Homonymie betrachtet werden kann bzw. muß. Genannt werden zwei Kriterien: (1) die Gemeinsamkeit des Namens, (2) die Verschiedenheit der dem Namen entsprechenden Definition. Es ist also zuerst erklärungsbedürftig, welche Wortart als gemeinsamer Name hier fungieren soll bzw. wie die Denotation von „Homonyma" interpretiert wird. Zwischen den antiken und neuzeitlichen Kommentatoren besteht in diesem Punkt kein Konsens. Erstere verstehen, zusammengenommen, unter *ὄνομα* in der Wendung *ὧν ὄνομα μόνον κοινόν* Nomina (Eigennamen und Klassennamen), Verben, Konjunktionen, sogar Präpositionen. Vergleiche Porphyrios, CAG IV (1) 61, 31f. und 62, 3–5; Boethius 164 B–C; Simplikios, CAG VIII 25, 20–26,2. Gemeint ist: *ὄνομα* kann hier „jeder Teil eines Satzes" sein, wie Porphyrios, CAG IV (1) 61, 31f. bemerkt, und Simplikios, CAG VIII 25, 20–26,2, ist

mit ihm der Meinung, daß Aristoteles an dieser Stelle das Wort *ὄνομα* verwende, weil einem Satzteil bei der Untersuchung auf dessen mögliche Homonymie der Artikel voranzustellen sei, das heißt, „der Typus der Namen wird ihm gegeben" (Simplikios 26,2) kraft der Nominalisierung, die die isolierte Betrachtung eines Satzteiles im Gefolge hat. Im Unterschied dazu können nach moderner Auffassung nur Prädikatswörter als *ὄνομα κοινόν* auftreten. Vergleiche dazu Haller 1962: 68, Leszl 1970: 96ff., Specht 1959: 102, Wagner 1961: 79. Für diese Auffassung gibt es einen triftigen Grund, der darin besteht, daß das *ὄνομα κοινόν* ein Wort sein muß, das sich durch eine Definition ersetzen läßt. Eigennamen und Präpositionen scheiden aus. Erschwerend für das heutige Verständnis des aristotelischen Homonymiebegriffes ist, daß Aristoteles keine Kriterien der Wortgleichheit angibt, was schon die griechischen Kommentatoren beschäftigte. Was die Betonung der Gemeinsamkeit bloß des Namens betrifft, so liegt es nahe zu vermuten, daß das exakt der Tatbestand ist, den Aristoteles später (E. N. I 6. 1096b 26) mit dem Terminus der zufälligen (*ἀπὸ τύχης*) Homonymie belegt hat.

Wie nach der Bedeutung der Namensgleichheit ist auch nach der der Definitionsverschiedenheit (*ὁ δὲ κατὰ τοὔνομα λόγος τῆς οὐσίας ἕτερος*) zu fragen. Definition ist für Aristoteles der Satz, der das Was-Sein oder Wesen von etwas angibt: *Ἔστι δ' ὅρος μὲν λόγος ὁ τὸ τί ἦν εἶναι σημαίνων* (Topik I 5. 101 b 38). Dinge, die durch dieselbe Definition bestimmt werden, gehören zu derselben Art, und zwar zu der, die gerade durch die Definition bezeichnet wird. Verschieden definierte Dinge gehören nicht zur selben Art (Topik VI 4. 141 a 35–b 1; VII 3. 154 a 10 f.). An dieser Stelle taucht das Problem auf, das schon einmal oben berührt wurde, nämlich ob die Homonyma jeweils Elemente verschiedener Klassen oder aber die verschiedenen Klassen selbst sind, so daß die Homonymie eine Relation zwischen Klassen wäre, mithin ein Verhältnis von Arten beinhaltete. Es fällt auf, daß Aristoteles nicht mit direktem Bezug auf die Homonyma selbst sagt, daß sie verschiedene Definitionen haben; er bezieht den Ausdruck *λόγος τῆς οὐσίας* statt dessen auf den Namen und damit auf die Entitäten, die der Name benennt, das heißt auf Klassen, und nur diese können definiert werden; dieser Bezug auf den Namen wird hergestellt durch die Wendung *κατὰ τοὔνομα*. Die Homonyma selbst indes sind dem Anschein nach als die zu verschiedenen Klassen gehörenden Elemente aufgefaßt. Aber die Sache ist ambivalent. Homonyma und Synonyma können z. B. Einzeldinge sein, wenn ihr gemeinsamer Name ein *ἄτομον εἶδος* ausdrückt; sie können aber auch Formen sein, wenn ihr gemeinsamer Name eine Oberform ausdrückt. Bei Platon und Aristoteles liegt Gleichbehandlung vor. Zu beachten ist, daß für Aristoteles nicht, wie für uns, auch verschiedennamige Dinge (bzw. Wörter mit verschiedener Lautgestalt) synonym sein können. Für Aristoteles ist ein gemeinsamer Name notwendig, was auf Platon verweist; sonst nämlich wären Einzeldinge nicht erfaßt. Tatsächlich kommt der Zwischenschaltung des Zusatzes *κατὰ τοὔνομα* eine wichtige logische Funktion zu, die bereits von den griechischen Kommentatoren genau bezeichnet wird, indem sie darauf hinweisen, daß ohne diesen Zusatz die Homonyma zu Synonyma und die Synonyma zu Homonyma würden. Simplikios (29,5ff.) nennt u. a. als Beispiel: Seehund

und Landhund haben qua Lebewesen dieselbe Definition, qua Hund jedoch verschiedene Definitionen. Vergleiche Ammonios (19, 20ff.). Das bedeutet, wie es Olympiodoros (32,5 ff.) formuliert: Die Entscheidung, ob die Dinge homonym oder synonym sind, kann unterschiedlich ausfallen, je nachdem, auf welche Bezeichnung Bezug genommen wird. Auf jeden Fall ist der Zusatz notwendig, da es sonst passieren kann, daß denselben Dingen die Eigenschaft sowohl der Homonymie als auch der Synonymie zugesprochen wird. An dieser Stelle wird nochmals deutlich, daß die Homonymie und die Synonymie dreistellige Relationen darstellen. Denn der gemeinsame Name ist notwendig, um erkennen zu können, ob zwei zugrunde liegende Entitäten durch die Relation der Homonymie oder durch die Relation der Synonymie einander zugeordnet sind. Der sonst mögliche Widerspruch stellt sich natürlich nur unter der Voraussetzung ein, daß, wie das ja bei Aristoteles der Fall ist, Homonymie und Synonymie als Eigenschaften von Dingen gefaßt werden. Speusipp, der sie allem Anschein nach als Eigenschaften der Wörter begreift, sah folglich die Problematik anders und verzichtete daher auch auf den Zusatz *κατὰ τοὔνομα* indem er den Ausdruck *ὁ λόγος ἕτερος* (Simplikios 29,5) gebrauchte, gegen den die griechischen Kommentatoren sich wenden. Vergleiche dazu Hambruch (1904: 28) und Stenzel (1929: 1654). Der Ausdruck *κατὰ τοὔνομα* ist, wie sowohl der logische als auch der ontologische Zusammenhang zeigt, unverzichtbar; er bezeichnet die jedesmalige Hinsicht, gemäß welcher gesagt werden kann, daß den Dingen die Eigenschaft der Homonymie oder der Synonymie zukommt. Falsch ist daher Waitz' Auslegung des „*κατὰ τοὔνομα*": „Apparet inde, cur vs. 1 seqq. adiectum sit *κατὰ τοὔνομα*: definit enim vocum et homonymiam et synonymiam, non rerum" (I 271 f.). Homonym sind für Aristoteles in Cat. 1 gerade nicht Wörter, sondern Entitäten verschiedener Klassen oder Teilklassen, und zwar hinsichtlich des einen, gemeinsamen Klassennamens. Vergleiche Owens (1951: 111): „Equivocals, accordingly, are things which have one name in common, but different definitions insofar as they are denoted by that name." Specht (1959/60: 102): „Bei der Homonymie haben verschiedene Dinge nur den Namen gemeinsam, unterscheiden sich aber durch ihre Definition hinsichtlich dieses Namens." Wagner (1961/62: 79): „Wird hingegen von zwei Urteilsgegenständen zwar ein und dasselbe Prädikatswort ausgesagt, ohne daß jedoch diesem einen und nämlichen Prädikatswort auch ein und derselbe Begriff entspricht, steht also der Identität des Prädikatsworts eine Verschiedenheit der von ihm bezeichneten Begriffe gegenüber – eine Verschiedenheit, die erst greifbar wird, sobald man sich im einen wie im anderen Fall entschließt, den Begriff, für den das Prädikatswort stehen soll, zu definieren –, dann heißen die beiden Subjekte im Hinblick auf dieses ihnen gemeinsam zukommende Prädikat *ὁμώνυμα*, das heißt aequivocata." Die methodisch-heuristische Funktion jener Hinsicht *κατὰ τοὔνομα* besteht in der Aufforderung, an die Stelle des Namens die Definition zu setzen, damit so die Homonymie zum Vorschein kommt. Denn das Kriterium der Entsprechung von Name und Definition ist ihre Umkehrbarkeit (Porphyrios 63, 20); sie müssen, wie Simplikios (28, 13–31) anmerkt, „vereinigt" (*σύζυγον*) sein; aber das ist nur dann der Fall, wenn die Definition weder zu weit noch zu eng ist. Wenn aber der Name durch die Defi-

nition ersetzbar ist und wenn die Definition überhaupt als eine mögliche Bestimmung der Dinge vorausgesetzt wird, dann sind die Dinge als Elemente der definierten Klassen zu denken. Folglich gilt: Zwei oder mehrere Dinge sind homonym genau dann, wenn sie mit einem identischen Namen bezeichnet werden, aber zu verschiedenen Arten bzw. Unterarten gehören. Hinsichtlich des Bereiches der Homonyma ist zu fragen: Welche Dinge machen die Homonymierelation erfüllbar: (1) nur Arten oder auch Individuen, (2) nur Seiendes der ersten Kategorie oder auch der übrigen Kategorien? Daß auch Individuen die Homonymierelation erfüllbar machen, lehrt auch die essentielle Prädikation, denn sie ist transitiv; wird zum Beispiel von der Art Mensch „Lebewesen" ausgesagt, so auch von den einzelnen Menschen (vgl. Cat. 3). Das heißt: Auch Individuen sind unter dem Gattungsnamen ansprechbar. Anders Leszl (1970: 88) und Anton (1968: 324ff.), die Individuen aus der Homonymierelation ausschließen wollen. Die andere Frage, ob nur Instanzen der ersten Kategorie oder auch der anderen Kategorien homonym sein können, ist kontrovers. Für die Beschränkung auf die Substanzkategorie spricht sich Anton aus. Seine Argumentation beruht vor allem auf der These, daß „*οὐσία*" in „*λόγος τῆς οὐσίας*" „zweite Substanz" bedeuten müsse, da nur zweite Substanzen definierbar und prädizierbar zugleich seien (Anton 1968: 322; 1969: 255). Anton scheint hier an essentielle Prädikation zu denken, läßt aber außer acht, daß Aristoteles durchaus die Möglichkeit essentieller Prädikation auch innerhalb der anderen Kategorien kennt, zum Beispiel Cat. 2. 1 b 2, wo es um die Wesensbestimmung einer Qualität (Grammatik als Art des Wissens) geht. Vergleiche dazu Kahn (1978: 250): „But although the Categories does not focus on this wider notion of essential predication, it does recognize the existence of such predication outside the first category." Angesichts dieser Sachlage erscheint eine bestimmte Entscheidung in dieser Frage durchaus möglich, und die Ergebnisse der Analyse rechtfertigen die Feststellung, daß prinzipiell der Homonymiebegriff auf Instanzen aller Kategorien anwendbar ist. Vergleiche Topik A 15.

Im Unterschied zu der Struktur der Homonymie läßt sich die Synonymiebeziehung in der Darstellung des Aristoteles präziser fassen. Sie wirft nicht so viele kontroverse Probleme auf. Vor allem aus diesem Grund nimmt die Erörterung der Synonymie in den griechischen Kommentaren viel weniger Raum ein; außerdem ist der Abschnitt über die Synonymie parallel zum Homonymieabschnitt aufgebaut, und manches braucht nicht erneut diskutiert, sondern kann vorausgesetzt werden. Wie die Homonymie ist die Synonymie eine Beziehung zwischen mindestens zwei Dingen und einem Namen. Aber diese Beziehung ist dadurch charakterisiert, daß die Synonyma nicht nur einen gemeinsamen Namen, sondern hinsichtlich des Namens auch dieselbe Definition haben. Der Name ist hier ebenfalls ein Klassenname, denn nur Klassen sind definierbar. Eine Synonymiebeziehung liegt dann vor, wenn für den Namen eine identische Definition eingesetzt werden kann. Gelegentlich verwendet Aristoteles den Ausdruck „*καθ' ἕν*" gleichbedeutend mit „synonym" (z. B. Met. Γ 2. 1003 b 12ff., K 3. 1060 b 33; vgl.: Bonitz, Index 369, Sp. 1, 43–49). Aus der Transitivität essentieller Prädikationen folgt, daß Individuen derselben Gattung Synonyma hinsichtlich ihres Gattungsnamens heißen können

(vgl. 3 a 33ff.). Allgemein läßt sich die Synonymiebeziehung nach Aristoteles so formulieren: Elemente beziehungsweise Klassen werden Synonyma genannt hinsichtlich eines gemeinsamen Klassennamens genau dann, wenn sie Elemente beziehungsweise (subordinierte) Klassen oder Teilklassen derselben so bezeichneten Klasse sind. Vergleiche dazu Olympiodoros (38, 11ff.), Simplikios (33,25ff.), Elias (141,20ff.), Boethius (167 D), Waitz (271). Da, wo Gleichartigkeit und Gleichnamigkeit vorliegen, wie zum Beispiel bei dem Wirkenden und dem Bewirkten in der Natur, spricht Aristoteles in rein ontologischer Applikation der Synonymiestruktur auch von einem Verhältnis der Synonymie. Vergleiche Brentano (1862: 62–66); Oehler (1963: 44–50).

Die für Cat. 1. 1 a 6–12 wichtigste Stelle ist Cat. 5. 3 a 33–39. Diese Stelle macht unzweifelhaft, daß auch Individuen Synonyma sind und daß die Synonymie (im Verständnis des Aristoteles) in einer engen Beziehung zur Individuum-Art-Gattung-Struktur steht. Vergleiche 3 a 17ff.; Tugendhat (1958: 40ff.). Schließlich ist die Stelle 3 a 33–39 wichtig, weil Aristoteles hier seinen Gesichtspunkt ändert. Denn hier werden nicht die Elemente derselben Klasse hinsichtlich ihres Klassennamens synonym genannt, sondern der Modus, in dem die Prädikate gesagt werden. Mit anderen Worten: Die Eigenschaft der Synonymie wird jetzt den Prädikaten selbst zugeordnet. Das gestattet es, nicht nur von synonymen Dingen, sondern auch von synonymer Prädikation zu sprechen. Bezüglich des Anwendungsbereiches der Synonymierelation gilt dasselbe wie für die Homonymie: Sie ist prinzipiell in jeder der Kategorien applizierbar. Vergleiche Simplikios (33, 25–27); Philoponos (23, 10f.). Das Beispiel, das Aristoteles für Synonymie verwendet, ist eindeutig: Mensch und Rind sind die Synonyma, „ζῷον" ist das *ὄνομα κοινόν*. Daß Aristoteles die Synonymie mit Hilfe desselben Beispielwortes („ζῷον") erläutert, hat schon die griechischen Kommentatoren beschäftigt. Vergleiche Ammonios (23, 20 bis 24,9), Simplikios (35, 4–26). Ihre Kommentare lassen auf interessante Weise den Unterschied zwischen der Homonymiefigur und der Synonymiefigur, insofern diese auf Dinge angewendet werden, und den beiden Figuren, insofern sie auf Worte angewendet werden, hervortreten. Die griechischen Kommentatoren zeigen sich aber keineswegs bereit, Homonymie und Synonymie nur auf Wörter zu beziehen. Zum Gebrauch desselben Beispielwortes durch Aristoteles vergleiche auch Owens: „So little is a classification of terms implied, that Aristotle uses the same word *ζῷον* as his example in the case of both univocals and equivocals" (1951: 51). Derselbe: „The equivocity does not belong primarily to the term. Each term can be applied univocally or equivocally, according as it is used to denote groups of either equivocal or univocal things" (56). Wagner (1961: 79), Hintikka (1959: 140), Ackrill (1963: 71). Es geht um die Ordnungsstrukturen der Dinge.

Eine andere kontroverse Diskussion hat sich bezüglich der Frage entwickelt, ob es sich bei dem Gegensatz von Homonymie und Synonymie um einen konträren oder kontradiktorischen Gegensatz handelt. Die griechischen Kommentatoren hielten den Gegensatz für einen konträren. Vergleiche Simplikios (30, 16–21; 31, 12–15). Das Hauptargument für die Kontrarietät des Verhältnisses ist zumeist die behauptete Mittelstellung der Paronymie zwischen Homonymie

und Synonymie (obwohl doch Paronymie nicht einen identischen, gemeinsamen Namen voraussetzt). In diesem Sinne auch Hintikka (1959: 141). Mit der Trias von Homonymie, Synonymie und Paronymie sind freilich nicht alle Möglichkeiten der Zuordnung von Ding und Wort beziehungsweise Name und Definition erschöpft. Weitere Möglichkeiten hat schon Aristoteles formuliert, z. B. die Henonymie (siehe oben), die Analogie, die Umkehrung, den Parallelismus, die Zeichenbezüge u. a. Die griechischen Kommentatoren ergänzen die Homonymie-Synonymie-Unterscheidung durch Heteronymie und Polyonymie zu einem Viererschema, und zwar aus der Kombination der Variablen „Name" und „Definition" und den Belegungen „identisch"/„verschieden". Die Paronyma bleiben bei den meisten der griechischen Kommentatoren in dieser Schematisierung ausgespart, weil bei den Paronyma keine reine Dihairesis vorliegt (Olympiodoros 39, 39–40,2). Das Viererschema (vgl. Olympiodoros 26, 13 bis 27,20; Ammonios 15, 16–16,6; Simplikios 22, 22–34) ist wie folgt zusammengesetzt:

gemeinsamer Name, gemeinsame Definition: Synonyma
verschiedener Name, verschiedene Definition: Heteronyma
gemeinsamer Name, verschiedene Definition: Homonyma
verschiedener Name, gemeinsame Definition: Polyonyma

Im Zusammenhang mit diesen Unterscheidungen werden von den griechischen Kommentatoren zahlreiche Detailfragen diskutiert, die sich beispielsweise auf die Stelle der einzelnen Figuren innerhalb dieses Schemas beziehen. Vergleiche Philoponos 24, 19–26. Im übrigen ist anzumerken, daß das Viererschema mit der Widerspruchsfrage in Wahrheit gar nichts zu tun hat; diese lautet vielmehr: Gibt es Dinge mit gemeinsamem Namen, die weder homonym noch synonym sind? Das scheint per definitionem nicht möglich: entweder ist die Definition des Namens identisch, oder sie ist nicht identisch. Also ist der Widerspruch kontradiktorisch (per definitionem).

9,17 (1a12) „Paronym" (*παρώνυμος*). „Paronym" heißt „von einem Namen abgeleitet". Boethius übersetzt mit „denominativa", Rolfes (1920) mit „nachbenannt", Cooke (1938) und Edghill (1928) mit „derivatively named", Ackrill (1963) bleibt bei dem griechischen Ausdruck. Unter Berücksichtigung des Umstandes, daß die in Rede stehenden Figuren heute auf Wörter bezogen werden, bemerkt Owens (1951: 330): „For this reason ‚synonym' cannot be conveniently used to translate the Aristotelean term. ‚Paronym' may be retained, because it plays no role in a metaphysical consideration, and its usage is not common enough to hinder its taking on for the moment the precise Aristotelian sense. ‚Derivative' in this application would refer only to the word, not to the thing. ‚Denominative' likewise applies only to words. There is in English no term for this notion which corresponds in derivation to ‚univocal' and ‚equivocal'." Aristoteles behandelt die Paronymie auch wie eine Eigenschaft von Dingen, und sie ist ebenfalls eine Relation, aber im Unterschied zur Beziehung zwischen den Homonyma und den Synonyma handelt es sich bei ihr um eine asymmetrische Relation: wenn *A* Paronymon von *B* ist, so ist *B* nicht Paronymon von *A*. Vergleiche Simplikios 37,34: *οὐ γὰρ ἔμπαλιν*. Das nachgeordnete Relativum ist das Paronymon, das vorgeordnete Relativum

bleibt bei Aristoteles terminologisch unfixiert. Es ist das *ἀπό τινος*; es bezeichnet diejenige Entität, in bezug auf die das Paronymon ein Paronymon ist, das heißt, von der her das Paronymon seine Benennung erhält entsprechend dem Namen dieser Entität. Das *κατὰ τοὔνομα* ist auf das *ἀπό τινος* und *προσηγορία* auf das Paronymon zu beziehen. Nach *ἀπό τινος* ist sinngemäß *πράγματος* zu ergänzen, nicht *ὀνόματος*. Denn die Paronymiebeziehung ist eine vierstellige Relation. Vergleiche Kahn (1978: 273, 50): „Paronymy is a four-term relation between two things *A* and *B* and the two corresponding words ‚*A*' and ‚*B*' (the ‚names' of these things), such that ‚*A*' differs from ‚*B*' by a minor morphological deviation." Viele Übersetzungen und Kommentare verkürzen die Paronymie auf eine dreistellige Relation und unterschlagen damit das wichtige Faktum, daß die Entität, von der her (*ἀπό τινος*) das Paronym benannt ist, primär eine Sache ist und nur sekundär eine Sache mit einem Namen (falls ein solcher existiert). Ein Beleg dafür ist Cat. 10a 27—b 11, wo Aristoteles über Qualitatives spricht, das als solches zumeist paronymisch benannt wird, wie zum Beispiel „ein Grammatiker nach der Grammatik". Außer der namentlichen Ableitung als dem einen Merkmal der Paronymie gibt Aristoteles noch ein zweites Merkmal an: Die Benennung des Paronymon muß in *πτῶσις* stehen. „*πτῶσις*" bezeichnet bei Aristoteles „die Biegungs- und Ableitungsendung im weitesten Sinne" (Trendelenburg 27), also nicht nur die Flexion eines Nomens. So auch die griechischen Kommentatoren, die sich gegen die stoische Verengung aussprechen. Vergleiche Simplikios (37, 10 ff.); Ammonios (23, 22 bis 24); Porphyrios (69, 25 f.). Die Ableitung ist auch keine etymologische, sondern eine grammatische (Ross 1936: 559; Ackrill 1963: 72). Warum eine Wortform als primär, das heißt als Grundform (Boethius 168: „nomen principale") gilt, läßt Aristoteles unausgeführt. Dem entspricht, daß er auch den Ausdruck *πτῶσις* nicht erläutert. Gleichwohl gibt das Beispiel 1 a 15 einigen Aufschluß über das Gemeinte, in diesem Beispiel ist Tapferkeit die primäre Instanz, der Tapfere das Paronymon. Paronymon ist also ein Hypokeimenon mit der Eigenschaft der Tapferkeit, insofern es als Träger der Eigenschaft der Tapferkeit angesprochen wird. Die primäre Instanz ist die Eigenschaft Tapferkeit. In welchem Sinne bei der Paronymie von Abhängigkeit und Priorität, von Beugungsform und Grundform, von zweiter Instanz und von erster Instanz gesprochen werden kann, wird am ehesten deutlich an dem Übergang von Tapferkeit zu dem, der tapfer ist, dem Tapferen. Der Ausdruck „der Tapfere" steht für die Aussage „x ist tapfer", das heißt, die Eigenschaft der Tapferkeit ist „in" einem Hypokeimenon x, weshalb x nach ihr benannt wird. Vergleiche Ackrill (1963: 72): „The brave is so called because of (‚from') the bravery he has." Das bedeutet: x wird nicht unter seinem eigenen Namen angesprochen, nicht *καθ' αὑτό*, sondern *κατὰ συμβεβηκός* unter dem Namen der inhärierenden Eigenschaft, also *παρωνύμως*. Deshalb ist die Tapferkeit primär gegenüber dem Paronymon, dem Tapferen. Die Tapferkeit leiht den Namen, insofern ist der Tapfere seinem Namen nach abgeleitet von der Tapferkeit. Vergleiche Ackrill (1963: 73): „ ‚Generosity' and ‚generous' introduce the very same thing, generosity, though in different ways, ‚generosity' simply naming it and ‚generous' serving to predicate it." Als Grundform in der Paronymiefigur ist die bloße

Benennung von etwas anzunehmen, als Beugungsform dagegen eine Form mit einer prädikativen Funktion.

Eine kontroverse Diskussion hat sich an der Frage entwickelt, ob die Paronymiefigur lediglich grammatisch zu verstehen ist, also nur ein syntaktisches Phänomen darstellt, oder ob ihr außerdem eine ontologische Relevanz zukommt. Letzteres war die Meinung der antiken Kommentatoren. Vergleiche Porphyrios (70, 13ff.); Simplikios (37, 7ff.); Boethius (168); Ammonios (22, 21ff.; 23, 16ff.); Philoponos (24, 19ff.). Über die ontologische Interpretation gelangten die meisten antiken Kommentatoren auch zu der engen Verbindung der Paronymiebeziehung mit der *ἀφ' ἑνός*-Beziehung und über letztere zu der *πρὸς ἕν*-Beziehung, und zwar durch die vorausgesetzte Mittelstellung der Paronyma. Vergleiche Porphyrios (66, 3–10); Olympiodoros (34, 21–31); Philoponos (21, 19–27). Abgelehnt wird diese Nahstellung beziehungsweise Identifikation von Elias (143, 33–36). Die Hauptpunkte der Befürworter sind die Bestimmung der Beziehung der Paronyma zur primären Instanz als Teilhabe und die Deutung der primären Instanz als Ursache, Zweck, Prinzip. Von neueren Interpreten stehen dieser Interpretation nahe zum Beispiel Ross (1924: 256; 1936: 559f.); Hirschberger (1959: 193ff.). Hintikka (1959) zählt die Paronyma zu den *πολλαχῶς λεγόμενα* im Sinne der systematischen Homonymie. Patzig (1960: 192) nennt die Paronymie eine „spekulativ begriffliche Struktur" und rückt sie systematisch in die Nähe der *πρὸς ἕν*-Struktur, zu deren Charakterisierung er von „paronymischer Ontologie" spricht. Die entscheidende Frage freilich bleibt, ob Paronymie und *πρὸς ἕν*-Beziehung in der Form übereinstimmen. Die Beantwortung dieser Frage ist uneinheitlich. Vergleiche Owen (1960); Hamlyn (1978); Specht (1959); Patzig (1960); Wagner (1961); Brentano (1862); Leszl (1970); Kahn (1978). Daß die Paronymiebeziehung überfrachtet und systematisch überfordert ist, wenn man ihr die ontologischen Implikationen der *πρὸς ἕν*-Beziehung imputiert, ist offensichtlich. Eher scheint die Paronymie mit der einfachen Form der Homonymie vergleichbar zu sein, denn eine Voraussetzung ihres Gegebenseins ist schon dann erfüllt, wenn zwei Größen nur einen verwandten Namen haben. Nichts jedenfalls spricht dafür, dem Paronymiebegriff von Cat. 1 die Ontologie der *πρὸς ἕν*-Figur zu supponieren. Aber viel spricht dafür, in Cat. 1 davon auszugehen, daß mit den Bestimmungen der Homonymie, Synonymie und Paronymie die Beziehung zwischen Einzelding, Name und Form gegenüber Platon differenziert wird.

Bezüglich des Verhältnisses von Homonymie, Synonymie und Paronymie finden sich in der Interpretationsgeschichte zwei Auffassungen der Zuordnung der Paronyma zu den Homonyma und Synonyma. Mehrheitlich werden sie zwischen die Homonyma und Synonyma plaziert, nach einigen Kommentatoren verhalten sie sich indifferent gegenüber dem Gegensatz von Homonymie und Synonymie. Die Behauptung der Mittelstellung der Paronyma (vgl. oben S. 208f.) beginnt mit den griechischen Kommentatoren, setzt sich im Mittelalter fort und wird von neuzeitlichen Interpreten beibehalten. Das Argument ist im wesentlichen immer das gleiche: Homonyma haben verschiedene Definitionen, Synonyma eine identische Definition, Paronyma eine partiell iden-

tische Definition; also gehören die Paronyma in die Mitte. Vergleiche Simplikios (37,3–6); Philoponos (24, 19–26); Ammonios (24, 2–12). Unter den modernen Interpreten vergleiche Hintikka (1959: 141f.). Für die Auffassung, daß Paronyma nicht auf gleicher Ebene mit Homonyma und Synonyma operieren, sprechen sich zum Beispiel Ackrill und Owens aus. Ackrill (1963: 72): „ ‚Paronymous' is obviously not a term co-ordinate with ‚homonymous' and ‚synonymous', though like them it is applied by Aristotle to things, not names". Owens (1951: 51): „Equivocal things as well as univocals can be paronyms. The paronyms cut across the first two classes. They are differentiated entirely on grammatical distinctions. The classification of the Categories apprears in this light as follows:

1) Equivocals
2) Univocals

3) Paronyms

The distinctions are in this way quite clear." Diese Einschätzung durch Ackrill und Owens erscheint zustimmungsfähig, allerdings weist sie in der vorliegenden Formulierung Mängel auf. Ackrill nennt kein Kriterium der Koordination, noch zeigt er das Unterscheidende der Paronyma auf, das darin besteht, daß sie keinen identischen, gemeinsamen Namen haben. Owens bedient sich in seiner Erörterung der Metaphorik („cut across"), obwohl der springende Punkt gerade der ist, den Unterschied zwischen der Paronymie und der Homonymie/Synonymie in einer operablen Begrifflichkeit zur Darstellung zu bringen.

Der Versuch einer semiotischen Rekonstruktion der Begriffe der Homonymie, Synonymie und Paronymie scheint geeignet, die Verlegenheiten früherer Interpreten zu überwinden. Das Modell, das sich hier anbietet, ist die der Sache nach von Peirce neu begründete, von Morris terminologisch fixierte Unterscheidung einer syntaktischen, semantischen und pragmatischen Dimension der Zeichen. Vergleiche Peirce, Collected Papers (Vol. V, 1934); Morris, Foundations of a Theory of Signs (1938). Die fraglichen Begriffe lassen sich mit Hilfe des semiotischen Modells angemessen explizieren. Voraussetzung dafür ist, daß die Homonyma, Synonyma und Paronyma als das betrachtet werden, was sie ihrer Beschaffenheit nach sind, nämlich nicht nur als Dinge qua Dinge, sondern als Dinge qua benannte Dinge, das heißt nicht nur als Dinge in ihrer Dinghaftigkeit, sondern als Dinge in ihrer Zeichenhaftigkeit, denn das Seiende als solches, an sich selbst, ist kein Zeichen; erst als bezeichnetes wird es zum Zeichen. Da der Geltungsgrund beim Homonymen allein der menschliche Gebrauch ist, ist sein Geltungsgrund pragmatisch. Da der Geltungsgrund beim Synonymen das Objekt ist, ist er semantisch. Da der Geltungsgrund beim Paronymen das sprachliche Mittel ist, ist er syntaktisch. Bei den Paronyma läßt sich der syntaktische Unterschied feststellen an der Position dieser Wörter im Satz. Der syntaktische Unterschied zum Beispiel zwischen Tapferkeit, tapfer, der Tapfere besteht darin, daß „Tapferkeit" nicht als Prädikat fungiert und nicht an Prädikatstelle steht; Definitionen sind ja keine Prädikationen,

sondern Identitätssätze. Der Ausdruck „Tapferkeit" fungiert als Subjektterm, der Ausdruck „tapfer" als Prädikatwort: „der Tapfere" fungiert vordergründig als Subjektterm, verweist aber seiner Struktur nach auf „*x* ist tapfer". Die moderne Semiotik bietet einen theoretischen Bezugsrahmen an, der die Funktionalität der aristotelischen Begriffe der Homonymie, Synonymie und Paronymie demonstrabel macht.

Literaturauswahl: *Anton, J. P.*, The Aristotelian Doctrine of Homonyma in the Categories and Its Platonic Antecedents. Journal of the History of Philosophy 6, 1968, 315–326. – *Anton, J. P.*, The Meaning of *ὁ λόγος τῆς οὐσίας* in Categories 1 a 1–2 and 7. The Monist 52, 1968, 252–267. – *Aubenque, P.*, Aristote et le langage. Études Classiques 2, 1967, 85–105. – *Barnes, J.*, Homonymy in Aristotle and Speusippus. Classical Quarterly 21, 1971, 65–80. – *Barth, Th.*, Das Problem der Vieldeutigkeit bei Aristoteles. Sophia 10, 1942, 11–30. – *Brentano, Fr.*, Von der mannigfachen Bedeutung des Seienden nach Aristoteles, Freiburg i. Br. 1862. – *Delamarre, A. J.-L.*, La notion de ptosis chez Aristote et les Stociens. Concepts et Cátegories dans la pensée antique, 1980, 321–345. – *Düring, I.*, Gnomon 28, 1956, 206. – *Ferejohn, M. T.*, Aristotle on Focal Meaning and the Unity of Science. Phronesis 25, 1980, 117–128. – *Fiedler, W.*, Analogiemodelle bei Aristoteles (= Studien zur antiken Philosophie, hrsg. v. H. Flashar, H. Görgemanns, W. Kullmann, Bd. 1), Amsterdam 1978. – *Frede, D.*, Rezension: Leszl, Logic and Metaphysics in Aristotle. Aristotle's Treatment of Types of Equivocity and Its Relevance to His Metaphysical Theories. Gnomon 47, 1975, 340–349. – *Garver, N.*, Notes for a Linguistic Reading of the Categories. In: Ancient Logic and Its Modern Interpretations, ed. J. Corcoran, Dordrecht (Holland) 1974, 27–32. – *Graeser, A.*, On Language, Thought, and Reality in Ancient Greek Philosophy. Dialectica 31, 1977, 359–388. – *Graeser, A.*, Sprache und Ontologie bei Aristoteles. Zeitschrift für Philosophie und Theologie 25, 1978, 443–455. – *Hamlyn, D. W.*, Focal Meaning. Proceedings of the Aristotelian Society, N.S. 78, 1978, 1–18. – *Hesse, M.*, Aristotle's Logic of Analogy. Philosophical Quarterly 15, 1965, 328–340. – *Hiersche, R.*, Entstehung und Entwicklung des Terminus „Fall": *πτῶσις*. Sitzungsb. d. Dt. Akad. d. Wiss., Berlin 1959. – *Hintikka, J.*, Aristotle and the Ambiguity of Ambiguity. Inquiry 2, 1959, 137–151. – *Hintikka, J.*, Different Kinds of Equivocation in Aristotle. Journal of the History of Philosophy 9, 1971, 368–371. – *Hirschberger, J.*, Paronymie und Analogie bei Aristoteles. Philosophisches Jahrbuch 68, 1960, 191–203. – *Irwin, T. H.*, Homonymy in Aristotle, Review of Metaphysics 34, 1981, 524–544. – *Jones, B.*, An Introduction to the First Five Chapters of Aristotle's Categories. Phronesis 20, 1975, 146–172. – *Koller, H.*, Die Anfänge der griechischen Grammatik. Glotta 37, 1958, 5–40. – *Lugarini, L.*, Il problema delle categorie in Aristotle. Acme 8, 1955, 3–107. – *Moravcsik, J. M. E.*, Aristotle's Theory of Categories. In: Aristotle. A Collection of Critical Essays, ed. by J. M. E. Moravcsik, London – Melbourne 1968, 125–145. – *Owen, G. E. L.*, Logic and Metaphysics in Some Earlier Works of Aristotle. In: Aristotle and Plato in the Mid-Fourth Century, ed. by I. Düring and G. E. L. Owen, Göteborg 1960, 163–190. – *Owens, J.*,

The Doctrine of Being in the Aristotelian Metaphysics, Toronto 1951. – *Patzig, G.*, Theologie und Ontologie in der „Metaphysik" des Aristoteles. Kantstudien 52, 1960/61, 185–205. – *Specht, E. K.*, Über die primäre Bedeutung der Wörter bei Aristoteles. Kantstudien 51, 1959/60, 102–113. – *Stough, Ch.*, Language and Ontology in Aristotle's Categories. Journal of the History of Philosophy 10, 1972, 261–272. – *Tarán, L.*, Speusippus and Aristotle on Homonymy and Synonymy. Hermes 106, 1978, 73–99. – *Vuillemin, J.*, De la logique à la théologie. Cinque études sur Aristote, Paris 1967, 13–43, 116–125. – *Wagner, H.*, Über das aristotelische *πολλαχῶς λέγεται τὸ ὄν*. Kantstudien 53, 1961/62, 75–91. – *Weltring, G.*, Das *σημεῖον* in der aristotelischen, stoischen, epikureischen und skeptischen Philosophie. Ein Beitrag zur Geschichte der antiken Methodenlehre. Diss. Bonn 1910.

Kapitel 2

9,21 (1 a 16ff.) „Die sprachlichen Ausdrücke . . ." Zu „*λεγόμενα*" s. Kommentar am Ende dieser Anmerkung, S. 215f., und zu Kapitel 4, S. 249ff. Die Untersuchung beginnt mit einer Einteilung der sprachlichen Ausdrücke in zwei Klassen: in Ausdrücke, die in einer Verbindung gebraucht werden, und in Ausdrücke, die ohne Verbindung vorkommen. Das Wort „Verbindung", wörtlich: „Verflechtung" (*συμπλοκή*), ist hier bereits Terminus technicus für die Kombination ontischer, gedanklicher oder sprachlicher Elemente. In dieser Bedeutung wird das Wort schon von Platon zur Bezeichnung der Verbindung von Satzelementen in der Einheit der Satzverbindung gebraucht. Im Sophistes 261–264 beantwortet Platon die Frage nach der Kombinationsmöglichkeit von Wörtern zu einem Satz durch den Hinweis, daß ein Satz keine Reihung von nur Namen oder nur Verben ist, sondern aus der Verbindung eines Namens mit einem Verb besteht. Platons Analyse des Satzes im Sophistes steht in einem systematischen Zusammenhang mit seiner Ideenlehre und ist implizit eine Widerlegung abweichender Auffassungen über die Logik des Satzes, wie sie zum Beispiel von Antisthenes sowie Lykophron und anderen Sophisten, aber auch von den Eleaten formuliert worden waren. Platons Satzanalyse im Sophistes nimmt Aristoteles in De interpretatione 1. 16 a 9–18 und 5. 17 a 17–20 der Sache nach auf und knüpft daran an.

Für die an dieser Stelle vorgenommene Unterscheidung zwischen zusammengesetzten und einfachen Ausdrücken nennt Aristoteles als Beispiele Sätze und einzelne Wörter. Diese Liste der Beispiele ist unvollständig und irreführend, da sie das Kriterium der Unterscheidung beider Typen von Ausdrücken nicht angemessen wiedergibt. In Kapitel 4 heißt es dazu, daß jeder ohne Verbindung ausgesagte Ausdruck ein Element aus genau einer Kategorie bezeichnet. Die Unterscheidung in „mit Verbindung Ausgesagtes" und „ohne Verbindung Ausgesagtes" soll also Ausdrücke, die genau einer Kategorie zukommen, von Ausdrücken, die in mehrere Kategorien fallen, trennen. Das bedeutet, daß nicht nur Sätze, sondern auch unvollständige Ausdrücke wie „weißer Mensch" zusammengesetzt sind, denn auch sie verbinden zwei Elemente aus unterschiedlichen Kategorien. In dem hier genannten Beispiel gibt „weiß" eine Qualität und „Mensch" eine Substanz an. In diesem Sinne sind auch Wörter zusammengesetzt, deren sprachliche Form zwar einfach, deren Bedeutung aber auf mehrere Kategorien verteilt ist. Beispiele dafür sind: Schimmel: = weißes Pferd, Heu: = getrocknetes Gras etc.

Umgekehrt gelten nach Aristoteles Ausdrücke wie „im Lyzeum" oder „auf dem Marktplatz", obwohl sie aus mehreren Wörtern bestehen, als elementar; denn diese sprachlich zwar komplexen Ausdrücke beziehen sich gleichwohl auf nur eine Kategorie. Die genannten Beispiele geben örtliche Bestimmungen an und fallen daher in die Kategorie des Wo. Die Tatsache, daß „Lyzeum" und „Marktplatz", für sich genommen, Substanzen bezeichnen, könnte allerdings zu der Annahme verleiten, daß auch Ausdrücke wie „im Lyzeum" und „auf dem Marktplatz" auf zwei Kategorien sich verteilen, nämlich auf die Kategorie des Wo und die Kategorie der Substanz. Aristoteles scheint dieses Problem

nicht im Auge gehabt zu haben, da er im 4. Kapitel selbst die Ausdrücke „im Lyzeum" und „auf dem Marktplatz" als Beispiele für einfache örtliche Bestimmungen wählt. Die Wörter „auf", „hinter", „im" etc. haben für Aristoteles nur synkategorematischen Charakter und sind daher für seine Betrachtungen nicht relevant. Er spricht ihnen die Selbständigkeit ab, die er Prädikatausdrücken wie „weiß" zumißt. Daher kann Aristoteles den Ausdruck „im Lyzeum" nicht aufspalten in „im" als örtliche Bestimmung und „Lyzeum" als Substanz, sondern nur der Ausdruck „im Lyzeum" stellt eine vollwertige Ortsbestimmung dar. Aus heutiger Sicht werden allerdings gerade die Wörter „auf" „hinter", . . . etc. als die eigentlichen örtlichen Bestimmungen angesehen. Daraus ergibt sich die Frage, ob es, strenggenommen, überhaupt sprachlich komplexe Ausdrücke gibt, die ihrer Bedeutung nach nur auf eine Kategorie bezogen sind. Es ist auffällig, daß weder in Kapitel 2 noch in Kapitel 4 das Faktum sprachlich komplexer Ausdrücke mit nur einfacher Bedeutung und das Faktum von einzelnen Wörtern mit zusammengesetzter Bedeutung Erwähnung finden (vgl. dagegen De interpretatione Kap. 5, 8 und 11). Trotz dieses Verzichtes auf systematische Vollständigkeit der Beispiele ist der bestimmende Gesichtspunkt klar: nur das zählt als ohne Verbindung gesagt, was genau einer Kategorie angehört. Jeder einfache Ausdruck läßt sich nach Aristoteles also genau einer Kategorie zuordnen, während die zusammengesetzten Ausdrücke mehreren Kategorien zugeordnet werden können. Man könnte vielleicht auch sagen, daß sämtliche sprachliche Ausdrücke, ohne und mit Verbindung, in die Potenzmenge der Menge aller Kategorien abgebildet werden, wobei im besonderen einfache Ausdrücke einelementigen Teilmengen zugeordnet sind. Durch die Menge der Kategorien ist also eine Klassifizierung aller elementaren Ausdrücke definiert.

Zu *τὰ λεγόμενα*. Ich übersetze: „die sprachlichen Ausdrücke". Das Verständnis von *λεγόμενα* ist seit alters ein Problem, wie die antiken Kommentatoren erkennen lassen. In seinem Kommentar zur Aristotelischen Kategorienschrift katalogisiert Simplikios die verschiedenen Deutungen, die ihm bekannt waren (vgl. Simplikios, CAG VIII 9f.). Es lohnt sich, die Auskunft des Simplikios zu der Stelle Cat. 2. 1 a 16ff. zu hören, denn sie kann helfen, ein Mißverständnis zu beseitigen.

Simplikios beruft sich in seinem Kommentar zu der Stelle auf Alexander von Aphrodisias als seinen Gewährsmann, der zu der Bedeutung des Wortes *λεγόμενα* angemerkt habe, Aristoteles nenne *λεγόμενα* nicht das Bezeichnete, sondern das Bezeichnende und Nennende (Darstellende): „non dicit ea quae dicuntur significata, sed quae significant et proferuntur", wie Wilhelm von Moerbeke diese Stelle aus dem Simplikioskommentar übersetzt (Simplicius, Commentaire sur les Catégories d'Aristote. Traduction de Guillaume De Moerbeke. Édition critique. Tome I, Louvain — Paris 1971, 56). Aristoteles spreche hier nicht über Dinge (*περὶ πράγματος*), da er ja in Cat. 4. 1 b 25f. behaupte, daß das ohne Verbindung Gesagte entweder eine Substanz oder ein Quantitatives bezeichne; die Dinge bezeichneten nicht eine Substanz und ein Quantitatives; vielmehr existierten Substanz und Quantitatives, und nicht sie, sondern die sich auf die Dinge beziehenden sprachlichen Ausdrücke

(*λέξεις*, dictiones significativae) seien das Bezeichnende: die sprachlichen Ausdrücke, insofern sie bezeichnende Funktion haben. Auf diese nähere Bestimmung legt Simplikios großen Wert, weil, wie er ausführt, auch die Kategorien weder die Dinge, noch die Begriffe (*νοήματα*, conceptus), noch Äußerungen im Sinne bloßer Laute seien, sondern sprachliche Ausdrücke, die die Dinge bezeichnen durch Begriffe gemäß der Unterscheidung der Gattungen. Entsprechend seien die *λεγόμενα* aufzufassen als die sprachlichen Ausdrücke, die etwas bezeichnen (dictiones significativae).

Simplikios weist ein anscheinend sehr altes Mißverständnis zurück, das trotzdem bis heute oft wiederbegegnet: als habe Aristoteles mit *λεγόμενα* in Cat. 2. 1 a 16 und 4. 1 b 25 primär Dinge gemeint, genauer: Dinge, insofern von ihnen gesprochen wird. Diese Bedeutung aber haben vielmehr die *ὄντα*, von denen Aristoteles in Cat. 2. 1 a 20 spricht. Die *λεγόμενα* dagegen meinen zwar auch die *ὄντα* mit, insofern sie als sprachliche Ausdrücke ja *ὄντα* bezeichnen; insofern handelt es sich bei den *λεγόμενα* auch um *ὄντα*. Aber der dominierende Gesichtspunkt bei den *λεγόμενα* ist der sprachliche. Darauf liegt der Akzent. Die *λεγόμενα* sind die sprachlichen Ausdrücke, in deren Medium die *ὄντα* zur Darstellung kommen, durch die die *ὄντα* repräsentiert werden. Übersetzungen von *λεγόμενα* in Cat. 2. 1 a 16 und 4. 1 b 25 mit „things that are said", wie bei Ackrill (1963: 3) oder mit „things said", wie schon bei Peirce (MS 991,2: 1864) und ähnlich bei anderen, betonen daher gerade nicht denjenigen Aspekt der Sache, auf den es Aristoteles hier ankommt, nämlich zu zeigen, welche Rolle die Analyse der bedeutungsrelevanten sprachlichen Ausdrücke (*λεγόμενα*) bei der Unterscheidung von Kategorien spielt.

Die aufgezeigte Distinktion, die notwendig ist, fehlt auch bei H. Seidl (1984: 5–15), der sich mit G. Patzig (1979: 37–48) u. a. auseinandersetzt. H. Seidl verkennt nicht, „daß in den Aussagen 1 a 16 und a 20 ‚das Gesagte' und ‚das Seiende' ganz parallel zueinander stehen" und daß die „Einteilung von *λεγόμενα*, Gesagtem, eine solche von *ὄντα*, Seiendem, ist, das bedeutet wird" (S. 7f.) und daß generell gilt: „In Categ. 2–5 ist das kategorial ‚Gesagte' jeweils ‚Seiendes' " (S. 10). Solche Charakterisierung indes bringt die Sache noch nicht auf den Punkt und bleibt hinter der Mitteilung des Textes zurück, der mit dem Wort *λεγόμενα* nicht von Dingen redet, die sprachlich bezeichnet sind oder bezeichnet werden können, sondern von sprachlichen Ausdrücken, die etwas bezeichnen. In dem Begriff der *λεγόμενα* liegt eine ganz bestimmte Bedeutungsdominanz: nicht der Dingbezug, sondern der Sprachbezug ist hier das dominierende Element, wiewohl beide Bezüge zusammengehören. Zur Peirceschen Interpretation dieser Stelle vgl. Oehler (1985: 45–54).

9,25 (1 a 20ff.) „Die Dinge werden teils von einem Zugrundeliegenden ausgesagt ..." Im Folgenden führt Aristoteles zwei verschiedene Arten von Prädikationen ein:

(*a*) „... wird von etwas als einem Zugrundeliegenden ausgesagt" und
(*b*) „... ist in etwas als einem Zugrundeliegenden".

Wie Aristoteles' anschließende Beispiele zeigen, werden durch diese beiden Prädikationsweisen zwei verschiedene Gegensatzpaare des Seienden konstituiert. Gemeint sind der Gegensatz von Allgemeinem und Individuellem und

der Gegensatz zwischen Substantiellem und Nichtsubstantiellem. Denn die Prädikationsweise (*a*) kennzeichnet Allgemeines in Abhebung von Individuellem in dem Sinne, daß nur Allgemeines, nicht aber Individuelles von einem Zugrundeliegenden aussagbar ist. Auch der Satz „Dieses dort ist Sokrates", der die individuelle Instanz „Sokrates" prädiziert, bildet kein Gegenbeispiel. Denn hier liegt keine eigentliche Prädikation vor, sondern die Kopula gibt Identität an. Die Prädikationsweise (*b*) kennzeichnet Substanzen im Unterschied zu Elementen aus anderen Kategorien, denn nur das Nichtsubstantielle kann in einem Zugrundeliegenden sein; mit anderen Worten, Eigenschaften können nicht für sich, sondern nur an den Substanzen bestehen.

Da die beiden Kriterien (*a*) und (*b*) voneinander unabhängig sind, können auch die gegensätzlichen Pole, Allgemeines und Individuelles einerseits sowie Substantielles und Nichtsubstantielles andererseits, nicht zusammenfallen. Es wäre daher falsch, das Allgemeine mit dem Nichtsubstantiellen und das Individuelle mit dem Substantiellen zu identifizieren. Vielmehr entstehen durch kombinatorische Variationen von (*a*) und (*b*) bei Aristoteles genau vier paarweise elementfremde Klassen des Seienden.

Das sind

(1) Individuelles Substantielles
(2) Individuelles Nichtsubstantielles
(3) Allgemeines Substantielles
(4) Allgemeines Nichtsubstantielles

Das wird durch das Schema auf Seite 218 deutlich. Zum näheren Verständnis sei der Zusammenhang anhand der aufgeführten Beispiele noch einmal erläutert:

zu (1): Ein bestimmter Mensch ist weder prädizierbar, noch ist er in einem Zugrundeliegenden;

zu (2): Es kann zwar ein bestimmtes Weiß im Bart des Sokrates sein. Doch dieses spezielle Weiß ist, da es kein Allgemeines ist, nicht von Sokrates aussagbar;

zu (3): Von einem bestimmten Menschen wird die Art Mensch ausgesagt, aber sie ist nicht in diesem. Ebenso kann die Gattung zwar von der Art ausgesagt werden, doch sie ist nicht in ihr;

zu (4): Die nichtsubstantielle Art kann sowohl ausgesagt werden als auch in etwas sein. So wird in dem Satz „Grammatik ist eine Wissenschaft" das Prädikat „Wissenschaft" von einem Zugrundeliegenden ausgesagt. Andererseits ist der Satz „Wissenschaft ist in der Seele" ein Beispiel dafür, daß „Wissenschaft" auch in einem Zugrundeliegenden ist. Ein anderes Beispiel wäre

(*a*) Weiß ist eine Farbe, (*b*) Farbe ist im Körper.

Der Begriff des Ausgesagtwerdens von etwas als von einem Zugrundeliegenden wird in Cat. Kap. 2 von Aristoteles nicht erläutert, aber sein Sinn ergibt sich aus Cat. Kap. 3. 1 b 10–15; Kap. 5. 3 a 17ff.: *A* wird von *B* ausgesagt, genau dann wenn

(1) *A* wahrheitsgemäß von *B* prädiziert wird
(2) der Name von *A* die Prädikatstelle einnimmt

(3) sowohl beliebige Bestandteile der Definition von A als auch die vollständige Definition von A wahrheitsgemäß von B prädiziert werden können.

	ausgesagt von einem Zugrundeliegenden	in einem Zugrundeliegenden sein	Beispiele
(1) Individuelles Substantielles	nein	nein	ein bestimmter Mensch ein bestimmtes Pferd
(2) Individuelles Nicht-substantielles	nein	ja	eine bestimmte Farbe eine bestimmte Wissenschaft
(3) Spezies und Genera von Substanzen	ja	nein	Mensch als Spezies Lebewesen als Genus
(4) Spezies und Genera von Nichtsubstantiellem	ja	ja	Farbe als Spezies Wissenschaft als Spezies

Bedingung (3) bewirkt, daß sich das Aussagen nur im Rahmen der Arten, Differenzen und Gattung eines Zugrundeliegenden vollzieht. Alles, was darüber hinaus von einem Subjekt wahrheitsgemäß prädizierbar ist, wird nur „gesagt" und drückt damit gleichzeitig ein Insein aus. So ist zum Beispiel Weiß(e) von einem bestimmten Menschen nur sagbar, da ihm zwar Weiß(e), aber nicht die dazugehörige Definition zukommt; denn Weiß(e) gehört begrifflich zu der Art Farbe. Das heißt: in derartigen Prädikationen werden keine artspezifischen, sondern nur akzidentelle Eigenschaften eines Menschen hervorgehoben. Hingegen ist das „Menschsein" von einem Menschen aussagbar, da ihm neben dem Namen „Mensch" auch die zugehörige Definition, nämlich ein zweibeiniges, zu Lande lebendes, vernunftbegabtes Lebewesen zu sein, zukommt. Von einem beliebigen Subjekt lassen sich also alle zugehörigen Arten bis hin zur jeweils letzten Gattung sowie die entsprechenden charakteristischen Differenzen aussagen. Daraus folgt, daß das Ausgesagte einen allgemeineren Status haben muß als sein Zugrundeliegendes, was wiederum bewirkt, daß Allgemeines, nicht aber Individuelles aussagbar ist. In dieser Weise trennt also die Relation des Ausgesagtwerdens tatsächlich Individuelles von Allgemeinem. Diese Unterscheidung hätte Aristoteles konsequenterweise dazu veranlassen müssen, nicht nur mit Bezug auf die Substanzkategorie von „ersten" und „zweiten" Substanzen zu sprechen, wobei Individuen als „erste" Substanzen zählen, sondern auch mit Bezug auf die übrigen Kategorien eine entsprechende Unterscheidung vorzunehmen.

Auch wenn der Begriff des Inseins heute wieder umstritten ist, läßt sich doch folgende Beziehung zwischen den hier zu behandelnden Prädikationstypen festhalten. Wie auch Aristoteles' Beispiele zeigen, liegt bei der Prädikationsart

des Aussagens ein essentieller Zusammenhang vor, der sich in einer Teilmengenbeziehung zwischen Individuellem (wenn man es mit Einer-Klassen identifiziert), zugehöriger Spezies und zugehörigem Genus (Individuelles $\subset$ Spezies $\subset$ Genus) ausdrückt, während das Insein einen akzidentellen Zusammenhang herstellt. Es ist zu beachten, daß der Begriff des Inseins einen Terminus technicus darstellt, dessen Bedeutung nicht notwendig mit dem üblichen Sprachgebrauch übereinstimmt. Vielmehr würden wir den durch das Insein dargestellten Sachverhalt oft durch die Wendung des „an etwas sein" oder „etwas haben" ausdrücken. Wir sagen: „Farbe ist an dem Körper" oder konvers „Der Körper hat Farbe".

Der Begriff des Inseins wird von Aristoteles in 1 a 24–25 erklärt, doch diese Ausführung ist interpretationsbedürftig. Es seien im folgenden zunächst die traditionelle Auffassung und die daraus resultierenden Konsequenzen für das weitere Textverständnis wiedergegeben. Damit das geordnete Paar (A, B) der Inseinsrelation genügt, müssen, gemäß traditioneller Interpretation von 1 a 24–25, die folgenden zwei notwendigen Bedingungen erfüllt sein:

(1) A ist kein Teil von B

(2) A ist existentiell von B abhängig (Untrennbarkeitsregel; s. Ackrill 1963: 74 f.).

Es soll nun die Untrennbarkeitsbedingung näher erläutert werden. Die Untrennbarkeitsregel „A kann nicht getrennt von B existieren" oder „A ist existentiell von B abhängig" gibt folgenden logischen Sachverhalt an: „Wenn B nicht mehr existiert, kann auch A nicht mehr existieren." Im Rahmen der Substanzen muß daher das Individuum von der Art abhängig sein, denn wenn die Art aufgehoben wird, wird notwendig jedes Individuum, das durch die Art repräsentiert wird, mit aufgehoben. Gibt es die Art nicht, so kann es auch keinen einzigen Repräsentanten der Art geben. Dieses stellt keinen Widerspruch zu dem von Aristoteles formulierten Primat der ersten Substanz dar. Die Fundierung alles Seienden durch die erste Substanz besagt in diesem Zusammenhang nur: es gibt keine leere Art und keine leere Gattung. Das heißt: Existiert wenigstens eine individuelle Substanz, die die der Art beziehungsweise Gattung entsprechenden Differenzen aufweist, so ist die notwendige Bedingung für die Existenz der Art beziehungsweise Gattung erfüllt. Nur in diesem generellen Sinne bedarf das Allgemeine der Existenz der ersten Substanz. Im Zusammenhang mit der Inseinsrelation liegt jedoch immer schon ein ganz bestimmter Träger vor. Wäre die Spezies tatsächlich in dem hier gemeinten Sinne von einem Individuum abhängig, so wäre sie bezüglich ihres Bestandes an ein ganz bestimmtes Exemplar gebunden. Das widerspräche jedoch dem der Spezies zukommenden Charakter der Allgemeinheit. Wird trotzdem behauptet, daß zum Beispiel das Menschsein „in" Sokrates ist, so ist ein anderes Insein als das *ἐν ὑποκειμένῳ εἶναι* gemeint. Aus der so verstandenen Untrennbarkeitsregel ergibt sich daher, daß jedes Allgemeine nur wieder in Allgemeinem, nicht aber in Individuellem sein kann. Das ist eine der Schlußfolgerungen der traditionellen Interpretation, welche heute allerdings umstritten ist. Die Gegenposition, Allgemeines Nichtsubstantielles sei auch in Individuellem Substantiellem, die hauptsächlich von Frede (1978) vertreten wird, soll weiter unten diskutiert werden.

Auffällig für den heutigen Betrachter dieser Gliederung in vier Seinstypen ist vor allem die anscheinend widersprüchliche Sprechweise von „individuellen Eigenschaften". Denn Eigenschaften werden üblicherweise als ein Allgemeines angesehen, während Individuelles auf Substanzen beschränkt zu sein scheint. Außerdem ist nicht ohne weiteres erfindlich, wie die Individualität einer Eigenschaft sprachlich zum Ausdruck gebracht werden sollte. Der Lösungsvorschlag der traditionellen Interpretation, der von vielen anerkannt wird, besteht in der Annahme, daß individuelle Eigenschaften durch ihre Träger individualisiert werden. Demgemäß wäre eine weiße Farbe individuell aufgrund des Umstandes, daß sie zum Beispiel das Weiß einer bestimmten Person darstellt. Sie ist also die bestimmte Färbung eines Individuums und wird dadurch zu einer individuellen Instanz. Diese traditionelle Interpretation wurde von den Kommentatoren folgendermaßen begründet. Die Untrennbarkeitsregel fordert ihrer Ansicht nach, daß das In-etwas-Seiende mit seinem Subjekt zugrunde geht. Individuelle Eigenschaften, die durch ihre Träger individualisiert werden, erfüllen gerade diese Bedingung. Ferner wird angenommen, daß die Einzigartigkeit der ersten Substanzen ein ausschlaggebendes Kriterium alles Individuellen darstellt. In De interpretatione Kap. 7 sagt Aristoteles, daß Individuelles nicht von vielen Dingen prädiziert wird. Die Individualisierung durch den Träger gewährleistet diese Einzigartigkeit für den nichtsubstantiellen Bereich: das Weiß im Bart des Sokrates kann nach dieser Definition nie das Weiß einer anderen Substanz sein. Das Argument der Einzigartigkeit verhindert darüber hinaus, daß das in-etwas-seiende Individuelle ebenfalls die zu dem individuellen Träger gehörige zweite Substanz als Subjekt des Inseins hat; anderenfalls wäre es von mehrerem prädizierbar. Es ergeben sich daher als Hauptthesen der traditionellen Auffassung, daß (1) Individuelles nur in Individuellem als Zugrundeliegendem sein kann, (2) Allgemeines nur in Allgemeinem sein kann und daß (3) individuelle Eigenschaften durch ihre Träger individualisiert werden.

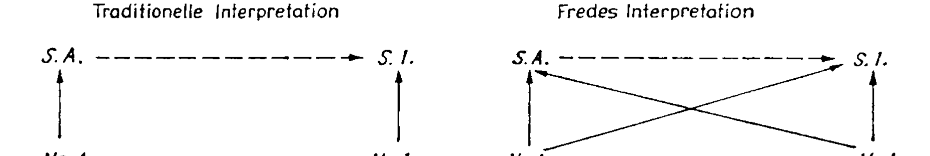
Gegen diese verbreitete Auffassung bezüglich der Individuierung von Eigenschaften hat G. E. L. Owen (1965) in einer repräsentativen Kontroverse mit Ackrill Stellung bezogen. Wie schon die Vorgänger seiner Position, vertritt Owen die These, daß individuelle Eigenschaften nicht dadurch individualisiert werden, daß sie eine individuelle Substanz zu ihrem Träger haben, sondern durch eine letzte Spezifizierung von Eigenschaften. Ein bestimmtes Weiß, zum Beispiel das Weiß im Bart des Sokrates, ist nach dieser Version nicht die individuelle Färbung einer ersten Substanz, sondern eine Spezifikation von Weiß, eine Nuance von Weiß, die prinzipiell auch an anderen Körpern vorkommen kann. Owens Ansicht hat sich hauptsächlich deswegen nicht durchgesetzt, weil man Individualität und prinzipielle Wiederholbarkeit für nicht vereinbar hält. Davon abgesehen, ist aber bezüglich der Anwendung in konkreten Fällen der Unterschied beider Thesen nicht entscheidend, denn die Wahrscheinlichkeit, daß eine bestimmte Nuance von Weiß in genau dieser Konstitution und Schattierung an einem anderen Träger noch einmal auftritt, beträgt 1 zu $\infty := 0$. Wahrscheinlichkeitstheoretisch besteht also kein Unterschied zwischen den beiden Interpretationen, selbst dann nicht, wenn der

Zufall es in der Praxis tatsächlich einmal wollen sollte, daß sich eine derartig spezifizierte Eigenschaft wiederholt. Denn bei unendlicher Grundmenge sind das unmögliche Ereignis und das Ereignis mit der Wahrscheinlichkeit 0 identisch. In der genannten Kontroverse Ackrill/Owen mit Folgebeiträgen von Moravcsik (1967), Allen (1969) u. a. blieb allerdings die prinzipielle Frage, um die es hier letztlich doch geht, unbeantwortet. Denn man muß natürlich auch verstehen, was „individuelle" Eigenschaften denn nun eigentlich sind bzw. sein sollen. Dieses sachliche Problem trat hinter den kontroversen Grundannahmen immer mehr in den Hintergrund. Eine denkbare Antwort wäre vielleicht, individuelle Eigenschaften als individuierende Raum-Zeit-Koordinaten aufzufassen, die die Verschiedenheit der Bedingungen herstellen, unter denen allgemeine, identische Strukturen jeweils anders, individuell in die Erscheinung treten.

Auch Frede (1978: 17ff.) weicht von der traditionellen Auffassung ab. Veranlaßt durch Textstellen aus Kap. 5, schlägt er eine neue Interpretation des Inseins vor, die nicht zu den drei genannten Konsequenzen der herkömmlichen Auffassung führt. So werden auch für Frede individuelle Eigenschaften nicht durch ihre Träger individualisiert. Zur Begründung zitiert er Aristoteles: „Wiederum, Farbe ist am Körper, folglich auch an einem individuellen Körper, denn wenn sie nicht an irgendeinem individuellen Körper ist, dann auch nicht an Körper überhaupt" (2b 1–3). Frede interpretiert diese Textstelle in dem Sinne, daß Farbe als Allgemeines einen Einzelgegenstand zum Subjekt hat. Im Gegensatz dazu wurde diese Stelle früher in der Weise gedeutet, daß Farbe als Allgemeines nur dann an dem Körper als Allgemeinem sein kann, wenn auch jede individuelle Färbung an einem individuellen Körper zu finden ist. Ob sich, wie Frede annimmt, seine Deutung, daß der Ausdruck Farbe hier ein Universales bezeichnet, durch einen Verweis auf die in ähnlichem Wortlaut gehaltenen voraufgehenden Zeilen (2a 36ff.) zeigen läßt, ist fraglich, da es in 2a 36ff. um ein Ausgesagtwerden und kein Insein geht. Für Fredes Annahme spricht jedoch folgender Satz, der das Resümee der vorangehenden Betrachtung darstellt: „Somit wird alles andere entweder von den ersten Substanzen als dem Zugrundeliegenden ausgesagt oder ist in ihnen als dem Zugrundeliegenden" (2b 3–5). Daraus folgt, daß Aristoteles eine prädikative Beziehung zwischen allgemeinen Eigenschaften und individuellen Substanzen annimmt. Da es sich hier, soweit keine charakteristischen Differenzen des zugrunde liegenden Subjektes gemeint sind, nicht um die Beziehung des Ausgesagtwerdens handeln kann, können diese Seinsklassen nur durch die Relation des Inseins verknüpft werden; denn eine dritte Alternative gibt es für Aristoteles nicht. Das bedeutet, daß allgemeine Eigenschaften auch in individuellen Substanzen sind, was einem der Grundsätze der traditionellen Interpretation widerspricht. Ferner behauptet Frede, daß auch Individuelles in Allgemeinem sein kann. Zur Begründung zieht er die Textstelle 3a 1ff. heran, wo es heißt, daß auch von den zweiten Substanzen alles übrige prädiziert wird. Inwiefern die Wendung „alles übrige" individuelle Eigenschaften mit einschließt, erklärt Aristoteles im Anschluß 3a 5ff.: Wenn ein individueller Mensch des Lesens und Schreibens kundig genannt wird, so ist damit für Aristoteles ebenfalls

eine entsprechende Prädikation über die Spezies Mensch und die Gattung Lebewesen verbunden. Besondere Eigenschaften haben daher, neben ihren individuellen Trägern, weiterhin die zugehörigen zweiten Substanzen zum Subjekt. Daraus ergibt sich, daß die Eigenschaften, um in einer Spezies als dem Zugrundeliegenden zu sein, nicht in jedem einzelnen Repräsentanten dieser Spezies sein müssen, sondern es ist nach dieser Auffassung bereits hinreichend, wenn sie mindestens einen Vertreter der Spezies zum Subjekt haben.

Nach Fredes Interpretation, die durch einige Textstellen nahegelegt wird, ergeben sich folgende neue Thesen: (1) Allgemeine Eigenschaften haben auch individuelle Substanzen als Träger, und (2) Individuelles kann ebenfalls in Allgemeinem sein. Die unterschiedlichen Konsequenzen beider Interpretationen im Hinblick auf die Beziehungen der vier verschiedenen Seinsklassen untereinander seien noch einmal anhand der folgenden Schemata aufgeführt:



Die verwendeten Zeichen sollen hier folgendes bedeuten:
S. A.: = Substantielles Allgemeines
S. I.: = Substantielles Individuelles
Ns. A.: = Nichtsubstantielles Allgemeines
Ns. I.: = Nichtsubstantielles Individuelles
$x \longrightarrow y$: $= x$ ist in y $x \dashrightarrow y$: $= x$ wird von y ausgesagt.

Aus diesem Diagramm ergibt sich, daß die traditionelle Interpretation die Art der Beziehung zwischen *Ns. A.* und *S. I.* sowie zwischen *Ns. I.* und *S. A.* unberücksichtigt läßt, während Frede hier in beiden Fällen ein Insein annimmt. Nach Frede besitzt daher jede Eigenschaft mindestens zwei Subjekte des Inseins, nämlich eine erste Substanz und darüber hinaus die zugehörige zweite Substanz. Mit der Anerkennung dieses Sachverhaltes geht jedoch die Einzigartigkeit individueller Eigenschaften verloren, denn auch individuelle Eigenschaften werden nach dieser Auffassung von mehreren Subjekten geteilt. Dadurch entfällt die Möglichkeit, Eigenschaften durch einen speziellen Träger zu individualisieren. Frede fügt hier hinzu, daß individuelle Eigenschaften, sofern sie als durch ihre Träger individualisiert verstanden werden, gar nicht Gegenstand der normalen Prädikation sind. Denn wenn wir sagen: „Sokrates ist weise", so prädizieren wir dieselbe Eigenschaft wie in dem Satz „Protagoras ist weise". In beiden Fällen beziehen wir uns nicht auf so etwas wie die Weisheit von Sokrates beziehungsweise die Weisheit von Protagoras, sondern wir beziehen uns auf ein und dasselbe, das sowohl für Sokrates als auch für Protagoras gilt. Frede unterläßt es dagegen, eine klare Antwort auf die Frage zu geben, wodurch denn nun eigentlich die Individuierung von

Eigenschaften erfolgt. Er problematisiert nur den Individuenbegriff bei Aristoteles. In der frühen Antike ist der Individuenbegriff an den Substanzbegriff gekoppelt und daher durch konkrete Kriterien bestimmbar gewesen. Aristoteles' Kennzeichnung des Individuenbegriffs ist rein theoretischer Natur, da sie sowohl Substantielles als auch Nichtsubstantielles vereinen muß. Diese Problematik entsteht durch die Konzeption der beiden unterschiedlichen Gegensatzpaare von Individuellem und Allgemeinem sowie Substantiellem und Nichtsubstantiellem. Das einzige Kriterium des Individuellen, welches eine Abgrenzung gegenüber dem Allgemeinen darstellt, ist negativ formuliert und lautet: Individuelles kann nicht ausgesagt werden. Individuelle Eigenschaften heben sich von den ersten Substanzen dadurch ab, daß sie zur Existenz mindestens eines substantiellen Trägers bedürfen, während die ersten Substanzen als das Zugrundeliegende alles Übrigen selbständig existieren.

Fredes Position, daß Allgemeines auch in Individuellem sein kann, verlangt eine neue Auslegung der Untrennbarkeitsregel des Inseins. Seine Interpretation stellt eine starke Abschwächung gegenüber der traditionellen Auffassung dar. So muß seiner Meinung nach nicht jedes geordnete Paar (A, B), welches die Inseinsrelation „A ist in B" erfüllt, eine Untrennbarkeit in dem Sinne aufweisen, daß A nicht ohne B existieren kann, sondern es ist hinreichend, wenn es für A wenigstens ein Subjekt gibt, von dem es seiner Existenz nach abhängt. Es wird daher durch das Insein keine Relation zwischen festen Paaren (A, B) definiert, sondern es wird die Klasse aller Entitäten A bestimmt, für die es jeweils wenigstens ein Subjekt gibt, ohne welches sie nicht existieren können. Dieses Subjekt stellt den Gegenstandsbereich dar, an den Eigenschaften gebunden sind. Als Subjekt des Gesund- beziehungsweise Krankseins fungiert in diesem Sinne das Genus Lebewesen, weil krank beziehungsweise gesund nur Lebewesen sind. Durch die Möglichkeit des Inseins wird der nichtsubstantielle Bereich gekennzeichnet, denn nur Eigenschaften sind an einen Gegenstandsbereich gebunden. Substanzen dagegen bedürfen keines weiteren Zugrundeliegenden, weshalb ihnen ontologisch Priorität gegenüber dem Nichtsubstantiellen zukommt. Da das Subjekt des Inseins den Gegenstandsbereich einer Eigenschaft angibt, ist das relevante Subjekt stets von so allgemeiner Natur, daß es alle konkreten Träger dieser Eigenschaft umfaßt. Die Textstelle 1a 24–25 läßt nach Frede diese abgeschwächte Interpretation zu: „Man beachte, daß es in 1a 24–25 nicht heißt, daß etwas, was sich in etwas anderem als einem Subjekt befindet, nicht unabhängig von diesem anderen existieren kann. Es ist zwar natürlich, und wohl auch richtig, anzunehmen, daß sich das *τοῦ ἐν ᾧ ἐστίν* in 1a 25 auf das *ἔν τινι* in 1a 24 zurückbezieht, aber der Bezugspunkt von *ἔν τινι* ist nicht durch das Voraufgehende festgelegt" (1978: 28). Frede formuliert die Definition des Inseins daher auf folgende Weise:

A ist in etwas als Subjekt genau dann, wenn es ein Subjekt B gibt, derart, daß

(1) A nicht Teil von B ist und
(2) A nicht unabhängig von B existieren kann.

Diese sinngemäße Übersetzung wird seiner Ansicht nach auch durch die

anschließenden Beispiele 1 a 25–28 gestützt. Dort wird als Begründung für das Insein eines individuellen Weiß in einem Zugrundeliegenden hinzugefügt, daß jede Farbe in einem Körper ist (*ἅπαν γὰρ χρῶμα ἐν σώματι*, 1 a 28). Daß hier der Körper als ein Universales zu verstehen ist, ergibt sich für Frede aus einem Vergleich mit der Textstelle 1 b 1, wo es ebenfalls um ein Allgemeines geht. In 1 b 1 wählt Aristoteles die gleiche Sprechweise zur Kennzeichnung des Allgemeinen wie bezüglich des Körpers in 1 a 25. Die zusätzliche Begründung verdeutlicht daher, in welcher Weise der Körper als Universales das relevante Subjekt jeder beliebigen Farbe beziehungsweise der Art Farbe darstellt.

Zusammenfassend läßt sich zu Fredes Interpretation anmerken, daß sie anhand plausibler Textauslegungen von Stellen aus Kap. 5 die traditionelle Auffassung des Inseins und die daraus resultierenden Konsequenzen problematisiert. Dem gleichwohl nach wie vor eleganten Lösungsvorschlag der Tradition, individuelle Eigenschaften durch ihre individuellen Träger jeweils individuiert sein zu lassen, vermag Frede keine entsprechende Alternative entgegenzusetzen. Festzustellen bleibt, daß die Fredesche Interpretation das bisher gedanklich klare Konzept des Aristoteles beziehungsweise seiner Kommentatoren aufweicht. Es läßt sich eventuell vermuten, daß auch Aristoteles, trotz der von Frede herangezogenen Passagen aus dem Text, eine Auffassung vertreten hat, die der traditionellen Interpretation entspricht oder nahesteht. Es ist tatsächlich oft schwierig, den Unterschied zwischen Individuellem und Allgemeinem sprachlich exakt zu formulieren. Zur Illustration soll hier folgendes Beispiel aus der deutschen Sprache dienen. Man sagt: „Während einer Tanzstunde fordern die Herren (die Menge der Herren, Allgemeines) die Damen (die Menge der Damen, Allgemeines) auf." Doch in dem Moment, wo die genaue Zuordnung erfolgt, tanzt jeder einzelne, individuelle Herr mit einer ganz bestimmten, individuellen Dame. Auch wenn ein einzelner Herr jemanden aus der Menge der Damen auffordern soll, hat er sich letztlich für eine ganz bestimmte Dame entschieden. Bei der allgemeinen Zuordnung erfolgt also durch die konkrete Ausführung eine Individualisierung. Ebenso ist auch, zumindest nach heutigem Verständnis, das Verhältnis von Farbe und Körper zu sehen. Die Menge der Farben befindet sich zwar an der Menge der Körper, doch sobald ich aus dieser Menge der Körper einen ganz bestimmten Körper herausgreife, habe ich es implizit auch nur noch mit ganz bestimmten Farben zu tun, nämlich mit den Farben dieses Körpers. In konkreten Fällen könnte man diese individuellen Farben durch Namen angeben. Philosophische Betrachtungen beziehen sich aber selten auf so konkrete Sachverhalte, weshalb die verwendete Ausdrucksweise in Allgemeinbegriffen gehalten ist, selbst wenn es sich um Individuelles handelt. Der Allgemeinbegriff „Farbe" drückt hier aus, daß es irrelevant ist, welche Farbe zu einem Körper gehört. Daß es sich dabei allerdings um eine individuelle Farbe handeln muß, wird stillschweigend vorausgesetzt. Unter diesem Gesichtspunkt ist es eventuell möglich, daß Aristoteles, wenn er sagt, daß Farbe (als Allgemeines) an einem individuellen Körper ist, im Grunde genommen meint, daß im konkreten Einzelfall individuelle Farben an einem individuellen Körper sind.

Für die traditionelle Interpretation hat sich in der Frage, von welcher Art Entität das nichtsubstantielle Individuelle bei Aristoteles ist, auch Heinaman (1981 : 295–307) ausgesprochen. Heinaman zeigt auf, daß in Werken, die später als die Kategorienschrift sind, Aristoteles nichtsubstantielle Individuen als individuelle Instanzen von Eigenschaften akzeptiert und daß es vom Text gestützte Gründe dafür gibt, daß solche Entitäten (individuelle Instanzen von Eigenschaften) auch in der Kategorienschrift (und in der Topik) angenommen werden. Mit seiner Textauslegung wendet sich Heinaman nicht nur gegen die von Owen (1965) maßgeblich vertretene Auffassung, daß nichtsubstantielle Individuen so etwas wie „atomic species" seien, sondern auch gegen Fredes Versuch (1978), dem er zu Recht vorhält, nicht klar zu machen, als was er denn nun eigentlich das nichtsubstantielle Individuelle, speziell in Abgrenzung gegen Owen, genau bestimmt (Heinaman 1981: 304). Das bleibt bei Frede in der Tat vage.

Welche Funktion hat nun die erste Bedingung des Inseins, die besagt, daß das In-etwas-Seiende kein Teil des zugrunde liegenden Subjektes sein darf? Die Bedeutung dieser Regel hängt ab von der Interpretation des Ausdrucks „Teil". Auch in diesem Punkt ist die herkömmliche Auffassung angefochten worden, welche unter dem Ausdruck „Teil" physische Teile versteht. Diese traditionelle Interpretation scheint aus den folgenden Gründen vernünftig zu sein. Durch das Insein soll der nichtsubstantielle Bereich gekennzeichnet werden. Doch auch die physischen Teile von Substanzen genügen der Untrennbarkeitsregel, da sie an das jeweils zugrunde liegende Ganze gebunden sind. Zum Exempel: die Rückwand eines Hauses kann zwar auch dann noch existieren, wenn das Haus nicht mehr existiert; aber sie bleibt gleichwohl die Rückwand eines Hauses, wenn auch im Modus des Reliktes. Das Entsprechende gilt für eine abgetrennte Hand etc. Wie nun aus Kap. 7. 8b 15ff. hervorgeht, zählt Aristoteles die physischen Teile von Substanzen selbst wieder zu den Substanzen. Wäre das Insein vollständig durch die Untrennbarkeitsregel definiert, so stellte das Insein kein ausschließliches Kriterium von Eigenschaften dar, weil es auch von substantiellen Teilen erfüllt würde. Die erste Bedingung der Definition des Inseins verhindert also, daß auch Substanzen, nämlich physische Teile, im Sinne des *ἐν ὑποκειμένῳ εἶναι* in einem Zugrundeliegenden sein können. Diese Interpretation läßt sich auch anhand von Textstellen aus Kap. 5 belegen. In 3a 29ff. heißt es: „Es brauchen uns aber die Teile von den Substanzen nicht zu beunruhigen, insofern sie in dem Ganzen als dem Zugrundeliegenden sind; anderenfalls könnten wir uns gezwungen sehen zu sagen, daß sie nicht Substanzen sind. Denn wir sprachen nicht so von den Dingen, die in einem Zugrundeliegenden sind, nämlich als von Teilen, die in etwas wären." Dieser Absatz muß im Zusammenhang mit der vorher geäußerten These, daß es ein gemeinsames Kennzeichen jeder Substanz ist, nicht in einem Zugrundeliegenden zu sein (3a ff.), gesehen werden. Er stellt einen Teil ihrer Begründung dar, insofern hier durch Bezugnahme auf die erste Bedingung des Inseins substantielle Teile von einem Insein ausgeschlossen werden. Also können auch diejenigen Substanzen, die nur physische Teile von Substanzen sind, nicht in einem Zugrundeliegenden sein. Für ein plausibles Text-

verständnis erscheint es daher sinnvoll, den Ausdruck „Teil" als physischen Teil zu interpretieren.

Doch auch hier existiert eine Gegenposition, die hauptsächlich von Frede (1978) und Patzig (1973) vertreten wird. Beide nehmen an, daß Aristoteles durch die erste Bedingung nicht physische, sondern begriffliche Teile von einem Insein ausschließen will. Als Begründung wird hier die Aussage, daß die Differenz nicht in einem Zugrundeliegenden ist (3a 22f.), herangezogen. Diese Feststellung des Aristoteles ist nach Ansicht der beiden Interpreten nicht allein aus der Untrennbarkeitsregel ableitbar. Denn aus Kap. 3 geht hervor, daß verschiedenen Genera auch verschiedene Differenzen zukommen. Deshalb ist nach Frede jeder Differenz ein Genus eigen, wodurch auch die Differenz einen Gegenstandsbereich besitzt, ohne den sie nicht existenzfähig ist, und damit also die zweite Bedingung des Inseins erfüllt. Um nun Differenzen doch noch von einem Insein ausschließen zu können, muß der Ausdruck „Teil" als begrifflicher Teil interpretiert werden. Hierzu läßt sich jedoch das Folgende bemerken. Differenz und Genus definieren die Spezies und sind daher als ihre begrifflichen Teile von der Spezies aussagbar. Da das Ausgesagtwerden und das Insein zwei sich gegenseitig ausschließende Alternativen darstellen, kann das Verhältnis zwischen Differenz und Spezies nicht mehr zusätzlich durch ein Insein bestimmt werden. In dieser Weise argumentiert auch Aristoteles, wenn er an der von Patzig und Frede zitierten Stelle 3a 22f., wo das Insein für Differenzen ausgeschlossen wird, begründend hinzufügt: „Denn zu Lande lebend und zweifüßig werden vom Menschen als Zugrundeliegendem ausgesagt, aber sind nicht in einem Zugrundeliegenden." Es ist also nicht notwendig, das Insein der Differenz durch die Definition des Inseins selbst auszuschließen. Vielmehr erhält die Differenz von Aristoteles einen Sonderstatus. Dieser zeichnet sich dadurch aus, daß die Differenz, sofern sie einen definierenden Part darstellt, von dem betreffenden Zugrundeliegenden aussagbar ist, wodurch implizit ein Insein ausgeschlossen wird.

Patzig nennt für seine Interpretation noch folgende zusätzliche Begründung. Er hält die Abhängigkeit, die den Primat der ersten Substanzen gegenüber den zweiten Substanzen begründet, für vergleichbar mit der durch die Untrennbarkeitsregel geforderten Abhängigkeit. Wäre das Insein nur durch die zweite Bedingung definiert, so wäre nach Patzig zum Beispiel die Art Mensch in einem bestimmten Menschen. Um derartige Fälle auszuschließen, interpretiert er den Ausdruck „Teil" als begrifflichen Teil. Ob die beiden Abhängigkeitstypen aber tatsächlich vergleichbar sind, ist sehr zweifelhaft; denn, um bei dem Beispiel zu bleiben, es läßt sich kein bestimmtes menschliches Individuum finden, von dem die Existenz der Art Mensch abhängt. Im Falle der Untrennbarkeitsregel muß jedoch ein in dieser Weise ausgezeichnetes Individuum vorliegen, da die Untrennbarkeitsregel mindestens ein konkretes Subjekt fordert, an dem sich die Abhängigkeit zeigt. Patzigs Voraussetzung ist also nicht zulässig, weshalb seiner Interpretation das Fundament fehlt. Zusammenfassend erscheint es deshalb naheliegender, die erste Bedingung des Inseins dahingehend zu deuten, daß Aristoteles physische Teile, nicht aber begriffliche Teile von dem Insein ausschließen will. So verstanden trennt

dann das Insein tatsächlich Substantielles von Nichtsubstantiellem, denn nur Nichtsubstantielles kann in einem zugrunde liegenden Subjekt sein.

Ein weit verbreitetes Mißverständnis bezieht sich auf Aristoteles' Gebrauch der beiden Wendungen (*a*) „von einem Zugrundeliegenden ausgesagt werden" und (*b*) „in einem Zugrundeliegenden sein", dergestalt, daß die Wendung (*a*) es angeblich mit sprachlichen beziehungsweise grammatischen, die Wendung (*b*) es mit metaphysischen beziehungsweise ontologischen Begriffen zu tun habe; demgemäß wird „das Zugrundeliegende" (*τὸ ὑποκείμενον*) im Fall (*a*) als „grammatisches Subjekt" und im Fall (*b*) als „Substrat" interpretiert. Diese Fehlinterpretation ist nicht erst neueren Datums; sie läßt sich weit zurückverfolgen. Sie hat aber unter dem Einfluß des „Linguistic Turn" (Rorty: 1967) der Philosophie in diesem Jahrhundert nicht nur breite Zustimmung erfahren, sondern darüber hinaus eine Generalisierung bis hin zu der These, daß die Dinge, das Seiende, die *ὄντα*, auf die sich Aristoteles in der Kategorienschrift bezieht, sprachliche Entitäten seien: „linguistic items". Diese Interpretation, sowohl in der eingeschränkten als auch in der verallgemeinerten Fassung, hat keine Stütze im Text. Die vierfache Gliederung in Kapitel 2 ist eine Gliederung von Dingen, nicht von Namen. Nicht nur das, was in einem Zugrundeliegenden „ist", ist ein Ding, ein Seiendes, ein *ὄν*, sondern auch das, was von etwas als seinem Zugrundeliegenden „ausgesagt wird", ist ein Ding, das heißt eine Spezies oder ein Genus, und nicht ein Name. Das, was „von einem Zugrundeliegenden gesagt" wird, sind keine sprachlichen Entitäten, sondern die Dinge, auf die sich die sprachlichen Entitäten beziehen, das heißt, die sie bezeichnen. Im Sprachgebrauch des Aristoteles wird genau unterschieden zwischen den Dingen, die von dem Zugrundeliegenden ausgesagt werden oder in Zugrundeliegendem sind, und den Namen solcher Dinge. Vergleiche Cat. 5. 2a 19ff. Eine sachliche Berechtigung erfährt die Formulierung „ausgesagt von" durch die Tatsache, daß der Name der Spezies und des Genus von dem dazugehörigen Individuum prädiziert wird, daß dagegen bei dem, was in einem Zugrundeliegenden ist, der Name normalerweise nicht von dem Zugrundeliegenden prädiziert wird; Kallias wird nicht auf die nämliche Weise, wie er als Mensch und als Lebewesen bezeichnet wird, auch als weiß bezeichnet; der Begriff des Menschen und der Begriff des Lebewesens werden von ihm ausgesagt, der Begriff des Weißen dagegen kann von ihm nicht ausgesagt werden, es kann von ihm nur gesagt werden, daß er weiß ist. Gleichwohl gilt, daß in dem vorher angegebenen Sinn „ausgesagt von" und „in" keinen unterschiedlichen Status (einerseits einen sprachlich-grammatischen, andererseits einen metaphysisch-ontologischen) der durch sie eingeführten Begriffe signalisieren. Entsprechendes gilt für das „Zugrundeliegende", das nicht das eine Mal „grammatisches Subjekt" und das andere Mal „Substanz", „Substrat" bedeutet; es fungiert vielmehr als Kennzeichnung dessen, wovon etwas ausgesagt wird oder worin etwas ist. Die in Kapitel 2 vorgeführten Unterscheidungen finden ihre Anwendung vor allem in Kapitel 5.

Die Klassifikation von vier Typen von Seiendem in Cat. 2, nämlich Individuen und Eigenschaften, Spezies und Gattungen (vgl. An. Pr. I 27, 43a

25–43; dazu Patzig 1959: 15f. Anm. 3) gibt die Arten von Seiendem an, deren Existenz in prädikativen Sätzen vorausgesetzt wird. Dabei macht die Kategorienschrift einen entscheidenden Unterschied zwischen Sätzen, die ausdrücken, was (y) etwas (x) ist, und Sätzen, die ausdrücken, was (y) in etwas (x) ist. Nur in dem ersten Fall trifft y auf x zu, nämlich deswegen, weil x die Definition von y zuläßt; im zweiten Fall aber läßt x nicht die Definition von y zu, sondern allenfalls den Namen von y. Die Zuschreibungen von Prädikaten (x ist y) werden also in der Kategorienschrift auf zwei prädikative Grundstrukturen reduziert: (1) x ist (ein) y, (2) (ein) y ist in x. Diese logische Unterscheidung zwischen spezifischer Prädikation und nominaler Prädikation wird in der Kategorienschrift nicht konsequent sprachlich artikuliert. Die Annahme, daß die Ausdrücke *καθ' ὑποκειμένου λέγεσθαι* („gesagt werden von", „said of") und *καθ' ὑποκειμένου κατηγορεῖσθαι* („prädiziert werden von", „predicated of") in der Kategorienschrift verschieden verwendet werden, gilt zumindest nicht generell, zumal nicht da, wo die Ausdrücke einander substituieren (wie 2a 33–35, 2b 6–6a, 2b 16–17, 3a 10–14). Klar scheint die Unterscheidung wohl nur in Cat. 2. 2a 27ff., wo der Ausdruck *καθ' ὑποκειμένου κατηγορεῖσθαι* Nominalprädikation bezeichnet, also den Fall, daß y dem Namen nach, nicht jedoch definitorisch von x prädiziert wird. An vielen anderen Stellen der Kategorienschrift dürfte der Gebrauch der beiden Ausdrücke de facto „interchangable" sein (so G. E. L. Owen mündlich in einem Gespräch mit dem Autor während des 9. Symposium Aristotelicum in Berlin 1981). Für äquivalente Verwendung der beiden Ausdrücke haben sich u. a. ausgesprochen v. Fritz (1931), Tugendhat (1958), De Rijk (1978). Anders Graeser (1983) mit differenzierter Begründung. Gegen die uneingeschränkte Äquivalenzthese läßt sich immerhin feststellen, daß der Sprachgebrauch der Kategorienschrift doch wohl eine Tendenz, allerdings mehr auch nicht, erkennen läßt, mit dem Ausdruck *λέγεσθαι τὶ κατὰ τινός* die Struktur der spezifischen Prädikation und mit dem Ausdruck *κατηγορεῖσθαι τὶ κατὰ τινός* die Struktur der Nominalprädikation zu bezeichnen. Weitergehende Behauptungen finden im Text keine Stütze. Zum Vergleich: *λέγεσθαι τὶ κατὰ τινός*: Cat. 2. 1a 20, 24, 27, 29, b 1, 2, 4, 6, 7; 3. 1 b 11; 5. 2a 12, 20, 22, 34, b 6a, 3a 9, 11, 14, 23, 27, 37, b 5, 17. *κατηγορεῖσθαι τὶ κατὰ τινός*: Cat. 3. 1b 10, 13, 14, 22; 5. 2a 22, 23, 25, 27, 28, 30, 31, 33, 37, 38, b 16, 20, 3a 4, 16, 17, 19, 25, 28, 35, 38, b 2; 10. 12a 1, 7.

10,13 (1b 6) „Dinge aber, die unteilbar und der Zahl nach eins sind": *τὰ ἄτομα καὶ ἓν ἀριθμῷ*. In dieser Wendung ist das charakteristische Merkmal des Individuellen zu sehen. So wurde das Individuelle von Aristoteles unter anderem durch das Wort *ἄτομον* (Unteilbares) ausgedrückt. Doch von Unteilbarkeit kann nur mit Hinblick auf eine bestimmte Einheit gesprochen werden. Die Einheit ist jedoch nicht dem Individuellen eigentümlich, denn es gibt auch die „Einheit des Genus" (*ἓν γένει*) und die „Einheit der Spezies" (*ἓν εἴδει*). Alles aber, was eins ist, ist in dem Sinne, in dem es eins ist, unteilbar (vgl.: Physik III 7. 207b 5ff. und Met. *I* 15. 1052b 15ff.). Das heißt, das Genus ist als Genus unteilbar, es ist generisch eines. Ebenso ist die Spezies als Spezies ein Eines und daher unteilbar. Inwiefern nun das Individuelle

in besonderer Weise unteilbar genannt wird, soll durch den Zusatz „der Zahl nach eines" (*ἓν ἀριθμῷ*) verdeutlicht werden. Ein Genus ist zwar als Genus unteilbar, wohl aber ist es der Art nach in verschiedene Spezies oder der Zahl nach in verschiedene Individuen teilbar. Entsprechendes gilt für die Spezies. Ein Individuum dagegen ist sowohl als Individuum als auch der Zahl nach unteilbar. Die Wendung „der Zahl nach" drückt also die für das Individuelle spezifische Weise der Einheit aus. Vergleiche auch Cat. 5. 3b 10–13, wo von der ersten Substanz gesagt wird, daß sie Unteilbarkeit und numerische Einheit anzeige: *Πᾶσα δὲ οὐσία δοκεῖ τόδε τι σημαίνειν. ἐπὶ μὲν οὖν τῶν πρώτων οὐσιῶν ἀναμφισβήτητον καὶ ἀληθές ἐστιν ὅτι τόδε τι σημαίνει· ἄτομον γὰρ καὶ ἓν ἀριθμῷ τὸ δηλούμενόν ἐστιν.* Unteilbar ist ein individuelles Exemplar der Spezies *F* insofern, als es nicht so geteilt werden kann, daß die Resultate der Teilung *F* sind: Teile eines Menschen, einer Uhr etc. sind nicht Menschen, Uhren etc.

Später wird es für Aristoteles zum Problem, inwiefern ein Ding, das doch durch mehrere Begriffe definiert wird, gleichwohl eines ist und nicht vieles. Er beantwortet diese Frage nach der Einheit des Gegenstandes und der Einheit der Definition in Met. *Z* 12 und *H* 6. Aristoteles hat in seinen späteren Werken den Terminus *ἄτομον* nicht mehr verwendet. Statt dessen bediente er sich zur Bezeichnung des Individuellen und des Allgemeinen der Ausdrücke *τὸ καθ' ἕκαστον* (mit dem Aristoteles allerdings auch zuweilen das Partikuläre bezeichnet) und *τὸ καθ' ὅλον.*

Literaturauswahl: *Allen, R. E.*, Individual Properties in Aristotle's Categories. Phronesis 14, 1969, 31–39. – *Allen, R. E.*, Substance and Predication in Aristotle's Categories. In: E. N. Lee, A. P. D. Mourelatos, R. Rorty (eds.), Exegesis and Argument. Studies in Greek Philosophy. Presented to Gregory Vlastos, Assen 1973, 362–373. – *Annas, J.*, Individuals in Aristotle's Categories: Two Queries. Phronesis 19, 1974, 146–152. – *Annas, J.*, Aristotle on Substance, Accident, and Plato's Forms. Phronesis 22, 1977, 146–160. – *Ax, W.*, Zum isolierten *ῥῆμα* in Aristoteles' De interpretatione 16 b 19–25. Archiv für Geschichte der Philosophie 61, 1979, 271–279. – *Badareu, D.*, L'Individuel chez Aristote, Paris 1934. – *Bärthlein, K.*, Zur Entstehung der aristotelischen Substanz-Akzidenz-Lehre. Archiv für Geschichte der Philosophie 50, 1968, 196–253. – *Bassenge, Fr.*, Das *τὸ ἑνὶ εἶναι, τὸ ἀγαθῷ εἶναι* und das *τὸ τί ἦν εἶναι* bei Aristoteles. Philologus 104, 1960, 14–47, 201–222. – *Bonitz, H.*, Über die Kategorien des Aristoteles. Sitzungsbericht der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. Phil.-hist. Klasse. 10. Bd., Wien 1853, 591–645. Unveränderter Nachdruck, hrsg. v. d. Wissenschaftlichen Buchgesellschaft, Darmstadt 1967. – *Bröcker, W.*, Retraktationen zu Aristoteles. In: Aristoteles, 3. Aufl. Frankfurt 1964, 229–309. – *Chen, Chung-Hwan*, On Aristotle's Two Expressions: *καθ' ὑποκειμένου λέγεσθαι* and *ἐν ὑποκειμένῳ εἶναι.* Phronesis 2, 1957, 148–159. – *De Rijk, L. M.*, On Ancient and Medieval Semantics and Metaphysics. In: Vivarium 16, 1978. – *Duerlinger, J.*, Predication and Inherence in Aristotle's Categories. Phronesis 15, 1970, 179–203. – *Ebert, Th.*, Zur Formulierung prädikativer Aussagen in den logischen Schriften des Aristoteles. Phronesis 22, 1977, 123–145. – *Frede, M.*, Prädikation und Existenzaussage:

Platons Gebrauch von „. . . ist . . ." und „. . . ist nicht . . ." im Sophistes, Göttingen 1967. – *Frede, M.*, Individuen bei Aristoteles. Antike und Abendland 24, 1978, 16–39. – *Fritz, K. v.*, Once more on *καθ' ὑποκειμένου* and *ἐν ὑποκειμένῳ*. Phronesis 3, 1958, 72–73. – *Georgiades, C.*, The Individual Thing and Its Properties in Aristotle. Dialectics and Humanism 4, 1977, 157–167. – *Graeser, A.*, Probleme der Kategorienlehre des Aristoteles. Studia Philosophica 37, 1977, 59–81. – *Graeser, A.*, Aspekte der Ontologie in der Kategorienschrift. In: Zweifelhaftes im Corpus Aristotelicum. Studien zu einigen Dubia. Akten des 9. Symposium Aristotelicum, Berlin 1983, 30–56. – *Hambruch, E.*, Logische Regeln der platonischen Schule in der aristotelischen Topik, Berlin 1904 Pr. – *Hamlyn, D. W.*, Aristotle on Predication. Phronesis 6, 1961, 110–126. – *Heinaman, R.*, Non-substantial Individuals in the Categories. Phronesis 26, 1981, 295–307. – *Hintikka, J.*, On the Ingredients of an Aristotelian Science. Nous 6, 1972, 55–69. – *Inoue, T.*, Substance and Inherence. Journal of Classical Studies 23, 1975, 41–54. – *Jones, B.*, Individuals in Aristotle's Categories. Phronesis 17, 1972, 107–123. – *Jones, B.*, An Introduction to the First Five Chapters of Aristotle's Categories. Phronesis 20, 1975, 146–172. – *Jones, J. R.*, Are the Qualities of Particular Things Universal or Particular? Philosophical Review 58, 1949, 152–170. – *Künne, W.*, Abstrakte Gegenstände: Ontologie und Semantik. Frankfurt 1983, Kap. II, §§ 3, 4. – *Kunkel, J. C.*, A New Look at Non-Essential Predication in the Categories. New Scholasticism 45, 1971, 110–116. – *Lloyd, A. C.*, Neoplatonic Logic and Aristotelian Logic. Phronesis 1, 1955/56, 58–72. – *Loux, M.*, Substance and Attribute. A Study in Ontology, Dordrecht 1978. – *Lugarini, L.*, Il problema delle categorie in Aristotele. Acme 8, 1955, 3–107. – *Moravcsik, J. M. E.*, Aristotle on Predication. Philosophical Review 76, 1967, 80–96. – *Moravcsik, J. M. E.*, Aristotle's Theory of Categories. In: Aristotle. A Collection of Critical Essays, ed. by. J. M. E. Moravcsik, London – Melbourne 1968, 125–145. – *Oehler, K.*, Peirce als Interpret der Aristotelischen Kategorien. Zur Bedeutung des Ausdruckes „ta legomena" in Cat. 2. 1 a 16 und 4. 1 b 25. In: Semiosis. Internationale Zeitschrift für Semiotik, Nr. 36/37, Baden-Baden 1985 (Festschrift für Max Bense), 45–54. – *Owen, G. E. L.*, Inherence. Phronesis 19, 1965, 97–105. – *Owens, J.*, The Accidental and Essential Character of Being. Medieval Studies 20, 1958, 1–40. – *Patzig, G.*, Die aristotelische Syllogistik, Göttingen 1959 (S. 15 f.). – *Patzig, G.*, Bemerkungen zu den Kategorien des Aristoteles. In: Einheit und Vielheit. Festschrift für C. F. v. Weizsäcker zum 60. Geburtstag, hrsg. v. E. Scheibe u. E. Süßmann, Göttingen 1973, 60–76. – *Robin, L.*, Sur la notion d'individu chez Aristote. Revue des Sciences Philosophiques et Théologiques 20, 1931, 472–475. – *Seidl, H.*, Beiträge zur Aristotelischen Erkenntnislehre und Metaphysik, Würzburg – Amsterdam 1984, 5–15. – *Sellars, W.*, Philosophical Perspectives (Ch. III, IV, V), Springfield 1968. – *Strawson, P. F.*, Subject and Predicate in Logic and Grammar, London 1974. – *Surdu, A.*, Interprétation symbolique des premiers chapitres des Catégories d'Aristote. Revue roumaine des sciences sociales, série de philosophie et logique 15, 1971, 235–248. – *Tugendhat, E.*, *TI KATA TINOΣ*: Eine Untersuchung zu Struktur und Ursprung aristotelischer Grundbegriffe, Freiburg – München 1958, S. 23. –

Vuillemin, J., De la logique à la théologie: Cinque Études sur Aristote, Paris 1967, 44–125. – *Vuillemin, J.*, La logique et le monde sensible, Paris 1971. – *Wedin, M. V.*, „Said of" and „predicated of" in the Categories. Philosophical Research Archives 5, No. 1301, 1979. – *Weidemann, H.*, In Defence of Aristotle's Theory of Predication. Phronesis 25, 1980, 76–87. – *White, N. P.*, Aristotle on Non-Substance. Diss. Harvard 1969. (s. H. S. C. P., 75, 1971, 224–226). – *Witten, R.*, Die Kategorien des Aristoteles, Diss. Rostock 1903.

Kapitel 3

10,19 (1 b 10ff.) „Wenn das eine von dem anderen als von einem Zugrundeliegenden ausgesagt wird ..." Diese Ausführungen machen ausschnittweise etwas von denjenigen Strukturen sichtbar, die von Aristoteles in der entwickelten Gestalt seiner Syllogistik in den Ersten Analytiken dargestellt werden. Obwohl unser Text, die Kategorienschrift, die Entwicklung der Syllogistik nicht voraussetzt, empfiehlt es sich gleichwohl zum besseren Verständnis der Argumentation des Kapitels 3, einige logische Tatbestände im Blick zu haben, die sich zum Teil so auch schon bei Platon finden (z. B. die iterierte Barbarastruktur der ersten Figur in den platonischen Dihairesen), zum Teil erst durch die Weiterentwicklung der Logik bei Aristoteles ihren Ausdruck gefunden haben, bis hin zu der ausgeführten Theorie über bestimmte Satzstrukturen und ihre Beziehungen, als welche sich die Syllogistik in den Analytica Priora präsentiert. Es sei daher kurz auf einige für den vorliegenden Zusammenhang aufschlußreiche Bestimmungen der syllogistischen Theorie hingewiesen (vgl. Patzig 1959 u. 1974).

Es geht dabei um die Lehre von den gültigen Syllogismen mit zwei Prämissen und einer Conclusio, welche alle eines der vier syllogistischen Aussageschemata erfüllen müssen:

(1) $A\tilde{a}B$, zu lesen: „A kommt allen B zu" oder „A wird von allen B ausgesagt"
(2) $A\tilde{e}B$, zu lesen: „A kommt keinem B zu" oder „A wird von keinem B ausgesagt"
(3) $A\tilde{\imath}B$, zu lesen: „A kommt einigen – mindestens einem, möglicherweise allen – B zu" oder „A wird von einigen – mindestens einem, möglicherweise allen – B ausgesagt"
(4) $A\tilde{o}B$, zu lesen: „A kommt einigen – mindestens einem, möglicherweise allen – B nicht zu" oder „A wird von einigen – mindestens einem, möglicherweise allen – B nicht ausgesagt."

Die Beziehungssymbole $\tilde{a}$, $\tilde{e}$, $\tilde{\imath}$, $\tilde{o}$ weisen durch den Zirkumflex darauf hin, daß Aristoteles die syllogistischen Teilsätze nicht in der traditionell üblichen Form formuliert (z. B. „alle A sind B"), sondern sich der konversen logischen Relation bedient („B kommt allen A zu"). Aufgabe der Syllogistik ist es, festzustellen, in welchen Fällen aus zwei Sätzen der Formen (1) bis (4) über Prädikate A, B, C, ..., die ein Prädikat (B) gemeinsam haben, ein Satz der Form AxC logisch folgt; „x" ist eine Variable für $\tilde{a}$, $\tilde{e}$, $\tilde{\imath}$, $\tilde{o}$. Je nach der Stellung, die B in den beiden Prämissen einnimmt, ergeben sich vier Gruppen von Aussageformen:

$AxB \wedge BxC$	(I. Figur)	$BxA \wedge BxC$	(II. Figur)
$AxB \wedge CxB$	(III. Figur)	$BxA \wedge CxB$	(IV. Figur)

Die Gesamtheit der Syllogismen läßt sich in vier Figuren einteilen. Die Figur eines Syllogismus wird durch die Funktion des Mittelbegriffes in den Prämissen bestimmt. Dieser kann entweder in beiden Prämissen die Subjektstelle einneh-

men, in beiden Prämissen die Prädikatstelle besetzen oder diagonal angeordnet sein, wobei zwei diagonale Anordnungen möglich sind. Aristoteles unterscheidet nicht zwischen der I. und IV. Figur, weil er die gültigen Syllogismen der IV. Figur als Sonderfälle der I. Figur mit konvertierter Conclusio einführt. In den Syllogismen aller Figuren geht es um (a) eine allgemeine Regel über den Zusammenhang zweier Prädikate, (b) die Behauptung, daß ein Fall dieser Regel vorliegt, (c) die Anwendung der Regel auf den Fall. Aristoteles behandelt die Modi der ersten Figur als evidenterweise gültig und leitet alle übrigen gültigen Syllogismen aus ihnen her.

Nur innerhalb der ersten Figur finden wissenschaftliche Ableitungen statt. In Cat. 3. 1 b 10ff. wird der Sache nach die Wirksamkeit der ersten Figur beschrieben. Das zeigt das von Aristoteles angeführte Beispiel (1 b 12ff.). Die Art Mensch fungiert hier als Mittelbegriff, und gemäß dem erwähnten Schema können Individuum, Art und Gattung eindeutig die Abkürzungen C, B und A zugeordnet werden: „Zum Beispiel wird Mensch (B) von einem individuellen Menschen (C) und das Lebewesen (A) vom Menschen (B) ausgesagt. Mithin wird auch von einem individuellen Menschen (C) das Lebewesen (A) ausgesagt werden" (1 b 12ff.). In dieser Vollständigkeit wird die Anwendung der ersten Figur sichtbar, wobei es keine Rolle spielt, daß die Prämisse, die den terminus maior neben dem Mittelbegriff enthält, hier nicht zuerst angeführt wird, wie es der Konvention entspricht.

Es liegt nahe, diesen Sachverhalt in moderner Terminologie auch als Transitivität der Relation des Aussagens zu deuten. Jede Prädikation kann als zweistellige Relation zwischen Subjekt und Prädikat aufgefaßt werden. Dabei heißt eine zweistellige Relation r transitiv, wenn für Elemente A, B, C einer beliebigen Menge folgende Implikation erfüllt ist:

$(ArB$ und $BrC) \Rightarrow ArC$

Unter dem Aspekt der Transitivität des Aussagens ließe sich Aristoteles' Beispiel sinngemäß auf folgende Weise ausdrücken: Da die Gattung von der Art ausgesagt wird, und die Art von dem Individuum ausgesagt wird, wird auch die Gattung von dem Individuum ausgesagt. Handelte es sich nur um Ausdrücke, so könnte man sagen: So wie der Ausdruck „Mensch" prädikativ verknüpft werden kann mit der Bezeichnung eines einzelnen Menschen, so kann der Ausdruck „Lebewesen" prädikativ verknüpft werden mit der Artbezeichnung „Mensch". Aber es geht hier um das durch die Ausdrücke Bezeichnete. Aristoteles versteht es gleichermaßen ontologisch als prädikative Beziehung zwischen dem Individuum (Sokrates) und der Spezies Mensch beziehungsweise der Spezies Mensch und der Gattung Lebewesen. Dagegen richten sich die Einwände von Ackrill und Patzig. Denn wenn die Relation „ausgesagt werden von" transitiv sein soll, dann muß sie semantisch eindeutig sein. Es ist davon auszugehen, daß Aristoteles das so aufgefaßt hat. In heutiger Sicht aber trifft das nicht zu („ausgesagt werden von" einmal als Mengeninklusion und einmal als Mengenzugehörigkeit).

Für Ackrill wie für Patzig erscheinen Aristoteles' Argumentationen problematisch. Sie vermissen eine Unterscheidung der beiden Aussagen: „Sokrates ist (ein) Mensch" und „(Ein) Mensch ist (ein) Lebewesen". Nicht in der gleichen

Weise würden „Lebewesen" und „Mensch" vom menschlichen Individuum einerseits und „Lebewesen" von der Spezies „Mensch" andererseits ausgesagt. Aristoteles habe die Beziehung der Spezies zu deren Genus und die Beziehung des Individuums zu dessen Spezies nicht auseinandergehalten. Für Ackrill scheint diese Verschiedenheit der beiden Aussagen vorwiegend in der unterschiedlichen Funktion des Ausdrucks „Mensch" zu liegen (vgl. Ackrill 1963: 76). Damit kann nur gemeint sein, daß „Mensch" das eine Mal als Prädikat und das andere Mal als Subjekt des Satzes auftritt; mit anderen Worten, im ersten Fall wird „Mensch" ausgesagt, und im zweiten Fall wird von Mensch etwas ausgesagt. Dieser unterschiedliche Status des Mittelgliedes ist jedoch keine Besonderheit, die durch die spezielle Verknüpfung des Aussagens hervorgerufen wird, sondern es handelt sich um eine Eigenschaft transitiver Schlußweise.

Für Patzig hat die Funktionsverschiedenheit der beiden Aussagen ihren Grund in der verschiedenen Bedeutung von „ist", die zum einen als Ausdruck der Element-Mengen-Beziehung, zum anderen als Ausdruck der Subordination einer Menge unter eine andere fungiert (vgl. Patzig 1973: 66). Das Individuum ist ein Lebewesen, nicht aber die Spezies Mensch. Da das Wort „ist" als die sprachliche Kennzeichnung der Relation des Aussagens gebraucht wird, bezieht sich Patzigs Unterscheidung implizit auf die Relation des Aussagens selbst. Diese stellt einerseits eine Element-Mengen-Beziehung und andererseits eine Teilmengenbeziehung dar. Durch das Aussagen werden nach Patzig also folgende logische Verhältnisse zwischen Individuellem $=: I$, zugehöriger Art $=: A$ und zugehöriger Gattung $=: G$ ausgedrückt: $I \in A, A \subset G, I \in G$. Das bedeutet, daß keine einheitliche Relation des Ausgesagtwerdens zugrunde liegt, sondern streng genommen von zwei verschiedenen Relationen gesprochen werden muß. (Diese Forderung gilt auch für die Deutung Ackrills.) Damit ist dann allerdings eine der formalen Voraussetzungen für die Gültigkeit der Transitivität nicht erfüllt.

Nur in einem Barbaraschluß ist die Transitivität der Termrelation „von allen ausgesagt werden" offensichtlich. So hat zum Beispiel jedes Pferd deshalb Wirbel, weil die Art Pferd der höheren Art Säugetier zugeordnet ist und diese wiederum zu den Wirbeltieren zählt. Das ist kein Einwand gegen Ackrill und Patzig, ist aber bei Aristoteles ein natürlich gültiger Schluß. Wollte man den von Aristoteles vorgestellten Sachverhalt formal nachvollziehen, so würde man wohl am ehesten an das Mengenmodell denken, um mit Hilfe dieses Modells zu zeigen, daß zwischen Mengen in geschachtelter Form die Transitivität gilt, d. h., daß auf der Grundlage dieses Modells die Gattung Lebewesen in gleicher Weise von der Art Mensch ausgesagt wird, wie die Art Mensch von dem Individuum ausgesagt wird, und auch formal der Schluß zulässig ist, daß die Gattung Lebewesen gleichfalls von einem einzelnen Menschen aussagbar ist. Aber für den Fall von Aussagen über Individuen x gilt das Mengenmodell nur, wenn $x =$ Einer-Menge $x = \{x\}$. Diese Gleichheit ist nicht zulässig ($x \neq \{x\}$). Wie jede Menge ist auch die Einer-Menge ein abstrakter Gegenstand (also Sokrates $\neq$ {Sokrates}). Die Klasse beispielsweise der geraden Primzahlen enthält genau ein Element; aber die Zahl 2 ist nicht identisch mit jener Klasse. Wäre die Klasse der geraden Primzahlen identisch mit der 2, müßte man von ihr zu Recht sagen können, sie sei gerade usw. Die vor-

geschlagene Lösung der Frage der Transitivität (anhand des Mengenmodells) scheidet also aus, weil sie aus heutiger Sicht falsch ist. Aus heutiger Sicht richtig ist dagegen die Betrachtungsweise von Ackrill und Patzig. Aber es ist die Frage, ob diese auch die Sichtweise des Aristoteles war. Das erscheint zweifelhaft. Denn wäre das wirklich die Auffassung des Aristoteles gewesen, dann müßte seine Syllogistik eine andere Gestalt haben. Wahrscheinlicher ist, daß Aristoteles das Verhältnis von Individuellem, zugehöriger Art und zugehöriger Gattung in einem formalen Zusammenhang beurteilte, der dem von uns angeführten Modell nähersteht als der modernen Darstellung des Sachverhaltes, die aus heutiger Sicht als die allein korrekte angesehen werden muß.

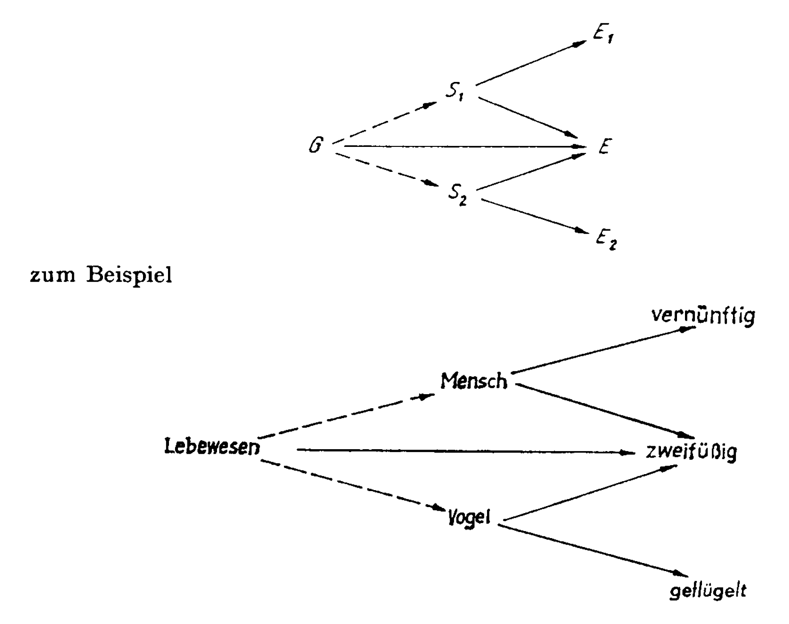
Es sei darauf hingewiesen, daß die hier verwendeten Termini *γένος* (Genus) und *εἶδος* (Spezies) Mengen bezeichnen. Sie haben für Aristoteles noch relative Bedeutung. Dabei werden *εἶδος* für relativ untergeordnete Mengen und *γένος* für relativ übergeordnete Mengen gebraucht (vgl. Bonitz, Index 151f.). Es hängt aber von dem jeweiligen Kontext ab, ob einer Menge der Ausdruck *γένος* oder der Ausdruck *εἶδος* zukommt. Dabei wird das allgemeinste Genus einer Abhängigkeitsreihe nur *γένος* und die unterste Spezies nur *εἶδος* genannt. Ist in diesem Kapitel von einander untergeordneten beziehungsweise von einander abhängigen Genera die Rede, so ist stets das Subgenus als Spezies des höheren Genus zu verstehen. Der Fixierungsprozeß, in dem die relative Bedeutung verlorengeht und die beiden Termini genau bestimmte, feststehende Einheiten bezeichnen, nämlich die der Gattung und die der Art, setzt im 1. Jahrhundert n. Chr. ein (vgl. Senn 1925: 183f.).

Die Frage, ob Aristoteles, wenn er den Ausdruck „ein individueller Mensch" (1 b 13) gebraucht, noch an verschiedene, aber gleichartige Konstanten oder schon an eine variable Größe gedacht hat, läßt sich an dieser Stelle nicht eindeutig beantworten, weil in dem betreffenden Beispiel eine endliche Menge, nämlich die Menge aller Menschen beziehungsweise aller Lebewesen, zugrunde liegt. Im endlichen Bereich ist es gleichbedeutend, ob man von einer Menge von Individualkonstanten oder von einer variablen Größe spricht. Zu weitergehenden Schritten der Abstraktion führt der Begriff der Variablen erst dann, wenn diese beliebig viele Werte annehmen kann, und im besonderen dann, wenn sie veränderlich ist.

10,25 (1 b 16) „Die Differenzen von Gattungen." Die im 3. Kapitel eingeführte Subordinationsregel zwischen Mengen zählt in den platonischen Dialogen zu den bevorzugten Gegenständen dialektischer Analysen; auch die iterierte Barbarastruktur der ersten Figur steckt schon in der platonischen Dihairesis, ohne freilich die Entwicklung der Syllogistik vorauszusetzen. Die dahinterstehenden logischen Untersuchungen in der Akademie Platons haben ihre lehrbuchartige Fortsetzung gefunden in der aristotelischen Topik, die als Argumentationskunde unter anderem die Aufgabe hat, logisch fehlerhaftes Argumentieren auf seine Fehlerquellen hin durchschaubar zu machen. Eine dieser Fehlerquellen ist die Äquivozität von Wörtern (vgl.: Kap. 1 zur Homonymie als einer Form der Äquivozität). In Top. I 15. 107 b 19ff. führt Aristoteles das in Cat. 3. 1 b 16ff. erwähnte Prinzip als Kriterium zur Erkennung äquivoker Prädikate ein. Danach werden gleichnamige Eigenschaften mehr-

deutig genannt, wenn sie Differenzen verschiedener, nicht einander über- beziehungsweise untergeordneter Genera darstellen können. Ein Beispiel für ein äquivokes Eigenschaftswort ist der Ausdruck „scharf". Es hat in bezug auf Ton und Körper jeweils eine unterschiedliche Bedeutung, da die Genera Körper und musikalischer Ton unabhängig voneinander existieren. In Top. VI 6.144 b 12ff. wird auf dieses Prinzip noch einmal verwiesen, indem festgestellt wird, daß dieselbe Differenz nicht zwei verschiedenen, voneinander unabhängigen Genera zukommen kann, weil sonst auch das durch die Differenz eindeutig festgelegte Subgenus diesen beiden unabhängigen Genera zukäme. Das wäre jedoch ein Widerspruch. Deshalb bringt jede Differenz ein bestimmtes Genus mit sich, zum Beispiel bringt „auf dem Lande lebend" das Genus „Lebewesen" mit sich.

Es bleibt jedoch zu bedenken, daß der hier konstruierte Widerspruch nur dann allgemeingültig ist, wenn zwischen Genus und Differenz eine eindeutige Beziehung vorliegt, das heißt, wenn jedes Genus durch genau eine Differenz definiert werden kann. Andernfalls wäre folgende Konstruktion möglich: G sei ein Genus, dem die Eigenschaft E zukommt und S_1 und S_2 seien voneinander unabhängige Spezies des Genus G, wobei S_1 durch die Eigenschaften E und E_1, S_2 durch die Eigenschaften E und E_2 definiert sind. Da die Begriffe Genus und Spezies, wie bereits erwähnt, nur relative Bedeutung haben, lassen sich S_1 und S_2 als voneinander unabhängige Genera auffassen, denen trotzdem die gemeinsame Eigenschaft E als Differenz zukommt.



Anders verhält es sich nach Aristoteles jedoch, wenn die zugrunde liegenden Genera einander untergeordnet sind. In derartigen Fällen kann eine Differenz durchaus zwei Genera zukommen. Von Aristoteles selbst wird das Gemeinte

an dieser Stelle nicht exemplifiziert. Doch das schon einmal erwähnte Beispiel aus dem Bereich der Biologie vermag auch hier den Sachverhalt angemessen zu verdeutlichen: Da den Wirbeltieren die Differenz „Wirbel habend" zukommt und die Säugetiere ein Subgenus der Wirbeltiere sind, kommt folglich auch den Säugetieren die Differenz „Wirbel habend" zu. Aristoteles begründet die unter den angegebenen Voraussetzungen mögliche Ortung einer Differenz unter zwei verschiedene Genera mittels der in Cat. 3. 1 b 10–15 herausgestellten Struktur des Aussagens. Seine Argumentation ist schlüssig, da die Differenzen nach Cat. 5. 3 a 22–28 tatsächlich aussagbar sind. Der intendierte Schluß kommt hier nun in folgender Gestalt zur Anwendung: Da eine Differenz von dem durch sie konstituierten Genus ausgesagt werden kann und dieses Genus wiederum von einem Subgenus aussagbar ist, kann die betreffende Differenz auch von dem Subgenus ausgesagt werden. Es läßt sich jedoch fragen, ob Aristoteles hier nicht besser statt des Wortes „Differenz" den Terminus für charakteristische Eigenschaft (*ἴδιον*, Proprium) gewählt hätte, denn das Wort „Differenz" wird ansonsten in Abhebung zum Begriff des Propriums nur für Definitionsbestandteile verwendet. Doch die Eigenschaften, die einem Subgenus aufgrund der Zugehörigkeit zu seiner Gattung zukommen, müssen nicht zu den Definitionsbestandteilen dieses Subgenus zählen, da sie oft schon implizit in einer spezielleren, charakteristischeren Eigenschaft enthalten sind. Beispielhaft für derartige Subordinationen zwischen Differenzen sind die Ausdrücke „auf dem Lande lebend" und „zweifüßig". Obwohl auch das Prädikat „auf dem Lande lebend" ein allgemeingültiges Merkmal der Spezies „Mensch" angibt, charakterisiert der Ausdruck „zweifüßig" den Menschen signifikanter. Doch Cat. 3. 1 b 18f. zeigt, daß die Angabe von Differenzen einer Gattung („Lebewesen") verschiedene Abstraktionsstufen („auf dem Lande lebend"; „zweifüßig") vereinigen kann.

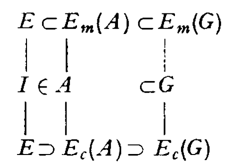
In einer sachgemäßen Systematik sollen nur diejenigen Merkmale berücksichtigt werden, die das zu Definierende zwar so allgemein wie nötig, aber auch so speziell wie möglich charakterisieren. Der Wunsch des Aristoteles, eine Definition auf die Angabe einer einzigen Differenz reduzieren zu können, bleibt in vielen konkreten Fällen allerdings unerfüllbar, da oft nur eine Kombination von gleichermaßen gültigen Eigenschaften die hinreichende Festlegung einer Spezies leisten kann. Aristoteles' Wunsch entspricht seiner Idealvorstellung von der „Einheit der Definition" (De interpretatione 5. 17 a 13 und oft in der Topik). Das Verfahren, bei der Formulierung einer Definition nur die jeweils letzten – das heißt die jeweils speziellsten – Differenzen mit einzubeziehen, setzt natürlich voraus, daß die „richtigen" Dihairesen vorgenommen werden. Das heißt, daß nur nach den in der Sache selbst angelegten, spezifischen Unterschieden geteilt wird. Bei der Aufstellung derartiger Abhängigkeitsreihen muß also, um Irrtümer zu vermeiden, erneut die Möglichkeit der Äquivozität von Prädikatausdrücken in Betracht gezogen werden, denn aus der Tatsache, daß man sich zum Beispiel an scharfen Gegenständen schneiden kann, folgt nicht, daß dieser Umstand auch für scharfe Töne zutrifft.

10,30 (1 b 20–24) „Aber nichts hindert . . ." Ackrill erscheint es problematisch, daß einander untergeordneten Genera dieselbe Differenz zukommen

kann (Ackrill 1963: 77). Zumindest bedürfe es einer ausführlicheren Klärung des Differenzbegriffs. Seiner Ansicht nach muß die betreffende Differenz bezüglich des prädizierten Genus eine dieses in Untergruppen aufspaltende Funktion haben, während sie bezüglich des Subgenus eine definierende Funktion ausübt. Es wird in Anlehnung an den scholastischen Sprachgebrauch im ersten Fall von „differentiae divisivae" und im zweiten Fall von „differentiae constitutivae" gesprochen. Nach Ackrill will Aristoteles folgenden Sachverhalt darstellen: Die für eine Spezies konstitutiven Differenzen zählen auch zu den Differenzen der entsprechenden übergeordneten Genera – dann allerdings im Sinne von „differentiae divisivae". Ackrill begründet seine Interpretation durch den Hinweis auf die Textstelle 1b 16–21, wo Aristoteles dem Genus „Lebewesen" die Eigenschaft „zweifüßig" als Differenz zuspricht, obwohl „zweifüßig" in erster Linie Differenz eines Subgenus von Lebewesen ist. Ackrills Deutungsversuch widersprechen allerdings die Ausführungen, die Aristoteles zu diesem Kontext im letzten Satz des 3. Kapitels selbst gibt: „Denn die höheren Gattungen werden von den Gattungen darunter prädiziert, so daß alle Differenzen der prädizierten Gattung (*ὅσαι τοῦ κατηγορουμένου διαφοραί*) auch Differenzen der zugrunde liegenden Gattung sein werden." Wie schon erwähnt, enthält diese Schlußfolgerung implizit, daß die Differenz von dem höheren Genus und damit, aufgrund der Syllogistik des Aussagens, auch von dem Subgenus prädiziert werden kann. Differenzen, die ein Genus nicht vollständig umfassen, sondern dieses „nur" in Subgenera aufteilen, können von diesem Genus nicht ausgesagt werden. So kann zum Beispiel „zweifüßig" nicht von der Gattung Lebewesen prädiziert werden, da nicht jedem Lebewesen diese Eigenschaft zukommt. Die Differenz muß daher auch für das höhere Genus eine definierende Funktion haben, das heißt, jeder Repräsentant muß das charakteristische Merkmal der Differenz aufweisen, mit anderen Worten: die Differenz muß das Genus vollständig umfassen.

Ein weiteres Argument für eine Interpretation der Differenz als „differentia constitutiva" auch bezüglich des prädizierten Genus findet sich in dem ausdrücklichen Hinweis, daß alle Differenzen der prädizierten Gattung auch Differenzen der untergeordneten Gattung (d. h. implizit jedes einzelnen Subgenus) sein müssen. Dieses kann nur von Differenzen, die für beide Genera eine definierende Funktion haben, geleistet werden, denn die Gesamtheit der in Untergruppen aufspaltenden Differenzen eines Genus kann unmöglich wieder in einem einzigen Subgenus vereinigt sein. Aristoteles kann daher sinnvollerweise in diesem Zusammenhang nur „differentiae constitutivae" gemeint haben, obgleich er an der von Ackrill zitierten Stelle (1b 16–21) den Differenzbegriff im Sinne der „differentiae divisivae" zu verwenden scheint. Der hier (1b 16–21) verwendete Differenzbegriff paßt nicht in den Kontext des 3. Kapitels. Er sollte daher nicht zum Maßstab der Interpretation erhoben werden, sondern ist als Digression zu werten. Der letzte Satz des Kapitels verlangt nach Ackrill (1963: 77) eine Emendation, derart, daß die beiden Wörter *κατηγορουμένου* (1b 23) und *ὑποκειμένου* (1b 24) umzustellen seien. Eine solche Umstellung erscheint indes angesichts des vorangehenden Textes (1b 10ff.) und gemäß der oben erfolgten Interpretation nicht empfehlenswert.

Zur Erläuterung sei erwähnt, daß sich der Status einer Differenz mit wechselndem Bezugspunkt allerdings ändern kann. Während zum Beispiel die Zweifüßigkeit für die Spezies Mensch zu den konstituierenden Differenzen zählt, stellt sie bezüglich des höheren Genus Lebewesen eine mögliche, aber keine charakteristische Eigenschaft dar. Zum weiteren Verständnis des Differenzbegriffes sei an dieser Stelle auf einen wichtigen Zusammenhang zwischen möglichen und charakteristischen Eigenschaften von Substanzen hingewiesen. Dieser stellt sich schematisch folgendermaßen dar:



Die verwendeten Zeichen seien Abkürzungen für Folgendes:
I: = Individuum
A: = zugehörige Art
G: = zugehörige Gattung
E: = Eigenschaft, Nichtsubstantielles
$E_c(A)$: = charakteristische Eigenschaften der Art
$E_c(G)$: = charakteristische Eigenschaften der Gattung
$E_m(A)$: = mögliche Eigenschaften der Art
$E_m(G)$: = mögliche Eigenschaften der Gattung.

Die charakteristischen Eigenschaften der Art sind gerade die der Art entsprechenden Differenzen und Proprien. Die möglichen Eigenschaften der Art umfassen die charakteristischen Eigenschaften der Art und beinhalten weiterhin die entsprechenden Akzidentien. Analog verhält es sich auf der Ebene der Gattung. Wie das Schema zeigt, liegen zwischen charakteristischen Eigenschaften einerseits und möglichen Eigenschaften andererseits gegenläufige Subordinationsbeziehungen vor: Während beim Übergang vom Einzelnen zur Gattung die Menge der möglichen Eigenschaften, die der jeweilige Gegenstandsbereich zuläßt, wächst, nimmt die Menge der charakteristischen Eigenschaften ab. Die Differenzen der Gattung finden sich jeweils als Differenzen der zugehörigen Arten wieder. Diesen Sachverhalt will Aristoteles zum Ausdruck bringen, wenn er sagt, daß einander untergeordneten Genera dieselbe Differenz zukommen kann. Ackrills Forderung nach einer Klärung des Differenzbegriffes ist zwar gerechtfertigt, doch sein Interpretationsversuch kann nicht ohne Vorbehalte akzeptiert werden; denn Aristoteles schließt auch hier, analog zum ersten Teil dieses Kapitels, vom Allgemeineren auf das Speziellere und nicht umgekehrt.

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß Aristoteles in diesem Kapitel auf drei Punkte hinweist: erstens, daß von einem Individuellen mit der Spezies auch das diese umfassende Genus ausgesagt wird, zweitens, daß auf einer Abstraktionsstufe höher die Differenzen einer Gattung in einer allgemeinen

Weise auch zu den Differenzen der entsprechenden Unterarten zählen und drittens, daß verschiedene Genera, die nicht einander untergeordnet sind, nur verschiedene Differenzen haben können. Wie schon erwähnt, verlangt der letzte Punkt die zusätzliche Voraussetzung, daß jedes Genus durch genau eine Differenz definiert werden kann. Aristoteles behandelt Fragen zur Funktion der Differenz mit Bezug auf die Einheit der Definition in Met. *Z* 12 und *H* 6. Es ist unverkennbar, daß auch hier noch das Muster der dihairetisch-dichotomischen Derivationsschemata Platons strukturell leitend war, bei aller Verschiedenheit der philosophischen Zielsetzung und trotz aller Abweichung im Deteil. In Cat. 3 erwähnt Aristoteles das Verhältnis verschiedener Differenzen zueinander, weil er beabsichtigt, sich in dieser Schrift mit den Bedeutungen von Wörtern, die nicht zu Sätzen verbunden sind, zu befassen. Aus diesem Grunde liegt eine Erörterung der Subordinationsrelation von Genus und zugehöriger Spezies sowie der Hinweis auf mögliche Äquivozität von Differenzausdrücken nahe. Zum Thema der Differenz vergleiche Top. *Z* 6 und Cat. 5. 3a 21–b 9, ferner Porphyrios, Eisagoge 3. Das in diesem Kapitel (Cat. 3) berührte Problem des Verhältnisses von Gattung, Art und Unterschied und damit auch der Glieder der Definition ist seitdem in der antiken, mittelalterlichen und neuzeitlichen Schulphilosophie ein dauernder Gegenstand der Erörterung geblieben. Vgl. als repräsentatives Beispiel Thomas von Aquin, *De ente et essentia*, wo zahlreiche der aristotelischen Bestimmungen aufgenommen und weiterentwickelt werden.

Literaturauswahl: *Bonitz, H.*, Über die Kategorien des Aristoteles. Sitzungsbericht der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. Phil.-hist. Klasse, 10. Bd., Wien 1853, 591–645. Unveränderter Nachdruck, hrsg. v. d. Wissenschaftlichen Buchgesellschaft, Darmstadt 1967. – *Grene, M.*, Is Genus to Species as Matter to Form? Synthese 28, 1974, 71–77. – *Jones, B.*, An Introduction to the First Five Chapters of Aristotle's Categories, Phronesis 20, 1975, 146–172. – *Le Blond, J. M.*, La définition chez Aristote, Gregorianum 20, 1939, 351 ff. – *Lloyd, A. C.*, Genus, Species and Ordered Series in Aristotle. Phronesis 7, 1962, 67 ff. – *Lugarini, L.*, Il problema delle categorie in Aristotele. Acme 8, 1955, 3–107. – *Moser, S.*, Zur Lehre von der Definition bei Aristoteles. I. Teil: Organon und Metaphysik. In: Philosophie und Grenzwissenschaften, Bd. VI H. 2, 1935. – *Owen, G. E. L.*, Inherence. Phronesis 19, 1965, 97 bis 105. – *Passmore, J.*, Philosophical Reasoning (Chap. VIII: Allocation to Categories), London – Edinburgh 1961. – *Patzig, G.*, Die aristotelische Syllogistik, Göttingen 1959, [3]1968; ders., Bemerkungen zu den Kategorien des Aristoteles. In: Einheit und Vielheit, Göttingen 1973, 60–76; ders., Schluß. In: Handbuch Philosophischer Grundbegriffe III. 1974, 1251–1260. – *Rohr, M. D.*, Aristotle on the Transitivity of being said of. In: Journal of the History of Philosophy 16, 1978, 379–385. – *Rorty, R.*, Genus as Matter: A Reading of Metaphysics *Z–H*. In: Exegesis and Argument. Studies in Greek Philosophy. Presented to Gregory Vlastos, Assen 1973, 393–420. – *Senn, G.*, Die Einführung des Art- und Gattungsbegriffs in die Biologie. Verhandlungen der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft, 1925. – *Surdu, A.*, In-

terprétation symbolique des premiers chapitres des Catégories d'Aristote. Revue roumaine des sciences sociales, série de philosophie et logique 15, 1971, 235–248. – *Tarán, L.*, Speusippus and Aristotle on Homonymy and Synonymy. Hermes 106, 1978, 73–99. – *Vuillemin, J.*, La logique et le monde sensible, Paris 1971. – *Wedberg, A.*, The Aristotelian Theory of Classes. Ajatus 15, 1948, 299–314. – *Weizsäcker, C. F. v.*, Die Aktualität der Tradition: Platons Logik (1973). Abgedruckt in: Ders., Ein Blick auf Platon, Stuttgart 1981, 76–110; Ders., Parmenides und die Graugans (1971). Abgedruckt in: Ein Blick auf Platon, a. a. O., 16–45. – *White, N. P.*, Genus as Matter in Aristotle? Studi Internazionali di Filosofia 7, 1975, 41–56.

Kapitel 4

10,35 (1b 25ff.) „Von dem, was ohne Verbindung geäußert wird, ..." In diesem Kapitel präsentiert Aristoteles seine Klassifizierung des „ohne Verbindung Geäußerten" (*τῶν κατὰ μηδεμίαν συμπλοκὴν λεγομένων*, 1b 25). Die dabei verwendeten Termini bedürfen zunächst einer Erläuterung ihrer Bedeutungen.

(1) *οὐσία*, das von dem Verbum *εἶναι* abgeleitete Substantiv, bezeichnete seit alters im außerphilosophischen Sprachgebrauch jemandes Habe, Vermögen, Eigentum, Grundbesitz, Immobilien. Im philosophischen Sprachgebrauch vor Aristoteles, spätestens seit Platon, bezeichnet es unveränderliche Realität im Unterschied zum Werden und Vergehen, Sein im Unterschied zum Nicht-Sein, Wesen im Unterschied zu wechselnden Eigenschaften. Als Bezeichnung für die 1. Kategorie des Aristoteles hat sich im Anschluß an die spätrömische und mittelalterliche Bezeichnung der 1. Kategorie mit „substantia" der Ausdruck „Substanz" eingebürgert. Das Wort „substantia" (s. C. Arpe 1941) begegnet zum erstenmal bei Seneca, zum Beispiel Ep. 58, 15, wo es im Gegensatz zu „imago" verwendet wird und körperliches Sein, Realität bedeutet. Vergleiche Nat. quaest. I 6, 4 und I 15, 6, wo der Gegensatz zu „substantia" „mendacium" ist. Dieser Gegensatz von „substantia" und „imago" beziehungsweise „mendacium" ist die Übersetzung des stoischen Gegensatzes von „*ὑπόστασις*" und „*ἔμφασις*". Wie der griechisch-stoische Ausdruck „*ὑπόστασις*" bedeutet „substantia" bei Seneca aber auch gelegentlich „Vorhandensein überhaupt", „Wirklichkeit", also ohne auf ein Vorhandensein körperlicher Art beschränkt zu sein, zum Beispiel Ep. 87, 40. Nach Seneca findet sich der nächste Beleg bei Frontinus, De aquaeductis I 26, sodann bei Tacitus, Dial. 8. Bei beiden hat „substantia" die Bedeutung von „Vorhandensein überhaupt". Diese Bedeutung findet sich auch bei Quintilian, Institutio oratoria, zum Beispiel VI prooem. 7; IX 3, 100; II 21, 1. Daneben kommt „substantia" bei Quintilian auch in der wörtlichen Bedeutung von „Zugrundeliegen" vor, zum Beispiel I prooem. 21; II 14, 2.

Quintilian ist der Autor, bei dem deutlich wird, wie es schließlich zu der Übersetzung von „*οὐσία*" durch „substantia" gekommen ist. Er nimmt expressis verbis auf die Kategorienlehre des Aristoteles Bezug, indem er die aus dem Auctor ad Herennium (I 18ff.) und Cicero (De inv. I 10ff., De oratore I 139) bekannte Stasis-Lehre mit den Kategorien des Aristoteles in Verbindung bringt. Die Stelle (III 6, 23–24) lautet: „Ac primum Aristoteles elementa decem constituit, circa quae versari videatur omnis quaestio: *οὐσίαν*, quam Plautus essentiam vocat (neque sane aliud est eius nomen Latinum), sed ea quaeritur ‚an sit': qualitatem, cuius apertus intellectus est: quantitatem, quae dupliciter a posterioribus divisa est, quam magnum et quam multum sit: ad aliquid, unde ductae translatio et comparatio: post haec ubi et quando: deinde facere, pati, habere, quod est quasi armatum esse, vestitum esse: novissime *κεῖσθαι*, quod est compositum esse quodam modo, ut calere, stare, irasci. sed ex iis omnibus prima quattuor ad status pertinere, cetera ad quosdam locos argumentorum videntur." Quintilian bezeichnet zwar noch nicht

die 1. Kategorie mit dem Namen „substantia", dem Namen für die 1. Stasis; er hält an der wörtlichen Übersetzung von „οὐσία" durch den lateinischen Ausdruck „essentia" fest; diese Übersetzung war für Quintilian die überlieferte, wie seine Bezugnahme auf den Philosophen Plautus (vgl. dazu Teuffel, Gesch. der röm. Literatur, 5. A., I § 266, 9) zeigt. Aber er scheint mit dieser Übersetzung keineswegs einverstanden gewesen zu sein, wie die Formulierung „neque sane aliud est eius nomen Latinum" erkennen läßt. Die nächsten lateinischen Schriftsteller nach Quintilian, die die Kategorien des Aristoteles aufzählen, sind Marius Victorinus (Rhet., ed. Halm, S. 183) und Augustinus (Conf. IV 16). Beide haben für die 1. Kategorie den Ausdruck „substantia". Wann und von wem zum erstenmal für die Bezeichnung der 1. Kategorie der Ausdruck „substantia" gebraucht worden ist, kann nicht mehr ausgemacht werden. Die Selbstverständlichkeit, mit der Tertullian den Gegensatz von „substantia" und „accidens" verwendet (vgl. z. B. Adv. Hermog. 36), läßt den Schluß zu, daß zu seiner Zeit die Bezeichnung der 1. Kategorie mit „substantia" schon terminologisch fixiert war. Den Übergang dazu markiert vielleicht Quintilian an der Stelle (II 14, 3), wo das Gegenstück zu dem, was grammatisch als „adpositum" bezeichnet wird, mit dem Ausdruck „substantia" belegt wird.

Manches spricht dafür, daß der Ursprung des Wortes „substantia", nämlich die Übersetzung des Wortes „ὑπόστασις" und seine darin wurzelnde ursprüngliche Bedeutung, schon früh in Vergessenheit geraten ist. Dafür spricht, daß man dazu überging, die Bedeutung von „substantia" aus „substare", „subesse" oder „subsistere" abzuleiten. Vergleiche zum Beispiel Marius Victorinus, Rhet., ed. Halm, S. 211, 17; Boethius, Contra Eut. et Nest. III passim. Unter „substantia" wurde das verstanden, was den „accidentia" „zugrunde liegt", das sinnlich wahrnehmbare, konkrete Einzelding, das τόδε τι. Daneben bildete sich auch die falsche Vorstellung, die 1. Kategorie sei das, was übrigbleibe, wenn man die Kategorien 2–10, die „accidentia", abzöge, also das übrigbleibe, was man „subjectum" oder in späterer Terminologie „substratum" nannte. Vergleiche Augustinus, Soliloquia II 22ff., 33; De immortalitate animae 3, 7ff., 11ff., 17; Conf. IV 16, 29. In diesem Sinne wurde „substantia" (1. Kategorie) auch mit dem aristotelischen ὑποκείμενον zusammengebracht, wobei der Unterschied manchmal verwischt wird, was sich leicht hätte vermeiden lassen. Neben solchen gelegentlichen terminologischen Unsicherheiten zeigt die Geschichte des Wortes „substantia" im ganzen, besonders klar in der mittelalterlichen Aristoteleskommentierung, daß man es verstand, die Bezeichnung „Substanz" für die 1. Kategorie des Aristoteles historisch wie systematisch richtig zu gebrauchen. Aus dem Lateinischen hat der Terminus Eingang gefunden in die europäischen Sprachen, speziell in deren philosophische Terminologie. An dieser Konvention hat unsere Übersetzung festgehalten; eine Ausnahme bildet nur das 1. Kapitel. Versuche, mit dieser Tradition zu brechen, wie sie in diesem Jahrhundert besonders im deutschen und französischen Sprachbereich unter dem Einfluß der Existenzphilosophie und unter romantischer Bezugnahme auf das angeblich „anfängliche" Denken der Vorsokratiker in zum Teil manirierter Form unternommen worden

sind, konnten nicht überzeugen und haben sich deshalb nicht durchgesetzt. Zur Wiedergabe von *οὐσία* durch „Substanz" vgl. die abweichende Meinung von Aubenque (1966: 146 Anm. 2) und neuerdings die Behandlung des Problems bei Courtine (1980).

(2) *ποσόν*, ein indefinites Adjektiv, lateinisch „quantum"; das Substantiv *ποσότης* findet sich bei Aristoteles nur Met. *Z* 1. 1028a 19. (3) *ποιόν*, ein indefinites Adjektiv, lateinisch „quale", wird von Aristoteles in Kapitel 8 von dem Substantiv *ποιότης*, lateinisch „qualitas", unterschieden (vgl.: 8b 25, 10a 27), wo es das qualitativ Bestimmte im Unterschied zu dem abstrakten Begriff der Qualität bezeichnet. Die Übersetzung folgt dieser Unterscheidung. Der abstrakte Begriff der Qualität ist nicht das, was Aristoteles in dem Katalog am Anfang des Kapitels 4 mit dem Wort *ποιόν* charakterisiert. (4) *πρός τι*, ein Ausdruck, der aus der Präposition *πρός* und dem im Akkusativ nachfolgenden indefiniten Pronomen *τι* zusammengesetzt ist, lateinisch „relativum". Für den Begriff der Relation hat Aristoteles kein Wort zur Verfügung, deshalb behilft er sich mit einer präpositionalen Wendung, die das relationale Moment zum Ausdruck bringt. (5) *πού*, (6) *ποτέ*, indefinite Pronominaladverbien, die einen Ort beziehungsweise eine Stelle in der Zeit meinen, lateinisch „ubi", „quando". Auch hier sollen nicht die abstrakten Begriffe des Raumes und der Zeit aufgezählt werden, sondern das räumlich und zeitlich Bestimmte, weshalb Aristoteles hier auf den Gebrauch der entsprechenden Substantive, über die er verfügt (vgl. 4b 24), verzichtet. Trendelenburgs (1846: 142ff.) Begründung dieses Verzichtes ist, im Unterschied zu manch grundloser Spekulation, einleuchtend: „Wenn sich das Wo und Wann, das *ποῦ* und *ποτέ*, von dem Raum und der Zeit, *τόπος* und *χρόνος*, die unter das stetige Quantum gestellt wurden, durch die Bestimmtheit der Beziehung unterscheiden: so ist es wahrscheinlich, daß nicht bloß der Ort und Zeitpunkt, wie diese zunächst in den Beispielen *ἐν ἀγορᾷ, ἐν Λυκείῳ, χθές, πέρυσιν* bezeichnet werden, in diese Kategorien aufzunehmen sind, sondern auch die Richtungen Woher und Wohin, von welcher, zu welcher Zeit. Raum und Zeit als solche werden im vierten Buch der Physik untersucht, und dabei wird namentlich IV, 13. p. 222, a, 24 das *ποτέ* erklärt, und zwar als der Zeitpunkt der Vergangenheit und Zukunft im Unterschied von der Gegenwart. Die Kategorie des *ποτέ* schließt diese offenbar ein. Dem Wo und Wann liegt, wie den übrigen Kategorien, ein Subjekt zu Grunde, das in die Beziehung des Ortes und der Zeit versetzt wird; aber die Beziehung ist keine so innere, daß sich dadurch das Wesen vom Wesen unterschiede. Wenigstens spricht dies Aristoteles ausdrücklich vom Wo aus (Top. VI, 6. p. 144, b, 31). Bei den Begriffen des Unbewegten, das sich immer gleich und nie anders verhält, gibt es keinen Wechsel des Wann; das Dreieck hat nicht bald die Winkelsumme gleich zweien rechten, bald wieder nicht (Metaph. *Θ*, 10. p. 1052, a, 4). Hier berührt das Wann die Sache gar nicht. Überhaupt ist das Wo und das Wann (*ποῦ* und *ποτέ*), wodurch sich das Einzelne als Einzelnes kund gibt, dem schlechthin Allgemeinen unterworfen (Top. II, 11. p. 115, b, 13)." (7) *κεῖσθαι*, (8) *ἔχειν*, (9) *ποιεῖν*, (10) *πάσχειν* sind Infinitive beziehungsweise substantivierte Infinitive, lateinisch „situm esse", „habere", „facere", „pati".

Auffällig ist, daß auch im 4. Kapitel, wo die Glieder der Zehnteilung präsentiert werden, der Ausdruck *κατηγορία* noch nicht vorkommt. Es wird nur erwähnt, daß die vorgelegte Einteilung eine Klassifizierung des „ohne Verbindung Geäußerten" darstellt. (Deshalb wurde diese Schrift auch als Pendant zu De interpretatione angesehen, wo Aristoteles die Struktur des Satzes, das heißt die Struktur des „in Verbindung Geäußerten", analysiert.) Das Wort *κατηγορία* wird in dieser Schrift überhaupt nur viermal verwendet, nämlich im 5. Kapitel (3a 35 u. 3a 37) und dann im 8. Kapitel (10b 19 u. 10b 21) im Zusammenhang der Charakteristik des *ποιόν*. Dort bezeichnet es, da es um Prädizierungen geht, nur die Glieder 2–10. In Top. I 9 gebraucht Aristoteles auch das Wort *κατηγορία*. Dort erfolgt die gleiche Zehnteilung, nur mit dem Unterschied, daß anstelle von *οὐσία* von *τί ἐστι* gesprochen wird.

Diesem Kapitel (Top. I 9), welches die Kategorienunterscheidung erstmalig einführt, geht eine Erörterung und Klassifikation der Formen dialektischer Argumente voraus (Top. I 8. 101b 11ff.). Es wird behauptet, daß in allen Aussagen die Prädikate entweder die Definition (*τὸ τί ἦν εἶναι*), das Genus (*γένος*), ein Proprium (*ἴδιον*) oder ein Akzidens (*συμβεβηκός*) bezeichnen. Der erste Satz von Top. I 9 nimmt mit der Wendung *αἱ ῥηθεῖσαι τέτταρες* auf diese vier Stücke Bezug und behauptet, daß diese zu den Genera der Kategorien (*τὰ γένη τῶν κατηγοριῶν*, 103b 20) gehören. Der Ausdruck *κατηγορία* bezieht sich hier also auf diese vier Begriffe – die in der späteren Tradition sogenannten Prädikabilien – des vorhergehenden Abschnittes. Das heißt: Die Bedeutung von *κατηγορία* steht hier in der Nähe der Bedeutung der Wendung des *πᾶν τὸ περί τινος κατηγορούμενον* von 103b 7; nämlich „alles, was von etwas prädiziert wird", läßt sich nach Typen von Prädizierungen eines Subjektes ordnen, und die vier Glieder der Einteilung, die Prädikabilien, werden als solche Typen von Prädikationen, als Prädikate verstanden. Deshalb ist *αἱ ῥηθεῖσαι τέτταρες* („die zuvor genannten vier Arten von Prädikaten") (103b 21) durch *κατηγορίαι* zu ergänzen (Kapp 1968: 220). Der Ausdruck *κατηγορίαι* hat hier noch nicht seine technische Bedeutung. *κατηγορεῖν* hat die Bedeutung von „etwas aussagen=prädizieren", entsprechend heißt *κατηγορία* hier noch Prädikat beziehungsweise Prädizierung, hat also noch „die gewöhnliche, auf den Satz oder das Urteil bezogene Bedeutung" (Kapp 1968: 240). Bei der Einteilung der Prädikabilien handelt es sich um eine Gliederung der Arten der Prädikate. Eben diese Funktion kam in der Topik auch den Kategorien zu. Aristoteles will sagen, daß die Gesamtheit der vier Prädikabilien mit der Gesamtheit der zehn Kategorien identisch ist. Das heißt natürlich nicht, daß die einzelnen Kategorien den Prädikabilien eindeutig zugeordnet werden können. Allerdings ist jedes einzelne Akzidens und Proprium, jede Definition und jedes Genus einer bestimmten Kategorie zugehörig. „Zu einer von diesen (zehn) Arten von Prädikaten müssen das (jedes) Akzidenz, das (jedes) Genus, das (jedes) Proprium und die (jede) Definition immer gehören" (Top. I 9. 103b 23–25).

Wie kommt es nun zu diesen zehn Arten von Prädikaten? Das erste Glied in der Aufstellung der Zehnteilung heißt in Top. I 9. 103b 22 *τί ἐστι* und scheint gleichbedeutend zu sein mit dem Wort *οὐσία* in der Zehnteilung

im 4. Kapitel der Kategorienschrift. Aber in dem folgenden Text von Top. I 9. 103b 27ff. wird *τί ἐστι* in einem allgemeinen Sinne gebraucht, nämlich als die Frage danach, was etwas ist. Das sieht nach einem Widerspruch aus, der sich aber als ein bloß scheinbarer erweist, wenn man *τί ἐστι* und auch die übrigen Glieder der Zehnteilung nicht als Abstrakta, sondern als Interrogativa faßt, als Arten von Fragen, die in bezug auf etwas gestellt werden können. Die Kategorien in Top. I 9 scheinen dann nichts anderes zu sein als Arten von Prädikaten, die durch Arten von Fragen eingeführt sind, und zwar von Fragen in bezug auf ein bestimmtes Subjekt. Mit ihren einfachen Fragewörtern *τίς, ποῖος, πόσος, ποῦ, πότε* wies die Sprache selbst den Weg und lieferte die Ausdrücke, die dann zu Termini wurden. Die *γένη τῶν κατηγοριῶν* „sind die Verschiedenheiten der Bedeutung, die der einen sprachlichen Form des Aussagens von einem bestimmten Subjekt in einem Satze unmittelbar innewohnen und durch diese Form verdeckt werden können, solange die Aufmerksamkeit nicht gerade auf sie gerichtet wird. Umgekehrt aber, wird diese Bedingung erfüllt, so braucht man nur mehrere solcher Bedeutungen in die gleiche sprachliche Form, also etwa in die durch Platons Sophistes (263a) nahegelegte Grundform des einfachen Satzes mit persönlichem Subjekt zu bringen: ‚Sokrates ist Mensch', ‚Sokrates ist weiß', ‚Sokrates ist fünf Fuß hoch', ‚ist größer als etwas', ‚geht' und so weiter, dann springen diese Arten der Aussage von selbst heraus. Aber sie tun es eben nur in wirklichen Aussagen, daher der Name" (Kapp 1968: 244f.). Die „logische Entdeckung" (Kapp 1968: 245), zu der Aristoteles hierbei geführt wurde, bezog sich auf die Funktion des Prädikates. Die Arten der Prädikate, die er unterscheidet, sind verschiedene prädikative Funktionen. Die Funktion des Prädikates ist von dem sprachlichen Zeichen, dem Prädikatausdruck oder prädikativen Term, zu unterscheiden. Diese Differenzierung ist zu berücksichtigen. Die Kategorientafel in Top. I 9 scheint eine Aufzählung von Arten prädikativer Funktionen zu sein, das heißt, die Kategorien sind hier als Arten logischer Prädikate zu betrachten. Die Klassifikation dieser Prädikate kann als Resultat der „Was ist das?"-Frage angesehen werden; das gilt uneingeschränkt für Substanzen, die nur auf diese Weise kategorial klassifiziert werden können, während für Gegebenheiten der anderen Kategorien gilt, daß sie auch in Beantwortung einer der anderen Fragen ihre kategoriale Klassifikation erfahren; das dürfte auch der Grund sein, warum der Ausdruck *τί ἐστι* in der Liste der Kategorien in Top. I 9 die Kategorie der Substanz bezeichnet: für die Substanzen spielt die *τί ἐστι*-Frage bei der kategorialen Zuordnung die alleinige, entscheidende Rolle, nicht aber für das nichtsubstantielle Seiende.

Die Glieder der Reihe *τί ἐστι, ποσόν, ποιόν* etc., die so zum Ausdruck der Arten der Aussagen formuliert wurden, lassen die Vermutung aufkommen, als handle es sich bei ihnen um allgemeinste Begriffe, nach denen und unter die sich alles, was überhaupt ist, ordnen ließe. Tatsächlich aber bleiben sie als die *γένη τῶν κατηγοριῶν* von jenen anderen, nach dem Genus-Spezies-Schema durch Klassifikation gewonnenen *γένη* immer unterschieden: „sie stehen einfach daneben" (Kapp 1968: 246).

Leider ist der Liste der Kategorien, die im 4. Kapitel dieser Schrift vorliegt,

nicht ohne weiteres zu entnehmen, worüber gesprochen wird: über sprachliche Ausdrücke, über Gedankliches (Noemata) oder über real existierende Dinge oder über alle drei Momente zusammen. Diese Undeutlichkeit zeigt sich auch an den Beispielen. Das Verb *σημαίνει* in 1 b 26 verweist zwar auf die Referenten der sprachlichen Äußerungen (*λεγόμενα*), läßt aber unklar, auf welche Weise sprachliche Ausdrücke Dinge bezeichnen. Das *ἔστι δὲ* in 1 b 27 läßt den logischen beziehungsweise ontologischen Status der Glieder der Zehnteilung im unklaren. In 2 a 2–3 (*κεῖσθαι δὲ οἷον ἀνάκειται, κάθηται· ἔχειν δὲ οἷον ὑποδέδεται, ὥπλισται*) werden sogar sprachliche Ausdrücke, Prädikatausdrücke, als Beispiele für Kategorien zitiert. Der Satz „x *σημαίνει* y" gestattet sowohl eine intensionale („x bedeutet y") als auch eine extensionale („x benennt, bezeichnet oder trifft zu auf y") Interpretation, wobei x der sprachliche Ausdruck und y entweder der Sinn dieses Ausdruckes oder die Gegenstände, auf die er angewendet wird, ist – ein Unterschied, dem Aristoteles aus Gründen seines Parallelismusschemas von Sein, Denken und Sprache nicht die Aufmerksamkeit zukommen ließ, wie wir heute, worauf auch wohl die Merkwürdigkeit der 3. Person in 2 a 2–3 hindeutet.

Gegenüber der Topik gibt es auffällige Abweichungen. Die auffälligste ist, daß, während in der Topik die Beziehung der Glieder der Zehnteilung zum Satz, zur Aussage, der wesentliche Aspekt der ganzen kategorialen Analyse ist, in der Kategorienschrift diese Beziehung nicht nur für die Behandlungsart der Kategorien praktisch bedeutungslos ist, sondern hier diese Beziehung sogar ausdrücklich dadurch gegenstandslos gemacht wird, daß man sie ganz gezielt negiert, indem die Glieder der Zehnteilung gleich zu Anfang als Einteilung der *κατὰ μηδεμίαν συμπλοκὴν λεγόμενα* bestimmt werden (1 b 25), wobei diese Bestimmung am Anfang von Kapitel 4 die Anwendung der allgemeineren Bestimmung am Anfang von Kapitel 2 ist (1 a 16). Die sprachlichen Ausdrücke werden hier für sich allein genommen, nicht in einem Satzkontext. Dasjenige, wodurch die Glieder der Zehnteilung sprachlich bezeichnet werden, ist ein Satzfragment, nicht ein vollständiger Satz. Die für die Topik charakteristische Auffassung der Zehnteilung, „daß die Gegenstände der Einteilung nicht als unverbundene Einzelvorstellungen oder Einzelbegriffe, sondern als Behauptungen von etwas gefaßt sind, die mit dem Anspruch wahr zu sein auftreten oder auftreten können" (Kapp 1968: 248), ist in der Kategorienschrift aufgegeben zugunsten „einer außerordentlich einfachen und zugleich wesentlich erweiterten Fragestellung, die dieser ganzen Behandlung der Kategorien ihr Gepräge aufdrückt und der Schrift den eigentümlich grundlegenden, man kann auch sagen propädeutischen Charakter verleiht, dem sie ihren Vorzugsplatz und zugleich ihre außerordentliche historische Bedeutung verdankt" (Kapp 1968: 248). Dieser Wechsel der Gesichtspunkte von der Einteilung der „Arten der Aussagen" (*γένη τῶν κατηγοριῶν*) zu der Einteilung der „sprachlichen Äußerungen ohne Verbindung" (*ἄνευ συμπλοκῆς λεγόμενα*) erklärt auch hinreichend, warum der Name *γένη τῶν κατηγοριῶν*, der die Glieder der Zehnteilung in der Topik angemessen bezeichnet, in der Kategorienschrift als Name für die Glieder der Zehnteilung untauglich ist und deswegen auch als Bezeichnung für alle zehn Glieder nicht vorkommt. An der

einzigen Stelle, wo κατηγορία terminologisch verwendet wird (Cat. 8. 10b 19 u. 21), geht es in einer Analyse, die an die Behandlungsart der Topik erinnert, typischerweise um Prädizierungen und ausschließlich um die Glieder 2–10. Das ist mehr als ein Zufall; vielmehr läßt dieser Umstand erkennen, daß die Kategorieneinteilung der Topik mit ihrer Orientierung am Satz die ältere Version darstellt, die in der Kategorienschrift schon in den Hintergrund gerückt ist. Gegenüber der Topik ist in der Kategorienschrift eine Entkoppelung von der ursprünglichen Fragestellung und eine Erweiterung des Aspektes zu registrieren. Aber eine Gleichsetzung der Kategorienlehre mit der Lehre von den verschiedenen Bedeutungen des Seienden erfolgt in der Kategorienschrift nicht. Daß die Kategorienschrift eine wichtige Station auf dem Weg dahin ist und daß sie in ihrer Auslegungsgeschichte oft dahingehend mißverstanden wurde, als ob in ihr diese Gleichsetzung schon vollzogen wäre, ist eine andere Sache. Ein Vergleich von Aristoteles' Topik mit seiner Kategorienschrift läßt durchaus erkennen, daß er die Untersuchung des Seienden mit Hilfe sprachlicher Strukturen in der Kategorienschrift in analytischer Form weiter vorangetrieben hat, indem er nicht mehr vollständige Aussagen (Sätze) zur Grundlage macht, sondern nun einzelne Äußerungen (ohne Verbindung Gesagtes) als Ausgangspunkt wählt.

11,3 (2a 5–10) „Nichts von dem Genannten wird für sich in einer Aussage ausgesagt, sondern durch die Verbindung von diesem untereinander entsteht eine Aussage." Zu der weiteren Feststellung (2a 7–10), daß die Aussage der logische Ort der Wahrheitswerte (wahr | falsch) ist, vergleiche De int. 1, 4, 5, 6; Met. *E* 4, *Θ* 10; Platon, Sophistes 261C–264B.

Die Kapitel 2–5 der Kategorienschrift präsentieren eine Theorie der Prädikation. Der Status dieser Theorie ist ambivalent: die Subjekt-Prädikat-Beziehung wird von Aristoteles sowohl ontologisch als auch semantisch dargestellt. Die Subjekte (*ὑποκείμενα*) sind das Zugrundeliegende, die Dinge, und das, was von diesen prädiziert wird, sind die Eigenschaften oder Attribute. In diesem Sinne ist die Subjekt-Prädikat-Beziehung eine Beziehung von Entität zu Entität. Außerdem aber erscheint die Subjekt-Prädikat-Beziehung in semantischer Perspektive, insofern der Name des Attributes, das heißt das Wort, welches das Attribut bezeichnet, von dem Ding als Subjekt prädiziert wird.

In der Kategorienschrift werden die Kategorien in der Weise präsentiert, daß sie sowohl Subjekte wie Prädikate umfassen. Das ist auch ein Grund, warum der Terminus κατηγορία bei der Präsentation der Kategorien in Kapitel 4 nicht auftaucht, wahrscheinlich sogar bewußt vermieden wird, denn κατηγορία deutete in der ursprünglichen Gestalt der Kategorienlehre an, daß die Kategorienunterscheidung nur Prädikate oder Arten der Prädikation klassifiziert, während hier nun die Kategorien präsentiert werden mit der Funktion, alles zu erfassen, was durch ohne Verbindung ausgesprochene Ausdrücke bezeichnet wird, also die Significata einfacher, nicht in der Einheit des Satzes verbundener Wörter. Verglichen mit der Lehre in Top. I 9 ist die Fassung in der Kategorienschrift in einer bestimmten Hinsicht enger formuliert. Die Ausdehnung der „Was ist das?"-Frage (*τί ἐστι;*) und der ihr zugehörigen

Wesensprädikation (ἐν τῷ τί ἐστι κατηγορεῖσθαι) auf alle Kategorien, wie sie in der Topikstelle vorgenommen wird, ist wieder fast vollständig reduziert auf den anfänglichen Gebrauch der Frage mit ihrem Bezug auf die erste Substanz. In dem Maße, in dem die Kategorienschrift den Nachdruck auf die Einzelsubstanzen als die aller Prädikation zugrunde liegenden Subjekte legt, verliert die Definitionsfrage, mit Bezug auf die übrigen Kategorien gestellt, an Bedeutung und begegnet nur noch gelegentlich in Form einer Abschweifung. Die Wesensprädikation erscheint in der Kategorienschrift unter dem Titel „ausgesagt werden von einem Zugrundeliegenden" (καθ' ὑποκειμένου λέγεσθαι); die akzidentelle Prädikation erscheint unter dem Titel „in einem Zugrundeliegenden sein" (ἐν ὑποκειμένῳ εἶναι), wodurch der ontologische Primat der Substanz und die Unselbständigkeit aller übrigen Kategorien charakterisiert werden. Die getrennte, für sich seiende Existenz von so etwas wie Gleichheit, Tapferkeit, Weiße, Geradheit, Rundheit usw. im Sinne der platonischen Ideenlehre war damit ontologisch zur Unmöglichkeit geworden. Die scharf antiplatonische Tendenz der Kategorienschrift ist denn auch von jeher registriert worden. In den Analytica Posteriora werden die antiplatonischen Konsequenzen der Kategorienlehre (vgl. Anal. Post I 22. 83 a 30–35) gezogen. Mit großer Entschiedenheit sagt Aristoteles hier den platonischen Ideen Lebewohl, nachdem er zu seiner eigenen Theorie des wissenschaftlichen Erkennens gefunden hat, deren tragende Pfeiler die Syllogistik und die auf der Kategorienunterscheidung basierende Prädikationslehre sind.

Hinreichend deutlich belegt durch den Text ist, daß die Kategorienunterscheidung in der Kategorienschrift verstanden ist als eine Einteilung der ὄντα (vgl. 2. 1 a 20), das heißt der Dinge. Das Kategorienschema wird hier präsentiert als eine Klassifikation der Dinge, die von den unverbundenen Wörtern, das heißt den Subjekt- und Prädikatausdrücken, bezeichnet oder angezeigt werden. Die kategoriale Klassifikation teilt die Dinge ein, insofern sie durch Subjekt- oder Prädikatterme bezeichnet werden. „Aristoteles spricht durchaus über Dinge, nicht über Worte; aber er spricht über Dinge, insofern sie sprachlich bezeichnet werden (. . .) Die ‚ὄντα', von denen Aristoteles in der Kategorienschrift spricht, sind also die Dinge, insofern wir sinnvoll von ihnen sollen sprechen können" (Patzig 1973: 69). Entsprechend handelt es sich bei den λεγόμενα in Cat. 2. 1 a 16 ff. und 4. 1 b 25 ff. auch um ὄντα, eben um die ὄντα im Medium der Sprache. Während für uns nur Sprachliches prädizierbar ist, trifft diese scharfe Trennung zwischen Sachebene und Sprachebene für Aristoteles nicht zu. Das diesem Ansatz zugrunde liegende Schema ist das Parallelismusschema von Sein, Denken und Sprache (vgl. Oehler 1962: 147 ff.). Nur unter der Voraussetzung dieses Schemas bietet sich für Aristoteles der sprachliche Ausdruck als Leitfaden für die kategoriale Klassifikation und damit für die Einteilung der ὄντα an, aber nicht umgekehrt sind die ὄντα etwa nur deswegen Dinge, weil sie sprachlich bezeichnet werden, eine Auffassung, die den unaristotelischen Gedanken implizieren würde, daß die Dinge an den Aussagen über sie, nicht aber, wie es die Meinung des Aristoteles ist, die Aussagen über sie an den Dingen gemessen werden (vgl. Trendelenburg 1846: 209 f.). Der Hinweis auf das Parallelismusschema von Sein, Denken und

Sprache genügt aber allein nicht, um die Struktur des Verhältnisses dieser Größen aus der Sicht des Aristoteles zu verstehen. Zu diesem Zweck bedarf es der Rekonstruktion des Zeichenmodells, wie es für Aristoteles bestimmend war. Die Konzeption, die Aristoteles von dem Status und der Funktion des Zeichens (*σημεῖον*) gehabt hat, läßt sich ziemlich genau ablesen an dem Gebrauch, den er von dem Verb *σημαίνειν* gemacht hat. Dieses Verb drückt verschiedene semantische Beziehungen aus (vgl. S. 114 ff.), und zwar zwischen der Wortebene, der Begriffsebene und der Dingebene. Daß er, wenn er es für angebracht hielt, zu unterscheiden wußte zwischen sprachlichen Ausdrücken, Begriffen (Bedeutungen) und konkreten Gegegenständen, hat er an mehreren Stellen in seinen Werken gezeigt. Eine dieser Stellen ist das 1. Kapitel der Kategorienschrift, wo er von „Homonymen", „Synonymen" und „Paronymen" spricht und diese Prädikate nicht auf sprachliche Ausdrücke bezieht, sondern auf Dinge. Zwei Dinge sind homonym, wenn ihre sprachlichen Bezeichnungen identisch sind, aber verschiedene Bedeutungen haben. Zum Beispiel wäre gemäß Aristoteles der Bart des Schlüssels ein Homonym des Bartes am Kinn, nicht der Name „Bart" in dem einen oder in dem anderen Fall. Mit *ὁ λόγος τῆς οὐσίας* bezieht sich Aristoteles auf etwas, das wir Bedeutung nennen und meint die Definition beziehungsweise den Begriff, wobei unter „Begriff" das zu verstehen ist, was „wir begreifen, wenn wir eine Definition kennen" (Kapp 1965: 39). Es sind also Dinge, nicht sprachliche Ausdrükke, die für Aristoteles homonym sind. Von Homonyma wird in mehrfachem Sinne gesprochen; sie stehen daher auch in einer auffälligen Nähe zu den *πολλαχῶς λεγόμενα*, zu denen es wohl anfänglich keine deutliche Abgrenzung gab (vgl. Top. I 15), während das später der Fall ist (vgl. Met. *Γ* 2), wo die bloß verbale Homonymie von der Multivozität der *πολλαχῶς λεγόμενα* unterschieden wird, die mehr als den Namen gemeinsam haben, wie zum Beispiel im Falle von *τὸ ὄν*. Gleichwohl ist für beide Typen die Feststellung zutreffend, daß über sie in vielfachem Sinne gesprochen wird.

Die Art und Weise, wie Aristoteles im Falle der Homonymie und der Multivozität zentrale Aspekte eines komplexen semantischen Verhältnisses analysiert, ist repräsentativ für die Systematik seines Zeichenbegriffes, der diese Analyse beeinflußt hat.

Das Zeichenmodell des Aristoteles weist eine triadische Relation auf zwischen (1) dem sprachlichen Ausdruck, (2) der Vielheit von Dingen (oder Klassen von Dingen), auf die der sprachliche Ausdruck angewendet wird, und (3) der Bedeutung, die ein sprachlicher Ausdruck hat, der Bestimmung des Dinges (oder der Klassen von Dingen), auf die der sprachliche Ausdruck angewendet wird. Dieser dritte Zeichenbezug ist die Bedeutung des verbalen Ausdruckes, seine Definition, sein Begriff, das, was im 1. Kapitel der Kategorienschrift der *λόγος τῆς οὐσίας* genannt wird; der *λόγος τῆς οὐσίας* ist die Angabe darüber, was es für ein Subjekt (das Ding) bedeutet, Träger der Bestimmung zu sein, die der verbale Ausdruck ausdrückt: der dritte Zeichenbezug ordnet die Mannigfaltigkeit der jeweiligen Dinge und ihrer Klassen und legt die Bedeutung des verbalen Ausdruckes für jede Anwendung fest, das heißt: er bestimmt, was es in jedem einzelnen Fall der Anwendung

für das Ding bedeutet, mit dem verbalen Ausdruck belegt zu werden, mit dem es belegt wird.

Das Schema der Kategorien ist eines der Schemata, nach denen Aristoteles die Ordnung dieser Mannigfaltigkeit vornimmt. Andere Schemata sind die Bedeutungsunterscheidungen nach dem Aspekt von Ansichsein und Akzidenz, nach dem Aspekt des Wahrseins oder des Falschseins und nach dem Aspekt von Potentialität und Aktualität. Im 7. Kapitel des Buches Δ der Metaphysik registriert Aristoteles die verschiedenen Bedeutungen des Wortes *ὄν* oder *εἶναι*. Die Kategorieneinteilung erscheint hier als eine Untergliederung des Ausdruckes *ὂν καθ' αὑτό*. Die Kategorieneinteilung bezieht sich, wie das Kapitel Met. Δ 7 zeigt, sowohl auf (1) das Wort *ὄν* oder *εἶναι* und listet dessen verschiedene Anwendungen auf, wie auch auf (2) die Dinge, auf die das Wort *ὄν* oder *εἶναι* angewendet wird, das heißt auf die Gegenstände, die die Kategorieneinteilung klassifiziert. Diese Untersuchung der Bedeutungsunterschiede des Wortes *ὄν* oder *εἶναι* demonstriert die trilaterale Struktur des aristotelischen Zeichenbegriffes, der (1) den bezeichnenden (z. B. phonetischen und graphischen) Ausdruck, (2) das Objekt des Zeichens, das Ding, und (3) die Bedeutung, die Bestimmung des Seins, den *λόγος τῆς οὐσίας*, umfaßt. Aristoteles' Gebrauch des Verbs *σημαίνειν* deckt diese trilaterale Struktur des Zeichenbegriffes vollständig ab (vgl. Kahn 1978: 257–261).

Die zeichentheoretisch wichtigste Stelle bei Aristoteles findet sich am Anfang von De interpretatione (1. 16a 3–8). Die Stelle lautet: „Die stimmlichen Äußerungen sind Symbole der Widerfahrnisse in der Seele, und das Geschriebene ist Symbol für die stimmlichen Äußerungen. Und wie nicht alle dieselbe Schrift haben, so haben auch nicht alle dieselben Laute. Wofür jedoch diese erstlich Zeichen sind, nämlich für die Widerfahrnisse in der Seele, die sind bei allen dieselben, und ebenso sind die Dinge dieselben, von denen die Widerfahrnisse der Seele Abbildungen sind." (*Ἔστι μὲν οὖν τὰ ἐν τῇ φωνῇ τῶν ἐν τῇ ψυχῇ παθημάτων σύμβολα, καὶ τὰ γραφόμενα τῶν ἐν τῇ φωνῇ· καὶ ὥσπερ οὐδὲ γράμματα πᾶσι τὰ αὐτά, οὐδέ φωναὶ αἱ αὐταί· ὧν μέντοι ταῦτα σημεῖα πρώτως, ταὐτὰ πᾶσι παθήματα τῆς ψυχῆς, καὶ ὧν ταῦτα ὁμοιώματα πράγματα ἤδη ταὐτά.*)

In diesem Text führt Aristoteles die sprachlichen Ausdrücke als Zeichen (*σημεῖα*, 16a 6) ein, jedoch nicht als Zeichen für die Dinge, über die gesprochen wird, sondern als Zeichen für die Zustände in der Seele, die er Abbildungen (*ὁμοιώματα*) nennt. Über das Verhältnis, das zwischen den sprachlichen Ausdrücken und den Dingen besteht, wird in dem Text nichts ausgesagt. Allerdings heißt es, die sprachlichen Ausdrücke seien an erster Stelle Zeichen (*σημεῖα πρώτως*, 16a 6) für die seelischen Zustände; damit scheint indirekt gesagt zu sein, daß sie (die sprachlichen Ausdrücke) an zweiter Stelle als Zeichen für die Dinge fungieren, von denen die Widerfahrnisse der Seele die Abbildungen sind. Das ist seit den antiken Kommentatoren die traditionelle Interpretation dieser Stelle, die, so gesehen, Ansätze zu einer semantischen Theorie enthält. Einwände (Kretzmann 1974) gegen die traditionelle Auffassung sind überzeugend zurückgewiesen worden (Weidemann 1982). Danach sind die sprachlichen Ausdrücke Zeichen in doppeltem Sinne, zum einen in

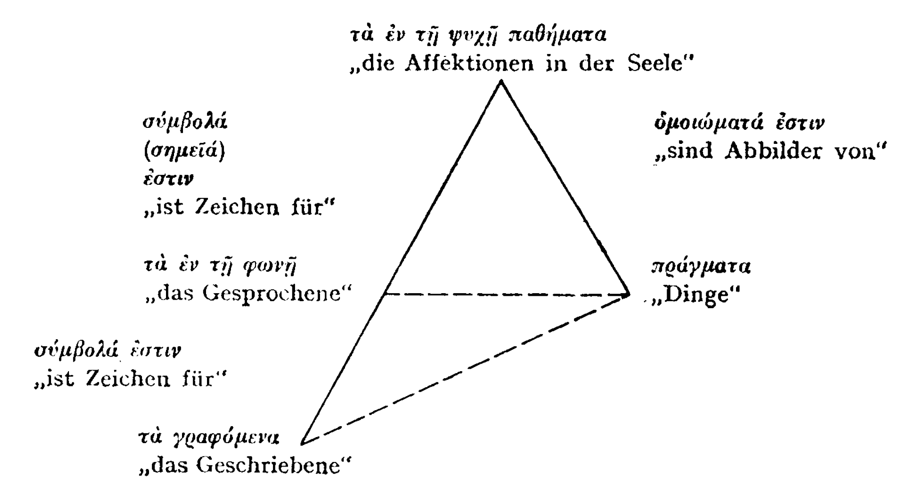
bezug auf die Widerfahrnisse der Seele (z. B. Gedanken), in welchem Sinne sie den Bedeutungsgehalt ausdrücken, zum anderen in bezug auf die Dinge, auf die sich die sprachlichen Ausdrücke vermittels ihrer Bedeutung beziehen, so daß hier zwei semantische Funktionen eines sprachlichen Zeichens unterschieden werden: (1) etwas als dessen Bedeutung (oder dessen Sinn) auszudrücken, (2) durch die Vermittlung der Bedeutung (oder des Sinnes) sich auf ein Ding zu beziehen. Damit ist eine Unterscheidung angesprochen, die mutatis mutandis auch in der modernen Semiotik gemacht wird, zum Beispiel bei Peirce („immediate object and real object") und in der analytischen Sprachtheorie („meaning" und „reference"). In der Struktur des aristotelischen Zeichenbegriffes liegt ein erster Ansatz, die Dualität zugunsten einer Triplizität zu ersetzen, wobei das dritte Glied hinsichtlich seines genauen ontischen und logischen Status unbestimmt bleibt und eine psychologische Deutung nahelegt.

Die Frage, wie die „Widerfahrnisse in der Seele" als „Abbildungen" der Dinge ihre Vermittlerrolle zwischen den sprachlichen Zeichen und den Dingen ausüben, ist von den Kommentatoren auf mannigfache Weise beantwortet worden, desgleichen, was Aristoteles unter den „Widerfahrnissen in der Seele", die durch sprachliche Ausdrücke symbolisiert werden, verstanden hat: Gedanken, Sinneseindrücke, Vorstellungen, Affekte oder nur Gedanken (vgl.: Weidemann 1982). Diese Frage nach den Widerfahrnissen in der Seele dürfte sich allerdings für Aristoteles gar nicht so gestellt haben, da er mit Recht von der Annahme ausgehen konnte, daß sich die psychischen Zustände oder Widerfahrnisse der Sinneswahrnehmungen, Vorstellungen und Affekte nur im Medium des Gedankens objektivieren und solchermaßen objektiviert mitteilen lassen. Insofern lassen sich für ihn die „Widerfahrnisse in der Seele" im Kontext des ersten Kapitels von De interpretatione insgesamt auf den Gedanken (*νόημα*, vgl. 16a 9–18) reduzieren. Die Fähigkeit eines durch einen sprachlichen Ausdruck mediatisierten Gedankens, ein Ding zu repräsentieren, und zwar anders zu repräsentieren als das Sinneswahrnehmung und Vorstellung tun, hängt von der Kompetenz der Sprecher und Hörer ab, mit sprachlichen Zeichen über Dinge zu kommunizieren, sich zu verständigen. Diese Zeichen sind nach Aristoteles nicht bedeutungsvoll an sich, sondern haben ihre Bedeutung durch Konvention (*κατὰ συνθήκην*), denn nur aufgrund einer Konvention können sprachliche Zeichen als Symbole fungieren (De int. Kap. 1, 3 u. 4). Das sprachliche Zeichen verdankt also seine symbolische Bedeutung dem Prozeß intersubjektiver Verständigung, wie er zwischen denen, die miteinander sprechen und einander zuhören, abläuft. Das ist die pragmatische Dimension der Bedeutung eines sprachlichen Zeichens, die von Aristoteles wiederholt betont wird (z. B. De int. Kap. 3). Sein Schema der psychischen Zuständlichkeit oder Widerfahrnis, die symbolisiert ist im gesprochenen Wort und aufgefaßt ist als Repräsentation des Dinges im Gedanken, stellt gleichzeitig die Bedingungen dar, unter denen mittels der konventionellen Zeichen der Sprache intersubjektive Verständigung möglich ist. Es ist unverkennbar, daß Aristoteles die semantische Beziehung zwischen einem sprachlichen Zeichen und den Dingen, auf die es sich bezieht, so ver-

steht, daß dabei der pragmatischen Beziehung zwischen dem Zeichen und seinen Benutzern ein nicht unerhebliches Gewicht zukommt. Aber es ist auch hier wichtig, im Auge zu behalten, daß Aristoteles Zeichen und Zeichenprozesse im Rahmen seines Parallelismusschemas von Sein, Denken und Sprache analysiert. Dieser Parallelismus, der für seine gesamte Epistemologie und Ontologie grundlegend ist, bestimmt auch die Struktur seiner Semiotik: das Denken folgt den Dingen, und die Sprache folgt dem Denken. Dieses Schema eines geordneten Parallelismus fand im Mittelalter seine Fortsetzung in der sogenannten „Sequitur"-Ordnung. Es gibt zahlreiche Applikationen der aristotelischen Theorie verbaler und nonverbaler Zeichen in den Schriften des Aristoteles. Eines der Beispiele ist seine Behandlung des Zeichenschlusses in seiner Erörterung des physiognomischen Syllogismus am Ende des zweiten Buches der Analytica Priora (27. 70b 7–38); vgl. Detel (1982), Oehler (1982). Die Sammlung der logischen Schriften des Aristoteles, das Organon, ist als Ganzes das Ergebnis einer Reflexion auf die Beschaffenheit bestimmter Strukturen der Sprache, die verstanden ist als ein System von Zeichen. Die aristotelische Syllogistik beschäftigt sich mit bestimmten Formen bestimmter Sätze und ihrer Beziehungen. Aristoteles behandelt den Syllogismus auf verschiedenen Ebenen seiner Entwicklung, am Anfang in der Topik und am Ende in den Analytica Priora. In den Sophistischen Widerlegungen analysiert er die Ursachen und Formen von Fehlschlüssen. In den Kategorien und in De interpretatione untersucht er verschiedene Typen der Prädikation. Die Analytica Posteriora enthalten seine Wissenschaftslehre. Die Elemente der aristotelischen Semiotik im Organon antizipieren ansatzweise den modernen Begriff der Logik, die sich im Sinne von Peirce als Semiotik versteht.

Es lassen sich zur graphischen Veranschaulichung der zeichentheoretisch wichtigsten Darstellung bei Aristoteles (De interpretatione 1. 16a 3–8) zwei miteinander verbundene semiotische Dreiecke konstruieren, von denen das obere das aristotelische Zeichenmodell vertritt (s. Abb. S. 254, nach Lieb 1981: 148). Das Zeichen, das Bezeichnete und ein Drittes werden durch die Eckpunkte, die auftretenden Beziehungen werden durch die Seiten des Diagrammes (s. S. 254) symbolisiert.

In diesem Diagramm symbolisieren die unterbrochenen Linien Relationsprodukte, das heißt, sie bezeichnen das Produkt derjenigen Relationen, die „ist Zeichen für" und „sind Abbildungen von" bezeichnen. Die Eckpunkte sind „die stimmlichen Äußerungen" oder „Laute" (*τὰ ἐν τῇ φωνῇ*), „die Widerfahrnisse in der Seele" (*τὰ ἐν τῇ ψυχῇ παθήματα*) und „die Dinge" (*τὰ πράγματα*); die Seiten sind „ist Zeichen (Symbol) für" (*σύμβολά ἐστιν*) und „sind Abbildungen von" (*ὁμοιώματά ἐστιν*). Der Ausdruck „stimmliche Äußerungen" bezieht sich auf einzelne, stimmlich produzierte Lautvorgänge, das ist auf die Äußerung eines Satzes oder auf den Teil einer Äußerung dieser Art. In De An. II 9. 420b 5ff. wird Laut (*φωνή*) von Geräusch (*ψόφος*) unterschieden; Laute können nur von Lebewesen mit Stimmapparat produziert werden. Vergleiche die Weiterführung der Argumentation in De int. 1. 16a 9ff. Hier rückt „Gedanke" (*νόημα*) an die Stelle von „Widerfahrnisse" (*παθήματα*),



16a 3, und „in der Seele" (*ἐν τῇ ψυχῇ*) kontrastiert der Wendung „in der Stimme" (*ἐν τῇ φωνῇ*), 16a 3. Mit „*νόημα*" ist nicht nur der resultative Gedanke gemeint, sondern auch der prozessuale Denkvorgang, dem der Lautvorgang entspricht, so daß verallgemeinernd gesagt werden kann, daß hier das Lautliche dem Gedanklichen gegenübergestellt wird und vice versa. Diese Gegenüberstellung ist ihrem Wesen nach eine Parallelisierung (*ὥσπερ* 16a 9, *οὕτω* 16a 11, *ἔοικε* 16a 13). Entsprechend wird sowohl für das Lautliche als auch für das Gedankliche zugelassen, daß es teils wahr oder falsch ist, teils ohne die Wahrheitswerte vorkommt (vgl. De int. 4. 16b 26ff.). In De interpretatione gilt die Aufmerksamkeit besonders den Sätzen bestimmter Art, den Aussagen, und ihrer Wahrheit und Falschheit, „jedoch ausgehend von Sprechakten des Feststellens (*ἀποφαίνεσθαι*) und ihren Resultaten (*ἀπόφανσις*, aufgefaßt als ‚Bedeutung habender Laut', *φωνὴ σημαντική*, 17a 23), insbesondere Sprechakten des Zusprechens (*καταφάναι*) und Absprechens (*ἀποφάναι*) und ihren Resultaten; vergleiche insbesondere 17a 23–37. Das Resultat eines Zusprechens- oder Absprechensaktes, eine ‚positive Feststellung' (*κατάφασις*) beziehungsweise ‚negative Feststellung' (*ἀπόφασις*), ist eine *ἀπόφανσις* (17a 25), also ein ‚Bedeutung habender Laut'" (Lieb 1981: 150f). Am Ende von De interpretatione (14. 24b 1ff.) wird das am Anfang (16a 3–8) Ausgeführte wieder aufgenommen und die Annahme wiederholt, daß die stimmlich verlautbarten Bejahungen und Verneinungen Symbole der Dinge in der Seele sind (. . . *εἴπερ* . . . *εἰσὶ δὲ αἱ ἐν τῇ φωνῇ καταφάσεις καὶ ἀποφάσεις σύμβολα τῶν ἐν τῇ ψυχῇ*, 24b 1f.).

Der Ausdruck „Die Widerfahrnisse in der Seele" (*τὰ ἐν τῇ ψυχῇ παθήματα*) bezieht sich auf psychische beziehungsweise mentale Prozesse, das heißt auf Vorgänge, die das Vermögen der Wahrnehmung (*αἰσθητικόν*), der Vorstellung (*φαντασία*) und des Denkens (*νοητικόν, διανοητικόν*) zur Voraussetzung haben, und auf die Resultate dieser Akte. Auch die Affekte gehören hierher, denn auch sie sind „Widerfahrnisse der Seele". Daß in dem Zusammenhang der

Untersuchung von De int. 1 letzten Endes nur der kognitive Prozeß und seine resultative Zuständlichkeit von Interesse ist, zeigt sich daran, daß in De interpretatione schließlich auch nur noch von „gedanklichen Gegebenheiten" (*τὰ ἐν τῇ διανοίᾳ*, 14. 23a 33) die Rede ist. Die Behauptung von 16a 6f., daß die „Widerfahrnisse der Seele", die Vorkommnisse der Seele, „für alle dieselben" seien, ist generisch zu verstehen, das heißt, bezogen auf die Menschengattung gilt die Aussage, daß die psychischen Vorkommnisse für alle Menschen die nämlichen sind, denn in jedem einzelnen Fall handelt es sich um die Wahrnehmungen, Vorstellungen, Affekte und Gedanken von Menschen. Die „Vorkommnisse der Seele" sind „Abbildungen" der „Sachen" (*πράγματα*) und schon aus diesem Grunde „dieselben", da ja diese Selbigkeit der Eindrücke und Erfahrungen für Aristoteles eine Bedingung der Möglichkeit der menschlichen Kommunikation ist. Stellvertretend für diese generische Identität der menschlichen Widerfahrnisse in der Seele fungieren im Kontext von De int. 1 die Gedanken (*νόημα*, 16a 10 u. 14), in bezug auf welche der formale Anspruch generischer Identität am meisten einleuchtet. Aber nicht nur das: der Sinn eines (nicht-äquivoken) Ausdruckes, z. B. des Wortes „Primzahl", ist numerisch identisch. Zwar sind die Gedanken psychische Entitäten, aber sie sind auch für Aristoteles zugleich mehr als das, denn was „in der Seele" ist, ist nicht automatisch schon deshalb für Aristoteles „subjektabhängig", so wenig wie für Platon die Formen ihrem Bestand und ihrer Gültigkeit nach „subjektabhängig" waren. Gedanken, die wahr sind, sind für Aristoteles allgemeine, identische, „subjektunabhängige" Strukturen, ob ein wahrer Gedanke nun durch einen Behauptungssatz ausgedrückt ist oder nicht, d. h. „in der Seele" ist. Sie werden nicht deshalb, weil sie „Widerfahrnisse in der Seele" sind, von Aristoteles mit mentalen Zuständen identifiziert.

Auf der Suche nach einer logischen bzw. ontologischen Ortsbestimmung dessen, was sprachliche Ausdrücke bedeuten oder bedeuten können, bediente sich Aristoteles, da er nicht ein moderner Sprachphilosoph war, der (immerhin naheliegenden) formelhaften Wendung „in der Seele" (*ἐν τῇ ψυχῇ*). Seinen Ansatz einer semantischen Theorie deswegen mit dem modernen Psychologismusvorwurf zu befrachten, ist anachronistisch. Der Ausdruck „Seele" steht hier für die strukturelle Einheit des Erlebten, Vorgestellten oder Gedachten und nicht etwa für die individuelle Verschiedenheit, Relativität und Subjektivität psychischer Akte der einzelnen Menschen. Die anscheinend unsterbliche Fable convenue, erst die Stoiker hätten das, was ausgesagt wird oder werden kann (*σημαινόμενον = λεκτόν*), d. h. die Bedeutung, einerseits von dem Sprachzeichen (*σημαίνον*) und andererseits von dem Gegenstand (*τυγχάνον*) unterschieden, wird durch Aristoteles ganz einfach widerlegt. Dagegen richtig v. Kutschera (1975: 45/46 Anm. 32): „Die Unterscheidung von Bedeutung und Bezug (scil. Gegenstand) ist schon so alt wie die Semantik selbst. Bei Aristoteles (De interpretatione) bedeuten sprachliche Ausdrücke (auf konventionelle Weise) Vorstellungen oder Begriffliches, und nicht etwa Gegenstände . . . Diese Unterscheidungen wurden in der Scholastik ausgebaut und in die moderne Semiotik insbesondere von J. St. Mill eingeführt, der zwischen

connotation (Bedeutung) und denotation (Bezug) unterschied, und von G. Frege, auf dessen Unterscheidung von Sinn und Bedeutung wir unten ausführlich eingehen." In dieser Aufzählung fehlt nur Peirce mit seinem Begriffspaar immediate object und real object. Im triadischen Zeichenbegriff des Aristoteles wird erstmals in der griechischen Philosophie die Differenz zwischen der Bedeutung und dem Gegenstandsbezug sprachlicher Ausdrücke thematisiert. Für die spätere psychologische bzw. psychologistische Deutung seines Ansatzes einer semantischen Theorie ist Aristoteles allerdings wegen der Unbestimmtheit mancher seiner Äußerungen mitverantwortlich. Insofern ist die stoische Sprachphilosophie mit ihren klaren und bestimmten Unterscheidungen nicht das schlechthin neue Ereignis im Ganzen der antiken Sprachphilosophie, sondern lediglich die präzise Fassung einer aristotelischen Differenzierung. Vgl. dazu v. Kutschera (1975: 38ff.), Oehler (1969: 220f.), Lieb (1981: 137–156), Weidemann (1982: 241–257).

Der Ausdruck „die Dinge" (*τὰ πράγματα*) bezieht sich auf alle Entitäten, die im Rahmen der aristotelischen Ontologie vorkommen können, das heißt deren Möglichkeitsbedingungen erfüllen (vgl.: De int. 3. 16b 19ff.), also nicht nur auf räumlich ausgedehnte, sinnlich wahrnehmbare Gegenstände, sondern auch auf Sachverhalte, Handlungen, Eigenschaften, Klassen (Gattungen und Arten), Klassenmerkmale etc. Diese Bedeutung des Ausdruckes „die Dinge" (*τὰ πράγματα*) erhellt aus der Funktion, die das unter diesem Ausdruck Gefaßte als Referent des Lautlichen und des Psychischen, insonderheit des Gedanklichen, hat.

Die Seiten des semiotischen Dreieckes, das das Zeichenmodell des Aristoteles darstellt, werden durch die Ausdrücke „ist Zeichen (Symbol) von" (*σύμβολά ἐστιν*) und „sind Abbildungen von" (*ὁμοιώματά ἐστιν*) bezeichnet. Diese Ausdrücke können als Namen von Relationen interpretiert werden. Die dritte Seite, die Relation zwischen Lautlichem und Sachen, ist unbezeichnet. Zu ergänzen ist für jede der drei Relationen eine dritte Größe, nämlich der einzelne Mensch, dessen „Seele" (*ψυχή*) Subjekt der jeweiligen Relation ist, so daß die Namen dieser Relationen in Wahrheit dreistellige Beziehungen bezeichnen; das gleiche gilt für die dritte, die unbezeichnete Relation. Das Zeichenmodell gilt sowohl für Sprecher als auch Hörer (vgl.: De int. 16b 19ff.); in De interpretatione gehört allerdings der Primat der Sprecherperspektive, wie zum Beispiel 14. 23a 32: „Denn wenn das Lautliche dem Gedanklichen folgt . . ." (*εἰ γὰρ τὰ μὲν ἐν τῇ φωνῇ ἀκολουθεῖ τοῖς ἐν τῇ διανοίᾳ . . .*). Von hier aus fällt Licht auf das Verständnis von „ist Zeichen (Symbol) von" (*σύμβολά ἐστιν*) in 16a 3f. Das Symbolisieren ist eine Relation, bestehend in einer Korrespondenz von Gedanklichem und Lautlichem, aber es ist eine geordnete Entsprechung: das Lautliche folgt dem Gedanklichen nach; insofern enthält der Parallelismus von Sein, Denken und Sprache, wie er in De interpretatione zum Ausdruck kommt, auch eine temporale Komponente, das heißt: er steht unter der Bedingung der Zeit.

Auch die Relation „ist Abbildung von" ist eine Relation der Entsprechung. Die Frage, wie hier „Abbildung" (*ὁμοίωμα*) zu interpretieren ist, kann sicher nicht eindeutig beantwortet werden. Aber einige Wahrscheinlichkeiten bieten

sich an. Für den Fall, daß das psychische Vorkommnis eine Wahrnehmung ist, dürfte ὁμοίωμα mit „sinnlicher Eindruck", im Falle einer optischen Wahrnehmung mit „Bild" angemessen interpretiert sein (vgl.: *De An.* III 2. 427a 17ff.); Analoges gilt, wenn das psychische Ereignis eine Vorstellung ist. In beiden Fällen wäre die Bezugsinstanz der „Abbildung" die sinnlich gegebene Form des Wahrgenommenen, sein Eidos, im Modus sinnlicher Präsenz oder Repräsentanz. Nicht die sinnliche Gegebenheit des Eidos, sondern der Begriff (die Definition) des Eidos wäre dann relevant, wenn es sich um die „Abbildung" einer Eigenschaft handelt. Für den Fall, daß das psychische Ereignis ein Gedanke ist, könnte es unter den Voraussetzungen, die Aristoteles macht, immerhin naheliegen, an Beschreibung und formale Darstellung zu denken. Auch unter Berücksichtigung der übrigen aristotelischen Schriften dürfte es kaum gelingen, der Relation „ist Abbildung von" eine konkretere und präzisere Auslegung zuteil werden zu lassen, ohne daß die Gefahr besteht, daß eine solche Auslegung den aristotelischen Kontext verläßt.

Die dritte in dem semiotischen Dreieck repräsentierte Relation ist diejenige zwischen Gesprochenem und Sachen. Insofern σημαίνειν bei Aristoteles eine Relation zwischen einem sprachlichen Ausdruck und einer Sache bezeichnet, gilt (a) im Falle des gesprochenen sprachlichen Ausdruckes, daß die Relation das Produkt der Relationen „ist Zeichen für" und „ist Abbildung von" ist, (b) im Falle des geschriebenen sprachlichen Ausdruckes, daß die Relation das Produkt ebenfalls von zwei Relationen, „ist Zeichen für" und „ist Abbildung von", ist, wie aus dem Diagramm (S. 254) ersichtlich. Vgl. Lieb (1981), der für das 1. Kapitel von *De interpretatione* zum erstenmal eine zeichentheoretisch zulässige Interpretation vorgelegt hat. Seine Argumente gegen die Grundthese von Coseriu (1975: 76), Aristoteles habe einen quasi-saussureschen, zweistelligen Zeichenbegriff gehabt, sind zutreffend. Aristoteles hat einen dreistelligen Wort- und Zeichenbegriff besessen, und Peirce, der ein guter Aristoteleskenner war, hat ihn gekannt; er war auch zu Beginn der Neuzeit noch weit verbreitet, ja der übliche (vgl. z. B. den triadischen Zeichenbegriff von Leibniz). Insofern stehen Ogden und Richards (1923), indem sie unbewußt das Zeichenmodell von Aristoteles neuformuliert haben (vgl.: Lieb a. a. O.), über die Vermittlung von Peirce, dessen Zeichentheorie sie kannten (vgl. die Peirceschen Texte im Anhang ihres Werkes), in der Tradition des Aristotelismus.

Die semiotische Analyse des Verbs σημαίνειν in *Cat.* 4. 1b 26 und im sonstigen Sprachgebrauch des Aristoteles (vgl. Bonitz, *Index*, s. v. σημαίνειν; σημεῖον: 677) zeigt, daß die Kategorie als Zeichen aus drei Bezügen besteht: (1) dem bezeichnenden Ausdruck, das heißt dem Zeichenmittel, (2) dem Objekt des Zeichens, das heißt dem Gegenstand seiner Anwendung, und (3) der Bedeutung, dem prädikativ fungierenden Begriff. Diese Einheit des kategorialen Zeichens ist die Einheit einer Handlung, des Zeichenprozesses, der Semiosis. Daher sind die Kategorien, ob als Glieder der Einteilung der „Arten der Aussagen" oder als Glieder der Einteilung der „sprachlichen Ausdrücke ohne Verbindung", Formen der Repräsentation der Wirklichkeit.

Literaturauswahl: *Arpe, C.*, „Substantia". Philologus 76, 1941, 65–78. – *Ax, W.*, Ψόφος, φωνή und διάλεκτος als Grundbegriffe aristotelischer Sprachreflexion. Glotta 56, 1978, 245–271. – *Bärthlein, K.*, Zur Entstehung der aristotelischen Substanz-Akzidenz-Lehre. Archiv für Geschichte der Philosophie 50, 1968, 196–253. – *Benveniste, É.*, Catégories de pensée et catégories de langue. Études Philosophiques, N.S. 13, 1958, ND in: Problèmes de linguistique générale, Paris 1966, 63–74. – *Courtine, J.-F.*, Note complémentaire pour l'histoire du vocabulaire de l'être: les traductions latines d'ousia et la compréhension romano-stoicienne de l'être. In: P. Aubenque (Hrsg.), Concepts et Catégories, Paris 1980, 33–87. – *Detel, W.*, Zeichen bei Parmenides. In: *K. Oehler* (Hrsg.), Die Aktualität der altgriechischen Semiotik. Wiesbaden 1982, 221–239. – *Frede, M.*, Individuen bei Aristoteles. Antike und Abendland 24, 1978, 16–39. – *Frede, M.*, Categories in Aristotle. In: Studies in Aristotle, ed. by D. J. O' Meara. Studies in Philosophy and the History of Philosophy, Vol. 9, 1981, 1–24. – *Fritz, K. v.*, Der Ursprung der aristotelischen Kategorienlehre. Archiv für Geschichte der Philosophie 40, 449–496. – *Graeser, A.*, On Language, Thought, and Reality in Ancient Greek Philosophy. Dialectica 31, 1977, 359–388. – *Graeser, A.*, Sprache und Ontologie bei Aristoteles. Zeitschrift für Philosophie und Theologie 25, 1978, 443–455. – *Hoffmann, Ph.*, Les catégories „où" et „quand" chez Aristote et Simplicius. In: P. Aubenque, Concepts et Catégories, Paris 1980, 217–245. – *Kahn, Ch. H.*, Questions and Categories. In: Questions, ed. by H. Hiz. Synthese Language Library. Texts and Studies in Linguistics and Philosophy, Vol. I, Dordrecht – Boston 1978, 227 bis 278. – *Kapp, E.*, Die Kategorienlehre in der aristotelischen Topik (Habilitationsschrift München 1920, ungedruckt). Erstmals publiziert in: E. Kapp, Ausgewählte Schriften, hrsg. v. H. u. I. Diller, Berlin 1968, 215–253. – *Kretzmann, N.*, Aristotle on Spoken Sounds Significant by Convention. In: J. Corcoran (ed.), Ancient Logic and Its Modern Interpretations. Synthese Historical Library, Vol. 9, Dordrecht – Boston 1974, 3–21. – *Lieb, H.-H.*, Das „semiotische Dreieck" bei Ogden und Richards: eine Neuformulierung des Zeichenmodells von Aristoteles. In: Logos Semantikos. Studia Linguistica in Honorem Eugenio Coseriu, Vol. I, Berlin – New York – Madrid 1981, 137–156. – *Lloyd, A. C.*, Neoplatonic Logic and Aristotelian Logic.Phronesis 1, 1955/56, 58–72. – *Lugarini, L.*, Il problema delle categorie in Aristotele. Acme 8, 1955, 3–107. – *Mansion, S.*, La Première Doctrine de la Substance: la Substance selon Aristote. Revue Philosophique de Louvain 44, 1946, 349–369. – *Mansion, S.*, La doctrine aristotélicienne de la substance et le Traité des Catégories. Proceedings of the Xth International Congress of Philosophy 1948, 1097–1100, Amsterdam 1949. – *Mansion, S.*, Notes sur la doctrine des catégories dans les Topiques. In: Aristotle on Dialectic: the Topics, ed. G. E. L. Owen, Oxford 1968, 189–201. – *Oehler, K.*, Die Anfänge der Relationenlogik und der Zeichenschluß bei Aristoteles. In: *K. Oehler* (Hrsg.), Die Aktualität der altgriechischen Semiotik. Wiesbaden 1982, 259–266. – *Pronay, A.*, Untersuchungen zu Hypokeimenon bei Aristoteles, Diss. Basel 1980. – *Russev, P.*, Aristoteles und die Abbildtheorie. Proceedings of the World Congress on Aristotle, IV, Athen 1983, 235ff. – *Tanner, R. G.*, Aristotle as a Structural Linguist. Transactions of the

Philological Society 1969 (Oxford, 1970), 99–164. – *Weidemann, H.*, Ansätze zu einer semantischen Theorie bei Aristoteles. In: K. Oehler (Hrsg.), Die Aktualität der altgriechischen Semiotik, Wiesbaden 1982, 241–257. – *Weltring, G.*, Das *σημεῖον* in der aristotelischen, stoischen, epikureischen und skeptischen Philosophie. Ein Beitrag zur Geschichte der antiken Methodenlehre. Diss. Bonn 1910. – *Zirin, R.*, Inarticulate Noises. In: Ancient Logic and Its Modern Interpretants, ed. by J. Corcoran. Synthese Historical Library, Vol. 9, Dordrecht – Boston 1974, 23–25.

Kapitel 5

11,8 (2 a 11 ff.) „Substanz aber ist . . ." Die terminologische Unterscheidung von „erster Substanz" und „zweiter Substanz", wie sie hier vorgenommen wird, kommt im Corpus der aristotelischen Schriften sonst nicht vor. Die Sache selbst, die Unterscheidung der individuellen Substanzen von deren Spezies und Genera, wird dagegen auch anderswo vorausgesetzt. Um so auffälliger ist das singuläre Vorkommen der terminologischen Fixierung dieser Unterscheidung hier. Denkbar ist, daß Aristoteles den Terminus „zweite Substanz" als Sammelbegriff für Spezies und Genus für unpraktikabel hielt, weil sehr oft nicht von Spezies und Genus zugleich die Rede ist, sondern in vielen Fällen nur von einem der beiden Begriffe gesprochen wird. Unter diesem Aspekt wäre der Verzicht plausibel.

Als Faktum ist zu registrieren, daß die Analyse der Substanz gänzlich frei bleibt von der Applikation der Begriffe von Materie und Form, Potentialität und Aktualität. Das gilt auch bezüglich der Behandlung der anderen Kategorien in der Kategorienschrift. Das wirft die Frage auf, wie das Verhältnis der Kategorien zu diesen Begriffen zu denken ist. In Metaphysik *Δ* 7, wo die Bedeutungen des „Seienden" angegeben werden, wird als erstes die Kategorienunterscheidung angeführt, sodann die Unterscheidung nach dem Wahrsein und dem Falschsein und schließlich die Unterscheidung nach Dynamis und Entelecheia/Energeia. Diese Dreiteilung findet sich auch in Metaphysik *E* 2, *Θ* 10 und *N* 2. Eine Nebeneinanderstellung der Kategorienunterscheidung und der Unterscheidung nach Potentialität und Aktualität findet sich in Metaphysik *Θ* 1 und De Anima A 1. Die Erörterung der Substanz in Metaphysik *Z* und *H* steht ganz im Zeichen der Anwendung des Potenz-Akt-Schemas und führt zu einer Fülle von Distinktionen, die in der Kategorienschrift fehlen.

Der erste Satz des Kapitels 5 formuliert den Primat der ersten Substanz. Dieser Primat besteht sowohl gegenüber der zweiten Substanz als auch gegenüber der zweiten bis zehnten Kategorie. Das Kriterium ist die Selbständigkeit. Ohne die erste Substanz ist in dem bewegten Kosmos nichts; alles, was darin existiert, ist entweder individuelle Substanz oder kommt nur in Verbindung mit ihr vor; folglich ist sie letztes Subjekt aller auf sie bezogenen Aussagen. Vergleiche zum Beispiel Cat. 2 b 6f. Die Substanz, die „hauptsächlich und an erster Stelle und vorzüglich" Substanz ist, wird von keinem Zugrundeliegenden ausgesagt, aber alles andere wird von ihr ausgesagt oder ist in ihr als dem Zugrundeliegenden. Hiermit sind genau die von Aristoteles in Kapitel 2 eingeführten Prädikate „von einem Zugrundeliegenden aussagbar" und „in einem Zugrundeliegenden sein" gemeint. Nach der Ausdehnung des Substanzbegriffes und der Einführung des Terminus der zweiten Substanzen charakterisiert er diese als die Spezies und die Genera der ersten Substanzen und fügt später (3 a 9ff.) die Bestimmung hinzu, daß sie von einem Zugrundeliegenden ausgesagt werden, aber in keinem Zugrundeliegenden sind. Daß die zweiten Substanzen in einem anderen als in dem von Aristoteles in 1 a 24–25 definierten Sinne „in" den zugehörigen ersten Substanzen sind, ist klar. Die Ausfüh-

rungen in Kapitel 5 bewegen sich innerhalb der Rahmenbedingungen, die in Kapitel 2 formuliert werden.

11,16 (2 a 19) „Aufgrund des Gesagten ist klar . . ." Mit dem Ausdruck „das Gesagte" bezieht sich Aristoteles unmittelbar auf die vorangehenden Bestimmungen der ersten und zweiten Substanz und weiterhin auf die in Kapitel 2 formulierte Definition des Aussagens. Auch die Rekapitulation hält die Sprachebene und die Dingebene präzise und konsequent auseinander. Bei dem, was ausgesagt werden kann, wird sowohl der Name als auch die zum Namen gehörende Definition prädiziert. Daß der Name und die Definition von einem Zugrundeliegenden prädizierbar sind, ergibt sich für Aristoteles natürlicherweise aus der Art der Beziehung von Sprache und Sache. Im Fall des In-Seins von etwas dagegen kann gelegentlich zwar dessen Name, niemals aber dessen Definition (Begriff) von dem Zugrundeliegenden prädiziert werden. Das wird hier am Beispiel des Weißen exemplifiziert.

11,33 (2 a 34ff.) „Alles andere aber . . ." Dieser Absatz soll die am Schluß formulierte These begründen, daß alles Seiende an das Vorkommen der ersten Substanz gebunden ist. Begründet wird diese These dadurch, daß alles entweder von den ersten Substanzen ausgesagt wird oder in ihnen ist. Die Prädizierbarkeit der zweiten Substanzen von den ersten Substanzen wird anhand der Verhältnisse von Lebewesen und Mensch zum individuellen Menschen demonstriert. Um zu zeigen, daß alles Nichtsubstantielle in den ersten Substanzen ist, wählt Aristoteles das schon in 1 a 27–29 verwendete Beispiel der Farbe, die am Körper ist. Seine Begründung verläuft analog zu dem vorhergehenden Beispiel bezüglich der Aussagbarkeit der zweiten Substanz. Da jedoch mit dem Insein stets nur ein Sagen, kein Aussagen verbunden ist, argumentiert Aristoteles formal richtig, wenn er sagt (2 b 1–3): „. . . denn wenn sie (scil. die Farbe) nicht an irgendeinem individuellen Körper ist, dann auch nicht an Körper überhaupt." Hier wird deutlich, daß es zwar farblose Körper (z. B. Luft) geben kann, daß aber auf der anderen Seite alle Farben nur an Körpern auftreten können. Der Artbegriff Farbe ist ontologisch an den Artbegriff Körper gebunden. Die Prädikatstruktur dient Aristoteles also auch hier als Beweisgrundlage für ontologische Sachverhalte. Von der ersten Substanz wird alles übrige entweder ausgesagt oder es ist in ihr. Die erste Substanz ist daher das Subjekt beziehungsweise das Zugrundeliegende für alles andere. Folglich kommt ihr nach Aristoteles auch auf der Ebene der Entitäten der Primat zu: „Wenn also die ersten Substanzen nicht existieren, ist es unmöglich, daß etwas von dem anderen existiert" (2 b 5f.).

Die Wendung „an etwas sein" beziehungsweise „in etwas sein" klingt für uns sonderbar. Sie bezieht sich bei Aristoteles ausschließlich auf Eigenschaften, nicht auf physische Teile; nur Eigenschaften können „in" beziehungsweise „an" etwas sein.

Die Frage der Priorität war schon in der Antike ein Streitpunkt der Philosophen: mit dem Primat der ersten Substanz argumentiert Aristoteles gegen Platon, denn Platon formulierte seinen Ideenbegriff in der Weise, daß er, in der Terminologie des Aristoteles gesprochen, den zweiten Substanzen den Vorrang vor der ersten Substanz einräumte. Der Text läßt Fragen offen. Zum

Beispiel: Wenn gilt, daß, falls die ersten Substanzen nicht sind, es unmöglich ist, daß sonst etwas ist, so stellte sich für die Kommentatoren die Frage, ob nicht auch das Umgekehrte gelte, daß, falls die zweiten Substanzen und die Instanzen des Seienden der nichtsubstantiellen Kategorien nicht sind, die ersten Substanzen nicht sind. Das Problem ist alt. Die Frage ist, wie Aristoteles zu seinem Selbständigkeitskriterium gekommen ist, das ihn veranlaßte, dem Einzelding einen Seinsvorrang vor seinen Eigenschaften einzuräumen. Es liegt nahe, den systematischen Ursprung dazu im Bereich der Aussage zu suchen, wo es zu unterscheiden gilt zwischen einerseits einem Gegenstand, über den ausgesagt wird, und andererseits den Prädikatoren, die dem Gegenstand in der Aussage zu- oder abgesprochen werden, wobei dann noch, von der griechischen (indogermanischen) Sprache dazu gedrängt, bestimmten Prädikatoren, den Substantiven, der Vorrang vor den Adjektiven, Verben und den anderen sprachlichen Ausdrücken gegeben wird, mit denen über Gegenstände ausgesagt wird. Daß das zu Problemen der erwähnten Art führen mußte, ist klar. Erst im späten Mittelalter und in der frühen Neuzeit befreite sich das philosophische und naturwissenschaftliche Denken allmählich aus dem Bann dieser substanzontologischen Betrachtungsweise.

12,4 (2 b 7 ff.) „Von den zweiten Substanzen ist die Art mehr Substanz als die Gattung." Der Gesichtspunkt der Priorität und der Posteriorität, der schon bei der Unterscheidung von erster und zweiter Substanz Anwendung fand, wird jetzt in bezug auf die zweite Substanz und deren Struktur benutzt. Die Priorität kommt der Spezies zu, sie steht der ersten Substanz näher (2 b 8), und zwar aus zwei Gründen, die sich wechselweise implizieren: (1) Durch die Angabe der Spezies wird die erste Substanz genauer gekennzeichnet als durch die Angabe des Genus; (2) das Verhältnis von erster Substanz zu allem übrigen kann in Parallele gesehen werden zu dem Verhältnis von Spezies zu Genus und verdeutlicht so die Priorität der Spezies gegenüber dem Genus. Analog zur ersten Substanz, die das Subjekt alles übrigen darstellt, ist die Spezies das Subjekt des Genus; denn die Genera werden von den Spezies ausgesagt, aber nicht umgekehrt. Vergleiche Topik 1. 121 a 12 f. Dort heißt es, daß die Spezies an den Genera, aber die Genera nicht an den Spezies „teilhaben", wobei „teilhaben" folgendermaßen definiert ist: *A* hat Teil an *B*, wenn *B* in der Definition von *A* vorkommt, so wie der Begriff des Lebewesens in der Definition des Menschen vorkommt.

Unter dem Aspekt der Existenzimplikation bleiben bezüglich der Spezies und deren Verhältnis zum Genus ebenso einige Fragen offen wie schon bezüglich der ersten Substanz in ihrem Verhältnis zur zweiten Substanz. Das wird deutlich durch den Vergleich mit anderen Stellen, zum Beispiel Cat. 12. 14 a 29–35 und 13. 15 a 4–7. Das Problem der Vereinbarkeit der verschiedenen Betrachtungsweisen der Priorität kann nicht als restlos geklärt gelten.

12,28 (2 b 29–37) „Es hat seinen Grund, daß, nach den ersten Substanzen, die Arten und Gattungen die einzigen anderen Dinge sind, die zweite Substanzen genannt werden." Neben den ersten Substanzen sollen nur noch die zugehörigen Arten und Gattungen als Substanzen bezeichnet werden; denn diese geben die Eigentümlichkeit der ersten Substanz an, während alles übrige nur

Akzidenzien der ersten Substanz hervorheben kann. Es ist jedoch zu beachten, daß dieses Kriterium die zweite Substanz nicht hinreichend von den Elementen anderer Kategorien abzugrenzen vermag, weil es neben den zweiten Substanzen auch von den zugehörigen Differenzen erfüllt wird und die Differenz nicht zu den Substanzen zählt.

12,38 (2 b 37–3 a 6) „Überdies werden die ersten Substanzen deswegen hauptsächlich Substanzen genannt . . ." Das Charakteristikum der ersten Substanzen, nämlich das Zugrundeliegende für alles übrige zu sein, trifft nach Aristoteles auch auf deren Arten und Gattungen zu. Auch von der zweiten Substanz wird alles übrige prädiziert (3 a 3). Die Tatsache, daß die erste Substanz natürlich nicht von der zweiten Substanz prädiziert werden kann, hält Aristoteles wahrscheinlich für selbstverständlich und daher für nicht erwähnenswert. Eine erste Substanz kann niemals die Prädikatstelle eines Satzes einnehmen, da die ersten Substanzen weder ausgesagt werden noch in etwas sind. Die These, daß ebenfalls von den zweiten Substanzen alles übrige prädizierbar ist, impliziert ferner, daß individuelle Eigenschaften in allgemeinen Substanzen sein können. Inwiefern das hier behandelte Kriterium der ersten Substanzen auf die zugehörigen zweiten Substanzen übertragbar ist, erläutert Aristoteles an folgendem Beispiel: „Denn wenn man den individuellen Menschen als des Lesens und Schreibens kundig bezeichnen wird, folgt, daß man sowohl Mensch als auch Lebewesen als des Lesens und Schreibens kundig bezeichnen wird; und ebenso in anderen Fällen" (3 a 4–6). (Die Übersetzung Ackrills scheint an dieser Stelle dem aristotelischen Text und seinem Argumentationszusammenhang nicht gerecht zu werden; die wörtliche Übersetzung bereitet indes dem sachlichen Nachvollzug große Schwierigkeit.) Das hier angesprochene Merkmal zählt zu den möglichen Eigenschaften der Art Mensch und der Gattung Lebewesen, obwohl nicht alle Menschen und nicht alle Lebewesen lesen und schreiben können und von den Lebewesen sogar nur die Menschen dazu die natürliche Disposition besitzen. Es wird deutlich, daß nicht jeder Repräsentant einer allgemeinen Substanz die Eigenschaften, die in dieser allgemeinen Substanz sind, aufweisen muß, sondern es ist bereits hinreichend, wenn mindestens ein Repräsentant mit dieser Eigenschaft existiert. Eine Prädikation im Sinne des Inseins gibt nur den Gegenstandsbereich einer Eigenschaft an beziehungsweise nennt eine Eigenschaft, die mit einem bestimmten substantiellen Allgemeinen vereinbar ist. Eine auf diese Weise gekennzeichnete Beziehung ist weniger eng als ein durch das Aussagen gestifteter Zusammenhang.

13,5 (3 a 7 ff.) „Es ist ein gemeinsames Kennzeichen jeder Substanz, . . ." Daß die zweiten Substanzen nicht „in" den ersten Substanzen sind, ergibt sich für Aristoteles aus dem Umstand, daß man nicht sagen kann, daß der Mensch (als Spezies) in dem einzelnen Menschen (als Individuum) sei. Die Unangemessenheit dieser Redeweise verweist auf den Sachverhalt, daß die Existenz einer bestimmten zweiten Substanz durchaus unabhängig ist von der Existenz eines ihr zugeordneten bestimmten Individuums; Menschen könnten existieren auch wenn ein bestimmter Mensch nicht existierte; jede Art ist daher unabhängig von einem beliebigen, aber festen Einzelexemplar. Das heißt, Allgemeines kann nicht in Individuellem sein (weil sie die Untrennbarkeitsbedingung des Inseins

nicht erfüllen), speziell kann keine zweite Substanz in einer ersten Substanz sein. Aber die zweite Substanz kann nicht unabhängig von allen individuellen Substanzen, deren zweite Substanz sie ist, existieren. Das heißt, es muß wenigstens eine individuelle Substanz geben, um die Existenz der zugehörigen zweiten Substanz zu gewährleisten. Insofern gilt, daß die ersten Substanzen das Zugrundeliegende von allem übrigen sind, und in diesem genau formulierbaren Sinne muß folglich auch die Aussage gelten, daß die Spezies und Genera, das heißt die zweiten Substanzen, „in" den individuellen Substanzen sind; anderenfalls hätte Aristoteles nicht (gegen Platon) in seiner Ontologie die These von der Fundamentalität der individuellen Substanzen vertreten können: sie sind die Träger alles dessen, was in dem bewegten Kosmos ist; in diesem Sinne können (und dürfen) die zweiten Substanzen gemäß der ontologischen Grundannahme des Aristoteles gar keine selbständige Existenz, abgetrennt von den Einzeldingen, haben, sondern müssen „in" den Einzeldingen sein. Aber sie sind in den Einzeldingen nicht in dem in Cat. 2. 1 a 24f. formulierten Sinn von „in einem Zugrundeliegenden sein", da zwischen zweiter Substanz und erster Substanz die für das Insein notwendige Bedingung der Untrennbarkeit nicht erfüllt ist. Der Primat der ersten Substanz besagt nur, daß die zweite Substanz an die erste Substanz, als Ganzes betrachtet, ihrer Existenz nach gebunden ist, aber nicht, daß sie von einem beliebigen Repräsentanten der zugehörigen ersten Substanz abhängt. Letzteres ist, wie Aristoteles selbst ausführt, sogar falsch. Damit ist die Untrennbarkeitsbedingung, weil sie stets auf konkrete Fälle und nicht auf die erste Substanz als Ganzes bezogen ist, nicht erfüllt. Die problematische Voraussetzung dabei ist freilich, daß jede zweite Substanz jederzeit mehr als ein Exemplar hat. Angenommen zum Beispiel, in t existiert nur noch ein einziger Wal (Moby Dick); wenn Moby Dick gestorben ist, existiert die zweite Substanz WAL nicht mehr; seit dem Tode des vorletzten Wales steht und fällt ihre Existenz mit der Existenz einer ganz bestimmten Ersten Substanz. Im Sinne der Annahme des Aristoteles könnte man einwenden, daß in dem Grenzfall, daß von einer bestimmten Art nur noch ein einziger Repräsentant existiert, dieser kein beliebiger Repräsentant mehr ist. Aber dieser Einwand löst das Problem nicht.

Aristoteles begründet seine These, daß die zweiten Substanzen nicht in den ersten Substanzen sein können, durch folgenden Hinweis, der gleichzeitig einen wichtigen Zusammenhang zwischen Aussagen und Insein darstellt: Dasjenige, was von einem Zugrundeliegenden aussagbar ist, kann nicht zusätzlich in diesem Zugrundeliegenden sein. Da die zweiten Substanzen von den zugehörigen ersten Substanzen ausgesagt werden, können sie demzufolge nicht mehr in ihnen sein. Insein und Ausgesagtwerden schließen sich aus, denn das Ausgesagte hat immer einen allgemeineren Status als das Zugrundeliegende, doch das Allgemeinere kann nicht im Sinne der Untrennbarkeitsregel von einem Spezielleren abhängen.

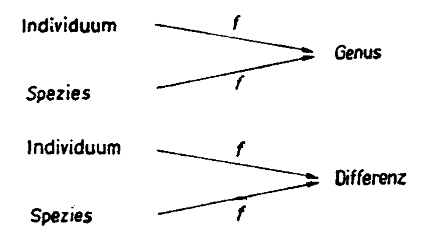
13,22 (3 a 21–28) „Das ist aber nicht der Substanz eigentümlich." Die These, daß nicht nur die Substanz, sondern auch etwas Nichtsubstantielles wie die Differenz einerseits von der Substanz ausgesagt werden kann, aber andererseits nicht in ihr ist, weicht von der bisherigen Gedankenentwicklung ab, nach

der alles Nichtsubstantielle, mithin auch die Differenz, in den Substanzen ist. Die Feststellung des Aristoteles über die Differenz läßt sich aber von einem anderen Gesichtspunkt leiten. Die Genera sind früher als die unter sie fallenden Differenzen, die durch ihr Hinzukommen zum Genus die Spezies konstituieren. Die Differenz aber ist früher als die durch sie konstituierte Spezies. Vergleiche Topik Z 6. 144 b 10f.: „Die Differenz muß später sein als das Genus, aber früher als die Spezies." Die Spezies ist konstituiert durch Gattung und Differenz, folglich besteht die Definition aus der Angabe des Genus und der Angabe der Differenz. Die Differenz ist nicht eine beliebige Eigenschaft eines Dinges. Sie ist kein Akzidenz. Vergleiche Topik Z 6, 144 a 24ff.: „Keine Differenz, wie auch das Genus nicht, gehört zu den Akzidenzien; denn es ist nicht möglich, daß die Differenz einem Ding ebensogut zukommen wie nicht zukommen kann". Deshalb ist die Differenz analog zum entsprechenden Genus von der Spezies aussagbar, aber nicht in ihr. Genus und Differenz haben bezüglich der Spezies dieselbe Funktion: beide stellen begriffliche Teile der Spezies dar, das heißt einen Teil der Antwort auf die Frage „Was ist das?", das heißt auf die Frage nach der Definition. In der Antwort beispielsweise auf die Frage „Was ist der Mensch?" geht die Angabe der Differenz mit der Angabe des Genus, das heißt mit der Angabe einer zweiten Substanz, zusammen. Das dürfte für Aristoteles die Veranlassung gewesen sein, die Differenz, trotz ihrer Unterschiedenheit von Spezies und Genus, mit der Substanz zusammenzusehen. Diese Zusammenschau wird noch bestärkt durch den schon in Verbindung mit 1 b 16ff. erwähnten klassifikatorischen Sachverhalt, daß die Angabe der spezifischen Differenz die Angabe des zugehörigen Genus überflüssig macht. Insofern steht die Differenz für das Ganze einer zweiten Substanz. Es bleibt jedoch zu bedenken, daß zwar bezüglich der Spezies die erörterten Eigenschaften auf die Differenz zutreffen, daß sie aber bezüglich des Genus ihre Gültigkeit verlieren. Die Differenz ist nicht von dem Genus aussagbar, wie schon das Zitat aus der Topik Z 6. 144 b 10f. zeigte. So hängt zum Beispiel die Differenz „zu Lande lebend" von dem Genus „Lebewesen" ab.

13,31 (3a 29–32) „Es brauchen uns aber die Teile von den Substanzen nicht zu beunruhigen." Die Teile der Substanzen, von denen hier die Rede ist, sind physische Teile. An dieser Stelle kommt Aristoteles auf die oben erörterte Behauptung zurück: Substanzen sind in keinem Zugrundeliegenden (3a 7). Er weist darauf hin, daß auch die physischen Teile der Substanzen nicht in einem Zugrundeliegenden sein können, weil laut Definition des Inseins (Kapitel 2, 1 a 24–25) gerade physische Teile ausgeschlossen werden sollen. Aristoteles muß an dieser Stelle noch einmal explizit die physischen Teile von der Möglichkeit des Inseins ausschließen, da diese auch zu den Substanzen zählen. Allein nichtsubstantielle Teile können laut Definition des Inseins in einem Zugrundeliegenden sein, denn sie sind keine Teile im eigentlichen Sinne. Die begrifflichen Teile Genus und Differenz zählen zwar zu den nichtsubstantiellen Teilen und erfüllen daher die erste Bedingung des Inseins; doch genügen sie nicht der Untrennbarkeitsregel, da Allgemeines (Genus und Differenz) nicht in Speziellem (physische Teile) ist. Begriffliche Teile konstituieren das Zugrundeliegende allererst, während das, was in einem Zugrundeliegenden ist,

zu dem schon fertigen Zugrundeliegenden hinzukommt und daher nur akzidentellen Charakter hat. Obwohl die substantiellen Genera und die Differenzen so viele gemeinsame Eigenschaften aufweisen, zählt Aristoteles die Differenzen nicht zu den Substanzen. Denn, so lautet die Erklärung des Simplikios, sie tragen nicht zum Sein bei, sondern zum Beschaffensein: *διὸ τὰ μὲν εἴδη καὶ τὰ γένη ὡς ὑποκείμενα δεύτεραι οὐσίαι λέγονται, οὐ μήν εἰσιν οὐσίαι· οὐ γὰρ εἰς τὸ εἶναι, ἀλλ' εἰς τὸ τοιόνδε εἶναι συμβάλλονται.* In Cat., CAG VIII 98, 6–9. Die Differenz teilt das Genus in die Spezies und ist in dem Geteilten entsprechend der Natur des Geteilten. Die Frage, wie das Verhältnis der Differenz insonderheit zur Kategorie der Qualität zu bestimmen wäre, bleibt bei Aristoteles dunkel und unerörtert. Über die Einheit der Definition äußert er sich, nach einer Anspielung auf diese Einheit in De interpretatione 5. 17a 13ff., vor allem in Metaphysik *Z* 12 und *H* 6. Aristoteles führt aus, daß die Definition nur aus dem obersten Genus und den Differenzen bestehe, die sich auf eine einzige beschränken lasse: die letzte, denn die vorausliegenden Differenzen seien in dieser enthalten. Der Grund für die Einheit der Definition liegt nach ihm darin, daß das Genus nicht unabhängig von seinen Spezies existiert, sondern in diesen, so daß die Definition schon vollständig sei, wenn sie als der aus den Differenzen sich ergebende Ausdruck bezeichnet wird. Das Verhältnis von Genus und Spezies stellt sich für Aristoteles in Analogie zu dem Verhältnis von Materie und Form dar.

13,37 (3a 33ff.) „Es kommt aber den Substanzen und den Differenzen zu ..." Nach Cat. 1 heißen Dinge synonym, wenn sie einen gemeinsamen Namen haben und wenn außerdem die zu diesem Namen gehörende Definition für beide Dinge dieselbe ist. In diesem Sinne wird sowohl das Genus als auch die Differenz von Spezies und Individuum synonym ausgesagt. Denn nach Cat. 3 stellen die Differenz und das Genus einer Spezies auch begriffliche Teile eines untergeordneten Individuums dar, weil alles, was von dem Prädikat prädiziert wird, auch von dem Subjekt prädiziert werden kann: Sokrates ist ein Mensch, Lebewesen, vernünftig, und auf die Spezies Mensch treffen diese Bestimmungen ebenfalls zu. Der Bezug zwischen Individuum und Genus ist also dem Bezug zwischen Spezies und Genus analog. Gleiches gilt bezüglich der Differenz. Differenz und Genus stellen beide begriffliche Teile alles ihnen Zugrundeliegenden dar. Entsprechend der im Kommentar zu Kapitel 1 gegebenen schematischen Darstellung eines synonymen Verhältnisses ergeben sich hier folgende Schemata:



Die Relation *f* ordnet einem Zugrundeliegenden einen begrifflichen Teil zu.

Wird in diesem Zusammenhang von dem Abgeleiteten der Substanz und des Genus gesprochen, so ist damit die Form von Genus und Differenz gemeint, in der sie die Prädikatstelle besetzen können. Dabei erwähnt Aristoteles, daß von der ersten Substanz kein Prädikat abgeleitet werden kann, das heißt: die erste Substanz stellt niemals das Prädikat eines Satzes dar oder, anders formuliert, es gibt kein Subjekt, von dem zum Beispiel Sokrates ausgesagt oder in dem Sokrates ist. Das heißt nichts anderes, als daß in wohlgeformten Sätzen Eigennamen nur an der Subjektstelle auftreten können. Eigennamen stehen für individuelle Gegenstände; Prädikate beziehungsweise allgemeine Terme sagen etwas über sie aus. Die Unterscheidung von Eigennamen und Prädikaten muß als eine der wichtigsten logischen Bestimmungen in der Kategorienschrift gewertet werden. Die Vorschrift, daß Eigennamen in wohlgeformten Sätzen nur an der Subjektstelle, also an der Stelle der Individuenvariablen, auftreten können, hat Aristoteles in eine Verlegenheit bezüglich einiger Ausnahmefälle geführt, nämlich bezüglich solcher Fälle, in denen ein Eigenname von einem allgemeinen Term ausgesagt wird, wie in den Sätzen „Das Weiße dort ist Sokrates" und „Was dort herankommt, ist Kallias". Das sind die Beispielsätze, die Aristoteles in Analytica Priora A 27. 42a 28–36 vorführt, wo er über Sätze spricht, in denen der Eigenname an der Prädikatstelle steht. Er versucht, die Schwierigkeit zu lösen, indem er erklärt, eine solche Prädikation sei eine bloß zufällige, akzidentelle: *ὡς κατὰ συμβεβηκός*. Vergleiche Anal. Post. A 22. 83a 1–23. Er betont aber anläßlich dieser Beispiele aufs neue, daß sich das Individuelle nicht als Prädikat ableiten läßt (43a 39f.). Diese Bekräftigung macht seine Erklärung der Ausnahmen als Fälle „akzidenteller" Prädikation nicht besonders überzeugend. Tatsächlich löst sie das Problem auch gar nicht. Vielmehr handelt es sich bei den fraglichen Sätzen überhaupt nicht um Prädikationen nach dem Subjekt-Prädikat-Modell, sondern um Identitätsaussagen (vgl. Patzig 1973: 64). Folglich kann bezüglich der Verwendung von Eigennamen als Prädikate kein Problem entstehen; die Beispielsätze haben gar nicht Subjekt-Prädikat-Form. Freilich können die Sätze auf diese Form gebracht werden, nämlich durch die Einführung eines allgemeinen Terms, zum Beispiel statt „Sokrates" „identisch mit Sokrates". Die Besorgnis des Aristoteles war grundlos.

14,11 (3b 10ff.) „Jede Substanz scheint ein bestimmtes ‚Dieses' zu bezeichnen." Aristoteles kommt noch einmal auf die Beziehung von erster und zweiter Substanz zu sprechen und auf den in dieser Beziehung liegenden Unterschied. Die erste Substanz heißt für Aristoteles unteilbar, weil aus der einen nicht viele werden können, und sie ist der Zahl nach eine, weil sie nur diese bestimmte ist. Auf der Unteilbarkeit und Einheit der ersten Substanz beruht die Einheit der Definition, wie er sie in Metaphysik *Z* 12 und *H* 6 erklärt. In *H* 6 wird die Einheit der Definition zunächst einfach behauptet unter Berufung auf die Einheit des Dinges. Daraus ergibt sich die weitere Frage, weshalb denn das Ding, das doch durch mehrere Begriffe definiert wird, ein Eines ist. „Was ist es nun, was den Menschen zu Einem macht, und warum ist er Eines und nicht Vieles, zum Beispiel ein Lebewesen und ein Zweifüßiges?" (1045a 14f.). Auf dem Boden der platonischen Ontologie läßt sich diese Frage nicht

beantworten, da in ihr aus den Teilen der Definition selbständige Substanzen gemacht werden, zum Beispiel ein Lebewesen an sich und ein Zweifüßiges an sich, so daß der Mensch Mensch wäre durch Teilhabe nicht an Einem, sondern an Zweien, und er nicht mehr Eines, sondern Vieles wäre. Aristoteles' Lösungsvorschlag besteht in der Anwendung des Unterschiedes von Materie und Form in der Weise, daß das Genus als Materie, die Differenz als Form aufgefaßt wird (1045a 23ff.). Er nennt die Materie, die in der Definition das potentielle Element darstellt, die intelligible Materie (*ὕλη νοητή*), in Abhebung von der sinnlich wahrnehmbaren Materie (*ὕλη αἰσθητή*). Jeder Begriff enthält also ein materielles Moment, sofern er ein Genus über sich hat, wie zum Beispiel der Begriff des Kreises das Genus der Flächenfigur als seine Materie hat. Die spezifische Differenz macht dann aus dieser Materie das, was der Kreis seinem vollständigen Begriff nach ist. Die Einheit der Sache und die Einheit der Definition beruhen also darauf, daß das Genus die Materie der Differenz und die Differenz die Form des Genus ist. Das spricht für die Form als Definiendum. Der entscheidende Fehler aller anderen Erklärungsversuche dieses Problems wird von Aristoteles darin gesehen, daß man Materie und Form, Potentialität und Aktualität erst begrifflich trennte und dann nach der Vermittlung suchte, wobei man sich theoretisch unbewältigter Metaphern wie „Teilhabe" (*μέθεξις*), „Zusammensein" (*συνουσία*) und „Anwesenheit" (*παρουσία*) bediente, ohne zu erkennen, daß in Wirklichkeit beides eines und dasselbe ist, nur in verschiedenen Phasen seiner Entwicklung. Das ist für Aristoteles der wahre Grund für die Einheit des Dinges und der Definition.

Im Gegensatz zur ersten Substanz ist die zweite Substanz als Allgemeines, als Genus und Spezies, in viele Individuen teilbar und ist als solches Vielheit, woraus folgt und erkennbar ist, daß die zweite Substanz hier kein Dieses (*τόδε τι*) ist. Dennoch scheint es so, sagt Aristoteles, als ob sie das wäre; dieser Schein verdecke indes nur den Sachverhalt, daß es sich bei den zweiten Substanzen in Wahrheit um etwas Qualitatives (*ποιόν τι* 3b 15f.) handele, freilich nicht so wie bei dem, was mit den üblichen Prädikatsadjektiven bezeichnet werde, wie zum Beispiel bei dem Weißen, das nichts außer der Qualität bezeichne; Genus und Spezies dagegen bestimmten die Qualität in bezug auf die erste Substanz und bezeichneten dieselbe als so und so beschaffen (*ποιὰν γάρ τινα οὐσίαν σημαίνει* 3b 20f.). Damit will Aristoteles nicht sagen, daß die zweite Substanz eigentlich in die Kategorie der Qualität gehört. „Qualität" hat hier die Bedeutung von Art, Sorte, Charakter. (Vergleiche Met. *Δ* 14. 1020a 33–b 1, *Δ* 28. 1024b 5f.). Mit Recht weist Ackrill (1963: 89) darauf hin, daß ein Nachteil dieser Stelle darin besteht, daß Aristoteles Begriffe wie die der Referenz, der Deskription, der Denotation und der Konnotation nicht zur Verfügung hat. Denn unter Zuhilfenahme dieser Terminologie ließe sich das Gemeinte folgendermaßen ausdrücken: Die Namen der zweiten Substanzen konnotieren zwar etwas Qualitatives, aber sie denotieren genau die unter die jeweilige zweite Substanz fallenden ersten Substanzen. Dagegen denotiert der Name einer Qualität – wie zum Beispiel einer Farbe – alle Gegenstände, die die betreffende Eigenschaft aufweisen.

14,27 (3 b 24ff.) „Es kommt den Substanzen aber auch zu, daß ihnen nichts

konträr ist." Das Problem der Kontrarietät wird bezüglich jeder der behandelten Kategorien erörtert. Über „groß" und „klein" als konträre Gegensätze vergleiche 5 b 11–6 a 11. Der aristotelische Gebrauch von „konträr" bezieht sich auf Attribut-Paare, von denen gilt: Es ist nicht möglich, daß einem Gegenstand gleichzeitig beide Attribute zukommen können, und es ist möglich, daß ihm keines zukommt. Diejenigen Sätze (oder entsprechende Begriffe als offene Sätze) sind konträr, die nicht zugleich wahr sein können.

14,37 (3 b 33–4 a 9) „Die Substanz scheint kein Mehr oder Weniger zuzulassen." Die Frage nach einem Mehr und einem Weniger wird bezüglich jeder der Kategorien gestellt. Der Gesichtspunkt des Mehr und Weniger wird in der Topik ausführlich behandelt. Er ist seit Platon und der Akademie eine vieldiskutierte Figur der philosophischen Argumentationstechnik. In Topik II 10 und 11 formuliert Aristoteles einige Regeln, die sich aus diesem Gesichtspunkt entwickeln lassen und den Zweck haben, zu zeigen, wie man sich mit einem Problem auf mannigfache Weise befassen kann. Daß es vieles gibt, das kein Mehr und Weniger zuläßt, und daß zum Beispiel ein Mensch nicht mehr und nicht weniger Mensch ist als ein anderer, bemerkt Aristoteles Topik II 11. 115 **b** 8–10. Aristoteles untersucht diese Eigenschaft hier mit Bezug auf die individuellen Substanzen. Er bringt zum Ausdruck, daß, obwohl alle Menschen individuell verschieden sind, sie doch, als Menschen betrachtet, gleich sind. (Vgl. Extensive/Intensive Größen; Klassifikationsbegriffe.) Das heißt, es gibt keine Steigerungsmöglichkeiten, keine graduellen Unterschiede bezüglich des Menschseins. Diese Feststellung ist eine erste Voraussetzung für das abstrakt wissenschaftliche Denken und daher sehr bedeutend; denn erst sie ermöglicht eine systematische Mengen- und Klassenbildung. Diese wird in der Kategorienschrift durch den Aufbau der zweiten Substanzen demonstriert. Es folgt aus der hier behandelten Bestimmung weiterhin, daß bezüglich der charakteristischen Merkmale – gemeint sind Spezies, Genus und Differenzen – jede individuelle Substanz im Regelfall eindeutig einer entsprechenden zweiten Substanz zuzuordnen ist. So können wir zum Beispiel eindeutig einen bestimmten Menschen unter die Art Mensch beziehungsweise die Gattung Lebewesen einordnen. (Wenn allerdings das Prädikat „Mensch" vage ist, dann können wir nicht eindeutig für jedes bestimmte Individuum entscheiden, ob es zur Spezies Mensch gehört; aber diese Voraussetzung ist bei Aristoteles nicht gegeben.) Bei Qualitäten, die ein Mehr oder Weniger zulassen, ist dies nicht ohne weiteres der Fall. Bezüglich einer speziellen Farbe kann es unter Umständen nicht ohne zusätzliche Vereinbarungen möglich sein, ein gelbliches Weiß eindeutig der Art des Weißen oder der Art des Gelben zuzuordnen.

15,10 (4 a 10 ff.) „Am meisten aber scheint es der Substanz eigentümlich zu sein . . ." Auch die Eigentümlichkeit der Substanz, von der hier die Rede ist, bezieht sich nur auf die ersten Substanzen. Das beweist schon der Hinweis auf ihre numerische Identität, die nur von Individuen gilt. Die zweiten Substanzen sind allgemein und werden eben deshalb von vielem, der Zahl nach Verschiedenem, ausgesagt. Es geht nicht darum, daß die Spezies Mensch es zuläßt, daß es dunkle Menschen und weiße Menschen gibt, sondern darum, daß ein

und derselbe individuelle Mensch zu der einen Zeit dunkel und zu einer anderen Zeit weiß ist. Aristoteles unterscheidet deutlich zwischen den Eigenschaften „ein Konträres haben" und „ein Konträres in sich selbst zulassen". Substanzen besitzen zum Beispiel nach Aristoteles kein Konträres, aber sie können zu verschiedenen Zeiten Gegensätzliches aufnehmen. (Ein Mensch kann zu einem Zeitpunkt gesund und zu einem anderen Zeitpunkt krank sein.) Bei Qualitäten verhält es sich genau anders herum; sie können wohl ein Konträres haben in dem Sinne, daß das Schwarze dem Weißen und das Böse dem Guten konträr ist, aber sie selbst nehmen nie Gegensätzliches in sich auf. Überhaupt bestreitet Aristoteles diese Empfänglichkeit für Konträres für alles Seiende der zweiten bis zehnten Kategorie, wobei er konsequenterweise auch hier nicht die Genera und Spezies, sondern die individuellen Instanzen des Seienden der nichtsubstantiellen Kategorien im Auge haben muß.

Es sei am Beispiel der Qualitäten gezeigt, daß es tatsächlich richtig ist, in diesem Merkmal ein spezielles Kennzeichen der Substanzen zu sehen. Qualitäten sind deshalb nicht für Konträres empfänglich, weil sie nicht Träger andersartiger Qualitäten sein können. Träger einer Qualität kann aufgrund des Primats der ersten Substanzen nur etwas Substantielles sein. Ein weißer Fleck kann nicht heiß beziehungsweise kalt sein, sondern die wechselnden Eigenschaften kommen dem substantiellen Träger des Weißen zu. Das heißt, es ändert sich nur die zugrunde liegende Substanz, während die Qualität selbst entweder in gleicher Weise erhalten bleibt oder ausgelöscht wird, indem sie durch eine andere Qualität ersetzt wird. Wenn aus einem Weißen ein Schwarzes wird, so verliert das Weiße seine Identität und wird daher zerstört. Zusammenfassend ergibt sich, daß Qualitäten nicht für Konträres empfänglich sind. Diese Schlußweise läßt sich analog auf die Elemente der anderen nichtsubstantiellen Kategorien übertragen, denn der Primat der ersten Substanz gegenüber allem Nichtsubstantiellen wird von Aristoteles unter anderem dadurch begründet, daß letzlich nur die ersten Substanzen als Träger alles Seienden fungieren können. Aristoteles führt hier als Beispiel erstens die Farbe an, die nicht weiß und schwarz sein kann, und zweitens die Handlung, die nicht sowohl gut als auch schlecht ist. Letzteres impliziert, daß eine „numerisch ein und dieselbe" Handlung als eine ganzheitliche Größe bewertet wird und nicht in einzelne Phasen zerlegbar ist, welche unterschiedlich als gut oder schlecht beurteilt werden können. Das ist einleuchtend. Zum Exempel: die verschiedenen Phasen der Ermordung von N. N. sind keine Morde. Ob sie unterschiedlich als gut oder schlecht beurteilt werden können, scheint unerheblich für die Frage nach der Bewertung jener Ermordung. (Aus „Dieses Messer ist scharf" folgt auch nicht, daß alle Teile des Messers scharf sind.) Gleichwohl ist die Vorstellung einer numerisch identischen Handlung schwer nachvollziehbar. Wo fängt die Handlung an, wo hört sie auf? Aber diese Frage ist freilich auch bei Körpern oft schwer entscheidbar: Wo fängt der Kilimandscharo an? Unter den Grundannahmen des Aristoteles gilt auf jeden Fall, daß die Handlung als etwas Nichtsubstantielles nur scheinbar ein Träger von Qualitäten sein kann, denn als gut oder schlecht kann eine Handlung eigentlich nur mit Bezug auf den Handelnden bezeichnet werden. So kommt primär dem Menschen die Eigen-

schaft gut oder schlecht zu sein zu und nicht der Handlung als solcher. Ein ähnliches Verhältnis liegt zwischen Aussage beziehungsweise Meinung und zugrunde liegender Sache vor. Es ist also Aristoteles zuzustimmen, daß in der Empfänglichkeit für Konträres ein kennzeichnendes Merkmal der Substanzen liegt.

15,21 (4a 22ff.) „. . . man müßte denn den Einwand machen und sagen, daß die Aussage und die Meinung so etwas seien." Im folgenden wird der Einwand zurückgewiesen, daß die Aussage (*λόγος*) und die Meinung (*δόξα*) für Konträres empfänglich seien. Die Widerlegung geschieht durch den Hinweis, daß die Empfänglichkeit für Konträres mit einem Wandel verbunden ist, der sich an dem vollzieht, das für Konträres empfänglich ist, wie es bei den ersten Substanzen der Fall ist. Einem solchen Wandel ihrer selbst sind Aussagen und Meinungen aber nicht unterworfen. Vielmehr muß die zugrunde liegende Sache verändert werden, auf die sich die Aussage oder die Meinung bezieht. Es geschieht also nicht durch eine Veränderung in sich selbst, daß eine Aussage oder eine Meinung zu der einen Zeit wahr und zu der anderen Zeit falsch ist. Die ersten Substanzen dagegen nehmen einen Wandel in sich auf und sind so durch ihre eigene Veränderung für Konträres empfänglich. Die logische Voraussetzung dieser Widerlegung ist die Korrespondenztheorie der Wahrheit. In Metaphysik *Θ* 10 listet Aristoteles am Anfang seiner Untersuchung über den Wahrheitsbegriff die verschiedenen Bedeutungen von „sein" und „nicht sein" auf und stellt drei Grundbedeutungen fest, die sich im einzelnen bestimmen nach der Einteilung der Kategorien, nach der Beziehung von Potentialität und Aktualität und nach dem Unterschied des Wahren und des Falschen (1051a 34–b 2). Vergleiche Met. *N* 2. 1089a 26–28; *Λ* 2. 1069b 27f. Eine vierfache Bedeutungseinteilung findet sich in Met. *Δ* 7. 1017a 7–b 9 und *E* 2. 1026a 33–b 2, wo noch die zusätzliche Distinktion zwischen dem *ὂν κατὰ συμβεβηκός* und *καθ' αὑτό* gemacht wird. Die klassische Untersuchung der Wahrheitswerte in Metaphysik *Θ* 10 beginnt mit der Feststellung, daß der Wahrheitswert einer Aussage eine Beziehung ist, die auf die Sache geht. Gemeint ist die Wahrheit oder Falschheit einer Aussage, die eine Sache so darstellt, wie sie ist, oder aber diese Sache verfehlt, „so daß derjenige die Wahrheit sagt, der das Getrennte als getrennt und das Verbundene als verbunden denkt, derjenige aber die Unwahrheit sagt, der in einer den Sachen entgegengesetzten Weise sich verhält" (1051b 3–5). Das Verhältnis der Aussage zu dem von ihr ausgesagten Seienden ist also entweder Übereinstimmung oder Nichtübereinstimmung – Übereinstimmung oder Nichtübereinstimmung der Aussage mit dem von ihr dargestellten Seienden. Wahrheit in diesem Sinne ist die Übereinstimmung des Denkens oder der Aussage mit dem Seienden, wobei die Wahrheit mit der Falschheit in einem disjunktiven Verhältnis steht. Aristoteles drückt dieses Verhältnis durch die Form des „Entweder-wahr-oder-falsch" (*ἀληθὲς ἢ ψεῦδος*) aus und bezeichnet damit den alternativen Charakter der Wahrheit der Aussage. Der Grund für den alternativen Charakter der Wahrheit der Aussage liegt in der Struktur des Seienden, das heißt in dem möglichen Verbunden- oder Getrenntsein des Seienden, auf das sich die Aussage bezieht. Die gültige Beziehung auf die Sache macht den ontologischen Charakter der Wahrheit aus, der für den

aristotelischen Wahrheitsbegriff wesentlich ist. Die Wahrheit der Aussage repräsentiert die Wirklichkeit unter dem Aspekt der in der Wirklichkeit bestehenden Verbindungen und Trennungen. Die Prädikation bezieht sich nach Aristoteles auf eine unabhängig von ihr bestehende, real existierende Wirklichkeit, deren Ansichsein als die Bedingung der Möglichkeit der Wahrheitserfassung verstanden wird. Die Sache ist indifferent gegenüber der Erkenntnis, aber nicht umgekehrt ist die Erkenntnis indifferent gegenüber ihrem Gegenstand, der nicht nur die Erkenntnis, sondern auch deren Form bestimmt. Das Seiende ist dem Erkennen vorgegeben und für das Wahr- oder Falschsein der Aussage fundierend. Das meint Aristoteles, wenn er Met. *Θ* 10. 1051b 6–9 sagt, daß nicht deshalb jemand weiß sei, weil wir meinen, er sei weiß, sondern weil er weiß sei, sei unsere Aussage wahr, wenn sie das von ihm aussagt. Vergleiche die fast gleichlautenden Formulierungen in Cat. 5. 4b 8–10 und Cat. 12. 14b 14–22. Über den Unterschied des Wahrseins von dem realen Sein, der Realität, wie sie an sich selbst ist, handelt Aristoteles in Met. *E* 4. 1027b 25–1028a 2. Das Sein als Wahrsein ist kein unabhängiges Ansichsein, sondern Dependenz und daher relativ.

Das ist der Grund der Möglichkeit, daß dieselbe Meinung und dieselbe Aussage das eine Mal wahr, das andere Mal falsch ist, nämlich wenn sich die Sache inzwischen verändert hat, wie die Aussage „Sokrates sitzt" nur wahr ist, wenn Sokrates sitzt; sie ist unwahr, wenn Sokrates steht, und sie ist wieder wahr, wenn Sokrates wieder sitzt. Die falsche Aussage kann also dadurch zu einer wahren Aussage werden, oder umgekehrt kann die wahre Aussage dadurch zu einer falschen Aussage werden, daß sich die zur Rede stehende Sache entsprechend ändert. Da der Wahrheitswert einer Aussage (*λόγος*) im aristotelischen Sinne wechseln kann, ist sie zu unterscheiden von dem, was Frege „Gedanke" und die Sprechakt-Theorie „propositionalen Gehalt" nennt: Mit dem Satz „Sokrates sitzt" wird zu verschiedenen Zeiten nicht derselbe „Gedanke", nicht derselbe „propositionale Gehalt" ausgedrückt. Das Beispiel des Sitzens begegnet in thematisch gleichem Kontext bei Platon im Sophistes 263 A 4ff., wo der Eleat den Theätet auffordert, ihm zu sagen, über wen die Aussage „Theätet sitzt" (*Θεαίτητος κάθηται*) geht und worüber sie Aussage ist (*περὶ οὗ τ' ἐστὶ καὶ ὅτου* 263 A 4). Das Gegenbeispiel ist „Theätet fliegt" (*Θεαίτητος, ᾧ νῦν ἐγὼ διαλέγομαι, πέτεται* 263 A 8). Auch Platon geht es in diesem Zusammenhang darum zu zeigen, daß die Prädikation einen tragenden Grund hat. In seiner Theorie der Prädikation ist dieser tragende Grund das Ideengitter, die „Verflechtung der Ideen" (*συμπλοκὴ εἰδῶν*). Auf diese Art der Begründung verzichtet Aristoteles. Gemeinsam aber ist beiden Prädikationstheorien, daß der Wechsel des Wahrheitswertes einer Aussage, falls es zu einem solchen Wechsel kommt, sich nicht durch eine Veränderung der Aussage vollzieht, sondern durch eine Veränderung in dem, worauf sich diese Aussage bezieht beziehungsweise worauf sie bezogen wird. Dadurch, daß Aristoteles festlegt, daß nur dasjenige für Konträres empfänglich ist, an dem sich selbst der Wechsel der Gegensätze vollzieht, bleibt es bei der anfänglichen Bestimmung, nach der es eine Eigentümlichkeit der (ersten) Substanz ist, Konträres aufzunehmen.

Literaturauswahl: *Allaire, E. B.*, Bare Particulars. In: R. Grossmann (ed.), Essays in Ontology, Den Haag 1963. – *Annas, J.*, Individuals in Aristotle's Categories. Phronesis 19, 1974, 146–152. – *Annas, J.*, Aristotle on Substance, Accident and Plato's Forms. Phronesis 22, 1977, 146–160. – *Anscombe, G. E. M.*, und *Geach, P. T.*, Three Philosophers: Aristotle, Aquinas, Frege. Ithaca – New York 1961. – *Arpe, C.*, „Substantia". Philologus 76, 1941, 65–78. – *Aubenque, P.*, Le problème de l'être chez Aristote. Essai sur la problématique aristotélicienne, Paris 1962. – *Bärthlein, K.*, Zur Entstehung der aristotelischen Substanz-Akzidenz-Lehre. Archiv für Geschichte der Philosophie 50, 1968, 196–253. – *Bauch, B.*, Das Substanzproblem in der griechischen Philosophie bis zur Blütezeit, Heidelberg 1910. – *Berti, E.*, Logical and Ontological Priority among the Genera of Substance in Aristotle. In: Kephaleion. Studies offered to Prof. C. J. de Vogel, 1975, 55–69. – *Cassirer, E.*, Substanzbegriff und Funktionsbegriff. Untersuchungen über die Grundfragen der Erkenntniskritik, Berlin 1910. – *Castañeda, H.-N.*, Thinking and the Structure of the World. In: Philosophia 4, 1974, 3–39. – *Castañeda, H.-N.*, Individuation and Non-Identity: A New Look, American Philosophical Quarterly 12, 1975, 131–140. – *Castañeda, H.-N.*, Identity and Sameness. Philosophia 5, 1975, 120–150. – *Chen, Chung-Hwan*, Aristotle's Theory of Substance in the Categories. In: XIIth International Congress of Philosophy, Vol. 9, Firenze 1960, 35–40. – *Dancy, R. M.*, On Some of Aristotle's First Thoughts about Substances. Philosophical Review 84, 1975, 338–373. – *Dumoulin, B.*, L'ousia dans les Catégories et dans la Métaphysique. In: Zweifelhaftes im Corpus Aristotelicum, a. a. O., 57–71. – *Durrant, M.*, Aristotle's „Second Substance" and Its Significance. Second Order 2, 1973, 40–53. – *Frede, M.*, Individuen bei Aristoteles. Antike und Abendland 24, 1978, 16–39. – *Frede, M.*, Categories in Aristotle. In: Studies in Philosophy and the History of Philosophy 9, 1981, 1–24. – *Georgiades, C.*, Two Conceptions of Substance in Aristotle. The New Scholasticism 47, 1973, 22–37. – *Graeser, A.*, Aristoteles und das Problem von Substantialität und Sein, Zeitschrift für Philosophie und Theologie 25, 1978, 120–141. – *Graeser, A.*, Aspekte in der Ontologie der Kategorienschrift. In: Zweifelhaftes im Corpus Aristotelicum, a. a. O., 30–56. – *Gyekye, K.*, Substance in Aristotle's Categories and Metaphysics. Second Order 3, 1974, 61–65. – *Hadot, P.*, Sur divers sens du mot pragma dans la tradition philosophique grecque. In: P. Aubenque (Hrsg.), Concepts et Catégories, Paris 1980, 309 bis 319. – *Harter, E.*, Aristotle on Primary ousia. Archiv für Geschichte der Philosophie 57, 1975, 1–20. – *Hartmann, E.*, Aristotle on the Identity of Substance and Essence. Philosophical Review 85, 1976, 545–561. – *Hintikka, J.*, Time and Necessity, Chpt. IV. – *Jones, B.*, Individuals in Aristotle's Categories. Phronesis 17, 1972, 107–123. – *Jones, B.*, An Introduction to the First Five Chapters of Aristotle's Categories. Phronesis 20, 1975, 146–172. – *Krämer, H.-J.*, Aristoteles und die akademische Eidoslehre. Archiv für Geschichte der Philosophie 55, 1973, 119–190. – *Kung, J.*, Aristotle on Thises, Suches, and the Third Man Argument. Phronesis 26, 1981, 207–247. – *Lloyd, A. C.*, Form and Universal in Aristotle, Liverpool 1981. – *Lloyd, A. C.*, Neoplatonic Logic and Aristotelian Logic. Phronesis 1, 1955/56, 58–72. – *Lugarini, L.*, Il proble-

ma delle categorie in Aristotele. Acme 8, 1955, 3–107. – *Malcolm, J.*, On the Generation and Corruption of the Categories. Review of Metaphysics 33, 1981, 662–681. – *Mansion, S.*, La Première Doctrine de la Substance: la Substance selon Aristote. Revue Philosophique de Louvain 44, 1946, 349–369. – *Mansion, S.*, La doctrine aristotélicienne de la substance et le Traité des Catégories. Proceedings of the Xth International Congress of Philosophy 1948, 1097–1100. Amsterdam 1949. – *Matthen, M.*, The Categories and Aristotle's Ontology. Dialogue 17, 1978, 228–243. – *Oehler, K.*, Antike Philosophie und Byzantinisches Mittelalter. Aufsätze zur Geschichte des griechischen Denkens, München 1969, 189–217. – *Owen, G. E. L.*, Dialectic and Eristic in the Treatment of the Forms. In: Aristotle on the Dialectic, ed. by G. E. L. Owen, Oxford 1968, 103–122. – *Owen, G. E. L.*, The Platonism of Aristotle. In: Articles on Aristotle, vol. 1, ed. by J. Barnes, London 1974, 14–34. – *Owens, J.*, The Doctrine of Being in the Aristotelian Metaphysics, Toronto 1951. – *Patzig, G.*, Bemerkungen zu den Kategorien des Aristoteles. In: Einheit und Vielheit. Festschrift für C. F. v. Weizsäcker zum 60. Geburtstag, hrsg. v. E. Scheibe u. E. Süßmann, Göttingen 1973, 60–76. – *Prauss, G.*, Ding und Eigenschaft bei Platon und Aristoteles. Kantstudien 59, 1968, 98–117. – *Preiswerk, A.*, Das Einzelne bei Platon und Aristoteles, Leipzig 1939. – *Ross, W. D.*, Plato's Theory of Ideas, Oxford 1951. – *Sachs, D.*, Does Aristotle have a Doctrine of Secondary Substances? Mind 57, 1948, 221–225. – *Sellars, W.*, Substance and Form in Aristotle. Journal of Philosophy 54, 1957, 688–699. – *Tugendhat, E.*, *TI KATA TINOΣ*: Eine Untersuchung zu Struktur und Ursprung aristotelischer Grundbegriffe, Freiburg/München 1958. – *Vuillemin, J.*, La logique et le monde sensible, Paris 1971. – *Wedberg, A.*, Plato's Philosophy of Mathematics, 1955.

Kapitel 6

16,17 (4b 20ff.) „Von dem Quantitativen ist einiges diskret, das andere kontinuierlich." Das Kapitel handelt von der Quantität. Es beginnt ohne eine Definition der Quantität; es zerlegt sie statt dessen sogleich in ihre Arten. Das Kapitel über die Quantität in Met. Δ 13, das hier zum Vergleich heranzuziehen ist, stellt die Definition an den Anfang und läßt dann die Arten folgen: „Ein Quantitatives (ποσόν) nennt man das, was so in Bestandteile zerlegbar ist, daß jeder davon, zwei oder mehrere, seiner Natur nach ein Eines und bestimmtes Einzelnes (ἕν τι καὶ τόδε τι) ist. Menge (πλῆθος) ist ein Quantitatives, wenn es zählbar, Größe (μέγεθος), wenn es meßbar ist. Menge aber nennt man, was potentiell in Nichtstetiges, Größe aber, was in Stetiges zerlegbar ist", Met. Δ 13. 1020a 7–11. (Vergleiche damit den davon abweichend definierten mathematischen Mengenbegriff. Man spricht von der Menge der reellen Zahlen, obwohl die reellen Zahlen auf der Zahlengerade überall dicht liegen und daher etwas Stetiges beziehungsweise Kontinuierliches darstellen. Der Größenbegriff des Aristoteles stimmt dagegen effektiv mit unserem heutigen Verständnis überein, wenn auch die Definition anders gefaßt ist: Sie verlangt Meßbarkeit mit einer festgelegten Einheit.) Grundlegend für den Begriff der Quantität ist nach Aristoteles der Begriff der Teilbarkeit oder Zerlegbarkeit. Unter dem Begriff „Eines" ist das Unzerlegbare im Sinne einer Einheit zu verstehen. Die Annahme der Existenz des Unzerlegbaren impliziert einen Atombegriff, der einen Regressus ad infinitum verhindert. Aristoteles unterscheidet zwei Arten des Quantitativen: Menge und Größe oder, in der späteren Terminologie ausgedrückt, diskrete und kontinuierliche Größe. Ein Quantitatives, das zählbar ist, das heißt teilbar in diskrete Teile, wie bei einem Stapel Holz, wird Menge genannt; ein Quantitatives, das meßbar ist, zum Beispiel eine Temperatur, heißt Größe. Zählbarkeit stellt einen Oberbegriff von Meßbarkeit dar; denn jedes Messen ist auch ein Zählen, aber nicht umgekehrt. Jede Messung enthält eine Abbildung auf natürliche Zahlen, es sei denn, man versteht Messung im Sinne von Vergleichen. Zählbarkeit ist ein Kriterium der Quantität. Wird der Ausdruck der Meßbarkeit als Abgrenzung zum Begriff der Zählbarkeit verstanden, so ist stillschweigend eine Nur-Meßbarkeit gemeint. Auch für Aristoteles ist es den Quantitäten am meisten eigentümlich, daß für sie die beiden Alternativen bestehen, entweder gleich oder ungleich zu sein. Dieses Faktum ermöglicht eine objektive Vergleichbarkeit von Dingen und begründet daher die große Bedeutung der Quantität für die Naturwissenschaften seit Galilei und Newton. Die Präzisierung der modernen Naturwissenschaften durch eine Quantifizierung ihrer Begriffe wird als quantitative Betrachtungsweise bezeichnet.

Nicht wenige Schwierigkeiten der Darstellung ergeben sich für Aristoteles aus dem Umstand, daß er kein abstraktes Substantiv für „Quantität" gebraucht; er verwendet das interrogative beziehungsweise indefinite Pronomen πόσον (ποσόν) (s. Anmerkung zu Kapitel 4). Der Hauptgrund dafür war ein sprachlicher, nämlich der durchgängige Mangel an abstrakten Substantiven, die den Quantitatives ausdrückenden Prädikaten entsprochen hätten. Andere

Gründe kommen hinzu. Der wichtigste dürfte sein, daß er es in diesem Zusammenhang unterläßt, eine Analyse des Zähl- und Meßvorganges zu geben. Über die Beziehung von Zählen und Messen vergleiche Met. *I* 1 und *N* 1; vergleiche auch die peripatetische Schulschrift über die unteilbaren Linien (De lin. insec. 969a 30ff.). Mit dieser Unterlassung steht der Tatbestand in Verbindung, daß er nicht eine Klassifikation quantitativer Eigenschaften oder quantitativer Prädikate durchführt, sondern einen Katalog von Trägern quantitativer Eigenschaften aufstellt, wobei ihn die Vorstellung der Vollständigkeit begleitet zu haben scheint: Linien, Flächen, Körper, Zeitabschnitte, Raumstellen, Zahlen und die Rede. Bei dem Ausdruck „Linien" muß Aristoteles sinnvollerweise an begrenzte Strecken beziehungsweise Kurvenabschnitte gedacht haben, da etwas Unendliches gar nicht quantifizierbar ist. Offensichtlich war er der Meinung, daß der angemessene Weg zu einer vollständigen Liste der quantitativen Eigenschaften und zu einer Typisierung derselben über eine Liste der Träger dieser Eigenschaften führe. Aristoteles ist mit dieser Liste nicht sehr glücklich gefahren. Wie das in dieser Hinsicht bessere Beispiel Euklids zeigt, führt der angemessene Weg zur Erfassung der verschiedenen Typen quantitativer Eigenschaften nicht über verschiedene, als Träger dieser Eigenschaften angenommene Dinge, über deren kategorialen Status im übrigen alles im unklaren bleibt, sondern über den Prozeß des Zählens und Messens. Im Kapitel über die Quantität in der Kategorienschrift werden die Begriffe „Menge", „Größe", „Zählen", „Messen" weder explizit angegeben, noch werden sie für eine Klassifizierung der quantitativen Größen entsprechend genutzt.

Aristoteles erwähnt nicht, daß zwischen den quantitativen Größen, wie Länge und Flächeninhalt, und den Trägern dieser quantitativen Größen, wie Linien und Flächen, sowie den bestimmten quantitativen Größen, wie 4 Ellen lang, unterschieden werden muß. Es ist aber zu beobachten, daß einige Träger der Quantität, wie zum Beispiel die Fläche, in der Umgangssprache auch heute noch doppeldeutig gebraucht werden, denn häufig wird die Fläche mit ihrem Flächeninhalt als hauptsächlich interessierender Eigenschaft gleichgesetzt. Die Fläche hat einerseits einen Flächeninhalt, und andererseits ist sie selbst Flächeninhalt. Im mathematischen Sinne ist letzteres allerdings inkorrekt, denn eine Fläche ist neben ihrer Eigenschaft, einen Flächeninhalt zu besitzen, weiterhin zum Beispiel noch als Teilmenge einer zugrunde gelegten Punktmenge definiert.

Aristoteles lenkt sein Hauptaugenmerk nicht auf die Untersuchung der quantitativen Größen, sondern auf die Untersuchung der Hauptträger. Diese sind für ihn, ohne daß er versucht, sie systematisch herzuleiten: Zahl, Linie, Fläche, Körper, Zeit, Ort und Gesprochenes. Es ist jedoch festzustellen, daß meistenteils eine eindeutige Beziehung zwischen den quantitativen Größen und ihren Trägern, wie beispielsweise zwischen Linie und Länge, Fläche und Flächenmaß, vorliegt. Generell kann man sagen: Quantitative Größen sind spezielle Funktionen, Abbildungen in eine Zahlenmenge. Aristoteles dagegen behandelt nur die Werte dieser Funktionen als „Quantitäten": er identifiziert quantitative Größen mit ihren Werten (fälschlich); zusätzlich fallen geometrische Größen heraus.

Aristoteles unternimmt auch keinen Versuch, die Hauptträger in sein eigenes Kategoriensystem einzuordnen. Beispielsweise bleibt die Frage unerörtert, in welcher Beziehung die quantitativen Begriffe Linie, Fläche und Körper zur Kategorie der Substanzen stehen. Im nachhinein läßt sich auf der Grundlage der Kategorienschrift eventuell folgendermaßen argumentieren: Nichtsubstantielles ist in den Substanzen als dem Zugrundeliegenden (vgl.: Cat. Kap. 2, Kap. 5). Daher sind auch die Träger der Quantität an ein substantielles Element, an dem sie sich vollziehen, gebunden. Doch dieses umfaßt nicht das eigentlich Quantitative, sondern macht es nur sichtbar. Da Aristoteles das Quantitative mit den quantitativen Trägern gleichzusetzen scheint, bleiben letztere immer auf ein zugrunde liegendes Substantielles bezogen, ohne dabei selbst Substanzen zu sein. Analoges gilt generell für den Status der mathematischen Gegenstände. Weiterhin werden, nach Aussagen an anderen Stellen, die mathematischen Figuren sowie die Zahlen von Aristoteles als Prädikatsbegriffe verstanden. Zur Dingbezogenheit der Zahl und ihrer prädikativen Struktur vgl. besonders Met. M und N und z. B. Phys. IV 12. 220 b 20ff. Das bedeutet: die mathematischen Gegenstände sind zusätzlich in der Weise an ein substantielles Element gebunden, daß sie von diesen prädiziert werden können. Entsprechendes gilt auch für die übrigen Träger der Quantität, und damit stellen diese also, der aristotelischen Einteilung des Seienden in Cat. Kap. 2 folgend, ein Nichtsubstantielles Allgemeines dar. Es sei bemerkt, daß der Mathematiker von der Prädikatstruktur der mathematischen Gebilde absieht und sie als etwas Selbständiges, das heißt als etwas vom substantiellen Bereich Unabhängiges, auffaßt. Es ist daher für den Mathematiker völlig belanglos, ob zum Beispiel eine Fläche durch eine Tischplatte oder durch eine Fensterscheibe konkretisiert wird. Doch für die aristotelische Betrachtungsweise der quantitativen Hauptträger bleibt der prädikative Aspekt wesentlich.

Der Begriff der Kontinuität beziehungsweise des Kontinuierlichen oder des Kontinuums (*συνεχές*) wird ausführlich erörtert in Phys. III 3 und VI 1–2. Kontinuierlich sind zwei Körper, die so zusammenhängen, daß die Flächenstücke des einen und des anderen Körpers ein und dasselbe werden. Sie müssen sich berühren; sie berühren sich, wenn das Äußerste von ihnen zusammenfällt. Anschaulich stimmt Aristoteles' Definition der Kontinuität hinreichend genau mit unserer heutigen Auffassung überein. In topologischer Hinsicht ließe sie sich aus moderner Sicht noch folgendermaßen präzisieren: Kontinuierlich heißen zwei Körper genau dann, wenn sie so zusammenhängen, daß mindestens ein Punkt des einen Körpers mit einem Punkt des anderen Körpers zusammenfällt, wobei dann in beliebig kleiner Umgebung eines derartigen Grenzpunktes sowohl innere Punkte des einen wie auch des anderen Körpers liegen. Punkte, Linien und Flächen können in diesem Sinne verschieden sein und gleichwohl zusammenfallen, insbesondere, wenn die Körper, denen sie als äußerste Enden angehören, sich berühren. Zum Kontinuierlichen gehört, daß es teilbar ist; aus Unteilbarem kann ein Kontinuierliches unmöglich bestehen. Der mathematische Begriff des in erneut Teilbares Teilbaren liegt dem aristotelischen Begriff der Kontinuität zugrunde. Hieraus leitet Aristoteles jedoch die pro-

blematische Behauptung ab, Linien als etwas Kontinuierliches könnten nicht aus Punkten bestehen. Er begründet seine These folgendermaßen: Die Punkte einer Strecke sind nicht kontinuierlich. Sie sind nicht sich anschließend; denn da die Punkte unteilbar sind, haben sie keinen Rand. Wären die Punkte einer Strecke aber sich anschließend, so fielen sie alle in einem zusammen. Das aber ist unmöglich, denn eine Strecke enthält verschiedene Punkte. Zu einem Punkt einer Strecke gibt es keinen nächstfolgenden; denn zwischen zwei Punkten einer Strecke liegt immer eine Teilstrecke. Die Teilstrecken einer Strecke aber sind teilbar; denn sie sind durch Punkte begrenzt; Teilloses aber hat keine Grenze. Kontinuierlich ist also das, was sich so berührt, daß dessen äußerste Grenzen Eines sind (*ὧν τὰ ἔσχατα ἕν*, VI 1. 231 a 22). Das Kontinuum besteht nicht aus Unteilbarem (231 a 24), wie das Beispiel einer Linie zeigt. Eine Linie kann nicht aus Punkten bestehen, denn ein Punkt hat keine Teile. Punkte bilden kein kontinuierlich Zusammenhängendes. Zwei Punkte, die nicht zusammenfallen, lassen einen Zwischenraum für unendlich viele weitere Punkte. Aristoteles' Fazit ist, daß Linien nicht aus Punkten, sondern aus wiederum kontinuierlichen Teilstrecken bestehen, weil nur Ausgedehntes und Teilbares in einer Kontinuitätsrelation stehen kann. Diese Begründung ist mathematisch aus zwei Gründen problematisch. (a) Aristoteles faßt einen Punkt als Teilstrekke der Länge 0 auf und verwertet weiterhin, daß ein Produkt, dessen einer Faktor 0 ist, selbst 0 beträgt. Letzteres ist aber nur richtig, wenn der andere Faktor nicht unendlich ist. Da aber jede Linie aus unendlich vielen Punkten besteht, erhält man bei einem Teilungsprozeß ad infinitum ein Produkt, wovon der eine Faktor gegen 0 und der andere Faktor gegen unendlich strebt. Der Wert dieses Produktes ergibt unabhängig von der Entwicklung des Teilungsprozesses eine tatsächlich positive Größe, nämlich genau die Länge der Linie. (Vgl.: $\frac{ax}{x} = ax \cdot \frac{1}{x} = a$ gültig für beliebige Werte aus $\mathbb{R}$. Der Grenzübergang $\lim_{x \to \infty} ax \cdot \frac{1}{x}$ ergibt daher $\infty \cdot 0 = a$.) An dieser Stelle versagt jedoch unsere Anschauung. Es kommen hier Grenzwertbetrachtungen ins Spiel, die zu Aristoteles' Zeit noch nicht definiert waren. (b) Weiterhin sind Punkte, obwohl sie keine Ausdehnung besitzen, in trivialer Weise teilbar, denn ein geteilter Punkt ergibt wiederum einen Punkt, so wie $0 : x$ für alle reellen Zahlen $x \neq 0$ gleich 0 ist. Deshalb kann eine Linie durchaus als Punktmenge verstanden werden, ohne dabei Aristoteles' Definition des Kontinuierlichen als eines in Teilbares Teilbaren zu widersprechen. Aber sicher ist diese Betrachtungsweise Aristoteles gegenüber zu modernistisch. Daß Punkte keine Teile haben, war für Aristoteles Axiom (vgl. Euklid). Die Schlußfolgerung, daß mathematische Kontinua nicht aus Punkten bestehen, ist für Aristoteles zwingend. Sein Begriff des Kontinuums ist in jedem Fall als ein bedeutender Fortschritt zu werten.

Die Zahlenmengen sind für Aristoteles nicht kontinuierlich (Cat. 4 b 23–31). Es sei an dieser Stelle erwähnt, daß der aristotelische Zahlenbegriff nur die natürlichen Zahlen umfaßt. Andere Zahlensysteme, wie zum Beispiel die Menge der reellen Zahlen, würde man aus heutiger Sicht als kontinuierlich

bezeichnen. Ebenso wie in der Kategorienschrift gibt Aristoteles auch in Phys. V 3. 227a 20 eine Begründung für die Diskretheit der Zahlen: Zwischen den Zahlen beziehungsweise den Teilen der Zahl ist keine „Berührung" (*ἁφή*), weil es zwischen ihnen keine gemeinsame Grenze (*οὐδείς ἐστι κοινὸς ὅρος* Cat. 4b 25f.) gibt, an der sie zusammenstoßen (*πρὸς ὃν συνάπτει τὰ μόρια αὐτοῦ*, Cat. 6. 4b 26). Eine zusammenhängende Darstellung des Begriffes der Zahl liegt von Aristoteles nicht vor. Wir bleiben angewiesen auf gelegentliche Äußerungen, vor allem auf die anläßlich seiner Untersuchung des Phänomens der Zeit in Phys. IV 11 und 14 und anläßlich seiner Auseinandersetzung mit der Zahlenlehre Platons und der Akademie in Met. M und N. Vergleiche Bonitz, Index s. v. *ἀριθμός* und *ἀριθμεῖν*.

Aristoteles beginnt also, wie sich zeigt, mit der Angabe zweier Merkmale der Quantität: Quantitatives ist entweder diskret oder kontinuierlich, und Quantitatives ist entweder aus Teilen zusammengesetzt, die eine relative Lage zueinander haben, oder aus Teilen, die keine relative Lage zueinander haben. Im folgenden Abschnitt (4 b 22–5 a 15) geht Aristoteles auf sein erstgenanntes Merkmal ein, indem er die Diskretheit beziehungsweise die Kontinuität seiner Hauptträger begründet. Für ihn sind Zahl und Gesprochenes diskret, dagegen Linie, Fläche, Körper, Zeit und Ort kontinuierlich. Hier werden die Träger der quantitativen Größen bezüglich ihrer Zählbarkeit beziehungsweise Meßbarkeit geordnet. Wie aus 4 b 24 hervorgeht, versteht Aristoteles unter einer kontinuierlichen Quantität eine solche, deren Teile eine gemeinsame Grenze haben, an der sie verbunden sind. Man bedenke allerdings, daß sich innerhalb der modernen Analysis Fälle konstruieren lassen, wo man von Kontinuität sprechen muß, ohne daß eine gemeinsame Grenze vorhanden ist. Zum Beispiel $]-\infty, 2[\cup [2, \infty[$ stellt genau die Menge der reellen Zahlen und damit etwas Kontinuierliches dar, obwohl es keine gemeinsame Grenze gibt, denn der Grenzpunkt 2 ist nur Element des halboffenen Intervalls $[2, \infty[$. Aber auf der anschaulichen Ebene entspricht Aristoteles' Kontinuitätsbegriff noch unserer Vorstellung. Sein Kriterium enthält, daß es sich strenggenommen nicht um unzerlegbare Teile handelt, sondern um willkürlich festgesetzte. Der Vorgang des Teilens richtet sich bei den kontinuierlichen Quantitäten nach der jeweils gewählten Einheit. Die Einheit als eine gedachte Unzerlegbarkeit ist damit konstitutiv für jeden Meßvorgang. Ohne das Wissen darüber, wie lang eine Elle ist, sagt mir der Ausdruck „vier Ellen lang" nichts. Diskret meint nun den Gegensatz von kontinuierlich. Eine diskrete Menge ist in reale Teile zerlegbar, von denen jeder einzelne als etwas wirklich Unzerlegbares eine Einheit darstellt. Ein Stapel Holz oder ein Haufen Steine erfüllt zum Beispiel dieses Kriterium.

Aristoteles nennt die Zahl diskret. Das heißt, die Teile einer Zahl haben keine gemeinsame Grenze, an der sie sich verbinden. In 4 b 25 gibt er ein Beispiel: Wenn 5 ein Teil der 10 ist, dann verbinden sich die beiden Fünfen an keiner gemeinsamen Grenze, sondern sie sind getrennt. Wie auch Ackrill (1963: 94 f.) bemerkt, ist der Ausdruck „Teil einer Zahl" für uns nur sinnvoll, wenn Aristoteles unter seinem Zahlbegriff einen endlichen Mengenbegriff versteht. Die 2 ist dann eine Abkürzung für ein beliebiges Paar, die 3 für ein beliebiges

Tripel. Die Teile einer Zahl n entsprechen nun den möglichen Teilmengen einer n-elementigen Menge. Die Zahl als solche gibt die Mächtigkeit, das heißt die Anzahl der Einzelelemente einer zugrunde gelegten Menge an. Sie ist für uns das Maß beziehungsweise die quantitative Größe, aber nicht der Träger. Doch bei Aristoteles erreichen die Zahlen nicht diesen Abstraktionsgrad, sondern er betrachtet sie stets als Zahlen von etwas. Daher ist die Interpretation der Zahl als zählbare Menge nicht abwegig, und man kann sagen, daß die Teile der Zahl keine gemeinsame Verbindungsgrenze besitzen.

Für Ackrill (1963: 93) stellt sich die Frage, inwieweit die Diskretheit wirklich ein notwendiges Kriterium für die Zählbarkeit darstellt. Er gibt folgendes Beispiel: Die Finger einer Hand besitzen in der dazugehörigen Handfläche eine gemeinsame Grenze, und trotzdem werden sie als 5 einzelne Finger gezählt. Dazu ist zu bemerken, daß die Handfläche zu keinem der Finger dazugehört und daher keine Grenze in Aristoteles' Sinne ist. Eine gemeinsame Grenze hat die Eigenschaften eines beiden Teilen gemeinsam zukommenden Grenzwertes. Das heißt, in einer beliebig kleinen Umgebung eines solchen Grenzpunktes müssen unendlich viele Punkte sowohl des einen als auch des anderen Teiles enthalten sein. Für Aristoteles geht mit der Kontinuität der Teile auch die Abzählbarkeit verloren.

Auch das Gesprochene ist eine diskrete Quantität (4 b 23; 4 b 32–37). Eine Quantität ist es, da es in kurzen und langen Silben meßbar ist. Die Silben fungieren für Aristoteles also als Einheiten des Gesprochenen. Da diese sich an keiner gemeinsamen Grenze verbinden, ist das Gesprochene diskret. Es ist auffällig, daß Aristoteles ausdrücklich die gesprochene Rede meint; denn gerade durch den Sprechfluß verschmelzen ja aufeinanderfolgende Silben oft. Die gesprochene Rede erscheint daher als kein besonders typisches Beispiel einer diskreten Quantität. Für Ackrill (1963: 93) stellt das Gesprochene keinen primären Träger der Quantität dar, da die Kürze und Länge der Silben in Zeitabständen meßbar ist. Damit wäre das Gesprochene ein Derivat der Zeit. Dazu lassen sich zwei Gegenargumente anführen: (a) Die Silben stellen die unzerlegbaren Einheiten des Gesprochenen dar, und Einheiten werden nicht gemessen. Daß die Einheiten hier, bedingt durch ihre unterschiedliche Länge, nicht gleich sind, sollte nicht verwirren. Die einzelnen Einheiten von diskreten Größen sind untereinander fast immer ungleich, denn es handelt sich bei ihnen meistens nicht um Idealtypisches, sondern um konkrete Dinge unserer Lebenswelt. Kein Apfel ist wie der andere, und trotzdem bildet er die Einheit für das Zählen einer Menge von Äpfeln. Eine andere Frage ist, inwieweit dieses Zählmaß dann für uns noch aussagekräftig ist; tatsächlich wird im praktischen Leben zwecks Erreichung größerer Genauigkeit und Vergleichbarkeit auf Ersatzeinheiten mit einem kontinuierlichen Maß zurückgegriffen. So mißt zum Beispiel der Obsthändler Äpfel nicht in Stückzahlen, sondern nach Gewicht. Genauso kann man fragen, ob das Gesprochene nicht besser in Zeitabständen als in Silben gemessen werden sollte; aber das ist nicht Aristoteles' Problem. Ursprünglich gibt die Anzahl der Silben das Maß für das Gesprochene an. (b) Angenommen, das Gesprochene wäre ein Derivat der Zeit, so ergäbe sich folgender Widerspruch: das Gesprochene ist nach Aristoteles diskret, die Zeit

aber kontinuierlich. Unter Berücksichtigung der Annahme müßte dann Diskretes aus Kontinuierlichem ableitbar sein, was nicht unmittelbar der Fall sein kann.

Daß Linien, Flächen und Körper kontinuierliche Quantitäten sind, steht auch im Einklang mit unserem heutigen Verständnis.

16,41 (5a 6–14) „Aber auch die Zeit und der Ort sind von dieser Beschaffenheit." Aristoteles gebraucht hier zum Ausdruck der Begriffe der Zeit und des Ortes die Substantive *χρόνος* und *τόπος*. Daß er sich da, wo er die Kategorien unterscheidet, der interrogativen beziehungsweise indefiniten Pronominaladverbien *ποτέ* und *πού* bedient und nicht der Substantive, unterstreicht, daß ursprünglich die Kategorien die Antworten auf die „Was ist das?"-Frage waren. Diese Pronominaladverbien wie auch die Pronominaladjektive und die Verben in der Reihe der Kategorienaufzählung sind dann sehr bald terminologisch erstarrt.

Aristoteles nennt die Zeit kontinuierlich, weil – so seine Begründung – das Vergangene und das Zukünftige in dem „Jetzt" (*νῦν*) als gegenwärtigem Zeitpunkt eine gemeinsame Grenze haben. Vergleiche Physik IV 10–14, wo Aristoteles seinen Zeitbegriff vorstellt. In dieser Abhandlung definiert Aristoteles die Zeit als die Zahl der Bewegung im Hinblick auf das Frühere und Spätere, wobei zu beachten ist, daß „Früher" und „Später" keine abstrakten Zeitschemata sind, sondern unterschiedliche Zustände eines bewegten Körpers darstellen. Für Aristoteles gibt es keine Bewegung schlechthin, sondern immer nur die Bewegung eines Bewegten. Die Zeit ist für Aristoteles ohne Anfang und ohne Ende. Da nun die Zeit stets auf einen Bewegungsablauf in der Natur rekurriert, muß auch die Bewegung in der Natur eine unendliche sein. Auf diesen Überlegungen beruht Aristoteles' Lehre von der Ewigkeit der Welt. Konstitutiv für das Sein der Zeit ist neben der bewegten Sache außerdem die Seele (das Bewußtsein) als zählende Instanz. Die Seele teilt die Bewegung in bestimmte, als Einheiten genommene Bewegungsabschnitte ein und zählt diese. Die Zeit ist daher (ebenso wie die Zahl) für Aristoteles ein operativer Erfahrungsbegriff (vgl. Wieland 1962: 326). Doch diese Einheit der Bewegungsabschnitte der Zeit ist nicht durch die zählende Seele selbst gegeben – Aristoteles hätte sonst einen subjektivistischen Zeitbegriff vertreten –, sondern Aristoteles findet diese ausgezeichnete Bewegung, die für ihn die Einheit der Zeit darstellt, in der Kreisbewegung des Himmels (Phys. IV 14. 223b 21 ff.). Die Abgrenzung verschiedener Teilzeiten erfolgt durch das „Jetzt" (*νῦν*). Das Jetzt als gegenwärtiger Zeitpunkt ist daher konstitutiv für die Entstehung von Zeit. Als Abgrenzung ermöglicht es die Existenz des Vergangenen und Zukünftigen. Aber nur die gegenwärtige Zeit ist wirklich, denn die Vergangenheit ist nicht mehr existent, und die Zukunft ist noch nicht existent. Doch die Zeit besteht für Aristoteles nicht aus den verschiedenen Jetztpunkten (*τὰ νῦν*), sondern aus kontinuierlich zusammenhängenden Zeitspannen, die jeweils durch zwei verschiedene Zeitpunkte begrenzt werden. Es wird an dieser Stelle die Analogie zu der Beziehung zwischen Linie und Punkt einer Linie deutlich. Aristoteles macht also einen grundsätzlichen Unterschied zwischen Punkten und Teilstrecken, der dem Verhältnis von Zeitmoment und Zeit-

spanne entspricht. Sowohl von Punkten als auch von Zeitmomenten hat er eine atomistische Auffassung, denn implizit muß er kleinste Linien und Teilstrecken annehmen. Aristoteles' Auffassung ist aus seiner wissenschaftsgeschichtlichen Situation zu erklären. Die moderne Fassung des Grenzwertbegriffs war unbekannt, obwohl das Problem als solches durchaus erkannt war, wie Zenons Beispiel von Achill und der Schildkröte oder unter anderem auch Aristoteles' Formulierung „Zerlegung des Teilbaren in (weiter) Teilbares“ zeigt. Es sei jedoch auch hier darauf hingewiesen, daß gemäß der klassischen modernen Mathematik eine Zeitspanne in unendlich viele Zeitmomente zerlegt werden kann und daß nach der Einführung des mathematischen Grenzwertbegriffes durchaus logische Erkenntnisse unter Einschluß des Unendlichkeitsbegriffes möglich sind. Diese Einstellung der klassischen modernen Mathematik, wonach der Grenzwertbegriff die Möglichkeit, aktual Unendliches anzunehmen, begründet, findet allerdings in der Mathematik keine ungeteilte Zustimmung, so daß es durchaus sein könnte, daß Aristoteles hier schon weiter war als mancher moderne Mathematiker. Das muß auch für das oben (S. 277 f.) Gesagte gelten. Das menschliche Denken ist nicht imstande, das Kontinuierliche im ganzen und als solches zu erfassen; es vermag nur in diskreter Sukzession vorzugehen. Zeit ist daher für Aristoteles nichts anderes als die Ordnung kontinuierlich zusammenhängender Teilbewegungen, wobei die Ordnung der Zeit dadurch entsteht, daß die verschiedenen Zeitpunkte (Momente) von dem Bewußtsein (der Seele) registriert und in eine sukzessive Reihenfolge gebracht werden. Genauer formuliert: Die Seele ordnet verschiedenen Zeitpunkten verschiedene Zahlen zu, so daß von zwei Zahlen die kleinere Zahl stets einen früheren Zeitpunkt einer zugrunde liegenden Bewegung symbolisiert als die größere Zahl. Auf diese Weise bildet die Seele das Kontinuum der Zeit in den diskreten Bereich der Zahlen ab. Unter dem Aspekt der Zahl können Zeit und Bewegung einander eindeutig zugeordnet werden: „Nicht also Bewegung ist die Zeit, sondern nur insofern die Bewegung Zahl hat“ (*οὐκ ἄρα κίνησις ὁ χρόνος ἀλλ' ᾗ ἀριθμὸν ἔχει ἡ κίνησις*, Phys. IV 11. 219b 2f.). Ferner sei darauf hingewiesen, daß das „Jetzt“ (*τὸ νῦν*) für Aristoteles zweierlei bedeutet: Zum einen die Sache selbst, die jetzt gerade existiert, und zum anderen das Jetztsein der Sache. Dabei ist das jetzt seiende Ding stets dasselbe, während das Jetztsein immer ein anderes ist. Nur dadurch, daß den verschiedenen Jetztmomenten stets dieselbe Sache zugrunde liegt, entsteht der Zusammenhalt der Zeit, oder, anders formuliert, die Kontinuität der Zeit (*τὸ δὲ νῦν ἐστι συνέχεια χρόνου*, Phys. IV 13. 222a 10). Es ist ein Charakteristikum der aristotelischen Lehre, daß die Zeit niemals als Gegenstand verstanden werden darf; sowohl die Zeit wie auch das Jetzt sind keine Dinge, sondern Prädikate. Von dem bewegten Ding kann das Jetzt prädiziert werden, und von der Bewegung kann die Zeit prädiziert werden (vgl. Phys. IV 11. 219a 20f., b 10f., b 22f., 220a 2ff.).

Daß auch der Ort ein Kontinuum ist, beweist Aristoteles über die Annahme, daß jeder Ort stets von einem Körper eingenommen werden kann, so daß die Teile des Ortes dann den Teilen des Körpers isomorph entsprechen. Aristoteles' Begründung der Kontinuität des Ortes impliziert allerdings eine Ableit-

barkeit des Ortes aus dem Körper. Der Ort würde damit nicht mehr zu den primären Trägern der Quantität zählen, sondern ließe sich als ein Derivat des Körpers darstellen.

Zum Begriff des Ortes vergleiche Physik IV 4: Einen prinzipiell leeren Ort gibt es für Aristoteles nicht. Vielmehr läßt sich jeder Ort als die einen Körper umfassende Oberfläche interpretieren. Aus diesem Grunde kann beispielsweise dem Kosmos kein Ort zugesprochen werden, denn die Grenze des Weltalls wird von keinem Körper umfaßt. So verleiht der Kosmos zwar allem übrigen, was in ihm enthalten ist, einen Ort, doch er selbst bleibt ortlos. Ein weiteres Resultat dieser Argumentationsweise ist, daß einem Punkt kein Ort zugesprochen werden kann, denn ein Punkt besitzt keine Ausdehnung und daher auch keine Grenzen beziehungsweise Oberfläche, an der sich der Ort manifestieren könnte. Im strikten Sinne ist weder der Ort noch die Zeit eine unabhängige, primäre Quantität; der Ort nicht, weil er, wie schon bemerkt, eine Funktion des Körpers darstellt, und die Zeit nicht, weil sie als Zahl der Bewegung eine Funktion der Bewegung ist; vergleiche Met. Δ 13, wo die Zeit nur als eine derivative Quantität behandelt wird. Es sei darauf hingewiesen, daß die Beziehung zwischen Ort und Körper heute eher umgekehrt gesehen wird: Ort beziehungsweise Raum existiert überall, auch im Weltraum, Körper dagegen nicht. (Zur modernen Kosmologie siehe C. F. v. Weizsäcker 1948; 1964.)

17,8 (5a 15–37) „Ferner ist einiges zusammengesetzt aus Teilen." Dieser Abschnitt behandelt die Einordnung der primären Träger bezüglich des zweiten Merkmals. Dieses lautet: Einige Quantitäten sind zusammengesetzt aus Teilen, die eine Lage zueinander haben, und die anderen aus Teilen, die keine Lage zueinander haben. Ersteres wird erfüllt von der Linie, der Fläche, dem Körper und dem Ort. Nicht erfüllt wird diese Eigenschaft von der Zahl, der Zeit und dem Gesprochenen. Es wäre zunächst klarzustellen, daß Aristoteles mit dem Ausdruck „Lage" (*θέσις*), da er von der Lage der einzelnen Teile zueinander spricht, wohl die relative Lage einer Quantität und keine absolute Lage meint. Die Differenz soll demnach eine dauerhaft feste relative Lage von einer nicht dauerhaften, sondern nur momentanen relativen Lage trennen. Die Teile eines Körpers haben zum Beispiel eine dauerhaft feste relative Lage zueinander, während Flüssigkeitsteile nur eine momentane relative Lage haben. Aristoteles' Einteilung in „Lage" und „nicht Lage" ist daher nicht ganz treffend, denn für einen Zeitmoment haben die Teile der hier genannten Hauptträger immer eine bestimmte Lage zueinander, nur eben nicht in jedem Fall eine dauerhafte. Den Fall, daß primär tatsächlich keine Lage gegeben ist, gibt es wohl nur bei Sammelbegriffen im abstrakten Bereich (z. B. verschiedene Charakterzüge eines Menschen).

Daß die Teile der Linie, der Fläche und des Körpers eine relative Lage zueinander haben, entspricht auch unserer heutigen Anschauung, denn beispielsweise die Teile der Linie sind untereinander festgelegt, die relative Lage ist daher auch fest. Ebenso argumentiert Aristoteles auch im Falle des Ortes, wahrscheinlich wieder auf dem Hintergrund, daß die Teile des Ortes der Möglichkeit nach Teile des Körpers sind.

Die Unterscheidung zwischen Quantitäten, deren Teile eine aufeinander bezogene, feste Position haben, und Quantitäten, deren Teile diesen Beziehungszusammenhang nicht aufweisen, entspricht bis auf eine Ausnahme der Unterscheidung zwischen kontinuierlichen und diskreten Quantitäten. Diese Ausnahme bildet die Zeit; sie ist zwar kontinuierlich, aber ihre Teile haben keine feste Position, weil sie, wie Aristoteles sagt, kein Beharrendes sind. Das heißt, dasjenige, was nicht dauerhaft ist, kann für Aristoteles auch keine feste relative Lage haben. Da aber zwischen Früherem und Späterem eindeutig unterschieden werden kann, spricht Aristoteles der Zeit eine gewisse Ordnung zu (5 a 28–32). (Auch für die Zahl und das Gesprochene wird jeweils eine Ordnung in Anspruch genommen. Die Begründungen dafür sind allerdings andere als die hier bezüglich der Zeit angeführte.) Aristoteles' Argumentation bezüglich einer mangelnden festen relativen Lage der Zeitteile dürfte jedoch in zweierlei Hinsicht ungenau sein. Erstens kann man die Zeit nur dann als nicht dauerhaft bezeichnen, wenn Zeitabstände mit Bezug auf die Gegenwart betrachtet werden. Das 7. Jahrhundert beispielsweise ist eine festgesetzte Zeitspanne, innerhalb welcher sich die Teile nicht verändern. Zweitens scheint Aristoteles an dieser Stelle die Begriffe der relativen und der absoluten Lage nicht deutlich zu trennen. Ein Paar beispielsweise, das eingehakt spazierengeht, ändert ständig seine absolute Lage, aber die relative Lage bleibt erhalten. Ebenso verhält es sich mit dem Zeitbegriff. Zeitabstände ändern ihre Lage – von der Gegenwart aus betrachtet – ständig, während ihre relative Lage zueinander unverändert bleibt. Generell bleibt wohl zu sagen, daß, ausgehend von der Interpretation des Begriffs „Lage" als einer festen relativen Lage der Teile einer Quantität, die Differenzierung zwischen Ordnung und Lage bezüglich der Zeit schwer nachzuvollziehen ist; denn eine Ordnung bedingt hier gerade eine feste relative Lage.

Ebenso wie den Teilen der Zeit spricht Aristoteles den Teilen der Zahl eine feste relative Lage ab. Auch sie haben für ihn nur eine gewisse Ordnung (Cat. 6. 5 a 33ff.). Diese ist durch die sinnvolle Reihenfolge des Zählaktes prädestiniert, indem nämlich, wie Aristoteles sagt, „die Eins vor der Zwei gezählt wird und die Zwei vor der Drei". Aristoteles' Argumentation ist hier einsichtig. Zur Erläuterung sei vorerst noch einmal die Beziehung zwischen „Zahl" und „Teil" analysiert. Wie schon erwähnt, bleibt in Aristoteles' Untersuchungen die Prädikatsstruktur der Zahl wesentlich. Aristoteles verwendet daher keinen abstrakten Zahlbegriff, sondern jede Zahl rekurriert auf eine Menge von als Einheiten aufgefaßten Dingen. Das Zählen setzt ein gemeinsames Merkmal der zu zählenden Elemente einer Menge voraus. Es kann sich dabei zum Beispiel um dieselbe Artzugehörigkeit oder das gemeinsame Vorkommen an einem bestimmten Ort oder zu einer bestimmten Zeit handeln. Hinsichtlich dieser gemeinsamen Eigenschaft werden dann die prinzipiell unterschiedlichen Elemente während des Zählprozesses als gleich, das heißt als Zähleinheiten, angesehen. Nur aufgrund dieser aufgesetzten Äquivalenz kann jedes der zugrunde liegenden Elemente dieselbe Zähleinheit repräsentieren. Bei kontinuierlichen Größen übernimmt das Maß die Funktion der Zähleinheit. Die Zähleinheiten einer Menge sind für Aristoteles nicht abstrakt; sie richten sich nach

dem Charakter der konkreten Menge. Für eine Menge von Hunden ist das Einheitsmaß der Hund, für eine Menge von Schafen das Schaf etc. Jedem Bereich liegt etwas anderes als Zähleinheit zugrunde (Met. *N* 1. 1087 b 34). Zehn Schafe und zehn Hunde sind daher nicht dieselbe Zehnheit, sondern spezifische Differenzen des als Gattungsbegriff fungierenden Ausdrucks „zehn" (Phys. IV 14. 224 a 2ff.). Durch die Einheit wird zugleich die Homogenität des Zahlbereiches gesichert: wo der Hund die Zahleinheit ist, werden keine Schafe gezählt. Aus der Prädikatstruktur des Zahlbegriffs leitet sich eine doppelte Bedeutung der Zahl ab: Zum einen meint der Ausdruck „Zahl" das Prädikat, welches im gegebenen Fall von einer Menge ausgesagt wird – man spricht dann von der Zählzahl (*ᾧ ἀριθμοῦμεν*) –, und zum anderen versteht Aristoteles unter einer Zahl auch die zugrunde liegende Menge selbst, indem sie nämlich eine Anzahl von Einheiten darstellt (*ἀριθμὸς ἀριθμούμενος*). Das heißt, mit Hilfe der Zählzahl wird die Anzahl der als Einheiten aufzufassenden Einzelelemente einer Menge prädiziert. Die Anzahl der Elemente wird heutzutage auch als Mächtigkeit einer Menge bezeichnet. Ausgehend von dem doppeldeutigen Charakter der Zahl bei Aristoteles lautet nun die Frage, was unter der Wendung „Teil einer Zahl" verstanden werden soll. (Der multiplikative Teil einer Zahl in dem Sinne, wie z. B. 2 ein Teiler von 6 ist, weil es ein Produkt der Form $2 \cdot x = 6$ gibt, wobei x eine natürliche Zahl darstellt, kann hier nicht gemeint sein.) Eine angemessene Deutung kann sich nicht auf die Struktur der Zählzahl, das heißt des Prädikatausdrucks als solchen, beziehen, sondern muß sich vielmehr an der jeder Zahl zugrunde liegenden Menge orientieren. Der Ausdruck „Teil einer Zahl" kann daher sinnvoll nur als Teilmenge verstanden werden. Das Verhältnis von „Zahl" und „Teil einer Zahl" entspricht also in diesem Punkt dem Verhältnis einer Menge zu ihren Teilmengen. Heutzutage würde man nicht mehr in dieser Weise von den Teilen einer Zahl sprechen, weil sich für uns das System der Zahlen verselbständigt hat und nicht mehr des Rückbezuges auf eine konkrete Menge bedarf. Doch für Aristoteles kam den Zahlen kein eigenständiges Sein zu, weil sie durch ihre Prädikatsstruktur an den Mengenbegriff gebunden werden.

Es sei noch kurz auf einige kombinatorische Zusammenhänge zwischen einer endlichen Menge und ihren Teilmengen hingewiesen. Die Menge aller Teilmengen einer Ausgangsmenge M wird als Potenzmenge von M (Abk. $P(M)$) bezeichnet. Die Mächtigkeit jeder Teilmenge von M ist nun kleiner oder gleich der Mächtigkeit von M; aber die Mächtigkeit der Potenzmenge von M ist natürlich größer als die Mächtigkeit von M. (Formale Schreibweise dieses Sachverhalts: $|M_i| \leq |M| < |P(M)|$, wobei $| \ |$ die Mächtigkeit einer Menge und $P(M) := \{M_i : M_i \subseteq M, i \in \mathbb{N}\}$ die Menge aller Teilmengen von M angibt.) Präziser gilt: Sei $|M| = n$, so ist $|P(M)| = 2^n$, wobei hier die leere Menge als Teilmenge von M zählt. Erscheint dieser Zusammenhang zunächst befremdlich, so ist zu beachten, daß die Einheit der Menge M nicht mit der Einheit der Potenzmenge von M identisch ist. Während nämlich jede Teilmenge von M als Einheit für das Zählen von $P(M)$ fungieren kann, kommen als Einheiten für das Zählen von M nur die einzelnen Elemente von M in Frage.

Der vorangehende Exkurs macht deutlich, daß nicht jeder Teil einer Menge

auch die Einheit für das Abzählen dieser Menge darstellen kann. Das heißt, die als Einheiten aufzufassenden Elemente einer Menge sind in besonderer Weise ausgezeichnete Teile der Zahl. Sie stiften den Zusammenhang zwischen Zählzahl und Menge und enthalten dadurch zugleich das Prinzip des Zählens selbst. Die zu jeder Einheit gehörende Zählzahl ist die 1. Die Zählprädikate 1, 2, 3, ... weisen eine natürliche Ordnung auf, in dem Sinne, daß zwischen zwei Zahlen a und b genau eine der drei Beziehungen $a<b$, $a=b$, $b<a$ vorliegt. Diese Wohlordnung überträgt sich jedoch nicht direkt auf die Teile einer zugrunde liegenden Menge, denn das hier entsprechend heranzuziehende Teilmengenverhältnis schafft keine Vergleichbarkeit in dem Sinne, daß zwischen Untermengen M_a, M_b von M genau eine der drei Relationen $M_a \subset M_b$, $M_a = M_b$, $M_b \subset M_a$ zutrifft. Die natürliche Ordnung der Zählzahl bewirkt daher keine feste relative Lage der zugrunde liegenden Teilmengen einer Menge. Nur während des Zählvorganges werden die den Einheiten entsprechenden Teile der Zahl in eine bestimmte Lage zueinander gebracht. Das Abzählen von Einheiten geschieht, indem jedem Einzelteil beliebig ein Prädikat der Form „der Erste“, „der Zweite“, ... etc. zugeordnet wird. Dieser Zählvorgang schafft implizit ineinandergeschachtelte Untermengen, denn ich muß schon etwas als „das erste“ bezeichnet haben, um anschließend ein anderes „das zweite“ nennen zu können. Das heißt, um eine Menge von drei Elementen zählen zu können, muß ich vorerst eine Menge von zwei Elementen gezählt haben. Wie man sich den Zählvorgang im einzelnen auch vorstellen mag, wichtig ist in diesem Zusammenhang, daß die Zuordnung unabhängig von den Einzelteilen der zugrunde liegenden Menge bleibt. Während des Zählens werden die als Einheiten genommenen Dinge zwar in eine relative Lage zueinander gebracht, doch welches Element dabei „das erste“ und welches „das zweite“ genannt wird, bleibt für den Zählvorgang und sein Ergebnis irrelevant. Denn wie schon erwähnt, werden die als Einheiten zugrunde liegenden Dinge für den Zählprozeß als gleich angesehen. Die bei jedem Zählen tatsächlich gegebene Lage der Teile ist also sowohl für die Zählzahl als auch für die Menge im Sinne einer Anzahl unbedeutend; die Lage der Teile kann bei einer erneuten Abzählung ohne Konsequenzen für das Endergebnis wieder eine andere sein. Die Wohlordnung der Zählzahlen überträgt sich also nur während des Zählens auf die zugrunde liegende Menge und kann daher keine feste relative Lage der Teilmengen beziehungsweise der Teile der Zahl begründen.

Auch das Gesprochene hat für Aristoteles nur eine Ordnung, aber keine feste relative Lage, denn was einmal ausgesprochen ist, kann nicht mehr zurückgeholt werden. Obwohl im Vorangehenden argumentiert wurde, daß das Gesprochene kein Derivat der Zeit ist, ist eine gewisse Vergleichbarkeit durchaus gegeben, wenn man das im Moment Gesprochene mit der Gegenwart, das noch zu Sprechende mit der Zukunft und das schon Gesprochene mit der Vergangenheit vergleicht. Weiterhin ist auch ein Vergleich mit dem Zahlbegriff möglich. Beide haben eine natürliche beziehungsweise sinnvolle Ordnung, die jedoch nicht eingehalten werden muß. Es läßt sich also feststellen, daß bei kontinuierlichen Quantitäten immer eine feste relative Lage vorliegt. Die andersartige Auffassung des Aristoteles in bezug auf die Zeit beruht wohl im wesentlichen

auf seiner Voraussetzung der ständigen Veränderung des gegenwärtigen Zeitpunktes.

17,30 (5 a 38–5 b 11) „Hauptsächlich aber wird nur dieses Genannte Quantitatives genannt." Im Abschnitt 5 a 38–5 b 11 begründet Aristoteles den Primat seiner Hauptträger, indem er andere quantitative Bestimmungen auf die entsprechenden Maßeinheiten seiner Hauptträger zurückführt. So bezeichnet man beispielsweise eine Menge von Weiß als groß, weil sie eine große Fläche einnimmt, und eine Handlung als lang, weil sie viel Zeit in Anspruch nimmt. Die Abgrenzung von primären und derivativen Quantitäten läßt Unsicherheiten erkennen, wie sich schon beim Ort und bei der Zeit zeigte; vergleiche die Erläuterung zu 5 a 6. Was fehlt, ist eine vorgängige Untersuchung des Zähl- und Meßprozesses, ohne die eine Bestimmung der quantitativen Eigenschaften ohne stichhaltiges Kriterium und ohne ein tragfähiges Fundament bleibt. Denn die objektive Vergleichbarkeit von Dingen setzt geeignete Maßstäbe und Skalen voraus. Daß Aristoteles das so nicht gesehen hat, unterstreicht die Tatsache, daß es bei ihm nicht zur Ausbildung einer quantitativen Einstellung oder Methode kommt.

18,1 (5 b 11ff.) „Ferner hat das Quantitative kein konträres Gegenteil." Während bisher von Trägern quantitativer Eigenschaften die Rede war, geht es jetzt um quantitative Eigenschaften oder quantitative Prädikate selbst, und zwar unter dem Aspekt, ob das Quantitative ein Konträres hat oder nicht. Konträr ist für Aristoteles das, was in derselben Gattung am weitesten voneinander entfernt liegt. Dem Quantitativen kommt nach Aristoteles kein Gegenteil zu. Schwierigkeiten bereiten ihm in diesem Zusammenhang die Wortpaare groß – klein und viel – wenig. Die Argumentation gliedert sich in zwei Abschnitte: In 5 b 15–29 wird behauptet, groß und klein seien nicht Quantitäten, sondern Relativa, folglich wären sie kein Argument gegen die These, daß das Quantitative kein konträres Gegenteil hat, selbst wenn sie konträr entgegengesetzt wären; in 5 b 30–6 a 11 wird behauptet, daß groß und klein nicht konträr entgegengesetzt sind, folglich wären sie auch dann kein Argument gegen die These, daß das Quantitative kein konträres Gegenteil hat, wenn sie Quantitäten wären.

Die Begründung für die Auffassung, daß groß und klein Relativa sind, glaubt Aristoteles darin zu finden, daß sie über sich hinausweisen, indem sie eine Bezugnahme auf anderes beinhalten. Daß ein Berg klein und ein Hirsekorn groß genannt werden können, bedeute doch nur, daß ein Vergleich stattfinde, und zwar ein Vergleich innerhalb desselben Genus, so daß der Ausdruck „ein großer Berg" gleichbedeutend sei mit „ein Berg, größer als andere Berge". Wir nennen einen Berg deshalb groß, weil er größer ist als die meisten anderen Berge. Das heißt: Groß und klein werden Dinge eines Bezugsfeldes in Beziehung zu einem Mittelwert genannt. Groß beziehungsweise klein ist daher keine Maßangabe, sondern hebt auf einen Größenvergleich mit dem Mittelwert im Rahmen desselben Bezugsfeldes ab. Der Mittelwert variiert naturgemäß von Bezugsfeld zu Bezugsfeld und ist jeweils das Ergebnis bisheriger Erfahrung. Dieser aristotelischen Bestimmung von „groß" als „größer als . . ." kann schwerlich widersprochen werden. Es ist nicht zu leugnen, daß Ausdrücke wie „groß" und „klein" ein komparatives Element beinhalten, das ihre Bedeutung konsti-

tuiert. Aber ebensowenig kann geleugnet werden, daß auch viele andersartige Ausdrücke in gewissen Hinsichten ein komparatives oder relatives Element beinhalten, zum Beispiel „Schönheit", „Häßlichkeit", „Gesundheit", „Krankheit", „Klugheit", „Dummheit", „zwei Meter lang", „zehn Zentner schwer" etc. Das einzige Kriterium, das er für Relativa in Ansatz bringt, ist, daß sie sich „auf ein anderes beziehen" (*πρὸς ἕτερον ἀναφέρεται* 5 b 17). Diese Kennzeichnung ist freilich viel zu ungenau, um als Kriterium hinreichend zu sein. Tatsächlich hat Aristoteles den logischen Unterschied zwischen Prädikatoren wie „. . . ist größer als . . ." und „. . . ist groß" nicht bemerkt, das heißt, er hat, in der Sprache der modernen Logik, den Unterschied übersehen zwischen Ausdrücken, die eine Ergänzung fordern, und Ausdrücken, die keine Ergänzung fordern. Nur die ersteren gelten in der modernen Relationenlogik als Relativa im eigentlichen Sinne, weil ihre „Ungesättigtheit" (Frege) explizit ist („Sokrates ist größer als . . ."), während die Ausdrücke, die eine Ergänzung nicht fordern, aber zulassen („Sokrates ist groß"), den Hinweis auf einen Maßstab nur implizieren. In diesem Sinne unterscheidet die moderne Logik zwischen mehrstelligen und einstelligen Prädikatoren: mehrstellige Prädikatoren sprechen mehreren Gegenständen Relationen zu, einstellige Prädikatoren sprechen einzelnen Gegenständen Eigenschaften zu. Zwar sind auch einstellige Prädikatoren ungesättigt: sie fordern natürlich Ergänzung durch ein Subjekt; aber der Unterschied ist, daß die mehrstelligen Prädikatoren auch noch nach Ergänzung durch ein Subjekt ungesättigt sind ohne die Hinzufügung der entsprechenden Komplemente. Aristoteles' mangelnde Unterscheidung zwischen relativen und nichtrelativen Ausdrücken ist leicht erklärlich, wenn man berücksichtigt, daß sich die Bezeichnungen für Relatives in der natürlichen Sprache nicht immer von anderen Ausdrücken unterscheiden. Ein Satz wie „Sokrates ist ein Philosoph" unterscheidet sich grammatisch nicht von dem Satz „Sokrates ist ein Ehemann". Darüber hinaus fehlt bei Aristoteles einfach die Unterscheidung zwischen Prädikatoren und Relationen. Siehe Kommentar zu Kapitel 7.

18,22 (5 b 30–6 a 11) „Ferner, ob man es nun Quantitatives sein läßt oder nicht . . ." Aristoteles versucht zu zeigen, daß die Annahme, daß groß und klein Gegensätze sind, zu Paradoxien führt, nämlich erstens zu der Konsequenz, daß ein Ding gleichzeitig Entgegengesetztes zuläßt, und zweitens zu der Konsequenz, daß etwas sein eigenes Gegenteil sein kann. Beide Folgerungen sind ungenau formuliert. Das im ersten Fall angeführte Prinzip ist nicht vollständig wiedergegeben. Richtig müßte es lauten: Es ist unmöglich, daß ein Ding Gegensätzliches zur selben Zeit, in derselben Hinsicht und in Beziehung zu demselben Ding zuläßt. In dieser Weise angewendet würde es hier funktionslos. Vergleiche Platons Erörterung des Prinzips in Politeia 436. Im zweiten Fall (6 a 4ff.) ist die Argumentation ebenfalls unvollständig beziehungsweise ungenau, denn die angeführten Prämissen ergeben nicht den Schlußsatz, daß etwas sein eigenes Gegenteil ist.

19,1 (6 a 11–18) „Am meisten aber scheint". Da „oben" und „unten" statt der Quantität von etwas nur den Ort von etwas bezeichnen, ist es schwer einzusehen, daß dieser Gegensatz (von „oben" und „unten") eine eventuelle Kontra-

rietät in der Quantität begründen kann. Auch hier wird deutlich, daß die Vagheit der Bestimmung eine direkte Folge des Umstandes ist, daß in der Kategorienschrift die Funktion, die die Maßeinheit im Meßvorgang hat, nicht angemessen berücksichtigt wird. Zu 6 a 17–18 vergleiche 14 a 19–25, wo auch davon die Rede ist, daß das Konträre selbst Genus ist.

19,9 (6 a 19–25) „Das Quantitative scheint aber kein Mehr und Weniger zuzulassen." Daß sich vom Quantitativen kein Mehr oder Weniger, sondern nur Vielfachheit aussagen läßt, begründet Aristoteles ausführlich in Metaphysik *I* 1. 1052 b 20ff., wo gezeigt wird, daß es unzulässig ist, da „etwas abzuziehen oder hinzuzusetzen", wo wir es mit einem exakten Maß zu tun haben, und „eben deshalb ist das Maß der Zahl das exakteste", 1052 b 35ff. Eine Quantität ist dann vollkommen bestimmt, wenn es nicht möglich ist, etwas abzuziehen oder hinzuzusetzen. Für Aristoteles ist dabei der Gesichtspunkt der Verfügung über eine natürliche Maßeinheit im Unterschied zu den konventionell festgelegten Einheiten wesentlich.

19,17 (6 a 26–35) „Am meisten ist es dem Quantitativen eigentümlich, gleich und ungleich genannt zu werden." Zur Bestimmung von „gleich" und „ungleich" bei Platon vergleiche Menon 82 Aff., Phaidon 74 Aff. Vergleiche Euklid, Die Elemente, Axiome I, 1–9; Definitionen V 1–18, VI 1–5, VII 1–22, X 1–4, XI 10, 25–28. Vergleiche Aristoteles, Metaphysik *Δ* 15. 1021 a 11. Es fällt auf, daß Aristoteles hier in Cat. 6 a 26–35 versäumt, darauf hinzuweisen, daß „gleich" und „ungleich" auch auf das angewendet werden können, was nur derivativ Quantität genannt wird. Das Beispiel des Weißen (6 a 33) hat er in 5 b 6–8 gerade in diesem Sinne angeführt. Das Versäumnis hier am Schluß des Kapitels 6 scheint bloße Nachlässigkeit zu sein. Die Tatsache aber, daß er das Kapitel über die Kategorie der Quantität mit einer Erörterung des Begriffes des Gleichen und des Ungleichen abschließt, ist nicht ohne tiefere Bedeutung. Die Bemerkung, mit der er seine Schlußbetrachtung sowohl einleitet als auch beendet, daß es nämlich dem Quantitativen am meisten eigentümlich sei, gleich und ungleich genannt zu werden, ist zutreffend, und tatsächlich ist es diese Eigentümlichkeit gewesen, die der Quantität schließlich ihre Bedeutung für die experimentelle Naturwissenschaft in der Neuzeit gegeben hat.

Es ist aber unverkennbar, daß es bei Aristoteles noch nicht zu einer Einstellung oder Methode kommt, die der Quantität spezifisch zugeordnet ist, sondern das Quantitative dient zur Kennzeichnung eines Attributes des Seienden. Es wird von Aristoteles deutlich ausgesprochen, daß zum Begriff der Quantität der Begriff des Maßes gehört. Aber nicht erkannt wird von ihm, daß im Begriff des Maßes der Gegensatz von Quantität und Qualität zur Aufhebung kommt, weil der Begriff des Maßes auch ein qualitatives Moment enthält, wie ja auch die moderne Naturwissenschaft keineswegs auf den Gebrauch qualitativer Prädikate verzichtet. Aristoteles' Begriffsanalyse der Quantität läßt diesen Zusammenhang außer acht. Damit es zu der empirisch-mathematischen Erkenntnisart der neuzeitlichen Naturwissenschaft kommen konnte, mußten bestimmte Bedingungen erfüllt sein. Diese neue Wendung hat erst Galilei geschichtlich wirksam vollzogen, obwohl schon das Denken der Nominalisten

des 14. Jahrhunderts (vgl. A. Maier 1955) vom Ideal der Quantifizierung geleitet war.

In einer anderen entscheidenden Hinsicht war aber Aristoteles schon auf dem richtigen Weg, den er nur darum nicht weitergehen konnte, weil ihm dafür das logische Instrumentarium fehlte. Die Unsicherheit, die Aristoteles bei der Abgrenzung quantitativer und relativer Eigenschaften zeigt, indem er zum Beispiel „groß" und „klein" nicht als quantitative, sondern als relative Prädikatoren behandelt, signalisiert nämlich nicht nur die fehlende Unterscheidung zwischen ein- und mehrstelligen Prädikatoren, sie signalisiert auch die Tendenz, Quanta als Relativa aufzufassen. Mit seiner Überlegung, daß „groß" und „klein" sich auf ein anderes beziehen, also den Hinweis auf einen Maßstab implizieren, trifft er einen Punkt, der seit Kant und dann vor allem seit Helmholtz die Bestimmung der Quantität beherrscht, nämlich die Bestimmung der Quantität als Vergleichsbegriff, wodurch die Größe zu einer relationalen Bestimmung wird. Kant macht in bezug auf den Begriff der Größe klar, „daß sie die Bestimmung eines Dinges sei, dadurch, wievielmal Eines in ihm gesetzt ist, gedacht werden kann" (KdrV A 242, B 300). Die Vielfachheit, daß heißt die Größe des Quantums, ist abhängig von der jeweiligen Maßeinheit, die angelegt wird. Die Bestimmung der Maßeinheit ist das entscheidende Problem, und auch Aristoteles sehen wir dahin unterwegs, jenseits der konventionell festgesetzten Maßeinheiten eine natürliche Maßeinheit zu finden. Vergleiche Metaphysik *I* 1. Daß Aristoteles sich bei der Erörterung der Kategorie der Quantität in der Kategorienschrift dazu verleiten läßt, gewisse Quanta als Relativa aufzufassen, ist verursacht durch das Faktum des Größenvergleiches, das dabei unausweichlich mitgegeben ist. Quantitative Bestimmtheit kann überhaupt nur durch den Größenvergleich entstehen. Insofern hat Aristoteles' Irritation bei der Grenzziehung zwischen Quanta und Relativa ein Fundamentum in re, auch wenn sich die moderne Logik mit der Unterscheidung ein- und mehrstelliger Prädikatoren da leichter tut. Das ändert aber nichts daran, daß seit Helmholtz die philosophische Analyse der Quantität auch auf die Logik der Relationen zielt, nachdem man in zunehmendem Maße erkannt hat, daß die zweistelligen Relationen, in denen Quanta stehen können, sich formal charakterisieren lassen. Die formalen Eigenschaften dieser Relationen sind für alle Quanta gleich. Das auffällige Hin und Her des Aristoteles bei der Beantwortung der Frage, ob etwas ein Quantum oder ein Relativum ist, hat also seinen guten Grund.

Literaturauswahl: *Apostle, H. G.*, Aristotle's Philosophy of Mathematics, Chicago 1952. – *Böhme, G.*, Zeit und Zahl. Studien zur Zeittheorie bei Platon, Aristoteles, Leibniz und Kant, Frankfurt 1974. – *Carnap, R.*, Einführung in die Philosophie der Naturwissenschaften, 1969. – *Egger, P.*, Über die Zahlen bei Aristoteles: Ihr Bau und ihre Bedeutung. Kantstudien 63, 1972, 143–162. – *Ellis, B.*, Some Fundamental Problems of Direct Measurement. The Australasian Journal of Philosophy 38, 1960, 37–47. – *Ellis, B.*, Measurement. In: Encyclopedia of Philosophy, ed. J. Edwards, Vol. 5, 241–250. – *Heath, Th.*, Mathematics in Aristotle, Oxford 1949. – *Kullmann, W.*, Wissenschaft und

Methode. Interpretation zur aristotelischen Theorie der Naturwissenschaft, Berlin – New York 1974. – *Maier, A.*, Metaphysische Hintergründe der spätscholastischen Naturphilosophie, Rom 1955. – *Martin, G.*, Klassische Ontologie der Zahl, Köln 1956. – *Mueller, I.*, Greek Mathematics and Greek Logic. In: Ancient Logic and Its Modern Interpretations, ed. by J. Corcoran, Synthese Historical Library, Vol. 9, Dordrecht – Boston 1974, 35–70. – *O'Brien, D.*, Quantité et contrariété: une critique de l'école d'Oxford. In: P. Aubenque, Concepts et Catégories, Paris 1980, 89–165. – *Peirce, Ch. S.*, Multitude and Number (1897), Collected Papers 4, 1933, 170–225. – *Reich, Kl.*, Der historische Ursprung des Naturgesetzbegriffs. In: Festschrift Ernst Kapp, 1958, 121 ff. – *Reidemeister, K.*, Das exakte Denken der Griechen, Hamburg 1949. – *Robin, L.*, La théorie platonicienne des Idées et des Nombres d'après Aristote, Paris 1908. – *Ross, W. D.*, Plato's Theory of Ideas, Oxford 1951. – *Schäfer, L.*, Quantität. In: Handbuch Philosophischer Grundbegriffe II, 1973, 1146–1154. – *Schmidt, E. G.*, Eine Frühform der Lehre vom Umschlag Quantität – Qualität bei Seneca. In: Forschungen und Fortschritte 34, 1960. 112–115. – Ders., Das Aristotelische Begriffspaar Quantität – Qualität und die Entwicklung der Dialektik (Seneca, Plotinos, Hegel, Marx). Proceedings of the World Congress on Aristotle, III, Athen 1982, 209ff. – *Stenzel, J.*, Zahl und Gestalt bei Platon und Aristoteles, Leipzig 1933. – *Tannery, P.*, Théodore Prodrome. Sur le Grand et le Petit. In: Annuaire de l'Association pour l'Encouragement des Études Greques en France, 21, 1887, 104–119. – *Verdenius, W. J.*, Two Notes on the Categories of Aristotle. Mnemosyne 4. S., 1, 1948, 109f. – *Warnock, M.*, A Note on Aristotle. Mind 59, 1950, 552–554. – *Weizsäcker, C. F. v.*, Die Geschichte der Natur, Stuttgart 1948, Göttingen 1954, [7]1970. – Ders., Die Tragweite der Wissenschaft, I: Schöpfung und Weltenstehung. Die Geschichte zweier Begriffe, Stuttgart 1964. – Ders., Parmenides und die Quantentheorie. In: Ein Blick auf Platon, Stuttgart 1981, 46–75. – *Wieland, W.*, Die aristotelische Physik, Göttingen 1962, [2]1970.

Kapitel 7

In Kapitel 7 geht es um Relativa. Davon handelt auch Kapitel 15 des Buches Δ der Metaphysik. Es ist auffällig, daß Aristoteles weder über einen Terminus für „Relation" noch über ein Substantiv für „Beziehung" im allgemeinen Sinne dieses Wortes verfügt. Das Verhältnis von Zahlen sowie geometrische, arithmetische, harmonische und andere Proportionen hießen in der mathematischen Theorie und in der Musiktheorie seit den Pythagoreern *λόγος*. Zur Bezeichnung dessen, was Aristoteles in diesem Kapitel erörtern will, behilft er sich mit der substantivierten Form einer Präposition mit Akkusativ, *πρός τι* („in bezug auf etwas"), die besagt, daß verschiedene Entitäten in einem Beziehungszusammenhang stehen. Der Ausdruck *πρός τι* rekurriert auf die Relata beziehungsweise Fundamente, das heißt auf die Dinge, die bei gegebener Relation einander zugeordnet sind, und nicht auf die Relation als solche. So analysiert Aristoteles beispielsweise nicht die Strukturen der Relationen Herrschaft, Knechtschaft, Gleichheit usw., sondern er geht von den Fundamenten „der Herr", „der Knecht", „das Gleiche" usw. aus. Wie schon in vorhergehenden Kapiteln zielt Aristoteles' Intention auch hier primär auf die Erfassung ontischer und nicht eigentlich auf die Erfassung sprachlicher Phänomene, denn seine Betrachtungsweise orientiert sich nicht so sehr, um bei den Beispielen zu bleiben, an den Wörtern „Herr" und „Knecht", sondern an den Dingen, die in einer Relation zueinander stehen oder so vorgestellt werden. Dabei dürfen die zu den Relata gehörenden Wörter nicht mit dem Relativprädikat verwechselt werden; denn Relativprädikate, wie zum Beispiel „ist größer als" oder „ist Sklave von", stellen die sprachliche Form der Relation selbst, aber nicht die sprachliche Form ihrer Fundamente dar. Relativprädikate verbinden die Relata und geben gleichzeitig die Art und Weise der Beziehung an. Daß Aristoteles' Interesse primär den Fundamenten gilt und weniger den Prädikaten, die aus heutiger Sicht eine Relationalität allererst stiften, zeigt auch Metaphysik Δ 15. 1021 b 6–8: „Weiter gibt es die Eigenschaften, aufgrund deren die Dinge, die sie besitzen, Relativa genannt werden, zum Beispiel ist die Gleichheit relativ, weil das Gleiche es ist, und die Ähnlichkeit ist relativ, weil das Ähnliche es ist." Während aus heutiger Sicht die Dinge nur deshalb relativ genannt werden, weil sie durch eine entsprechende Relation miteinander verbunden sind, kommt andersherum für Aristoteles der verbindenden Eigenschaft nur deshalb der Name „relativ" zu, weil die Dinge eben relativ sind. Das heißt, das eigentlich Relative liegt für Aristoteles in den Dingen und nur mitfolgend in der Beziehung selbst. Nach der modernen Logik wäre folgendermaßen zu differenzieren: Der Ausdruck $R(x_1, ..., x_n)$ ist n-stellige Relation in der Tat aus sprachlichen Gründen; aber die Beziehung R besteht zwischen $a_1, ..., a_n$, wegen Eigenschaften der a_i, $i \in \{1, ..., n\}$. Anders als in der modernen Relationenlogik sind bei Aristoteles nicht Beziehungen zwischen Gegenständen thematisch, sondern Relativa: Ein Gegenstand, der unter einen Begriff F fällt, ist ein Relativum genau dann, wenn er als F auf einen anderen Gegenstand bezogen ist. Generell läßt sich anmerken, daß Aristoteles nicht präzise genug differenziert zwischen (1) der Relation als solcher, (2) dem Relativprädi-

kat und (3) den Relata, die durch das Prädikat einander zugeordnet sind. Daher bleibt leider auch seine Abgrenzung zwischen Relativem und Nichtrelativem teilweise undeutlich. Diese Ungenauigkeit dürfte zum Teil bedingt sein durch die terminologische Fixierung auf den Ausdruck *πρός τι*.

19,29 (6 a 36ff.) „Relativa werden solche Dinge genannt . . ." Aristoteles beginnt seine Abhandlung über das Relative mit einer Definition desselben (6 a 36ff.). Es sei schon im voraus erwähnt, daß Aristoteles diese Definition am Ende des Kapitels (8 a 32ff.) als zu umfassend und daher als nicht genügend präzise korrigiert. Die Abgrenzung beider Kennzeichnungen hat den Kommentatoren seit jeher Schwierigkeiten bereitet. Es soll daher eine ausführliche Interpretation dieser Definition versucht werden. Der leitende Gesichtspunkt beider Kennzeichnungen besteht in dem Bezogensein des Relativen auf ein Korrelatives. Die Beziehung des Relativen zu seinem Korrelativum kann im Griechischen auf verschiedene Weise ausgedrückt werden: durch den relativen Term mit hinzugefügtem Genitivattribut, wie 6 a 38–b 1, 6 b 4–6; mit dem Korrelativum in einem anderen Kasus, wie 6 b 9; durch die Vergleichungspartikel *ἤ*; durch eine präpositionale Wendung, wie 6 b 8–10. Unterschiede beider Definitionen treten hinsichtlich der Enge der Beziehung zwischen Relativum und Korrelativum auf. Nach dem zu Beginn formulierten Kriterium liegt ein relativer Zusammenhang bereits dann vor, wenn eine Bezeichnung der Fundamente gefunden werden kann, die das Aufeinanderbezogensein als das Eigentümliche der Fundamente hervorhebt. Hier wird der Ausdruck *λέγεται* („gesagt wird") interpretiert als „es kann eine Bezeichnung gefunden werden". Das Wort *λέγεται* bezieht sich in dieser Schrift auch auf Prädikationen von Akzidentellem, wie zum Beispiel in dem Satz: „Sokrates ist weiß." So kann Sokrates als „der Weiße" bezeichnet werden (vgl. Cat. 5. 2a 29–34), wodurch ein im Hinblick auf Sokrates als Element der Spezies Mensch nebensächlicher Aspekt zur Hauptsache gemacht wird. Entsprechend vollzieht sich die Konstruktion des Relativen. Zum Beispiel kann jemand, abgesehen von seinem Substanzsein, „Herr" genannt werden. Dadurch wird etwas Relatives, nämlich das Verhältnis zu einem Sklaven, welches in dem Namen „Herr" impliziert ist, zum entscheidenden Blickpunkt erhoben. Ungeachtet der Tatsache, daß das Herrsein immer schon an den Menschen beziehungsweise an etwas Substantielles gebunden ist, fungiert die Substanz nur als Träger des Relativen, während sie für sich betrachtet nichts Relatives beinhaltet.

Die Wendung *ἅπερ ἐστίν* („was sie genau sind") (6 a 36) kann interpretiert werden als das, (1) was sie ihrem Wesen nach sind (ontisch), (2) was sie begrifflich sind (logisch), denn die Ausdrücke *ὅπερ ἐστίν, ὅπερ ὄν, ὅπερ ὄν τι* bezeichnen das Wesen der betreffenden Dinge; sie dienen der definitorischen Identifikation (Oehler 1962: 221ff.; Wagner 1967: 370, 408ff.). Doch in dieser Wendung liegt nur eine scheinbare Einschränkung des Umfanges des Relativen, denn die Ergänzung „was sie genau sind" bezieht sich nicht auf den zugrunde liegenden Gegenstand selbst, sondern auf den Namen, der von diesem Gegenstand gesagt (*λέγεται*) wird. Dieser Name muß gemäß Definition auf ein anderes verweisen. Es ist seine Funktion, etwas Relatives zu kennzeichnen. In diesem Sinne verweist zum Beispiel der Name „Herr" auf ein Korrelatives, nämlich einen Skla-

ven. Relativ im Rahmen der Herr-Sklave-Beziehung ist alles, was Herr beziehungsweise Sklave genannt werden kann; doch die Begriffe des Zugrundeliegenden selbst, zum Beispiel der Begriff „Mensch", bleiben dabei unberücksichtigt. Auf der Basis dieser Definition bleibt jedoch die Abgrenzung zwischen Relativem und Nichtrelativem vage, denn durch eine relationale Sprechweise wird noch nicht unbedingt eine reale Beziehung zwischen Eigenschaften von Dingen bezeichnet. Aristoteles selbst wurde auf diese Problematik aufmerksam bei der Frage, ob Substantielles gleichzeitig ein Relatives sein kann. Die Annahme wird nahegelegt, wenn man wie Aristoteles auch die Teile von Substanzen als Substanzen begreift und ferner die Beziehung zwischen Körperteil und zugehörigem Körper als Relation auffaßt. Diese Betrachtungsweise veranlaßt Aristoteles, seine zu Beginn des Kapitels aufgestellte Definition zu revidieren. Die zweite Kennzeichnung des Relativen bezieht das Sein der Fundamente mit ein und konzipiert einen engeren Begriff des Relativen. Doch auch diese Definition enthält Unklarheiten, die wohl hauptsächlich daraus resultieren, daß Aristoteles bei der Untersuchung des Relativen einseitig der Ontologie verhaftet bleibt. Es geht Aristoteles um die Dinge selbst, die aber in verschiedener Hinsicht, und so zum Beispiel auch unter dem Aspekt der Relationalität, betrachtet werden können.

Erst mit Hilfe der in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts von De Morgan, Peirce, Frege und Schröder entworfenen Prädikatenlogik konnten die Abgrenzungsprobleme einer Lösung nähergebracht werden. Die Prädikatenlogik basiert auf einem neuen Ansatzpunkt; sie sieht von ontologischen Untersuchungen ab und wendet sich statt dessen der logischen Struktur der Relativprädikate, das heißt der Relationen selbst zu. Relativ ist daher nicht mehr, was zum Beispiel „das Größere" genannt werden kann, sondern die Relationalität kommt in diesem Fall dem Prädikat „ist größer als" zu. Auf dieser Basis eröffnete sich eine neue Interpretationsmöglichkeit der Bedeutung von Relationen. Für Aristoteles war die Bedeutung von Relationen in den Eigenschaften enthalten, die sich eben dadurch auszeichnen, daß sie Beziehungen stiften. Relationen waren daher für ihn zum Beispiel Ähnlichkeit, Gleichheit, Freundschaft etc. Die heutige Auffassung kann man etwa folgendermaßen umreißen: Ein n-stelliges Prädikat wird durch n Individuenkonstanten (Namen) zu einem vollständigen Satz ergänzt (z. B. „x ist tapfer" durch „Sokrates", „x ist größer als y" durch „Simmias" und „Phaidon"). Ist das Prädikat einstellig, dann ist seine Extension die Menge der Gegenstände, auf die es zutrifft, und seine Intension ist die Eigenschaft, die man einem Gegenstand mit ihm zuschreibt. Ist das Prädikat mehrstellig (ein Relativprädikat), dann ist seine Extension die Menge der geordneten Paare, Tripel etc., auf die es zutrifft, und seine Intension ist die Relation, die man geordneten Paaren, Tripeln etc. mit ihm zuschreibt. Wird ein n-stelliges Prädikat mit $n>1$ (z. B. „x ist größer als y") ergänzt durch $n-1$ Individuenkonstanten, so erhält man ein einstelliges Prädikat, das eine Eigenschaft ausdrückt (z. B. „x ist größer als Phaidon").

Hätte Aristoteles schon von dieser Differenzierungsmöglichkeit gewußt, wäre zum Beispiel auch die Frage, inwieweit „groß" und „klein" Relativprädikate darstellen (Cat. Kap. 6), für ihn nicht so schwierig gewesen. Es sollte aller-

dings bewußt bleiben, daß auch wir umgangssprachlich Prädikate in unterschiedlicher Stelligkeit verwenden. Das Prädikat „groß" verlangt formal nur eine Variable und gibt daher eine Eigenschaft, aber keine Relation an. Auch wenn das Prädikat „x ist groß", wie Aristoteles argumentiert, einen Maßstab impliziert, ist es nicht vergleichbar mit der expliziten Ungesättigtheit (Frege) eines Ausdrucks der Form „x ist größer als y". Sätze der Form „Sokrates ist größer" bezeichnet man daher auch als unvollständig, weil der relative Prädikator „größer als" eine Ergänzung fordert. Die Auslassung solcher logisch und grammatisch geforderten Ergänzung kann höchstens dann erfolgen, wenn der Kontext der Äußerung das Korrelat erkennen läßt und das Fehlende ergänzt oder die Kenntnis der Umgangssprache oder einer Fachsprache die fehlende Ergänzung nahelegt (Figur der Ellipse). Die Grade der Erkennbarkeit und Bestimmtheit (vgl. 8 a 35ff.) der ausgelassenen, aber geforderten Ergänzung können sehr unterschiedlich sein. Aristoteles' Beispiele zeigen, daß er nicht nur Ausdrücke, die eine Ergänzung fordern, sondern auch solche Ausdrücke, die eine Ergänzung nur zulassen, als Kennzeichen für Relatives aufgefaßt zu haben scheint. So unterscheidet er zum Beispiel nicht zwischen den beiden Aussagefunktionen: „x ist Sklave" und „x ist Sklave von y".

Im Anschluß an die Definition nennt Aristoteles Beispiele für Relativa. So sind das Größere und das Doppelte Relativa, weil sie die geforderten Bedingungen der Definition erfüllen. Sie sind durch ihren Namen an ein Korrelatives gebunden, welches angibt, wozu sie das Größere beziehungsweise das Doppelte sind. Der folgende Katalog bereitet dem Verständnis jedoch Schwierigkeiten (6 b 2ff.). Aristoteles behauptet, daß Haltung (Habitus), Zustand (Disposition), Wahrnehmung, Wissen und Lage Relativa seien. Er argumentiert, daß alle diese Befindlichkeiten die Befindlichkeiten von etwas sind: „... denn die Haltung wird Haltung von etwas genannt und das Wissen Wissen von etwas und die Lage Lage von etwas und das übrige entsprechend" (6 b 5f.). Die Auffassung des Aristoteles bezüglich der Relationalität von Wissen einerseits und Wahrnehmung andererseits läßt sich noch am ehesten nachvollziehen. Sie wird präzisiert in 6 b 34ff., wo es heißt, daß sich Wissen und Wißbares sowie Wahrnehmung und Wahrnehmbares relativ zueinander verhalten. Es ist richtig, daß sich Wissen und Wißbares sowie Wahrnehmung und Wahrnehmbares bedingen. Die Art des Zusammenhanges läßt sich unter die Subjekt-Objekt-Beziehung einordnen. Daß Aristoteles die übrigen drei Fälle Haltung, Zustand und Lage analog zu Wissen und Wahrnehmung betrachtet hat, läßt sich aufgrund des Wortlautes und der Betonung des Genitivattributes (τινός) vermuten. (Über Haltung und Zustand als Relativa in einem anderen Zusammenhang siehe den Schluß von Kap. 8.) Haltung, Zustand und Lage sind jedoch nach unserem heutigen Verständnis keine Relationen, sondern Eigenschaften einzelner Substanzen. Die entsprechenden Prädikate zählen zu den einstelligen Prädikaten. Aristoteles' Argumentation bezüglich der Relationalität dieser drei Bestimmungen (Haltung, Zustand, Lage) erscheint jedoch auch innerhalb des Kategoriensystems aus zweierlei Gründen problematisch:

(1) Die hier angeführte Beziehung zu einem Zugrundeliegenden resultiert aus dem Insein des nichtsubstantiellen Bereiches in dem substantiellen Bereich

und gilt daher zwischen jedem Element der nichtsubstantiellen Kategorien und einer entsprechenden Substanz. So wäre zum Beispiel auch die Klugheit jemandes Klugheit und damit ein Relatives. Es müßte sich folglich alles Nichtsubstantielle als Relatives darstellen lassen, was sicherlich der begrifflichen Deutlichkeit des Kategoriensystems abträglich wäre, da es den Begriff des Relativen in unangemessener Weise ausweiten würde.

(2) In die gleiche Aporie führt die Erwägung, daß der bei Haltung, Zustand und Lage jeweils zu ergänzende Genitiv ein solcher ist, der angibt, um welche Art von Haltung, Zustand und Lage es sich jeweils handelt. Diese Lösung wird nicht nur durch sprachlich-stilistische Eigentümlichkeiten des Altgriechischen unwahrscheinlich gemacht, sondern vor allem dadurch, daß Aristoteles dann faktisch gezwungen wäre, alle Gattungsbegriffe als Relativbegriffe aufzufassen, was ebenfalls die angestrebte Klasseneinteilung des Kategoriensystems beeinträchtigen würde.

Es zeigt sich bereits hier, daß auf der Basis der am Anfang des Kapitels eingeführten Definition die Abgrenzung des Relativen gegen das Nichtrelative unbefriedigend bleibt. Aristoteles wäre mit seiner Analyse glücklicher gefahren, wenn er statt der Fundamente in höherem Maße die logische Struktur der Relativprädikate „größer als", „doppelt so groß wie" etc. untersucht hätte. Denn Relatives existiert nur bezüglich einer bestimmten Relation. Auf der sprachlichen Ebene ist daher das Relativprädikat konstitutiv für das Relative überhaupt. Durch eine explizite Einschränkung auf mehrstellige Prädikate wäre Aristoteles zu einem engeren Begriff des Relativen gekommen, der sich in sein Kategoriensystem klarer eingefügt hätte. Grundsätzlich sollte bei der Kritik jedoch bedacht werden, daß eine präzise Abgrenzung des Begriffs des Relativen tatsächlich schwierig ist, da beliebig Vieles durch willkürliche Bezüge relativiert werden kann.

20,1 (6 b 8) „So wird ein Berg groß genannt." Zum Beispiel des „großen Berges" (*ὄρος μέγα*) 6 b 8f. siehe Kapitel 6. 5 b 15–20 und Anmerkung. Um Irrtümer zu vermeiden, sei darauf hingewiesen, daß der Berg natürlich nur bezüglich seiner Größe relativ genannt werden kann. Der Berg als Substanz fungiert nur als Träger des Relativen. Das heißt: Relativ ist nur „das Große", welches hier durch den Berg verkörpert wird. Am Ende dieses Kapitels sagt Aristoteles selbst, daß Substanzen nichts Relatives sein können. Für die Relationalität bleibt also die Art des zugrunde liegenden Argumentbereichs, das heißt, ob es sich um eine Menge von Bergen oder um eine Menge von Häusern handelt, irrelevant.

20,4 (6 b 11) „. . . und das andere dieser Art wird auf dieselbe Weise relativ genannt." Da Aristoteles die Lage, nach heutiger Auffassung irrtümlicherweise, als etwas Relatives angenommen hat, sind für ihn auch die speziellen Arten von Lage, nämlich Liegen, Sitzen und Stehen, Relativa. Das Sichlegen, Sichsetzen und Sichstellen sind keine Lagen und daher auch keine Relativa, sondern Übergänge von einer Lage in eine andere. Sie werden nur paronymisch nach den Lagen des Liegens, Sitzens und Stehens benannt. Vergleiche dazu 11 b 10f. und 12 a 35ff.

20,9 (6 b 15) „Es gibt bei den Relativa auch eine Kontrarietät". Als Bei-

spiel, daß es bei den Relativa auch Konträres gibt, nennt Aristoteles unter anderem die Tauglichkeit und die Untauglichkeit. Aber auch hier bleibt unklar, warum Tauglichkeit (*ἀρετή*) und Untauglichkeit (*κακία*) überhaupt als Relativa und nicht als Qualitäten bezeichnet werden; als Relativa etwa deswegen, weil sie relativ zu einer Wertskala sind? Ferner bleibt unklar, welche Korrelate hier anzunehmen sind, das heißt, nach welchem Kriterium beziehungsweise in welcher Hinsicht eine Beziehung vorliegt. Ist es in Hinsicht auf das Subjekt der Tauglichkeit oder Untauglichkeit oder ist es in Hinsicht auf deren Objekt, in bezug worauf die Tauglichkeit Tauglichkeit und die Untauglichkeit Untauglichkeit ist, oder ist es in Hinsicht aufeinander, das heißt der Tauglichkeit in Hinsicht auf die Untauglichkeit oder umgekehrt? Das gleiche gilt für das Beispiel des Wissens und der Unwissenheit. Über Kontrarietät bei Relativa siehe Kapitel 6. 5 b 30ff. und Anmerkung.

20,20 (6 b 28–36) ,,Alle Relativa werden ausgesprochen in Beziehung zu reziproken Korrelativa." Im Folgenden erörtert Aristoteles das Faktum der Umkehrbarkeit von Relationen. Seine These lautet, daß bei angemessener Bezeichnung der Fundamente alles Relative umkehrbar, das heißt konvers ist. Als Ausgangspunkt dient ihm das Faktum, daß sich Relativum und zugehöriges Korrelativum wechselseitig fordern. So ist der Sklave stets der Sklave eines Herrn und der Herr stets der Herr eines Sklaven. Das Relative setzt also die Existenz eines reziproken Korrelativen voraus. Wenn Aristoteles in diesem Zusammenhang davon spricht, daß ,,das Doppelte Doppeltes eines Halben und das Halbe Halbes eines Doppelten" (6 b 29f.) genannt wird, so soll durch diese Formulierung hervorgehoben werden, daß das Doppelte konvers ist zu dem Halben und umgekehrt. Die Forderungen, die erfüllt sein müssen, um von einer korrekten Beziehung zwischen Relativum und Korrelativum sprechen zu können, bewirken für Aristoteles die Konversität des Relativen. Sie lassen sich aus den folgenden Textstellen entnehmen: 6 b 39–7 a 3, 7 a 7–10, 7 a 16–18, 7 b 24–b 9, Topik VI 12. 149 b 4–23. Die Beobachtungen des Aristoteles bezüglich der Konverse als logischer Eigenschaft von Relationen beschränken sich auf Versuche, das Umkehrverhältnis zwischen Relatum und Korrelatum zu bestimmen. Die Umkehrbarkeit bewirkt, daß jedes Korrelatum zum Relatum werden kann: Wenn die Existenz des Herrn die Existenz des Sklaven bedingt, so bedingt auch der Sklave die Existenz eines Herrn. Es liegt also keine einseitige Abhängigkeit vor. Das genaue Korrelat eines Relativums demonstriert den wechselseitigen Bezug und kommt durch die Bildung der konversen Relation zum Ausdruck. In den Fällen, wo keine Umkehrbarkeit sichtbar wird, erfolgt die Zuordnung nicht angemessen. Sie kann aber durch entsprechende Umbenennung des Korrelativums wiederhergestellt werden.

Bevor die aristotelischen Beispiele zur Konversität des Relativen untersucht werden, sei noch auf einige Bestimmungen der Relationenlogik hingewiesen. Die Konverse einer Relation R ist die Relation, die zwischen y und x besteht, wenn R zwischen x und y besteht. Die Konverse der Elternrelation (als Vereinigung von Vater- und Mutterrelation) ist die Kinderrelation. Dagegen wäre es falsch, die Konverse der Mutterbeziehung in der Tochterbeziehung zu sehen. „Symmetrisch" wird eine Relation genannt, die mit ihrer Konverse

identisch ist. Das heißt, bei symmetrischen Relationen ist „xRy“ äquivalent mit „yRx“. Ist eine Relation nicht symmetrisch, so ist sie entweder asymmetrisch oder partim-symmetrisch. „Asymmetrisch“ heißt eine Relation, die ihre Konverse ausschließt. Das heißt: wenn „xRy“, dann kann niemals gleichzeitig „yRx“ richtig sein. Der Ausdruck „früher“ zum Beispiel ist ein asymmetrischer Relationsterm, denn wenn x früher als y ist, kann nicht auch y früher als x sein. Relationen, die weder symmetrisch noch asymmetrisch sind, heißen „partim-symmetrisch“. Die Relation „x liebt y“ ist zum Beispiel partim-symmetrisch, denn wenn die Person x die Person y liebt, so kann, aber muß nicht die Person y auch die Person x lieben.

20,30 (6 b 36–7 b 14) „Gleichwohl scheinen sie manchmal nicht reziprok zu sein.“ In dem Abschnitt 6 b 36–7 b 14 nennt Aristoteles einige Regeln für die korrekte Formulierung konverser Relationen. Dabei wählt er als Beispiele Körperteile von Lebewesen und Teilstücke von Dingen. Gegen Ende des Kapitels (8 a 28–b 21), wo er davon spricht, daß solche Gegenstände wie Flügel, Ruder und andere doch nicht Relativa sind, nimmt Aristoteles einigen der Beispiele, die er in 6 b 36–7 b 14 benutzt, wieder ihre Beweiskraft. An der Gültigkeit der Regeln, die er für Konverse aufstellt, ändert dieser Umstand aber nichts. Regel (1) lautet, daß das, wozu etwas in Beziehung steht, nach seiner Eigentümlichkeit (*οἰκείως*) angegeben werden muß. Gemeint ist natürlich nicht die Eigentümlichkeit im Sinne von Art- und Gattungszugehörigkeit, sondern das Eigentümliche richtet sich hier nach der jeweils betrachteten Relation. Nur wenn das Korrelatum nach dieser Eigentümlichkeit angegeben ist und das heißt als Teil des Relativen erkennbar ist, gibt es auch die Umkehrrelation. Beispiel: Der Flügel ist Flügel des Geflügelten, und das Geflügelte ist geflügelt durch den Flügel (6 b 36–7 a 5). Regel (2) lautet, daß man ein eigenes Wort bilden soll, wenn für das Korrelatum kein Name vorhanden ist. Dadurch präzisiert man die Relation und erleichtert die Umkehrung (7 a 5–18). Regel (3) lautet, daß man da, wo es keinen Namen gibt, das Korrelatum am leichtesten findet, wenn man von dem Relatum, von dem man ausgeht, den Namen für das Korrelatum ableitet. Beispiele: geflügelt von Flügel; mit dem Steuer versehen von Steuer (7 a 18–22). Die Art der Beispiele klingt für uns stark konstruiert, obwohl wir auch in der deutschen Sprache entsprechende Wortbildungen kennen, wie zum Beispiel: Seele des Beseelten. Regel (4) lautet, daß immer dann, wenn die Relata einer Relation in ihrer Eigentümlichkeit bezüglich der Relation angegeben sind, die Umkehrbarkeit gewährleistet ist, daß das dagegen nicht der Fall ist, wenn die Relata unscharf, das heißt nicht mit Bezugnahme auf das, worauf sich ihre Relationalität gründet, angegeben werden, sondern wenn sie auf etwas für die Relation selbst Akzidentelles bezogen werden. Beispiel: wenn man nicht sagt „Sklave des Herrn“, sondern „Sklave des Menschen“, „des Zweifüßlers“ etc. (7 a 22–31). Regel (5) lautet, daß eine Relation eindeutig festgelegt ist und auch als solche sichtbar wird, wenn erstens die richtige Zuweisung erfolgt ist, das heißt, wenn das eigentümliche Merkmal gemäß dessen etwas ein Relatives genannt wird, erkannt ist, und wenn zweitens alles übrige, was hinsichtlich der Relationalität akzidentell erscheint, weggelassen wird. Beispiel: Spricht man von dem Sklaven, so ist stets der Sklave

eines Herrn gemeint. Das heißt, der Sklave impliziert die Existenz eines Herrn und umgekehrt. Es bleibt hier alles, was für die Beziehung zwischen Sklave und Herr nebensächlich ist, unerwähnt (7 a 31–7 b 9). Als Hauptregel faßt Aristoteles noch einmal zusammen: Wenn die Namen der Fundamente so gewählt werden, daß sie die eigentümliche Beziehung angeben, wird offensichtlich, daß alle Relativa sich wechselseitig fordern (7 b 12–13). In unserer Sprache heißt das: (1) zu jeder gegebenen Relation ist auch die Konverse konstruierbar; (2) nicht für jede konverse Relation, die konstruierbar ist, gibt es umgangssprachliche Ausdrücke. Daher die Forderung, entsprechende sprachliche Ausdrücke zu formulieren.

Die in Abschnitt 7 a 22–7 b 7 gewählten Beispiele zeigen, daß Aristoteles nicht die Beziehung zwischen bestimmten Fundamenten untersucht, wie zum Beispiel „Antisthenes ist Schüler des Sokrates" oder „Sokrates ist der Ehemann der Xanthippe", sondern daß er gerade von der individuellen Gegenständlichkeit der Fundamente zugunsten ihrer Relationalität abstrahiert. So ist Aristoteles nicht der Auffassung, daß ein bestimmter Herr und ein bestimmter Sklave Relativa seien, denn diese werden zu den Substanzen gezählt. Wie alle Elemente der nichtsubstantiellen Kategorien ist zwar auch das Relative an ein substantielles Zugrundeliegendes gebunden, doch die Substanz selbst vermag nicht das eigentlich Relative darzustellen; sie ist nur Träger des Relativen. Das heißt: Nicht als Substanzen sind Sklave und Herr Relativa, sondern nur insofern sie sich in dieser Beziehung wechselseitig fordern. Der Aspekt, unter dem ein Gegenstand betrachtet wird, wird durch eine entsprechende Bezeichnung hervorgehoben und ist entscheidend. Relationalität wird, so gesehen, sichtbar durch eine angemessene Bezeichnung der Fundamente einer Relation. Trotzdem sind, wie schon erwähnt, für Aristoteles nicht die Prädikatoren „Sklave" und „Herr" Relativa.

22,18 (7 b 15ff.) „Das Relative scheint von Natur zugleich zu sein." Im Folgenden erörtert Aristoteles die These der Gleichzeitigkeit von Relativum und zugehörigem Korrelativum. Er nennt als Beispiele das Doppelte und das Halbe sowie das Verhältnis von Herr und Sklave; denn wenn es ein Doppeltes gibt, dann existiert auch ein Halbes, und Entsprechendes gilt für die gleichzeitige Existenz von Herr und Sklave. Die Gleichzeitigkeit resultiert aus der gegenseitigen Abhängigkeit des Relativen; Aristoteles spricht von der wechselseitigen Aufhebung: ohne ein Doppeltes existiert auch kein Halbes und umgekehrt (7 b 20). Ferner ist die Gleichzeitigkeit des Relativen eine notwendige Bedingung für die Existenz der Konversen, die, wie Aristoteles im vorangehenden Abschnitt zeigte, bei angemessener Zuordnung und entsprechender Bezeichnung der Fundamente stets gewährleistet ist. Somit scheint die Gleichzeitigkeit des Relativen ein allgemeingültiges Kriterium darzustellen. Trotzdem nennt Aristoteles das Verhältnis von Wissen und Wißbarem sowie das Verhältnis von Wahrnehmung und Wahrnehmbarem als Beispiele für Relatives, bei denen diese Gleichzeitigkeit nicht gegeben ist. Aristoteles argumentiert hier folgendermaßen: „Denn das Wißbare dürfte, wie es scheint, früher sein als das Wissen. Denn in der Regel erlangen wir Wissen von Dingen, die schon vorher existieren" (7 b 23ff.). Der hier angeführten Begründung des Aristoteles kann

unter der Annahme, daß den Dingen gewisse Eigenschaften auch unabhängig von unserer speziellen Sichtweise zukommen, zugestimmt werden. Doch das Fazit, daß deshalb nicht alles Relative von Natur gleichzeitig existiert, ist nicht zwingend. Ebenso könnte man unter Berufung auf die Ausführung des Aristoteles zur Konversität des Relativen anführen, daß in diesen Beispielen die Zuordnung nicht angemessen getroffen wurde. Tatsächlich liegt Gleichzeitigkeit vor, wenn man statt der Beziehung zwischen Wissen und Wißbarem die Beziehung zwischen Wissen und Gewußtem betrachtet. Analoges gilt für das Verhältnis von Wahrnehmung und Wahrgenommenem. In diesen Fällen ist das Gewußte ebenso von dem Wissen abhängig wie das Wissen von dem Gewußten, und Entsprechendes gilt bezüglich der Abhängigkeit von Wahrnehmung und Wahrgenommenem. Durch die vorgenommene Einschränkung des Wißbaren auf das tatsächlich Gewußte und des Wahrnehmbaren auf das tatsächlich Wahrgenommene würde die Gleichzeitigkeit von Relativum und Korrelativum wiederhergestellt.

Die These, daß die meisten Relativa „gleichzeitig von Natur" seien, steht bei Aristoteles unter der Voraussetzung seines Begriffes der Identität. Im 9. Kapitel von Metaphysik Δ unterscheidet Aristoteles die Begriffe des Selben, des Anderen, des Verschiedenen, des Ähnlichen und des Unähnlichen und führt ihre Bedeutungen auf. Die Klassifikation der Typen der Identität schließt ab mit einem Resümee: „Es ist also klar, daß die Identität eine gewisse Einheit des Seins ist, entweder von mehrerem oder von einem, wenn man es als mehreres behandelt, zum Beispiel wenn man sagt, es sei etwas mit sich selbst dasselbe; denn man behandelt es dann so, als seien es zwei" (1018a 7–9). Die Stelle macht deutlich, daß Aristoteles (1) die Identität als den Grund, die Wurzel, der Gleichheitsrelationen angesehen hat und daß er (2) die Identität selbst als ein Relativum, nämlich als die Einheit einer Vielheit beziehungsweise einer Zweiheit aufgefaßt hat. Aristoteles verfährt daher konsequent, wenn er im 15. Kapitel des Buches Δ der Metaphysik, bei der Durchmusterung der Relativa und deren Einteilung in drei Klassen, auch die Identität berücksichtigt und als Relativum klassifiziert. Zusammen mit dem Gleichen und dem Ähnlichen wird das Selbe von ihm als Zahlenverhältnis bestimmt: „Denn alle stehen in Beziehung zur Eins. Solche Gegenstände sind identisch (dasselbe), deren Substanz Eine ist, ähnlich, deren Qualität Eine ist, gleich, deren Quantität Eine ist; und Eins ist der Anfang und das Maß der Zahl, so daß alle diese Relativa ausgesagt werden gemäß ihrer Beziehung zur Zahl, aber nicht in derselben Weise" (1021 a 10–14). Auch diese Stelle macht deutlich, daß Aristoteles die Identität (1) als Relativum und (2) als die eigentliche Wurzel der Gleichheitsrelationen definiert, deren letzten Grund er in der als Relation aufgefaßten Einheit der Identität sieht. In der Sprache der modernen Logik: Aristoteles hat die Identität als zweistellige Relation aufgefaßt. Diese logische Tatsache ist wichtig für das, was Aristoteles über die Selbstbeziehung des Wissens sagt und über das Verhältnis von Denken und Gedachtem, Wissen und Gewußtem. Es ist wichtig auch für das Verständnis des Ausdrucks „gleichzeitig von Natur".

Aristoteles behandelt das Thema des Verhältnisses von Denken und Gedachtem, Wissen und Gewußtem mehrfach in seinen Schriften. Für seine Darstel-

lung des Themas ist grundlegend die Unterscheidung zwischen den Dingen ohne Materie und den Dingen mit Materie. Die Dinge mit Materie sind nur potentiell Gegenstände des Denkens, insofern die Möglichkeit besteht, daß das Denken sie zu seinem Gegenstand macht; wenn das geschieht, sind aber nur ihre materielosen Formen aktuell Gegenstände des Denkens, das heißt das Allgemeine. In diesem Fall, sagt Aristoteles, ist „Denken und Gedachtes dasselbe. Das aktuelle Wissen und das aktuell Gewußte sind dasselbe", De Anima III 4. 430 a 3–5. Diese Aussagen stehen ebenfalls unter der Voraussetzung des aristotelischen Begriffes der Identität.

Der Behauptung der Identität von Denken und Gedachtem bei den materielosen Dingen korrespondiert an der eben zitierten Stelle in De Anima III 4 die Behauptung, daß die Dinge, die Materie haben, nur der Möglichkeit nach Gegenstände des Denkens sind, in ihnen das Denkbare nur der Möglichkeit nach gegenwärtig ist (430 a 6f.). Erst dann, wenn das Denken die Form, das heißt die intelligiblen Eigenschaften ohne die Materie, im Begriff erfaßt, ist aus dem potentiellen ein aktueller Denkgegenstand geworden. In diesem Stadium der Aktualität sowohl des Denkens als des materielosen Denkgegenstandes ist „Denken und Gedachtes dasselbe". Die Lehre, daß die Dinge, die Materie haben, nur der Möglichkeit nach Gegenstände des Denkens sind, gründet bei Aristoteles in der Lehre vom Primat der Realität gegenüber der Erkenntnis. Diese Lehre kommt bei Aristoteles in vielen Zusammenhängen und Versionen zum Ausdruck und spielt auch in seinen Analysen des Phänomens des Relativen eine wichtige Rolle.

In Metaphysik Δ 15 führt er bei der Klassifikation des Relativen als Beispiele einer besonderen Form des Relativen das Meßbare, das Wißbare, das Denkbare und das Sichtbare an. Das Argument, mit dem er die Eigenart dieser Klasse von Beispielen zu erklären versucht, ist der Hinweis darauf, daß dasjenige, was gemessen, gewußt, gedacht oder gesehen wird, ein selbständiges Sein hat, das unabhängig davon ist, daß es Gegenstand des Messens, Wissens, Denkens oder Sehens ist. Aristoteles will damit seine Behauptung begründen, daß diese Dinge relativ genannt werden nicht etwa, weil sie ihrem eigenen Wesen gemäß in Beziehung zu etwas anderem stehen, wie das Doppelte oder das Halbe, sondern deswegen, weil etwas anderes auf sie bezogen wird. Was Aristoteles ausdrücken will, hat W. D. Ross treffend so formuliert: „. . . that knowledge and perception are relative to reality in a way in which reality is not relative to them" (Ross 1924 I: 331).

Diesen Gedanken hat Aristoteles auch in der Kategorienschrift ausgeführt. Nachdem er im Kapitel 7 (vgl. Cat. 13. 14 b 27–33) auf das Phänomen der Gleichzeitigkeit eingegangen ist, das bei den meisten Relativa festzustellen sei (Beispiele: Doppeltes – Halbes, Herr – Knecht), und nachdem er erklärt hat, daß entsprechend für die meisten Relativa die wechselweise Aufhebung gelte (Beispiele: ohne Doppeltes kein Halbes, ohne Halbes kein Doppeltes), geht Aristoteles im Anschluß daran (7 b 22–38) auf den Sonderfall ein, der ihm in dem Verhältnis von Erkenntnis und Realität vorzuliegen scheint. Es gibt noch zahlreiche andere Stellen, wo Aristoteles die These vom Primat der Realität gegenüber der Erkenntnis formuliert, zum Beispiel Cat. 12. 14 b 18–23,

Metaphysik Γ 5. 1010 b 30ff., Θ 10. 1051 b 6ff., I 1. 1053 a 30ff., 6. 1056 b 34ff., 1057 a 9ff. Siehe auch Kommentar S. 339.

Die ontologische Ungleichzeitigkeit von Realität und Erkenntnis, die Aristoteles registriert, ändert freilich nichts an der epistemologischen Gleichzeitigkeit von Erkenntnis und Erkanntem beziehungsweise von Wahrnehmung und Wahrgenommenem. Aristoteles kann diese Unterscheidung begründen durch Anwendung der Unterscheidung von Potentialität und Aktualität, wie das in De Anima III 2 geschieht, wo ausgeführt wird, daß die wirkliche Wahrnehmung und das wirkliche Wahrnehmbare notwendig gleichzeitig und ihrer Wirklichkeit nach ein und dasselbe, obgleich begrifflich verschieden sind; dagegen sind die mögliche Wahrnehmung und das mögliche Wahrnehmbare nicht identisch. Zwar nicht als selbständiges, fürsichseiendes Ding, wohl aber als wahrgenommener Gegenstand, insofern er wahrgenommen wird, ist das Wahrnehmbare mit der Wahrnehmung im Akt der Wahrnehmung identisch. Diese Aussagen zeigen, daß Aristoteles auch da, wo er eine besondere Art des Relativen und eine ontologische Ungleichzeitigkeit und Verschiedenheit konstatiert, wie in der Beziehung von Realität und Erkenntnis, gleichwohl die epistemologische Gleichzeitigkeit und Identität dieser Relativa behauptet. Unter Voraussetzung dieser so verstandenen Relation von Wissen und Wißbarem, Denken und Denkbarem, Wahrnehmung und Wahrnehmbarem hat Aristoteles auch das Phänomen der Selbstwahrnehmung und der Selbsterkenntnis behandelt (Oehler 1974). Analog zur Wahrnehmung, die im Akt der Wahrnehmung mit dem Wahrgenommenen gleichzeitig und identisch ist, gilt das Entsprechende für das Verhältnis von Denken und Gedachtem. Auch die Lehre der Untrennbarkeit der Wahrnehmung vom Wahrnehmungsgegenstand im aktuellen Vollzug der Wahrnehmung (vgl. De Anima III 2. 425 b 25–426 a 25) ist nicht ohne Einfluß auf Aristoteles' Lehre der noetischen Identität, das heißt der Lehre der Identität von Nus und Noeton geblieben.

Die Stelle 7 b 35–8 a 12 ist, wie Rolfes richtig notiert (Rolfes 1925: 81), „zum voraus und im weitesten Sinne" eine Absage an den Kantischen Idealismus. Auch die Sinnesqualitäten sind nach Aristoteles Eigenschaften der Dinge selbst. In Anbetracht der Tatsache, daß die Lehre von der Subjektivität der Sinnesqualitäten bereits von Protagoras aufgestellt und auch von Demokrit und anderen vertreten wurde, überrascht die Selbstverständlichkeit und Problemlosigkeit, mit der Aristoteles hier (und in anderen vergleichbaren Kontexten) argumentiert.

23,15 (8 a 13ff.) „Es hat seine Schwierigkeit mit dem Problem, ob, wie es scheint, keine Substanz als Relativum bezeichnet wird oder ob das bei einigen der zweiten Substanzen möglich ist." Der Rest des Kapitels ist dem Versuch gewidmet, dem argumentativen Zwang zu entkommen, bestimmte Substanzen als Relativa gelten zu lassen. Könnten Substanzen als Substanzen gleichzeitig etwas Relatives darstellen, würde dies zu Überschneidungen der einzelnen kategorialen Bestimmungen führen, was der angestrebten Klasseneinteilung des Kategoriensystems abträglich wäre. Von daher ist Aristoteles' Anliegen verständlich und sachlich gerechtfertigt. Es läßt sich jedoch anmerken, daß innerhalb des aristotelischen Systems die Abgrenzung zwischen dem Substanz-

begriff und den Elementen der nichtsubstantiellen Kategorien allgemein schwierig bleibt, da alles Nichtsubstantielle gemäß Definition des Inseins von Cat. Kap. 2. nur an den Substanzen vorkommen und daher nicht losgelöst von diesen betrachtet werden kann. Ferner ist alles Nichtsubstantielle auch durch die Prädikatstruktur an die Substanz gebunden. Analog zur Betrachtungsweise des Relativen geht Aristoteles auch bei der Erläuterung des Zahlbegriffs als einer quantitativen Bestimmung vor. So rekurriert auch die Zahl stets auf eine zugrunde liegende Menge und kann nicht unabhängig von dieser verstanden werden. Doch das quantitative Element liegt nicht in den zu zählenden Dingen selbst, sondern es zeigt sich nur in der bestimmten Betrachtungsweise, die an die Dinge unabhängig von ihrer Substantialität herangetragen wird. Um welche Art der Bestimmung es sich jeweils handelt, ergibt sich daher nur aus der Prädikatstruktur.

Die Frage, ob Substanzen etwas Relatives sein können, wird von Aristoteles jedoch unter einem anderen Aspekt untersucht. Aristoteles zählt auch die Teile von Substanzen zu den Substanzen und fragt sich daher, ob zum Beispiel Körperteile durch ihre Beziehung zu dem zugehörigen Körper als etwas Relatives aufgefaßt werden müssen. In diesem Fall wäre eine Substanz nicht nur Träger des Relativen, sondern sie wäre selbst ein Relatives. Gemäß der zu Beginn dieses Kapitels formulierten Definition müßte dann zum Beispiel der Ausdruck „Hand" einen Genitiv implizieren, der angibt, wessen Hand gemeint ist. Für den Bereich der ersten Substanzen verneint Aristoteles die Relativität von Körperteilen zu dem zugrunde liegenden Körper, „die individuelle Hand wird nicht in bezug auf etwas als individuelle Hand bezeichnet" (8 a 19), während es bei einigen der zweiten Substanzen zweifelhaft ist. Worauf sich hier die unterschiedliche Beurteilung zwischen ersten und zweiten Substanzen gründet, bleibt unerörtert. Festzuhalten ist hier, daß Aristoteles im Bereich der zweiten Substanzen den Zusammenhang zwischen Körperteil und zugehörigem Körper gemäß seiner erstgenannten Definition als Relatives auffaßt. Unerörtert bleibt die diesbezügliche Differenz zwischen ersten und zweiten Substanzen vielleicht deshalb, weil Aristoteles voraussetzt, daß sie klar ist: erste Substanzen werden, von ihrem Wesen her, durch Nominatoren bezeichnet („individuelle Hand" = „diejenige Hand, welche . . ."), und Nominatoren sind keine Relationen; zweite Substanzen aber sind, als Allgemeinbegriffe, prinzipiell Relativa (nach 1. Kriterium).

23,33 (8 a 28 ff.) „Wenn nun die angegebene Definition der Relativa hinreichend war . . ." Aristoteles sieht sich angesichts dieser Problemlage veranlaßt, sein am Anfang des Kapitels eingeführtes Kennzeichen für Relativa zu revidieren und ihm eine Fassung zu geben, die Formulierungen nahesteht, wie er sie in Topik VI 4. 142 a 29 und 8. 146 b 3 gewählt hat. Diese zweite Definition (8 a 31 ff.) rekurriert auf das Sein der Fundamente und nicht nur auf deren Namen. Sie lautet: Relativa sind solche Dinge, „für die das Sein dasselbe ist wie das auf irgendeine Weise zu etwas Sichverhalten". Es wird deutlich, daß es zur Kennzeichnung des Relativen nicht mehr hinreichend ist, die Relationalität mit Hilfe eines Namens zu sagen (*λέγειν*), sondern die Relationalität muß von ihren Fundamenten ausgesagt werden können (im Sinne des *κατηγορεῖσθαι*).

Mit dieser Definition erfaßt Aristoteles den Typus von Relationen, der in der modernen Diskussion als intern (essentiell) bezeichnet wird. Eine Relation heißt intern, wenn sie das Wesen der zugrunde liegenden Dinge in begrifflicher Hinsicht beeinflußt. Das heißt: Einzeln, ohne Beziehung auf ein Korrelatives, sind die Fundamente einer internen Relation überhaupt nicht denkbar. So ist es für einen Vater als Vater zum Beispiel wesentlich, Kinder zu haben. Aber das bedeutet nicht, daß ein Mensch (oder sonst ein Ding) eine interne Beziehung zu etwas anderem, in diesem Fall einem Kind, hätte: es heißt nur, daß wir nur solche Personen als „Vater" bezeichnen dürfen, für die es ein x gibt, derart, daß x Kind von y ist. Nichtinterne Relationen heißen extern. Ein Beispiel einer externen Relation wäre etwa die räumliche Anordnung, denn in den meisten Fällen ändert sich offensichtlich nichts Wesentliches an den Gegenständen, wenn sie verschieden angeordnet werden.

Aristoteles will im Grunde darauf hinaus, daß zweite Substanzen (=natürliche Arten) keine Relativa sind – und damit hat er ja recht. Die Schwierigkeit entsteht allein aus der problematischen These, daß Körperteile Substanzen sind. Diese These ist das *πρῶτον ψεῦδος*. Wenn Körperteile Substanzen sind, haben sie auch zweite Substanzen. Aber zweite Substanzen (auch von Körperteilen) sind nun einmal Relativa. Um seine Abgrenzung zu retten, ist Aristoteles gezwungen, die Relativa-Definition einzuengen.

Wie anfangs erwähnt, bereitete es von jeher Schwierigkeiten, den Unterschied der beiden hier vorgestellten Definitionen des Relativen präzise anzugeben. Ein Konsensus bezüglich der Abgrenzung der beiden Kriterien besteht wohl nur über folgende vier Punkte (vgl. Ackrill 1963: 101f.):

(1) Nach der Meinung des Aristoteles macht das erste Kriterium Teile von Substanzen wie Köpfe und Hände zu Relativa, das zweite Kriterium dagegen nicht.

(2) Das erste Kriterium bezieht sich hauptsächlich auf den sprachlichen Ausdruck, der von den Dingen nur gesagt zu werden braucht, während bezüglich des zweiten Kriteriums die Relationalität auch ausgesagt werden muß, das heißt, im letzteren Fall muß sich die Relationalität auf das Sein der Fundamente beziehen. Dieser Sachverhalt wird auch durch die traditionelle Unterscheidung zwischen „secundum dici" und „secundum esse" ausgedrückt.

(3) Das erste Kennzeichen ist umfassender als das zweite, denn dasjenige, was das zweite Kennzeichen erfüllt, erfüllt auch das erste (8 a 33).

(4) Im Gegensatz zu dem ersten Kriterium folgt aus der zweiten Definition, daß man dasjenige, worauf sich das Relative bezieht, „genau kennen" muß (8 b 15–19).

Nach Aristoteles' Argumentation bewirkt gerade Punkt (4), daß Körperteile kein Relatives darstellen; denn für die wesensmäßige Erfassung von Körperteilen scheint nach Aristoteles' Ansicht die Kenntnis, wessen Hand zum Beispiel gemeint ist, nicht erforderlich zu sein. Der hauptsächliche Unterschied scheint also darin zu bestehen, daß gemäß dem ersten Kriterium etwas als ein Relativum gelten kann, ohne daß man weiß, wovon es ein Relativum ist, das heißt, wozu es in einer Relation steht. Die Stichhaltigkeit dieser aristotelischen

Begründung ist abhängig von der angemessenen Interpretation der Formulierung: „. . . wenn jemand irgendein Relativum bestimmt kennt, er auch dasjenige bestimmt kennen wird, worauf es bezogen ist" (8 a 37 f). Unter der Wendung „bestimmt kennen" kann sinnvollerweise nur folgendes verstanden werden: Wenn ich zum Beispiel von jemandem weiß, daß er ein Vater ist, so weiß ich ebenso sicher, daß er mindestens ein Kind hat. Etwas Relatives bestimmt kennen, heißt in diesem Beispiel, zu wissen, daß sich der Ausdruck „Vater" von irgend jemandem prädizieren läßt. Mit dem Ausdruck „Vater" ist nun unmittelbar das Prädikat „Kind" verbunden, das notwendigerweise auch jemandem zukommen muß. Dadurch kenne ich dann auch das Korrelative des Vaters genau. Anders verhält es sich dagegen in der Beziehung zwischen Körperteilen und Körpern. Weiß ich zum Beispiel sicher, daß etwas ein Kopf ist, so brauche ich nicht notwendig zu wissen, ob es sich um einen Menschenkopf oder um einen Pferdekopf handelt, das heißt, die Definition des Kopfes ist für Aristoteles unabhängig von der Art des zugehörigen Körpers. Ferner bezieht sich der Ausdruck „etwas bestimmt kennen" nicht auf einzelne Fundamente einer Relation, in dem Sinne, daß ich wissen muß, welches Kind zu welchem Vater gehört. Es ist hinreichend, überhaupt zu wissen, daß ein Vater jemand ist, der ein Kind hat. Zusammenfassend läßt sich sagen, daß ein Vater genau dadurch definiert ist, daß er ein Kind oder mehrere Kinder hat, während eine Hand oder ein Kopf sich unabhängig von dem zugehörigen Körper definieren läßt (*αὐτὸ μὲν ὅπερ ἐστὶν ὡρισμένως ἔστιν εἰδέναι*, 8 b 16f.). Mag diese letzte Feststellung uns auch seltsam anmuten, so sollte sie doch vor dem Hintergrund der aristotelischen Annahmen gesehen werden. Offensichtlich sah er die physischen Teile von Substanzen wieder als selbständige Substanzen an. Daraus läßt sich schließen, daß er die Beziehung zwischen Körperteil und zugehörigem Körper unter dem vorliegenden Aspekt der Untersuchung als nicht in starkem Maße bindend ansah.

Zu beachten ist, daß in 8 a 35–b 19 nur von dem Erfordernis beziehungsweise Nichterfordernis des Wissens oder Kennens dessen, worauf etwas bezogen ist, die Rede ist, dagegen wird natürlich nicht behauptet, daß ein Kopf oder eine Hand, insofern es ein Kopf oder eine Hand ist, niemandes Kopf oder Hand sein könne, was Unsinn wäre. Denn ich weiß eo ipso von einem Kopf, daß er der Kopf eines (sit venia verbo) Beköpften ist oder war. Ein abgetrennter oder toter Körperteil allerdings ist nach der Auffassung des Aristoteles nicht mehr Kopf oder Hand etc. im genauen Sinne, weil er die ihm eigentümliche Funktion des lebendigen Organs nicht mehr hat. Vergleiche De interpretatione 11. 21 a 23; Metaphysik *Z* 10. 1035 b 23–25; De Anima II 4. 412 b 20–22; Politik I 2. 1253 a 20–25.

Mit einem Schluß a fortiori möchte Aristoteles seine Argumentation abschließen: Wenn diese Dinge, wie Kopf oder Hand und dergleichen, die alle Substanz sind, nicht relativ sind, dann gilt, daß keine Substanz relativ ist (8 b 20f.). Aristoteles scheint zu meinen, daß, wenn Substanzen, die anerkanntermaßen Teile von etwas sind, wie die Körperteile, genau gekannt werden können, ohne daß man das zu kennen braucht, wovon sie in concreto Teile sind, daß dann diese Substanzen nicht relativ sein können; wenn aber diese

Substanzen nicht relativ sind, dann ist überhaupt keine Substanz relativ. Selbst wenn die Argumentation bezüglich der Nichtrelationalität von Körperteilen Fragen offenläßt, so ist doch das Fazit, daß Substanzen nichts Relatives darstellen, überzeugend. Es deckt sich auch mit unserem heutigen Verständnis, wonach eine Outrierung des Relationsgedankens dessen erklärende Kraft einbüßt. Es wird deutlich, daß Aristoteles, wie so oft in dieser Schrift, auch hier vor einem Abgrenzungsproblem steht, diesmal auf der Suche nach einem Kriterium für das Relative.

Die erste Definition des Relativen lautet: „Relativa werden solche Dinge genannt (*λέγεται*), von denen gesagt wird (*λέγεται*), daß sie das, was sie genau sind, bezüglich anderer Dinge oder in irgendeinem sonstigen Verhältnis zu anderem sind" (*Πρός τι δὲ τὰ τοιαῦτα λέγεται, ὅσα αὐτὰ ἅπερ ἐστὶν ἑτέρων εἶναι λέγεται ἢ ὁπωσοῦν ἄλλως πρὸς ἕτερον*, 7. 6 a 36–37). Trendelenburg (1846: 118) hat richtig beobachtet, daß gemäß dieser Definition alle Begriffe relativ sind, deren sprachlicher Ausdruck der Ergänzung eines Kasus, eines Genitivs oder eines Dativs, bedarf. Das wird durch die der Definition nachfolgenden Beispiele belegt. Der Zusatz in der Definition „oder in irgendeinem sonstigen Verhältnis zu anderem" (*ἢ ὁπωσοῦν ἄλλως πρὸς ἕτερον*) bezieht sich vornehmlich auf die Ergänzung durch den Dativ; vergleiche 6 b 9 und 23: *καὶ τὸ ὅμοιον τινὶ ὅμοιον λέγεται*, oder 6 b 34: *τὸ ἐπιστητὸν ἐπιστήμῃ ἐπιστητόν*. Das in der ersten Definition formulierte Kriterium des Relativen besteht also in einem grammatischen Kennzeichen. Da der Gebrauch der Kasus aber vieldeutig ist, fehlt diesem Kriterium die eindeutige Bestimmtheit. Die Entscheidung darüber, ob etwas ein Relatives ist oder nicht, ist auf diese Weise dem (griechischen) Sprachgebrauch anheim gegeben. Auch spielt hier der Sache nach die Unterscheidung hinein, die später in der Grammatik zwischen dem Genitivus subiectivus und dem Genitivus obiectivus vorgenommen wurde. Derjenige Genitiv, der für Aristoteles in der Kategorie des Relativen allein relevant ist, ist der Genitiv des Objektes; er hat die Funktion, einen unvollständigen Begriff zu ergänzen, zum Beispiel *ἐπιστήμη ἐπιστητοῦ, μεῖζον τινός* etc.; dem entspricht die Dativverbindung, zum Beispiel *ὅμοιον τινί*. Wäre auch der Genitiv des Subjektes Merkmal des Relativen, so würde jedesmal dann, wenn ein Genitivus subiectivus zu einem Substanzausdruck dazugestellt würde, die Substanz zu einem Relativum gemacht. Auf diese Weise würden nicht nur die echten Relativa in doppelter Hinsicht relativ, zum Beispiel *ἐπιστήμη* hinsichtlich des Objektes, aber auch des Subjektes, sondern es würde auf diese Weise überhaupt alles zu Relativem gemacht. In Metaphysik Δ 15. 1021 a 31–33 spricht sich Aristoteles ausdrücklich dagegen aus, daß zum Beispiel die *διάνοια*, statt auf das *διανοητόν* bezogen zu werden, relativ zum Denkenden aufgefaßt wird: *τό τε γὰρ διανοητὸν σημαίνει ὅτι ἔστιν αὐτοῦ διάνοια, οὐκ ἔστι δ' ἡ διάνοια πρὸς τοῦτο οὗ ἐστὶ διάνοια* (*δὶς γὰρ ταὐτὸν εἰρημένον ἂν εἴη*). Vergleiche Alexander von Aphrodisias, In Met., CAG I 407 ff. Die Unterscheidung der zwei Arten des Genitivs liegt der Sache nach in Ansätzen bei Aristoteles schon vor (vgl. zum Beispiel Topik IV 4. 124 b 33). Trotzdem gewinnt diese Unterscheidung bei ihm keine heuristische Funktion. Daher auch seine Unsicherheit bei der Behandlung des Korrelates (*ἀντιστρέφον*), 6 b 28 ff. und 7 a 12 ff. Daß die Behauptung der Relativi-

tät des Endlichen nicht die Absicht des Aristoteles war, ja daß er, im Gegenteil, auf die Abwehr dieser Auffassung großen Wert legte, lehrt gerade seine intensive Bemühung um den Nachweis (8 a 13ff.), daß keine Substanz relativ ist. Die Art, wie er diesen Nachweis zu erbringen sucht, zeigt, daß er die Mehrdeutigkeit des Genitivs und überhaupt die Mehrdeutigkeit des grammatischen Zeichens erkannt hat. Aus dieser Erkenntnis, daß der Maßstab des ersten Kriteriums in die Irre, daß heißt in die Ungenauigkeit des bloßen Sprachgebrauches führt, hat er 8 a 31ff. eine Revision vorgenommen und ein neues Kriterium eingeführt, das sich nicht mehr von dem grammatischen Ausdruck leiten läßt, sondern sich an dem Sein der Sache orientiert bzw. orientieren möchte. Das bedeutet, daß nicht mehr das Gesagtwerden (*λέγεσθαι*), sondern von nun an das Sein (*τὸ εἶναι* 8 a 32) der leitende Gesichtspunkt für die Bestimmung des Relativen sein soll. Dieses *εἶναι* des Relativen, d. h. sein Sein, das zugleich sein Wesen ist, soll darin bestehen, daß es sich zu etwas irgendwie verhält (8 a 31f.: *ἔστι τὰ πρός τι οἷς τὸ εἶναι ταὐτόν ἐστι τῷ πρός τί πως ἔχειν*). Boethos hat, wie Simplikios (In Cat., CAG VIII 163, 6ff.; 202, 1ff.) berichtet, die grammatische Norm des ersten Kriteriums (*τὸ λέγεσθαι πρὸς ἄλληλα*) Platon zugeschrieben. Dieser Vermutung widerspricht Simplikios, dem Trendelenburg (1846: 120, 2) folgt. Hinsichtlich der Stichhaltigkeit auch des zweiten Kriteriums haben die Kommentatoren seit alters ihre Zweifel gehabt.

Wenn man die zwei Stellen, wo Aristoteles den Begriff des Relativen ausführlich behandelt, nämlich Cat. 7 und Met. Δ 15, miteinander vergleicht, so fällt auf, daß an der Metaphysikstelle eine Bezugnahme auf das Merkmal der Kasus und überhaupt auf das Zeichen der grammatischen Ergänzung fehlt, statt dessen der Umfang des Begriffs des Relativen nach dem Sein (Wesen) der Sache eingeteilt wird. Dagegen findet in der Kategorienschrift nicht so sehr eine Einteilung als vielmehr eine Aufzählung von Arten des Relativen statt, und zwar ohne ein erkennbares allgemeines Konzept, das schon die alten Kommentatoren vergeblich gesucht haben (vgl. Simplikios, In Cat., CAG VIII 160, 28ff.). Im Unterschied dazu läßt die Stelle der Metaphysik den Einteilungsgesichtspunkt und die diesem entsprechende Anordnung erkennen. Die anfänglichen drei Klassen des Relativen (1. das Verhältnis der Zahlen, 2. das Verhältnis des Erzeugenden zum Erzeugten, 3. das Verhältnis des Gemessenen zum Maß, des Gegenstandes zur Erkenntnis) werden dadurch auf zwei Klassen reduziert, daß (1) und (2) zu einer einzigen Klasse zusammengefaßt werden. Durch diese Reduktion wird das Relative in solches geteilt, dessen Sein (Wesen) die Relation auf ein anderes ist (*διπλάσιον ἥμισυ, θερμαντικὸν θερμαντόν*) und in solches, das deswegen relativ ist, weil ein anderes auf es bezogen wird (*ἐπιστητὸν πρὸς ἐπιστήμην*). Das Doppelte existiert nur, insofern es eine Einheit gibt, die dann die Hälfte des Doppelten darstellt. Der Gegenstand des Messens oder des Erkennens existiert aber auch dann, wenn er nicht gemessen beziehungsweise nicht erkannt wird. Er wird erst dadurch relativ, daß sich ein anderes auf ihn bezieht (Metaphysik Δ 15. 1021 a 26ff.). Diese Zweiteilung begegnet auch Metaphysik Ι 6. 1056 b 34. Die in der Kategorienschrift aufgeführten zahlreichen Arten des Relativen sind nicht nach diesem dichotomischen Gesichtspunkt geordnet. Ein allgemeines Einteilungsprinzip ist in Kapi-

tel 7 nicht erkennbar. Die dort aufgeführten Arten des Relativen stimmen mit denen in Metaphysik Δ 15 nur partiell überein. Darüber hinaus enthält die Metaphysikstelle noch eine terminologische Fixierung, die in dem Kategorienkapitel fehlt: das Relative κατὰ συμβεβηκός. (Met. Δ 15. 1021 b 8–11: „Es gibt aber auch Relatives in akzidentellem Sinne. Zum Beispiel ist der Mensch ein Relatives, weil er akzidentell das Doppelte von einem anderen ist und doppelt zum Relativen gehört, oder das Weiße ist relativ, falls demselben Gegenstand beides zukommt, doppelt so groß und weiß zu sein.") Gemeint ist der Fall, daß die Eigenschaft des Relativen zu Gegenständen hinzutritt, die begrifflich, das heißt definitionsgemäß, nicht zum Relativen gehören. In dem für den Begriff des Relativen ebenfalls wichtigen Kapitel 13 der Sophistischen Widerlegungen nennt Aristoteles ein anderes instruktives Beispiel: das Ungerade, das als Zahl nicht zum Relativen gehört, aber gleichwohl relativ ist, nämlich als Zahl, die, durch zwei geteilt, eine Einheit als Mitte zwischen beiden Teilen übrigläßt. (Soph. Wid. 13. 173 b 8–9: „Das Ungerade ist eine Zahl, die eine Mitte hat [τὸ περιττὸν ἀριθμὸς μέσον ἔχων]. Es gibt aber eine ungerade Zahl. Folglich gibt es eine Zahl, die eine Mitte habende Zahl ist." Vergleiche auch das anschließende Beispiel der Stumpfnasigkeit und die Bemerkung des Aristoteles, daß diese Begründungen tautologisch erscheinen, ohne es doch eigentlich zu sein.) Der Begriff des Relativen per accidens, der in der Kategorienschrift als Terminus technicus nicht vorkommt, obwohl der mit diesem Terminus intendierte Sachverhalt auch in der Kategorienschrift schon gegenwärtig ist (das Beispiel des Sklaven: ein Mensch, der Sklave ist, ist als solcher jemandes Sklave, gehört aber gleichwohl in die Kategorie der Substanz, nicht des Relativen), ist für Aristoteles ein wichtiges Instrument in seiner Strategie der Verhinderung, daß die Substanzen in Relatives sich verwandeln. Folgerichtig hat er auch an keiner Stelle die Beziehung des Teiles zum Ganzen als Merkmal des Relativen behauptet. Anderenfalls wäre die Schlußfolgerung nicht zu verhindern gewesen, daß alle Substanzen Relativa sind. Diese Verhinderung war für Aristoteles ohnehin eine schwierige Aufgabe, wie gerade das 7. Kapitel der Kategorienschrift zeigt. Trotzdem ist für ihn selbstverständlich, die physischen Teile der Substanzen wiederum als Substanzen aufzufassen. Vergleiche Cat. 5. 3 a 29ff., 7. 8 b 15ff.

Allgemein läßt sich sagen, daß bei der Bestimmung des Relativen in der Kategorienschrift, in der Topik und in den Sophistischen Widerlegungen das grammatische Kennzeichen der Ergänzung durch einen Kasus vorherrschend ist, dagegen ist in der Metaphysik das reale Verhältnis der Sache der Maßstab dieser Bestimmung. In dieser letzteren Weise wird von Aristoteles an anderer Stelle auch das Kontinuierliche als Relativum bezeichnet und auch die Materie und die Form (Phys. II 2. 94 b 8).

24,29 (8 b 21–24) „Es ist vielleicht schwierig, sich über solche Fragen exakt zu äußern, ohne sie oft untersucht zu haben". Diese Schlußbetrachtung bezieht sich entweder auf das ganze Kapitel 7 oder nur auf den Teil des Kapitels ab 8 a 28, der es mit dem Nachweis zu tun hat, daß keine Substanz relativ ist. Zu diesem Zweck hat Aristoteles (8 a 31 f.) eine neue Definition des Relativen eingeführt: „Relativ sind Dinge, für die das Sein dasselbe ist wie das in bestimm-

ter Weise zu etwas Sichverhalten" (*ἔστι τὰ πρός τι οἷς τὸ εἶναι ταὐτόν ἐστι τῷ πρός τί πως ἔχειν*). Wenn sich die Schlußbemerkung 8 b 21 ff. nur oder besonders auf den versuchten Nachweis, daß keine Substanz relativ ist, bezieht, so bedeutete dieser Sachverhalt eine stärkere Infragestellung seiner Argumentation ab 8 a 28, als wenn sich das am Schluß geäußerte Bedenken wegen der Schwierigkeit, sichere Aussagen über solche Gegenstände zu machen, auf das ganze Kapitel 7 bezöge. Keine dieser Möglichkeiten ist vom Text her ausgeschlossen, obwohl die Tatsache, daß Aristoteles früher im Kapitel 7, verleitet durch die Zweideutigkeit des Genitivs (subiectivus und obiectivus), von *πηδάλιον πηδαλιωτοῦ, κεφαλὴ κεφαλωτοῦ* (7 a 12, 16) redet, aber später (8 a 13 ff.) das Verhältnis, das in diesen Beispielen zum Ausdruck gebracht werden soll, wieder aufgeben muß zugunsten des Nachweises, daß keine Substanz relativ ist, eher dafür zu sprechen scheint, daß sich die Schlußbetrachtung, die die Schwierigkeit der Untersuchung betont, auf das ganze Kapitel 7 bezieht.

In jedem Falle zeigt die Schlußbetrachtung 8 b 21–24 deutlich, daß Aristoteles ein Bewußtsein von der Bedeutung des Gegenstandes, des Relativen, gehabt hat, und auch davon, daß er in diesem Kapitel dabei ist, die Struktur des Relativen zu entdecken oder jedenfalls damit ein wesentliches Stück weiterzukommen und die Resultate zu systematisieren. Aus den wenigen Worten spricht derselbe Pioniergeist wie am Ende der Topik (183 b 35 f.), wo er den Ruhm für sich in Anspruch nimmt, der erste zu sein, der eine solche Darstellung (*πραγματεία*) vorlegt. Wie hinsichtlich der Topik (Oehler 1969: 56; v. Weizsäcker 1973: 224), so kann auch nicht bezüglich des 7. Kapitels der Kategorienschrift davon die Rede sein, daß es keinerlei Vorarbeiten von anderer Seite gegeben hätte. Auch über das Relative hatten Platon (Scheibe 1967) und die Akademie (Hambruch 1904) vorgearbeitet. Aber die zentrale Thematisierung, die entscheidende Weiterführung der Analyse und die lehrhafte, systematische Darstellung waren zweifellos Aristoteles' Verdienst.

Wie das 7. Kapitel der Kategorienschrift zeigt, hat Aristoteles nicht unbeträchtliche Schwierigkeiten, relative Terme gegen nichtrelative abzugrenzen. Diese und andere technische Schwierigkeiten erwachsen ihm unvermeidlich aus dem Umstand, daß seine Analysen gewöhnlich den Regeln einer klassifikatorischen Logik folgen, Relationsausdrücke indes wegen ihrer andersartigen logischen Form nicht wie klassifikatorische Ausdrücke behandelt werden können, sondern eine relationenlogische Darstellung verlangen. Aristoteles macht noch nicht die Unterscheidung, die die moderne Logik macht, wenn sie zwischen einstelligen und mehrstelligen Prädikatoren und so zwischen Eigenschaftsausdrücken und Relationsausdrücken unterscheidet. Diese Präzisierung fehlt bei Aristoteles. Es kann aber die Tatsache nicht übersehen werden, daß Aristoteles mit dem Problem der Logik der Relativa konfrontiert ist und daß er darauf eingeht. Es kommt bei ihm zur Formulierung relationenlogischer Regeln, wobei jedoch auch hier sein Hauptaugenmerk auf das „Seiende" gerichtet bleibt, auch wenn er sich in seiner praktischen Vorgehensweise am Sprachgebrauch orientiert.

Er beobachtet Eigenschaften von Relativa, etwa die Gleichzeitigkeit, die zwischen einigen Relativa besteht, sowie konverse Relationen: ohne Doppeltes

kein Halbes, ohne Halbes kein Doppeltes etc. Die größte Schwierigkeit bereitet ihm die korrekte Abgrenzung der Relativa. Der Grund dafür ist schon genannt. Seine Analyse von Begriffen folgt im allgemeinen den Regeln einer klassifikatorischen Logik. Ein Klassenbegriff drückt in einer Prädikation die Zugehörigkeit eines Elementes zur Klasse aus, ein Relativbegriff dagegen zeigt die Beziehung eines Dinges zu einem anderen an. Die Struktur der beiden Begriffstypen ist verschieden. Deshalb war die Aporie, in die Aristoteles bei der Behandlung der Relativausdrücke geriet, logisch unvermeidlich. Es fehlten ihm eindeutige Abgrenzungskriterien.

Ein Beispiel dafür ist seine Behauptung, daß „groß" nicht eine Quantität, sondern ein Relativum bezeichnet. Er übersieht, daß die logische Form des komparativen Ausdruckes „größer" verschieden ist von dem klassifikatorischen Ausdruck „groß". Die Sätze „*a* ist groß" und „*a* ist größer als *b*" haben nicht dieselbe logische Form. Die Überlegung des Aristoteles, daß das Prädikat „groß" ein Verhältnis ausdrückt, ist richtig: etwas kann sinnvoll nur „groß" genannt werden mit Bezug auf etwas anderes. Aber „groß" (bzw. „klein") drückt dieses Verhältnis nur implizit aus, das heißt läßt eine weitere Bestimmung zu, etwa in der Form des grammatischen Kennzeichens einer Ergänzung durch einen Kasus, wie im Griechischen zum Beispiel durch den Genitivus comparativus, wie das Prädikat „größer". Man könnte auch sagen: „*a* ist groß" ist zwar nicht syntaktisch, aber semantisch ergänzungsbedürftig. Die moderne Relationenlogik mit ihrer Unterscheidung zwischen einstelligen und mehrstelligen Prädikatoren und entsprechend zwischen Eigenschaftsausdrücken und Relationsausdrücken entgeht der Falle, die Aristoteles nicht sah.

Die Texte zeigen, daß Aristoteles mit Problemen der Logik der Relativa konfrontiert war, und sie zeigen auch, daß er ein Bewußtsein von der logischen Besonderheit der Relativausdrücke gehabt hat. Die Schwierigkeiten, die er bei ihrer logischen Bestimmung hatte, signalisieren die Tatsache, daß er sich bei ihrer Behandlung an den Grenzen seines logischen Systems bewegte, aber nicht weniger an den Grenzen seines Kategoriensystems (vgl. Ackrill 1963: 109), dessen Fundament identisch ist mit der Form der Subjekt-Prädikat-Sätze.

Einige Regeln, die relationenlogisch relevant sind, finden sich in der Topik, zum Beispiel II 10. 114 b 38–115 a 14, wo Aristoteles Regeln mit Bezug auf den Topos des „Mehr" (*μᾶλλον*) formuliert.

Aristoteles beschäftigt sich dort auch mit dem Verhältnis konverser Relationen und stellt fest, daß, wenn eine Relation eine andere zur Folge hat, so wie das Dreifachsein das Vielfachsein, die Umkehrung der ersten auch die Umkehrung der zweiten zur Folge haben muß, Topik II 8. 114 a 13–17. Solche Beispiele konverser Relationen sind keine Seltenheit. Ein weiteres Prinzip schließt sich direkt daran an. Es besagt: Wenn aus ‚xR_1y' folgt ‚xR_2y', dann folgt aus ‚Es ist möglich, daß $y\breve{R}_1x$' auch ‚Es ist möglich, daß $y\breve{R}_2x$': Topik II 8. 114 a 17–20. Beispiel: R_1 sei ‚sieht', R_2 sei ‚nimmt wahr'.

Weitere relationenlogische Regeln finden sich im Kapitel 36 des 1. Buches der Analytica Priora, wo Aristoteles über die Bedeutung des Wortes *ὑπάρχειν* („zukommen") feststellt, daß dieses Wort, das die Relation der Terme einer Proposition ausdrückt, viele Bedeutungen hat, das heißt für zahlreiche

Arten des Zukommens oder der Relation steht, und daß die Art der Relationen in den Prämissen die Art der Relation in der Konklusion bestimmt, An. Pr. I 36. 48 a 40–b 9. Weitere Regeln finden sich in An. Pr. I 36. 48 b 10–14, 14–19, 20–27. Das Kapitel zeigt, daß Aristoteles, obwohl er diese Ansätze zu einer Relationenlogik nicht weiterentwickelt hat, sich bewußt war, daß er es hier mit logischen Tatsachen sui generis zu tun hatte. Siehe W. D. Ross (1949: 407): „Aristotle never evolved a theory of these relational arguments (of which $A = B$, $B = C$, Therefore $A = C$ may serve as a typical example), but the chapter shows that he is alive to their existence and to the difficulties involved in the treatment of them."

Auch auf einen Spezialfall der Relation, die Selbstbeziehung, geht Aristoteles ein. Dieses Problem spielt bei seiner Erörterung der Möglichkeit der Selbstwahrnehmung und des Selbstbewußtseins die entscheidende Rolle. Im Unterschied zu Platon, der im Dialog Charmides die Frage, ob etwas eine Beziehung zu sich selbst haben kann, verneint, kommt Aristoteles bei der Beantwortung dieser Frage zu einem positiven Ergebnis, und zwar über eine Analyse der Identität, die er als eine Relation interpretiert. Die Identität als die Beziehung, die jeder Gegenstand zu sich selbst hat, verschafft ihm in dieser Auslegung die logische Brücke zur Bejahung der Frage, ob etwas eine Beziehung zu sich selbst haben kann; jedes Etwas steht zwar in irgendeiner Beziehung zu anderem, aber es steht auch in einer bestimmten Beziehung zu sich selbst: es hat zu sich selbst die Beziehung der Identität. Eine solche Relation der Identität liegt gerade auch in dem höchsten Punkt der aristotelischen Philosophie vor, nämlich in der Bestimmung des Ersten Unbewegten Bewegers als eines Denkens des Denkens (*νόησις νοήσεως*) (Oehler 1974: 493–506). In diesem Fall sind Denken und Gedachtes identisch. Das Denken des Ersten Unbewegten Bewegers ist dadurch charakterisiert, daß es nicht von sich selbst Verschiedenes zu seinem Gegenstand haben kann. Es ist, im Unterschied zum menschlichen Denken, totale Selbstreflexivität, während im Bereich der endlichen Erkenntnis die potenzierte Selbstbeziehung des Denkens und Wahrnehmens Aristoteles als ein Prozeß leerer Wiederholung erscheint (Met. Δ 15. 1021 a 31–b 3; Ι 1. 1053 a 31–b 3; Topik IV 4. 124 b 39f.; Soph. El. 13. 173 a 32 bis b 16).

Die Beobachtungen des Aristoteles hinsichtlich der logischen Besonderheit relationaler Ausdrücke und Sätze haben auch nach ihm nicht dazu geführt, weder in der Antike noch im Mittelalter, daß eine Logik der Relationen als eine geschlossene Theorie entwickelt worden wäre. Zwar weist Galen in seiner Einführung in die Dialektik (*Εἰσαγωγὴ διαλεκτική*) auf die Existenz von Schlüssen hin, die weder in das aristotelische noch in das stoische Schema passen. Er nennt sie relationale Syllogismen (*κατὰ τὸ πρός τι*), zum Beispiel „Theon besitzt zweimal so viel wie Dion, und Philon besitzt zweimal so viel wie Theon, also besitzt Philon viermal soviel wie Dion"; oder: „Sophroniskos ist der Vater von Sokrates, also ist Sokrates der Sohn von Sophroniskos". Galen spricht auch von der Möglichkeit, allgemeine Prinzipien aufzuzeigen, mit denen die Gültigkeit dieser Schlüsse demonstriert werden könnte. Aber das bleibt bei ihm ein unausgeführtes Programm. Nicht auszuschließen ist, daß Galen zu

seinen relationenlogischen Reflexionen inspiriert wurde durch Quellen, die uns nicht überliefert sind, welche eventuell die Ansätze des Aristoteles bereits weiterentwickelt hatten; zu denken wäre dabei vor allem an Theophrast und Eudemos (Kneale 1962: 185).

Nach interessanten Zwischenstufen in der mittelalterlichen Logik und bei Leibniz, der die Notwendigkeit der Erweiterung der Logik durch eine Theorie der Relationen bemerkt hat, war es Johann Heinrich Lambert im 18. Jahrhundert, der den Versuch unternahm, Ansätze in dieser Richtung auszubauen. Die Begründung der Relationenlogik als einer geschlossenen Theorie erfolgte dann durch De Morgan (1864) und durch Peirce (1883) im 19. Jahrhundert; die Kodifikation der Relationenlogik geschah im 20. Jahrhundert in den Principia Mathematica von Russell und Whitehead. Peirce führte die Anfänge dieses Teilgebietes der Logik auf Aristoteles zurück. Er bemerkt dazu: „Relatives have, since Aristotle, been a recognized topic of logic" (Peirce CP 3. 643). Die historische Analyse bestätigt diese Feststellung. Die Platonische Vorgeschichte dieser Anfänge gehört allerdings dazu.

Zusammenfassend kann gesagt werden, daß es bei Aristoteles zur Formulierung relationenlogischer Regeln kommt, die aber nicht losgelöst von seiner Ontologie verstanden werden können. Seine Regeln geben keine Formen logisch wahrer Sätze (der zweistelligen Prädikatenlogik) an, sondern sie beschäftigen sich mit dem Sprachgebrauch, der eine Relationalität des Seienden sichtbar macht. Obwohl wir bei Aristoteles nicht von einer Logik des Relativen sprechen können, sind seine Erörterungen von Relativausdrücken durchaus als Ansätze zu einer Relationenlogik interpretierbar. In der Relationenlogik werden die zweistelligen Prädikate in verschiedene Gruppen aufgeteilt, unter dem Gesichtspunkt von Symmetrie, Transitivität, Reflexivität. Gegenüber anderen Unterscheidungsgesichtspunkten ist der Kalkül indifferent; er schließt sie jedenfalls nicht aus. Andere Gesichtspunkte zur Typisierung geben keine formalen Eigenschaften an. Eine der Schwierigkeiten, die der aristotelische Typisierungsversuch für uns aufwirft, dürfte daraus resultieren, daß er nicht nur an formalen Gliederungsgesichtspunkten orientiert ist.

Literaturauswahl: *Bonitz, H.*, Über die Kategorien des Aristoteles. Sitzungsbericht der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, Phil.-hist. Klasse, 10. Bd., Wien 1853, 591–645. Unveränderter Nachdruck, hrsg. v. d. Wissenschaftlichen Buchgesellschaft, Darmstadt 1967. – *Castañeda, H.-N.*, Plato's Phaedo Theory of Relations. Journal of Philosophical Logic 1, 1972, 467–480. – *Castañeda, H.-N.*, La teoría de Platón sobre las Formas, las relaciones, y los particulares en el Fedón. Mexico: University of Mexico Press 1976. – *Castañeda, H.-N.*, Plato's Relations, Not Essences or Accidents, at Phaedo 102 B2–D2. Canadian Journal of Philosophy 8, 1978, 39–53. – *Castañeda, H.-N.*, Leibniz and Plato's Phaedo Theory of Relations and Predication. In: M. Hooker (ed.), Leibniz. Critical and Interpretive Essays. University of Minnesota Press 1982, 124–159. – *Caujolle-Zaslawsky, Fr.*, Les relatifs dans les Catégories. In: P. Aubenque, Concepts et Catégories, Paris 1980, 167 bis 195. – *Cavarnos, C.*, The Classical Theory of Relations. A Study in the Meta-

physics of Plato, Aristotle, and Thomism, Belmont (Mass.), 1975. – *Gallop, D.*, Relations in the Phaedo. In: R. A. Shiner, J. King-Farlow (eds.), New Essays on Plato and the Pre-Socratics, Canadian Journal of Philosophy, Suppl., Vol. 2, 1976, 149–163. – *Kirwan, C.*, Aristotle. Metaphysics. Books Γ, Δ, E. Oxford 1971. – *Krempel, A.*, La doctrine de la relation chez St. Thomas, Paris 1952. – *Martens, E.*, Das selbstbezügliche Wissen in Platons „Charmides", München 1974. – *Martin, G.*, Wilhelm von Ockham: Untersuchungen zur Ontologie der Ordnungen, Berlin 1949. – *Oehler, K.*, Aristotle on Self-Knowledge. Proceedings of the American Philosophical Society, Vol. 118, 1974, 493–506. *Oehler, K.*, Peirce contra Aristotle. Two Forms of the Theory of Categories. In: Proceedings of the C. S. Peirce Bicentennial International Concress, ed. by K. L. Ketner, J. M. Ransdell, C. Eisele, M. H. Fisch, Ch. S. Hardwick. Texas Tech University Press 1981, 335–342. – *Oehler, K.*, Logic of Relations and Inference from Signs in Aristotle. Ars Semeiotica, International Journal of American Semiotics, 4, 1981, 237–246 (Deutsch: Die Anfänge der Relationenlogik und der Zeichenschluß bei Aristoteles. In: K. Oehler (Hrsg.), Die Aktualität der altgriechischen Semiotik, Wiesbaden 1982, 259–266.) – *Patzig, G.*, Relation. In: Handbuch Philosophischer Grundbegriffe, hrsg. v. H. Krings, H. M. Baumgartner, C. Wild, Bd. 2, München 1973. – *Perinetti, L. A.*, Sulla Relazione in Aristotele. In: AUT AUT 33, Milano 1956, 236–238. – *Philippe, M. D.*, Le relatif dans la philosophie d'Aristote. Revue des Sciences Philosophiques et Théologiques 42, 1958, 689–710. – *Quine, W. V. O.*, Word and Object, New York – London 1960. – *Reisinger, K.*, Relation. In: Wissenschaftstheoretisches Lexikon, hrsg. v. B. Braun, H. Radermacher, Wien – Köln 1978, 509–513. – *Rorty, R.*, Internal and External Relations. In: Encyclopedia of Philosophy, ed. J. Edwards, Vol. 7, 1967, 125–133. – *Ross, W. D.*, Plato's Theory of Ideas, Oxford 1951. – *Scheibe, E.*, Über Relativbegriffe in der Philosophie Platons, Phronesis 12, 1967, 28–49. – *Sellars, W.*, Science, Perception and Reality, London 1963. – *Theiler, W.*, Einheit und unbegrenzte Zweitheit von Plato bis Plotin. In: Isonomia, hrsg. v. Mau, J., u. Schmidt, E. G., 1964, 89–109. – *Verdenius, W. J.*, Mnemosyne 4. S., 1, 1948, 109f. – *Vuillemin, J.*, De la logique à la théologie. Cinque études sur Aristote. Paris 1967. – *Weinberg, J. R.*, Abstraction, Relation, and Induction, Madison 1965.

Kapitel 8

24,32 (8 b 25) „Unter Qualität verstehe ich . . ." Aristoteles beginnt mit einer Definition der Qualität: „Unter Qualität verstehe ich das, aufgrund dessen Leute irgendwie beschaffen genannt werden" (8 b 25). Der Ausdruck „Qualität" ist die Übersetzung des hier schon als Terminus technicus gebrauchten abstrakten Substantivs *ποιότης* (lat. qualitas), das nach dem interrogativen beziehungsweise indefiniten Adjektiv *ποῖον* (*ποιόν*) gebildet ist. Dieses hier ebenfalls schon terminologisch fixierte Adjektiv ist mit „qualitativ" übersetzt (lat. quale). Es bezeichnet die konkrete qualitative Eigenschaft (z. B. „blaß", „süß"), die irgend etwas aufgrund einer Qualität (z. B. „Blässe", „Süße") zukommt. Das heißt: Das qualitative Adjektiv ist die Antwort auf die Frage, wie etwas beschaffen ist, während das zugehörige Substantiv den Namen der Qualität angibt. Im Vergleich zu den Betrachtungen zum Quantitativen und zum Relativen fällt auf, daß Aristoteles in diesem Kapitel auf die kategoriale Bestimmung selbst eingeht. Gemeint ist, daß die Trägerfunktion der Substanz hinsichtlich der Qualität unberücksichtigt bleibt. Denn als Qualität wird hier nicht „das Blasse" oder „das Süße", das heißt dasjenige, was Blässe oder Süße besitzt, bezeichnet, sondern Qualitäten sind in diesem Fall „Blässe" und „Süße". Dieser höhere Abstraktionsgrad wurde ermöglicht durch die Existenz des Ausdruckes *ποιότης*. Verwirrend erscheint an der Definition, daß Aristoteles nur die menschlichen Eigenschaften zu den Qualitäten zählen will („. . ., aufgrund dessen Leute (*τινές*) irgendwie beschaffen genannt werden", 8 b 25). Obgleich die meisten der hier angeführten Beispiele tatsächlich menschliche Merkmale darstellen, wird diese Einschränkung des Qualitätsbegriffs von Aristoteles weder näher begründet noch streng durchgehalten. So nennt Aristoteles auch die Figur und Form jedes Dinges (10 a 12 f.) eine Qualität.

24,33 (8 b 26 ff.) „Aber Qualität gehört zu dem, wovon auf vielfache Art gesprochen wird." Aristoteles zählt „Qualität" zu den Ausdrücken, die auf vielfache Weise ausgesagt werden. Er listet in diesem Kapitel vier Arten der Qualität auf, wobei er sich allerdings keines systematischen Leitfadens zu bedienen scheint. So wird nicht deutlich, welche die Differenzen sind, die zusammen mit dem Genus „Qualität" die unterschiedlichen Arten konstituieren. Diese Undurchsichtigkeit erschwert im einzelnen die Abgrenzung der besagten vier Arten: (1) Haltung und Zustand, (2) Veranlagung, (3) Affektion, (4) Figur und Form. Hätte sich Aristoteles hier stärker an dem von ihm zugrunde gelegten Spezies-Genus-Schema orientiert, wäre seine Einteilung durchsichtiger gewesen. Ferner erhebt er keinen Anspruch der Vollständigkeit, vielmehr scheint er eher noch dazu aufzufordern, auf die Suche nach weiteren Arten zu gehen. „Vielleicht könnte noch eine andere Art der Qualität zum Vorschein kommen, aber diese sind wohl die am meisten verbreiteten", 10 a 25 f. Die Vermutung liegt nahe, daß er bei der Aufstellung seiner Kategorientafel auch nicht viel anders verfahren ist.

Aristoteles faßt „Haltung" (*ἕξις*, lat. habitus) und „Zustand" (*διάθεσις*, lat. dispositio) als Typen der Qualität. Das Unterscheidungskriterium der beiden Begriffe liegt in (1) der Dauerhaftigkeit und (2) der Variabilität, wobei Haltungen dadurch charakterisiert sind, daß sie von großer Dauer und geringer

Variabilität sind, während Zustände sich schnell verändern und vergehen. So zählt Aristoteles zum Beispiel die Wissensarten zu den Haltungen, während vorübergehende Krankheiten als Zustände bezeichnet werden. Daß diese Merkmale Grenzfälle zulassen, hat Aristoteles erkannt, denn er spricht davon, daß es auch Krankheiten gibt, welche die Betroffenen in so starkem Maße prägen, daß man sie schon zu den Haltungen zählen könnte (8 b 33). Ackrill (1963: 104 f.) problematisiert, daß für Aristoteles große Dauerhaftigkeit stets mit geringer Veränderung zusammenfällt.

Auffällig ist, daß Aristoteles zunächst (8 b 27–9 a 10) Haltung und Zustand als zwei verschiedene, eben durch das Kriterium der Dauerhaftigkeit getrennte Unterarten auffaßt, während er im darauffolgenden Abschnitt (9 a 10–9 a 13) ein Teilmengenverhältnis der durch die beiden Begriffe hervorgerufenen Repräsentantenmengen annimmt. In diesem Sinne sagt Aristoteles, daß die Menge der Zustände die Menge der Haltungen umfaßt, da jede Haltung auch als Zustand bezeichnet werden kann, aber nicht umgekehrt. Die unterschiedlichen Abgrenzungen der Begriffe Haltung und Zustand basieren auf einer unterschiedlichen Funktion des Kriteriums. Im ersten Fall (8 b 27–9 a 10) stellt die Dauerhaftigkeit eine Differenz im Sinne einer Differentia divisa dar, denn sie trennt die Zustände von den Haltungen. Im zweiten Fall (9 a 10–13) fungiert die Dauerhaftigkeit als Differentia constitutiva, weil sie innerhalb der Art der Zustände die Unterart der Haltungen als dauerhafte, nicht leicht veränderbare Zustände definiert. Warum Aristoteles Haltung und Zustand hier als Qualitäten bezeichnet, während er sie in Kapitel 7 zu den Relationen zählt, begründet er am Schluß dieses Kapitels. Auch innerhalb des Kommentars soll daher erst am Ende von Kapitel 8 das Abgrenzungsproblem der Kategorien erörtert werden.

25,23 (9 a 14–27) „Eine andere Art der Qualität ist die . . ." Als zweite Art der Qualität nennt Aristoteles „die natürliche Fähigkeit, etwas leicht zu tun oder nichts zu erleiden". Wir würden in diesem Zusammenhang heute von Veranlagung oder Talent sprechen. Als Beispiele nennt Aristoteles hier die Fähigkeit, ein guter Boxer oder Läufer zu sein, krank oder gesund genannt zu werden. Obwohl Aristoteles in diesem Absatz mehrfach darauf hinweist, daß die natürlichen Fähigkeiten keine Zustände darstellen, bleibt der Unterschied der beiden Arten vage, da kein eindeutiges Abgrenzungskriterium angegeben ist. So führt Aristoteles zum Beispiel das Kranksein das eine Mal als Zustand und das andere Mal als Veranlagung auf. Der Unterschied der beiden Arten kann daher wohl nur in einer jeweils verschiedenen Blickrichtung gesehen werden. Zielt man auf die reine Beschreibung einer Qualität ab, so wird ein Zustand prädiziert, während durch die Angabe einer natürlichen Fähigkeit das Zukommen einer Qualität gleichzeitig begründet wird. So kann man zum Beispiel in einem bestimmten Zustand sein, weil man eine entsprechende Veranlagung dafür besitzt.

Der Begriff der natürlichen Fähigkeit wird weder gegen den Begriff der erworbenen Fähigkeit abgesetzt noch nach irgendeiner anderen Seite diskutiert. Auch hier strebt Aristoteles in keiner Hinsicht Vollständigkeit der Bestimmungen an.

25,38 (9 a 28 ff.) „Eine dritte Art der Qualität sind affektive Qualitäten und Affektionen." Die dritte Art der Qualitäten bezeichnet Aristoteles als „affektive Qualitäten und Affektionen" (*παθητικαὶ ποιότητες καὶ πάθη*). Als Beispiele nennt er Süße, Bitterkeit, Säuerlichkeit, Wärme und Kälte, Weiße und Schwärze. Die affektiven Qualitäten werden von Aristoteles in zwei Arten unterteilt, deren Verschiedenheit auf einer jeweils anderen Beziehung zu den Affektionen basiert. Die erste Art umfaßt die Sinnesqualitäten, das heißt Eigenschaften wie die Süße des Honigs oder die Kälte des Wassers, welche von außen Affektionen im Menschen hervorrufen. Der Name „affektiv" kommt ihnen nicht deshalb zu, weil ihre Träger selbst etwas erleiden, sondern weil sie bei einem anderen eine Affektion bewirken. Affektionen beziehungsweise deren Symptome, wie zum Beispiel eine wechselnde Gesichtsfarbe oder ein Zittern des Körpers, konstituieren die zweite Art der affektiven Qualitäten. Man könnte den Unterschied also in der Weise charakterisieren, daß im ersten Fall Affektionen verursacht werden, während im zweiten Fall die Affektionen selbst beziehungsweise deren sichtbare Folgen ins Auge gefaßt werden. Obwohl Aristoteles als Symptome von Affektionen hier nur die Veränderung der Gesichtsfarbe erwähnt, ließe sich dieser Bereich noch auf die in gleicher Weise verursachten auditiven Qualitäten (Veränderung der Stimmlage, zum Beispiel durch die Affekte der Freude oder Angst), die motorischen Qualitäten (Zittern, Zuckungen, Weitung oder Verengung der Pupillen), die olfaktorischen Qualitäten (Angstschweiß), die gustativen Qualitäten (bitterer Geschmack) ausdehnen, für die alle es auch die entsprechenden qualitativen Adjektive gibt. Ähnlich wie Aristoteles das Verhältnis von Haltung und Zustand nicht eindeutig abgrenzt, äußert er sich auch in mehrdeutiger Weise über den Umfang der Affektionen. Zu Beginn dieses Abschnittes hat es den Anschein, daß Aristoteles alle Affektionen zu den Qualitäten zählt, während er an späterer Stelle nur noch solche Affektionen als Qualitäten bezeichnet, die von langer Dauer sind. Diese nachträgliche Einschränkung des Qualitätsbegriffes begründet Aristoteles unter Einbeziehung seiner zu Beginn genannten Definition. Dort heißt es, daß nur solche Merkmale zu den Qualitäten zählen, die eine Beschaffenheit des jeweiligen Trägers angeben. Diesem Kriterium genügen zwar die zur Natur gewordenen, lange andauernden Affektionen, doch die kurzfristigen Affektionen erfüllen dieses Kriterium nicht. So ist es ein Unterschied, ob jemand vor Schreck erblaßt oder ob er immer von blasser Gesichtsfarbe ist. Ein Phänomen der ersten Sorte zählt nur zu den Affektionen, während letzteres auch eine Qualität darstellt. Diese Ansicht des Aristoteles ist auf der Basis seiner Definition schlüssig und muß daher in diesem Rahmen akzeptiert werden, obwohl es üblich ist, auch momentane Erscheinungen als Qualitäten zu bezeichnen. Der hier behandelte Absatz wird oft in dem Sinne als widersprüchlich verstanden, daß zu Beginn (9 a 28) alle Affektionen zu den Qualitäten zählen würden, während an späterer Stelle (10 a 10) keine Affektion mehr als Qualität bezeichnet würde. Doch diese Interpretation wird der aristotelischen Argumentation nicht gerecht: Vielmehr präzisiert Aristoteles im Laufe seiner Erörterung die Menge der Affektionen, die zusätzlich auch Qualitäten sein können. Daß die Dauerhaftigkeit strenggenommen kein eindeutiges Kriterium ist, wurde schon bezüglich der Abgren-

zung von Haltung und Zustand erwähnt und trifft in gleicher Weise auf den hier betrachteten Fall der Affektionen zu. Ungeklärt bleibt allerdings, warum die mangelnde Dauerhaftigkeit einige Affektionen aus der Menge der Qualitäten ausschließt, wenn doch die Zustände, die gemäß Definition ebenfalls nur von kurzer Dauer sind, trotzdem zu den Qualitäten zählen. Aristoteles unterscheidet inhaltlich zwischen den sinnlich wahrnehmbaren Folgen einer Affektion und den zugrunde liegenden Gemütsbewegungen in der Seele. Doch die wesentlichen Aspekte bezüglich ihrer Zugehörigkeit zu den Qualitäten stimmen überein. So gelten auch hier die seit der Geburt bestehenden Gemütsverfassungen, wie zum Beispiel Wahnsinn oder Jähzorn, als affektive Qualitäten, während die kurzfristigen Gemütsverfassungen nur Affektionen heißen. Die Betrachtungen zur Qualität setzen sich, wie sich bisher zeigte, aus einer Mischung von philosophischen, psychologischen und physiologischen Gesichtspunkten zusammen. Das ist hauptsächlich bedingt durch die von Aristoteles hier vorgenommene enge Bindung des Qualitativen an den menschlichen Bereich.

Obwohl es von Aristoteles nicht thematisiert wird, bleibt die Abgrenzung von affektiven Qualitäten gegenüber Veranlagungen und Zuständen problematisch. Wie das Beispiel des Wahnsinns zeigt, kann eine Krankheit neben einem Zustand oder einer Veranlagung auch als affektive Qualität verstanden werden. Worin unterscheiden sich also die ersten drei Arten der Qualität tatsächlich? Affektive Qualitäten könnten eventuell eine bestimmte Veranlagung begründen und diese wiederum einen Zustand, so daß der Unterschied der drei Arten nur in jeweils unterschiedlich beabsichtigten Prädikationen läge, aber an der Form der Qualitäten selbst nicht erkennbar wäre. Daß bezüglich der Einteilung in Arten Überschneidungen stattfinden, zeigt auch das Beispiel der Wärme und Kälte: in 9 a 30 werden Wärme und Kälte der Klasse der affektiven Qualitäten zugerechnet. Eine Überschneidung läge hier nach Ackrill nur dann nicht vor, wenn an der ersten Stelle die Zustände der Wärme- beziehungsweise Kälteempfindung gemeint sind, an der zweiten Stelle der Besitz der affektiven Qualitäten: man kann die Empfindung des Warmen oder Kalten haben, ohne für einen anderen warm oder kalt zu sein (vgl. Ackrill 1963: 107). In jedem Falle ist das Verhältnis der beiden Stellen so, daß es einer Erklärung bedürftig bleibt. Die Bedeutungsanalyse des Begriffs der Wärme in De Partibus Animalium 648 b11–649 b 8 (vgl. Düring 1943: 135–137) trägt zu dem Problem nichts bei.

Es empfiehlt sich der Vergleich des Exkurses über die Gesichtsfarbe und die Beziehung von affektiven Qualitäten und Affektionen 9 b 14 ff. mit den Ausführungen des Aristoteles über den physiognomischen Schluß am Ende des 2. Buches der Analytica Priora 27 b 7–38. Die Physiognomik (*τὸ φυσιογνωμονεῖν*, 70 b 7, 14, 25, 32) führt Aristoteles hier ein als Beispiel eines Zeichenschlusses, genauer eines Enthymems aus Zeichen (*σημεῖα*). Unter der Physiognomik versteht er den Schluß auf psychische Eigenschaften (Charaktereigenschaften) von Menschen aus physischen Merkmalen, die in einer anderen Gattung oder in anderen Gattungen von Lebewesen beständig zusammengehen mit bestimmten psychischen Merkmalen oder, modern gesprochen, Verhaltensmustern. Die Bedingungen der Möglichkeit der Physiognomik sind formuliert

im letzten Absatz des Kapitels 27 der Analytica Priora 70 b 32–38. Danach ist es möglich, Charaktereigenschaften aus der Körperkonstitution zu erschließen, weil in der ersten Schlußfigur der Mittelbegriff mit dem Oberbegriff konvertibel ist, aber weiter ist als der Unterbegriff und nicht mit ihm konvertibel ist: „Zum Beispiel: *A* sei Mut, *B* große Extremitäten, *C* Löwe. Wem nun *C* zukommt, dem allen kommt *B* zu, aber auch noch anderem. Wem aber *B* zukommt, dem allen kommt *A* zu und nicht noch anderem, sondern diese beiden Begriffe sind konvertibel. Wären sie es nicht, so gäbe es nicht für je eine Eigenschaft (Affektion) je ein Zeichen (*εἰ δὲ μή, οὐκ ἔσται ἓν ἑνὸς σημεῖον*)." Vergleiche dazu die nicht aristotelischen, aber wahrscheinlich aus peripatetischen Quellen stammenden Stellen in den Physiognomica: 805 a 18ff.; 807 a 29ff.; 810 a 11ff., und Philodemos, *Περὶ σημείων καὶ σημειώσεων*. Die aristotelische Physiognomik weicht wenigstens in zwei Punkten von Physiognomiken der Neuzeit ab. Während diese sich vielfach auf den Menschen beschränken und von dessen physischer Erscheinung auf seine affektiven und intellektuellen Eigenschaften schließen, bezieht die aristotelische Physiognomik auch die Tiere mit ein, beschränkt sich aber auf diejenigen psychischen Eigenschaften, die an den Leib als Träger gebunden sind. Analytica Priora II 27. 70 b 7–14: „Physiognomik ist möglich, wenn man zugibt, daß alle physischen Affektionen den Leib und die Seele zugleich verändern. Denn wer Musik gelernt hat, hat sich vielleicht in etwas an seiner Seele verändert, aber eine derartige Erfahrung gehört nicht zu unseren physischen Affektionen, so wie Erregungen des Zornes und der Begierde zu den physischen Bewegungen gehören. Wenn also das zugegeben wird und auch, daß es für je eine Affektion je ein Zeichen gibt, und wenn wir die jeder Gattung eigentümliche Affektion und das zugehörige Zeichen erfassen können, dann werden wir Physiognomik betreiben können." Die aristotelische Physiognomik schließt also nicht, wie spätere, insbesondere neuere Physiognomiken, von dem physischen Erscheinungsbild auch auf intellektuelle Fähigkeiten, sondern beschränkt sich auf Emotionen, Affekte, bei denen sie voraussetzt, daß sie ihren wahrnehmbaren Ausdruck in der sinnlichen Erscheinung eines Kennzeichens haben, daß die geistigen Prozesse dagegen für die Sinne nicht wahrnehmbar sind. Vergleiche De Anima I 1. 403 a 3ff.; 3. 407 b 12ff.; 4. 407 b 27ff. Diese Physiognomik steht unter einer ganzen Reihe von Voraussetzungen, die sich alle auf die eine Grundannahme zurückführen lassen: die Wechselwirkung zwischen Leib und Seele (*συμπάσχειν γὰρ ἀλλήλοις ὑπόκειται*, 70 b 16). Die wichtigsten Voraussetzungen sind: (1) daß natürliche affektive Vorgänge in der Seele begleitet sind von physischen Veränderungen, das heißt von Symptomen, Erscheinungsbildern; (2) daß es eine genaue Entsprechung gibt zwischen jedem Affekt und seinem wahrnehmbaren Begleitphänomen; (3) daß sich durch Induktion der eigentümliche Affekt und das eigentümliche Kennzeichen jeder Gattung von Lebewesen finden lassen; das schließt nicht aus, daß sich diese Eigentümlichkeiten von Gattungen auch bei bestimmten Individuen anderer Gattungen finden, speziell der Menschengattung; auf jeden Fall ermöglicht die vorausgesetzte Korrelation von Zeichen und Affekt den Schluß auf das Vorhandensein des Affektes, wenn das dem Affekt bekanntermaßen korrespondierende Zeichen beobachtet wird.

Die Erklärungshilfe von Analytica Priora II 27. 70 b 7–38 für Cat. 8.9 b 29ff. liegt darin, daß die Stelle über den physiognomischen Schluß ganz deutlich macht, daß ein Zeichen im Sinne von Kennzeichen nur dann überhaupt Zeichencharakter für etwas hat, wenn das Zeichen für das Ganze dieses etwas charakteristisch ist und nicht nur eine vorübergehende Zuständlichkeit signalisiert. Wohl aus diesem Grunde tendiert Aristoteles in Cat. 9 b 29ff. zu der Auffassung, daß kurzfristige Affektionen und deren Symptome gar keine Qualitäten sind, weil sie für die Eigentümlichkeit von etwas nicht charakteristisch sind. Als Antwort auf die Frage, wie etwas beschaffen ist, sind ihre Angaben in der Tat ungeeignet, wenn es um die allgemeine Charakteristik geht. Aber als Antwort auf die Frage, wie etwas jetzt, in diesem Augenblick, ist bzw. aussieht, sind die Hinweise auf sie durchaus passend.

Der physiognomische Schluß ist eine der Arten desjenigen Schlusses, der sich auf Zeichen gründet. Er gehört in die Semiotik. Über den Schluß aus Zeichen handelt das Schlußkapitel (27) der Analytica Priora, dessen Gegenstand das Enthymem ist, das am Anfang der Analytica Posteriora (I 1. 71 a 11) als rhetorischer Schluß bezeichnet wird. In der Rhetorik wird das Enthymem an vielen Stellen erörtert, wo es ebenfalls als rhetorischer Schluß (1356 b 4) charakterisiert wird. Da das Ziel der Beredsamkeit nicht die Vermittlung von Wissen, sondern die Herstellung einer Überzeugung ist, liegt es in der Natur der Sache, daß der rhetorische Schluß anders beschaffen ist als der wissenschaftliche Beweis. Die Andersartigkeit besteht in mancherlei Hinsicht: sei es, daß das Enthymem wie die aus Zeichen erfolgenden Schlüsse nach der zweiten oder dritten Figur (70 a 30–37) syllogistisch ungültig ist, sei es, daß es von einer Prämisse ausgeht, die nicht gewiß, sondern nur wahrscheinlich ist (*ἐξ εἰκότων* 70 a 10 f., *τὸ μὲν εἰκός ἐστι πρότασις ἔνδοξος* 70 a 3 f.), also keinen notwendigen oder unveränderlichen Sachverhalt behauptet, sei es, daß es syllogistisch korrekt ist und von wahren Prämissen ausgeht, ohne daß diese aber den Grund für den in der Konklusio behaupteten Sachverhalt angeben, sondern nur ein Anzeichen, aus dem er geschlossen werden kann, wie es in dem Zeichenschluß nach der ersten Figur geschieht: „Zum Beispiel, wenn man beweist, daß eine Frau schwanger ist, weil sie Milch hat, so gehört das in die erste Figur, weil Milch haben Mittelbegriff ist; *A* schwanger sein, *B* Milch haben, *C* Frau" (70 a 13–16).

Es ist schwierig, aus den Stellen, an denen sich Aristoteles über das Enthymem äußert, eine einheitliche Theorie zu erkennen. Den umfangreichsten Katalog von Typen des Enthymems stellt er in Rhetorik II 25, 1402 b 13 auf. Nach einigen Reduktionen, die Aristoteles selbst vornimmt, bleiben zwei Typen übrig: das Enthymem *ἐξ εἰκότων* und das Enthymem *ἐκ σημείων*. Wie bereits angegeben, wird *εἰκός* beschrieben als *πρότασις ἔνδοξος* (70 a 4); ausführlich in der Rhetorik 1357 a 34–b 1. Das *σημεῖον* wird beschrieben als ein beweisender Satz, der entweder notwendig oder wahrscheinlich ist: *πρότασις ἀποδεικτικὴ ἢ ἀναγκαία ἢ ἔνδοξος* (70 a 7). Das Zeichen beansprucht, das zu sein (*σημεῖον δὲ βούλεται εἶναι* 70 a 6 f.). Sowohl im Falle des Wahrscheinlichen (*εἰκός*) als auch im Falle des Zeichens (*σημεῖον*) ist die allgemeine Struktur die gleiche. In beiden Fällen geht es darum, daß die Protasis eine Verbindung behauptet zwischen einem Merkmal, das leicht wahrgenommen wird, und einem Merk-

mal, das weniger leicht wahrgenommen wird und entweder mit ihm gleichzeitig erscheint oder ihm vorhergeht oder ihm nachfolgt (70 a 8–10). Die Disjunktion von notwendig und wahrscheinlich (*ἡ ἀναγκαία ἢ ἔνδοξος*, 70 a 7) bezieht sich auf die Unterscheidung von *τεκμήριον* und *σημεῖον*, wobei der erste Ausdruck ein sicheres Symptom bezeichnet, der zweite Ausdruck die Art von Zeichen, die nur unsichere Symptome sind. Das *τεκμήριον* gibt Anlaß zu einem Schluß nach der ersten Figur, zum Beispiel das Zeichen (*τεκμήριον*) „Milch haben": „Alle Frauen mit Milch sind schwanger. Diese Frau hat Milch. Also ist sie schwanger." Das *σημεῖον* der schwächeren Art gibt Anlaß zu einem Schluß nach der zweiten oder nach der dritten Figur; nach der zweiten Figur zum Beispiel das Zeichen „blaß": „Schwangere Frauen sind blaß. Diese Frau ist blaß. Also ist sie schwanger", – obwohl das Zeichen „blaß" nicht nur für schwangere Frauen symptomatisch ist; nach der dritten Figur zum Beispiel das Zeichen „Pittakus": „Pittakus ist gut. Pittakus ist weise. Also sind die Weisen gut", – obwohl das Zeichen „Pittakus" nicht den Umfang von gut und weise hat. Der Zeichenschluß nach der ersten Figur ist unanfechtbar, wenn seine Prämissen wahr sind, denn sie bürgen für die Konklusio, die gezogen wird (70 a 29 f.). Der Zeichenschluß nach der zweiten Figur ist im ganzen ungültig, weil die beiden Prämissen überhaupt keine Schlußfolgerung gewährleisten (70 a 34–37). Der Zeichenschluß nach der dritten Figur ist anfechtbar sogar dann, wenn die Konklusio wahr ist, denn die Prämissen verbürgen nicht die Wahrheit der Konklusio (70 a 30–34). Daß in der Rede eine unverkennbare, bekannte oder offensichtliche Prämisse unausgesprochen bleibt (70 a 19 f.), geschieht laufend. Zur aristotelischen Analyse des Enthymems siehe Trendelenburg 1861: 76–87; Maier II 1900: 474–501; Ross 1949: 498–500; Madden 1952 u. 1957, Lanigan 1974, Sprute 1982, Detel 1982, Oehler 1982.

27,13 (10 a 11 ff.) „Eine vierte Art der Qualität ist . . ." Die vierte Art der Qualität, die Aristoteles aufzählt, nennt er die Figur (*σχῆμα*) und die äußere Form (*μορφή*). Gradheit (*εὐθύτης*) und Krummheit (*καμπυλότης*), die hier als weitere Begriffe genannt werden, können nur als Unterarten der Form verstanden werden, denn Gradheit beziehungsweise Krummheit stellen spezielle Formen dar, so wie Dreieck beziehungsweise Rechteck spezielle Figuren darstellen. „Figur" bezieht sich wahrscheinlich auf Eigenschaften geometrischer Linien und Flächen. „Form", die charakterisiert wird als eine solche, die die Dinge umkleidet (*ἡ περὶ ἕκαστον ὑπάρχουσα μορφή*), kann sich nur auf die Gestalt physischer Gegenstände beziehen. Die „Form" fungiert als der Inbegriff dessen, woraufhin die Dinge als so und so beschaffen prädiziert werden: *καὶ κατὰ τὴν μορφὴν δὲ ἕκαστον ποιόν τι λέγεται* (10 a 16). Die Figur und die Form heben sich von den bisher erwähnten drei Arten der Qualität ab; denn wie schon die hier angeführten Beispiele zeigen, sind diese Qualitäten nicht auf den menschlichen Bereich beschränkt. Inwiefern die äußere Form des Menschen auch einen Zustand ausdrücken kann – zum Beispiel die Körperhaltung – wird von Aristoteles nicht diskutiert. Generell läßt sich anmerken, daß die vorgenommene Einteilung der Qualität in vier Unterarten willkürlich erscheint und auch nachträglich nur schwer in das Genus-Differenz-Spezies-Schema einzuordnen ist, da keine eindeutigen Differenzen angegeben sind.

27,19 (10 a 16ff.) „Es könnte wohl so scheinen ..." Daß Aristoteles Bestimmungen wie „locker", „dicht", „rauh" und „glatt" nicht als etwas Qualitatives ansieht, erscheint seltsam, zumal diese Merkmale gerade die äußere Form eines Dinges ausmachen und daher im Grunde genommen zu der vierten Art der Qualitäten zählen müßten. Aristoteles gibt zwar zu, daß das Lockere und das Dichte, das Rauhe und das Glatte dem Schein nach etwas Qualitatives sind, sieht aber Schwierigkeiten, sie den Klassen des Qualitativen einzuordnen, weil sie nach seiner Meinung eher auf „eine bestimmte Lage der Teile" hinweisen: *θέσιν γάρ τινα μᾶλλον φαίνεται τῶν μορίων ἑκάτερον δηλοῦν*, 10 a 19f. Da sich aber auch solche Merkmale, die Aristoteles als Qualitäten gelten läßt, in analoger Weise auf Ursachen ihres Zustandekommens reduzieren lassen, ist nicht recht einzusehen, warum er hier diese Entscheidung trifft.

27,30 (10 a 28ff.) „... paronymisch ..." Zum Begriff der Paronymie und des Paronymischen äußert sich Aristoteles in Kapitel 1. Siehe dazu die Anmerkung.

28,2 (10 b 5ff.) „Manchmal aber wird ... nicht paronymisch so benannt." Der hier angesprochene Umstand hängt damit zusammen, daß es im Griechischen beispielsweise kein Adjektiv gibt, das auf analoge Weise von *ἀρετή* abgeleitet wäre wie im Deutschen „tugendhaft" von „Tugend". Dafür treten im Griechischen andere Adjektive ein, vor allem *σπουδαῖος, ἐπιεικής, ἀγαθός* oder *καλός*.

28,11 (10 b 12–25) „Es gibt beim Qualitativen auch Kontrarietät." Der folgende Absatz ist der möglichen Kontrarietät von qualitativen Bestimmungen gewidmet. Vergleiche Kapitel 10 und Kommentar dazu.

28,27 (10 b 26–11 a 14) „Das Qualitative läßt ein Mehr und ein Weniger zu." In der Diskussion, ob das Qualitative ein Mehr oder Weniger zuläßt, unterscheidet Aristoteles zwischen drei Arten von Qualitäten: (1) den Sinnesqualitäten, (2) den Zuständen und (3) den Figuren. Daß die Sinnesqualitäten ein Mehr oder Weniger zulassen, findet in der Sprache seinen Ausdruck in der Fülle von Adjektiven, die die unterschiedlichen Intensitätsgrade von Farb-, Ton- und Geruchsqualitäten etc., deren Nuancen und Schattierungen bezeichnen, und wird in dieser Weise auch von Aristoteles gesehen. Die Frage, inwiefern Zustände eine Steigerungsform zulassen, ist auch für Aristoteles schwieriger zu beantworten. Gibt es zum Beispiel verschiedene Grade von Gerechtigkeit beziehungsweise Gesundheit, oder sind mit diesen Begriffen absolute Eigenschaften gemeint, die einem entweder in genau dieser Form zukommen oder ganz abgesprochen werden müssen? Es sind wohl immer verschiedene Grade der Approximation und damit auch entsprechende Steigerungsformen gegeben. In diesem Sinne lassen also auch Zustände ein Mehr oder Weniger zu. Aristoteles scheint sich mit feiner Nachsicht von nomenklatorischen Rigoristen zu distanzieren. Wer diese Leute sind, wird nicht gesagt. Vielleicht sind damit Platon und einige seiner Schüler gemeint; vielleicht auch Sophisten. Es lassen aber nicht alle Qualitäten ein Mehr oder Weniger zu, denn für Figuren wie Dreiecke oder Rechtecke gibt es keine Steigerungsformen. Ein Dreieck kann nicht dreieckiger sein als ein anderes. So ist die Möglichkeit zu Steigerungsformen nicht allen Qualitäten eigentümlich.

29,15 (11 a 15–19) „Nichts von dem bisher Erwähnten ist der Qualität eigentümlich." Die Ähnlichkeit stellt das eindeutige Kennzeichen der Qualitäten dar, weil es allen Qualitäten eigentümlich ist und darüber hinaus von keiner anderen Kategorie erfüllt wird. Dinge sind dann ähnlich, wenn viele oder die wichtigsten ihrer Eigenschaften gleich sind (Met. Δ 9. 1018 a 15 ff.). Aristoteles will sagen, daß zwei Dinge dann ähnlich heißen, wenn das Kennzeichen, in bezug auf welches sie ähnlich sind, eine Qualität ist. Unähnlichkeit bildet den Gegensatz dazu.

29,16 (11 a 20–38) „Es braucht uns aber nicht zu verwirren . . ." Aristoteles behandelt in diesem Schlußteil des Kapitels 8 noch ein Problem, das deutlicher als jedes andere in der Kategorienschrift erörterte Problem die Grenzen seiner Kategorienlehre und seiner klassifikatorischen Logik, das heißt seines kategorialen Genus-Spezies-Systems, sichtbar macht. Frede (1983: 4f.) hat die Authentizität dieses Schlußabschnittes des 8. Kapitels in mehrfacher Hinsicht in Zweifel gezogen. Fredes Gründe sind gewichtig, aber unterbewerten die sachlichen Schwierigkeiten, vor denen Aristoteles bei der Abgrenzung der Kategorien im allgemeinen und der Kategorie des Relativen im besonderen stand. Daß Aristoteles hier in einer Aporie steckte – und gerade auch bei den Problemen, um die es in diesem Schlußabschnitt geht – ist offensichtlich. Es geht um die Behauptungen, (1) daß ein Genus, das ein Relativum ist, Spezies haben kann, die keine Relativa sind, und (2) daß dasselbe Seiende zu zwei Kategorien gehören kann. Das Problem ist ein Symptom für seine Abgrenzungsschwierigkeiten, die ihm dadurch entstehen, daß ihm zuverlässige Kriterien für die Zuordnung von Gegebenheiten zu nichtsubstantiellen Kategorien fehlen. Der beschwichtigende Eröffnungssatz dieses Abschnittes scheint aus dieser Verlegenheit heraus formuliert zu sein (11 a 20–22); es ist die Besorgnis, der Einwand könnte erhoben werden, daß er bei der Diskussion der Qualität viele Relativa mitaufzählte, insonderheit aber ist es der Versuch, nach der Aufzählung von *ἕξις* und *διάθεσις* als Qualitäten einen Widerspruch zu vermeiden.

Aristoteles hat in Kapitel 7 die Haltungen (*ἕξεις*) und die Zustände (*διαθέσεις*) unter die Menge der Relativa subsumiert, während er sie in Kapitel 8 zu den Qualitäten zählt. In Cat. 7. 6 b 2 und Top. IV 4. 124 b 39 wird so argumentiert, daß das Wissen als Genus bezogen ist auf etwas anderes: Wissen ist ein Wissen von etwas. In Kapitel 8 versucht Aristoteles den Widerspruch dahingehend aufzulösen, daß er zwar die Genera durch ihr Bezogensein auf ein Objekt beziehungsweise auf einen Inhalt als etwas Relatives ansieht, daß aber die speziellen Arten dieser Genera keiner konkreteren Angabe eines Inhaltes bedürfen und daher nicht mehr zum Relativen, sondern zum Qualitativen zählen. Der Begriff der Grammatik kann also in diesem Sinne nicht weiter spezifiziert werden; die Grammatik wird nicht als „Grammatik von etwas" bezeichnet. Der ungesättigte und daher relative Begriff der Wissenschaft als Universale erfüllt sich für Aristoteles in der näheren Bestimmung eines Inhaltes und rückt dadurch zum Beispiel als Grammatik in die Kategorie der Qualität ein. Vergleiche Top. IV 4. 124 b 15; Soph. El. 31. 181 b 34. Daß durch die Angabe bestimmter Wissensarten ein qualitativer Aspekt hervorgehoben wird, ist einsichtig, denn dadurch wird eine Beschaffenheit des zugrunde liegenden Trägers

charakterisiert. Doch es besteht kein Zweifel, daß diese Aussage mit anderen Annahmen des Aristoteles im Widerspruch steht. Zum Beispiel entscheidet er in Metaphysik Δ 12. 1021 b 3–8 anders: „Was also an sich als relativ bezeichnet wird (τὰ μὲν οὖν καθ' ἑαυτὰ λεγόμενα πρός τι), das wird teils in diesen Bedeutungen so genannt, teils wenn das Genus, zu dem es gehört, von solcher Art ist. So ist die Heilkunde etwas Relatives, weil das Genus derselben, die Wissenschaft, nach allgemeiner Auffassung ein Relatives ist. Ferner ist etwas an sich relativ, wenn das, dessen Bestimmung es ist, als Relatives ausgesagt wird, zum Beispiel die Gleichheit, weil das Gleiche, und die Ähnlichkeit, weil das Ähnliche etwas Relatives ist." Vergleiche auch die Einteilung des Wissens in Spezies Top. VI 6. 145 a 13–18: „Die Differenzen von Relativa sind ebenfalls Relativa, wie zum Beispiel bei der Wissenschaft. Man unterscheidet die theoretische, praktische und poietische Wissenschaft, und jede von ihnen bedeutet ein Relativum." Solche abstrakte Einteilung des Wissens in Grunddisziplinen ist freilich weniger problematisch (die Spezies sind hier aus demselben Grunde relativ wie das Genus) und ist verschieden von einer Einteilung des Wissens durch den Gegenstand. Wie in dieser Frage die Probleme gerade durch den (jeweiligen) Gegenstandsbereich entstehen, kann Top. IV 1. 121 a 3–5 zeigen: „Die Genera des Relativen müssen auch selbst zum Relativen gehören, wie sich bei dem Doppelten (τὸ διπλάσιον) zeigt: das Vielfache (τὸ πολλαπλάσιον), als Genus des Doppelten, ist auch selbst ein Relativum." Hier muß man wie Ackrill (1963: 108f.) fragen, ob Aristoteles generell der Auffassung war, daß Produkte aus gleichen Faktoren, also Potenzen, Spezies des Genus des Vielfachen sind. Das ist kaum wahrscheinlich. Dann aber stellt sich mit Ackrill die Frage, was Aristoteles zu solchen Ausdrücken wie „$5 \cdot 5 \cdot 5 = 5^3$" oder „Wissenschaft der Grammatik" überhaupt hätte sagen können. Der Hinweis darauf, daß eine Wendung der Form „Wissenschaft der Grammatik" ebenso wie der Ausdruck „großer Berg" einen zusammengesetzten Ausdruck darstellt, der gemäß Definition von Cat. Kap. 2 zwei Entitäten aus verschiedenen Kategorien verbindet, scheidet aus naheliegendem Grunde aus. Denn ein zusammengesetzter Ausdruck wie „x ist ein großer Berg" läßt sich zerlegen in die beiden Aussagen: „x ist groß" und „x ist ein Berg", während ein Ausdruck der Form „x ist Wissenschaft der Grammatik" nicht in dieser Weise aufgeteilt werden kann in „x ist Wissenschaft" und „x ist Grammatik". „Wissenschaft" als Genus ist für Aristoteles ein relationaler Begriff. Doch erst mit Hilfe der modernen Relationenlogik läßt sich eindeutig entscheiden, welcher Ausdruck für eine Relation und welcher Ausdruck für eine Eigenschaft steht. Einstellige Prädikate sprechen einzelnen Gegenständen Eigenschaften zu, mehrstellige Prädikate sprechen mehreren Gegenständen eine Relation zu. Enthält ein Ausdruck nur eine freie Variable, so drückt er eine Eigenschaft aus, enthält er zwei oder mehrere freie Variable, so steht er für eine Relation und ist ein Relationsausdruck. Die Anwendung dieser Unterscheidung von Eigenschaft und Relation sprengt den Rahmen des aristotelischen Kategorienentwurfes. Läßt sich doch noch nicht einmal sagen, wo in diesem Entwurf die Referenten relationaler Ausdrücke ihre Stelle haben sollen. „Thus there is a nasty dilemma, and its existence points to a weakness in the foundations of Aristotle's theory of cate-

gories" (Ackrill 1963: 109). Durch den schwierig zu fassenden Begriff des Relativen kommt es zu Überschneidungen verschiedener kategorialer Bestimmungen. Die Möglichkeit vielfacher Verflechtungen der Kategorien sei noch einmal am Beispiel der Wärme demonstriert. Wärme zählt für Aristoteles zu den Qualitäten, weil durch sie die Beschaffenheit eines Zugrundeliegenden angegeben wird. Der moderne Begriff „Wärmemenge", gemessen in Kalorien, zeigt aber, daß die Wärme auch unter die Kategorie der Quantität zu subsumieren wäre. Ferner kann Wärme aber auch als Relativum angesehen werden, wie die Meßbarkeit (Bezug zu der Einheit der Kalorie), aber auch die adjektivische Steigerung „warm", „wärmer", „am wärmsten" zeigen. Daß Aristoteles die Überschneidungen einzelner kategorialer Bestimmungen und die Unschärfe ihrer Abgrenzung gegebenenfalls (man denke z. B. an das problematische Verhältnis von Zweiter Substanz und Qualität) hinnahm, kann vielleicht dadurch erklärt werden, daß er sich an der Prädikatstruktur der kategorialen Bestimmungen orientierte. Aus einer vorgegebenen Prädikation ist ersichtlich, ob es sich um ein qualitatives, ein relatives oder ein quantitatives Prädikat handelt. Ein Satz der Form „*x* ist warm" gibt eine Qualität an, während die Aussage „Die Luft ist wärmer als Wasser" einen relationalen Sachverhalt darstellt. Der Wärmemenge schließlich liegt stets ein quantitativer Träger zugrunde. Diese Aussagen sprechen auf verschiedene Weisen über Wärme, doch aus ihren Strukturen ergibt sich der jeweils vorherrschende Gesichtspunkt. Bezüglich einer speziellen Aussage läßt sich also die Art des jeweiligen Prädikates feststellen, selbst wenn die entsprechende Entität nicht eindeutig einer Kategorie zugeordnet werden kann. In der Tat befinden wir uns hier an den logischen Grenzen des aristotelischen Systems. Der Grund dafür läßt sich genau angeben: Relationale Ausdrücke lassen sich angemessen analysieren und darstellen nur mit den Mitteln einer ausgeführten Relationenlogik. Diese hatte Aristoteles nicht zur Verfügung. So behilft er sich damit, entsprechend seiner eigenen Logik, die im wesentlichen eine klassifikatorische Logik ist, Relationen auf Pseudoprädikate zu reduzieren.

Literaturauswahl: *Babin, E.*, Nature de l'ἕξις opposée à la privation propement dite selon Aristote. Laval théologique et philosophique 2, 1946, 210–219. – *Bonitz, H.*, Über πάθος und πάθημα im aristotelischen Sprachgebrauch. Sitzungsbericht der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. Phil.-hist. Klasse, 55. Bd., 1867, 13–55. – *Brague, R.*, De la disposition. A propos de diathesis chez Aristote. In: P. Aubenque, Concepts et Catégories, Paris 1980, 285–307. – *Brandt, R.*, Die Darstellung der *ποιότητες παθητικαί* in der Kategorienschrift des Aristoteles. Hermes 91, 1963, 499–503. – *Detel, W.*, Zeichen bei Parmenides. In: Die Aktualität der altgriechischen Semiotik, a. a. O., S. 221 bis 239. – *Flashar, H.*, Aristoteles: Problemata Physica. Übersetzung und Erläuterung. Aristoteles' Werke in deutscher Übersetzung, hrsg. v. E. Grumach, Bd. 19, Berlin ²1975. – *Flashar, H.*, Melancholie und Melancholiker in den medizinischen Theorien der Antike, Berlin 1966. – *Frede, M.*, Categories in Aristotle. In: Studies in Philosophy and the History of Philosophy, Vol. 9, 1981, 1–24. – *Frede, M.*, Titel, Einheit und Echtheit der aristotelischen Kate-

gorienschrift. In: Zweifelhaftes im Corpus Aristotelicum. Studien zu einigen Dubia. Akten des 9. Symposium Aristotelicum, hrsg. v. P. Moraux u. J. Wiesner, Berlin – New York 1983, 1–29. – *Lanigan, R. L.*, Enthymeme: The Rhetorical Species of Aristotle's Syllogism. The Southern Speech Communication Journal 39, 1974, 207–222. – *Madden, E. H.*, The Enthymeme: Crossroads of Logic, Rhetoric, and Metaphysics. Philosophical Review 61, 1952, 368–376. – *Madden, E. H.*, Aristotle's Treatment of Probability and Signs. Philosophy of Science 24, 1957, 167–172. – *Narcy, M.*, Qu'est-ce qu'une figure? Une difficulté de la doctrine aristotélicienne de la qualité. In: P. Aubenque, Concepts et Catégories, Paris 1980, 197–216. – *Oehler, K.*, Die Anfänge der Relationenlogik und der Zeichenschluß bei Aristoteles. In: K. Oehler (Hrsg.), Die Aktualität der altgriechischen Semiotik, Wiesbaden 1982, 259–266. – *Philodemus*, On Methods of Inference, ed. by Ph. and E. De Lacy, Napoli 1978. – *Schepers, H.*, Enthymem. In: Historisches Wörterbuch der Philosophie, hrsg. v. J. Ritter, Bd. II, Darmstadt 1972, 529f. – *Specht, E. K.*, Das ontologische Problem der Qualitäten bei Aristoteles. Kantstudien 55, 1964, 102–118. – *Sprute, J.*, Topos und Enthymem in der aristotelischen Rhetorik. Hermes 103, 1975, 68–90. – *Sprute, J.*, Die Enthymemtheorie der aristotelischen Rhetorik, 1982. – *Strangas, Joh.*, Die Billigkeit und ihr Standort im Rechtssystem, Athen 1976. – *Vuillemin, J.*, La logique et le monde sensible, Paris 1971.

Kapitel 9

In Kapitel 9 endet der zweite Teil (Kapitel 4–9) der Kategorienschrift, und es findet der Übergang zum dritten Teil (Kapitel 10–15) statt. Die Stelle (11 b 10–16), die als Übergang fungiert, stammt mit Sicherheit nicht von Aristoteles. Was folgt, der dritte Teil, bestehend aus den sogenannten Postprädikamenta, steht zu den beiden vorangehenden Teilen in einer lockeren, aber gleichwohl erkennbaren Verbindung. Es besteht kein triftiger Grund, die Echtheit der Postprädikamenta zu bezweifeln. Siehe zu diesen Fragen das Kapitel 4 unserer Einleitung: Zur Überlieferung und literarischen Form der „Kategorien". Am Ende des Kapitels 8 (nach 11 a 38) und im Kapitel 9 (nach 11 b 8) setzen die meisten Herausgeber eine (in den Handschriften freilich nicht gekennzeichnete) Lücke an.

29,39 (11 b 1–8) „Auch das Tun und das Leiden lassen eine Kontrarietät und ein Mehr und Weniger zu." Das Kapitel 9 bezieht sich im wesentlichen auf bereits vorher behandelte Kategorien. Neu hinzu kommt die Erörterung des Wirkens und Leidens. Das Begriffspaar bezeichnet zwei in enger Verbindung stehende Kategorien. Dieser Zusammenhang kann charakterisiert werden durch die Verbindung von transitiven mit entsprechenden intransitiven Verben, zum Beispiel: setzen und sitzen. Der Ausdruck „Leiden" (*πάσχειν*) ist in einem umfassenderen Sinn als heute üblich zu verstehen, nämlich als Eindruck, Widerfahrnis. Inhaltlich ist das Kapitel 9 von einer auffälligen Dürftigkeit. Es ist unmöglich, sich vorzustellen, daß Aristoteles zu dem Thema Wirken und Leiden nicht Gewichtigeres zu sagen gehabt hätte.

30,6 (11 b 10) „Soviel ist denn über diese gesagt . . ." Daß das Liegen paronym nach den Lagen benannt wird, ist in Kapitel 7 (6 b 11–14) ausgeführt. Aristoteles will hier im Kapitel 9 sagen, was in dem Kapitel über die Relativa schon gezeigt worden ist, daß und in welcher Form bei der Kategorie des Liegens oder der Lage Paronymien vorkommen. Die Lage, das Liegen markieren den Zustand eines Dinges im Raum. Im heute gebräuchlichen Sinne wird der Ortswechsel als Änderung der Lage in der Zeit, als der Übergang eines Punktes von einer räumlichen Lage in die andere beschrieben.

Trendelenburg (1846: 140f.) sieht in dem „Liegen" (*κεῖσθαι*) daher ganz richtig „das Allgemeine von Arten der ruhenden Lage" und stützt seine Interpretation auf den Charakter der intransitiven Verben: „Das *κεῖσθαι* wird in den Beispielen (*ἑστάναι, ἀνακεῖσθαι, καθῆσθαι*) als das Allgemeine von Arten der ruhenden Lage genommen, wie es in intransitiven Verbis ausgedrückt wird; und zwar ist Letzteres wesentlich. Während *ἀνάκλισις, στάσις, καθέδρα* als Stellung unter die Relation fallen, bilden die entsprechenden Verba, die, wo sie ausgesagt werden, auf nichts, wovon sie außer dem Subjekt abhängig wären, hinweisen, eine eigene Kategorie (Cat. c. 7. 6 b 11; vgl. c. 9. 11 b 8). Wie das *ποιοῦν, πάσχον, ποιητικόν, παθητικόν* unter das *πρός τι* fiel und doch *ποιεῖν* und *πάσχειν*, für sich betrachtet, eigene Kategorien bildeten: ähnlich verhält es sich mit dem *κεῖσθαι* neben den *θέσεις*, die unter die Relation gehören. Eine Stelle in der Metaphysik H. 2. p. 1042, b, 19., in welcher von der Mannigfaltigkeit der Differenzen die Rede ist, erwähnt auch den durch das *κεῖσθαί πως* begründeten

Unterschied. *τὰ δὲ θέσει (διαφέρει) οἷον οὐδὸς καὶ ὑπέρθυρον (ταῦτα γὰρ τῷ κεῖσθαί πως διαφέρει), τὰ δὲ χρόνῳ οἷον δεῖπνον καὶ ἄριστον.* Wie zuletzt durch *χρόνῳ* vielmehr die Kategorie *ποτέ* bezeichnet ist, so entsprechen in dem *τῷ κεῖσθαί πως* den Beispielen *ἀνακεῖσθαι, καθῆσθαι* Begriffe wie *ὁ οὐδὸς ὑπόκειται, τὸ ὑπέρθυρον ὑπέρκειται,* also Begriffe des *ποῦ*. Die Subsumtion wird immer schwierig sein, wenn man nicht das verbale Element drängt. Simplicius will die Kategorie negativ umgrenzen, indem er dabei von aller relativen Stellung (*πρός τι*), von allem Tun und Leiden (*ποιεῖν καὶ πάσχειν*) wegzusehen gebietet und in den Elementen, die übereinander liegen, oder in den Sphären des Himmels, die sich ineinander bewegen, Beispiele sucht (Simplic. ad categ. folio 85, a. §. 2. § 5. ed. Basil.)." Siehe zu *κεῖσθαι* auch die im Zusammenhang mit *ἔχειν* im Kommentar zu Kapitel 15 zitierte Begründung Trendelenburgs für das auffällige Zurücktreten dieser beiden Kategorien an anderen Stellen bei Aristoteles.

30,12 (11 b 14) „. . . und was sonst noch über sie gesagt worden ist", bezieht sich auf das in Kapitel 4 (2 a 1 ff.) Ausgeführte.

Literaturauswahl: *Brandis, Ch. A.*, Über die Reihenfolge der Bücher des aristotelischen Organons und ihre griechischen Ausleger. Abhandlung der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften, Berlin 1833. – *Düring, I.*, Gnomon 33, 1961, 552. – *Düring, I.*, Aristoteles. Darstellung und Interpretation seines Denkens, Heidelberg 1966. – *Frede, M.*, Titel, Einheit und Echtheit der aristotelischen Kategorienschrift. In: Zweifelhaftes im Corpus Aristotelicum. Studien zu einigen Dubia. Akten des 9. Symposium Aristotelicum. Hrsg. v. P. Moraux u. J. Wiesner, Berlin – New York 1983, 1–29. – *Sainati, V.*, Storia dell'Organon aristotelico I, Firence 1968, – *Solmsen, F.*, Gnomon 24, 1952, 415. – *Trendelenburg, A.*, Geschichte der Kategorienlehre, Berlin 1846. – *Vamvoukakis, N.*, Les catégories aristotéliciennes d'action et de passion vues par Simplicius. In: P. Aubenque, Concepts et Catégories, Paris 1980, 253–269. – *Wilson, J. C.*, Göttinger Gelehrte Anzeigen 1880, 465–469.

Kapitel 10

30,13 (11 b 15f.) „Über die Gattungen . . ." Der erste Satz des 10. Kapitels (*ὑπὲρ . . . ῥητέον*) ist zugleich der letzte Satz der Übergangsstelle, die 11 b 10 beginnt, und ist wie die ganze Stelle Zusatz von fremder Hand; siehe die Einleitung (4): Zur Überlieferung und literarischen Form der „Kategorien".

30,17 (11 b 17–23) „In vierfachem Sinne . . ." Zur bei Aristoteles durchgängigen Einteilung der Gegensätze in vier Arten vergleiche Topik II 8 und VI 8; Met. *I* 3. 1054 a 23ff., 4. 1055 a 38ff., 7. 1057 a 33ff. Von der gewöhnlich vierfachen Klassifikation der Gegensätze weicht die Liste in Met. *Δ* 10. 1018 a 20ff. ab.

30,25 (11 b 24ff.) „Dinge, die wie Relativa entgegengesetzt sind . . ." Es fällt auf, daß Aristoteles hier bei der Erläuterung des Relativen als Gegensatzklasse sich der Diktion bedient, die er im Kontext seines ersten Kriteriums des Relativen (7. 6 b 28–7 b 14) anwendet. Daraus kann allerdings nicht der Schluß gezogen werden, daß er diesen Abschnitt schrieb, bevor er das zweite Kriterium (8 a 28 ff.) formulierte. Alle Relativbegriffe, die das zweite Kriterium erfüllen, erfüllen auch das erste (8 a 33ff.).

Ferner nimmt Aristoteles hier eine Charakterisierung des Relativen als Gegensatz in Abgrenzung zu dem konträren Gegensatz vor. Dazu verwendet er das Beispiel von dem Halben und dem Doppelten, wobei er erklärt, daß das Doppelte das Doppelte des Halben sei (11 b 25f.). In moderner Schreibweise: Es ist notwendig, daß: $\forall x, \forall y$ (x ist doppelt soviel wie $y \Leftrightarrow y$ ist halb soviel wie x). Der Gegensatz der Relativa ist genau das Verhältnis konverser Relationen zueinander.

31,1 (11 b 38–12 a 26) „Wenn das Konträre so beschaffen ist . . ." Dieser Absatz behandelt Charakteristika der Paare des Konträren. Es wird unterschieden, ob eines der Teile des Paares des Konträren zutreffen muß oder ob eine dritte Alternative möglich ist. Im letzteren Fall existiert auch immer ein Mittleres. Es kann vermutet werden, daß allgemein bei der Existenz eines Mittleren eine stetige Abstufung zwischen den Paaren des Konträren möglich ist. Aristoteles scheint diese Gegebenheit durch die Wendung des „Mehr oder Weniger" auszudrücken. Als gemeinsames Kriterium für alle Paare des Konträren läßt sich folgendes Kennzeichen anführen: Konträres schließt einander in der Weise aus, daß es an keinem zugrunde liegenden Subjekt gleichzeitig und am selben Ort zutreffend sein kann.

Die Unterscheidung zwischen „an denen sie naturgemäß vorkommen" und „von denen sie prädiziert werden" (12 a 1) scheint nicht auf die Unterscheidung zu zielen, die im 2. Kapitel zwischen „in etwas sein" und „ausgesagt werden von etwas" gemacht wird, sondern auf den Gegensatz zwischen physischen Attributen einerseits und logisch-mathematischen sowie moralischen Attributen andererseits, worauf die Beispiele hinweisen: krank/gesund, ungerade/gerade, schlecht/gut. Beachte den konsequenten Wechsel von *πέφυκε* und *κατηγορεῖται* auch bei der Anwendung auf die Beispiele an dieser Stelle (12 a 4–17). Aristoteles' Beispiele sind immer polar-konträr.

31,29 (12 a 26–b 5) „Von Beraubung und Besitz wird in bezug auf dasselbe

gesprochen." Beraubung und Besitz, Privation und Habitus (στέρησις καὶ ἕξις) begegnen oft so zusammengestellt, zum Beispiel Top. I 15. 106 b 21, II 8. 114 a 7. In Met. Δ 22 folgt die Privation auf die drei Arten der Qualität. In Met. Δ 12. 1019 b 3ff. wird die Beziehung zwischen Privation und Habitus formuliert und die Privation sogar als irgendwie (πως) ein Habitus seiend bestimmt. Zur Begriffsbestimmung der Privation vergleiche Met. Θ 1. 1046 a 31–35, I 4. 1055 a 33ff., wo sie mit dem Widerspruch (ἀντίφασις) und dem Gegensatz (ἐναντιότης) verglichen wird, außerdem Physik A 7–9, Met. Λ 4 u. 5, wo sie im Rahmen der aristotelischen Prinzipienlehre behandelt wird. In An. Post. II 8. 93 a 23 (vgl. II 2. 90 a 15) wird die Mondfinsternis als eine Privation des Mondlichtes (στέρησίς τις φωτός) bezeichnet, als deren positiver Grund die Interposition der Erde genannt wird. Die metaphysische Gedankenentwicklung des Aristoteles ging dahin, aus dem Zustand der Privation heraus die Form entstehen zu lassen: Der Arzt stellt aus der Krankheit die Gesundheit her, der Baumeister baut aus dem zerstreuten Material das gestaltete Haus.

Aber nicht jede Privation ist die Potenz zur Form, wie nicht jede Krankheit die Möglichkeit zur Gesundheit in sich enthält. Gleichwohl gilt, daß alles Werden, wo es stattfindet, sich aus der Privation zur Form bewegt. (Vgl. damit die Ausführungen in 13 a 3–36 über das Verhältnis von Privation und Habitus, die schon auf Elemente seiner späteren Prinzipienlehre zu verweisen scheinen.) Aber die Privation kann durch eine entgegenwirkende Ursache so auf Dauer oder für eine längere Zeit gegen die Form stabilisiert werden, daß sie selbst wie eine Form fungiert, bis die intendierte Form endlich hergestellt ist, wenn dieser Fall eintritt. In der Kategorienschrift ist von dieser späteren metaphysischen Analyse immerhin im Ansatz schon soviel da, daß sich hier der Geltungsbereich der Privation schon genauso weit erstreckt wie der der Form, die als zweite Substanz die übrigen Kategorien maßgeblich bestimmt. Unter diesem Aspekt ergibt sich für die Privation eine Beziehung zur Qualität, die Alexander von Aphrodisias zu der Feststellung veranlaßte: καὶ γὰρ ἡ στέρησις ποιότης (nach Simplikios, In Phys., CAG IX 211, 21).

32,9 (12 b 5–25) „. . . was einer Bejahung . . . zugrunde liegt." Die Frage, was einer Bejahung zugrunde liegt, wird hier anders beantwortet als in De int. 12. 21 b 26–32. Dort spricht Aristoteles von Mensch und weiß als den „zugrunde liegenden Dingen" der Aussage „Der Mensch ist weiß"; dagegen ist es hier das Weißsein des Menschen. Die Opposita dieses Typs kann man so charakterisieren: „was einer Bejahung zugrunde liegt" ist das in einer affirmativen Aussage Prädizierte versus „was einer Verneinung zugrunde liegt" ist das in einer negativen Aussage Prädizierte. Das in „Sokrates sitzt" Prädizierte ist das Sitzen (τὸ καθῆσθαι); das in „Sokrates sitzt nicht" Prädizierte ist das Nicht-Sitzen (τὸ μὴ καθῆσθαι), 12 b 15.

32,30 (12 b 26–13 a 36) „Daß sich Fälle von Beraubung und Besitz nicht wie Konträres gegenüberstehen, ist aus dem Folgenden klar." In 11 b 17–19 werden vier Klassen von Gegensätzen unterschieden: der relative Gegensatz (Beispiel: das Doppelte – das Halbe), der konträre Gegensatz (das Schlechte – das Gute), der privative Gegensatz (Blindheit – Sehen) und der kontradikto-

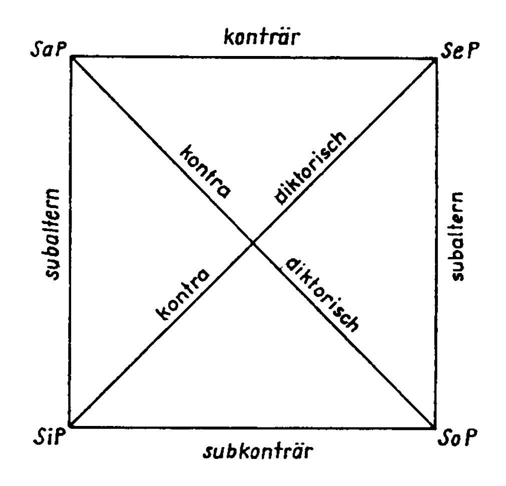
rische Gegensatz (Sitzen – Nichtsitzen). In dem Abschnitt 11 b 38–12 a 25 werden zwei Typen des Konträren unterschieden: Typ *A*, der so beschaffen ist, daß eines der beiden Glieder des Gegensatzes dem zugrunde liegenden Gegenstand zukommen muß; Typ *B*, der so beschaffen ist, daß nicht entweder das eine oder das andere Glied des Gegensatzes vorhanden sein muß, weil ihm ein Mittleres zukommt. Aristoteles führt jetzt eine weitere Differenzierung von Typ *A* ein: Entweder (1) dem zugrunde liegenden Gegenstand muß zu jeder Zeit entweder das eine oder das andere Glied zukommen, so wie ein Mensch zu jeder Zeit entweder gesund oder krank ist; oder (2) dem zugrunde liegenden Gegenstand muß zu jeder Zeit das eine Glied zukommen oder muß zu jeder Zeit das andere Glied zukommen. In diesem Sinne ist das Feuer immer warm und der Schnee immer weiß. Der Gegensatz von Beraubung und Besitz führt Aristoteles zu einer weiteren Unterscheidung, die besagt, daß einem Zugrundeliegenden weder eines der beiden Glieder des Gegensatzes noch ein Mittleres zukommt. Dieses ist der Fall, wenn das zugrunde liegende Subjekt durch die Prädikate des Gegensatzes noch nicht betroffen ist. So wird etwas, das von Natur aus noch nicht sehend ist, weder blind noch sehend genannt. Von Natur aus noch nicht: Der Zeitpunkt spielt in Aristoteles' Argumentation eine entscheidende Rolle. Ein Kleinkind beispielsweise ist weder Analphabet (*στέρησις*) noch kann es lesen und schreiben (*ἕξις*).

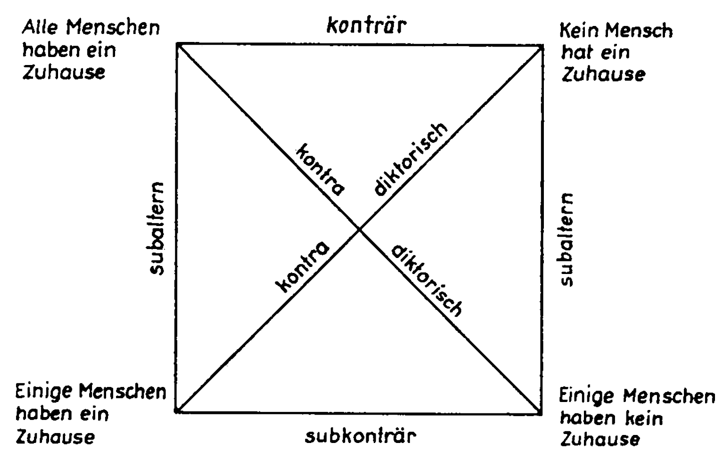
Mit seinem Denken über das Wesen und die Arten des Gegensatzes steht Aristoteles in einer Tradition, die er in seinem doxographischen Bericht über die ihm vorangegangenen Philosophien durchaus erkennen läßt. In seiner Darstellung wird die besondere Rolle deutlich, die der Gegensatzbegriff im Denken der Philosophen vor ihm bei der Suche nach den Prinzipien oder Ursachen des Seienden gespielt hat – ob nun die Pythagoreer die Gegensätze als Prinzipien des Seienden bestimmten oder Parmenides den pythagoreischen Gegensatzbegriff zu widerlegen beabsichtigte oder Heraklit die Harmonie, die Einheit der Gegensätze, die Einheit der Vielheit lehrte oder Empedokles auf seine Weise das Seiende als von Anfang an vielheitlich strukturiert dachte oder in Platons Lehre von den Ideen die Differenziertheit des Seinsbegriffes eine neue Qualität erreicht, indem durch die Annahme der Relationalität des Seins (der Ideen) die Strukturen des Seienden denkbar und mitteilbar sowie Einheit und Vielheit, Identität und Differenz vermittelbar erscheinen. Ihre systematisch höchste Stufe erreicht die platonische Gegensatzlehre in der Konzeption des Gegensatzes des Prinzips des Einen (*ἕν*) und des Prinzips der Unbestimmten Zweiheit (*ἀόριστος δυάς*), auf die in der „ungeschriebenen Lehre" alle gegensätzlichen Seinsprinzipien wie auch die mathematisch-geometrische Struktur des Kosmos (Punkt – Linie – Fläche – Körper) von Platon zurückgeführt werden. Siehe Krämer 1959, Gaiser 1963, Oehler 1965. Trotz der großen Bedeutung, die die Gegensatzproblematik in der voraristotelischen Philosophie hat, sind die klassisch gewordenen Formulierungen erst Aristoteles gelungen. So ist es zum Beispiel fraglich, ob bei Platon schon der Unterschied zwischen konträren und kontradiktorischen Gegensätzen explizit gemacht ist. Aristoteles' sorgfältige Behandlung der Gegensätze steht im Zusammenhang mit seiner Behandlung des Widerspruchsprinzips. Da eine Grundvoraussetzung seiner Philosophie ist,

daß Vernunft nicht eine Reproduktion von Sprache ist, sondern auf Einsicht in das Seiende beruht, ist seine Abhandlung über das Widerspruchsprinzip im Buch Gamma der Metaphysik sowohl logisch als auch ontologisch als auch psychologisch angelegt, und die verschiedenen Formulierungen des Widerspruchsprinzips dort sind entsprechend interpretierbar, wie die, daß (1) es unmöglich sei, daß dasselbe demselben in derselben Hinsicht zugleich zukommt und nicht zukommt, (2) daß kontradiktorische Aussagen nicht zusammen wahr seien, (3) daß es unmöglich sei, daß irgend jemand von etwas annehmen könne, es sei der Fall und auch nicht der Fall. Unter dem Aspekt, Seiendes zu verstehen, stehen auch seine Versuche, Problem und Begriff des Gegensatzes zu explizieren, denen er eigens eine Schrift „Einteilung der Gegensätze" widmete (Met. *I* 3. 1054 a 30; Fragmenta (Ross 105–110)). Ontologisch führt Aristoteles die Gegesätze auf erste Gegensätze (*πρῶται διαφοραὶ καὶ ἐναντιώσεις*) oder auf den Grundgegensatz Eines – Vieles zurück (Met. *I* 3. 1054 a 30ff.; *K* 3. 1061 a 11 ff.). Da das Seiende durch relativ gegensätzliche, konträre Strukturen konstituiert ist, erscheint es als vorrangige Aufgabe, die Beziehung zwischen der Substanz und den Gegensätzen zu analysieren (Met. *K* 3. 1061 b 5; *Γ* 2. 1004 a 32ff.; 1005 a 2ff.), womit der Themenkatalog der theoretischen Philosophie des Aristoteles nahezu vollständig erfaßt ist, nämlich die Beziehung von Substanz und Akzidenz, Gattung und Art, Allgemeinem und Individuellem, Materie und Form, Möglichkeit und Wirklichkeit. Dieses logisch-ontologische System von Gegensätzen findet seinen Abschluß in dem höchsten Seienden, Gott, dem Ersten Unbewegten Beweger, der absolute, das heißt Möglichkeit ausschließende, Wirklichkeit, reine Energie, ist. Zu diesem höchsten Punkt des aristotelischen Systems, dem ersten Prinzip (*πρώτη ἀρχή*), gibt es keinen Gegensatz, denn es kann nur als ein Eines sein. „Für das Erste gibt es keinen Gegensatz" (Met. *Λ* 1075 b 21 f.). Deshalb argumentiert Aristoteles gegen kosmologische Theorien, die alles Seiende aus Gegensätzen entstehen und bestehen lassen und auch als letzten Erklärungsgrund ein polargegensätzliches Seinsprinzip annehmen. Wahrscheinlich ist, daß diese monistische Letztbegründung seiner Prinzipienlehre auch in betonter Abgrenzung gegen den platonischen Prinzipiendualismus des Einen und der Unbestimmten Zweiheit (*ἕν – ἀόριστος δυάς*) formuliert ist.

Die aristotelische Einteilung des logischen Gegensatzes hat sich in den Logiklehrbüchern bis heute erhalten. Der logische Gegensatz kann bestehen (a) zwischen Begriffen und (b) zwischen Aussagen. Wie die oben zitierten Stellen zeigen, unterscheidet Aristoteles im allgemeinen zwischen Begriffen vier Arten des Gegensatzes (*ἀντικείμενον*): (1) den relativen Gegensatz oder Beziehungsgegensatz (*πρός τι*), wie er zwischen Korrelata besteht, zum Beispiel doppelt/halb, ein Gegensatz, der in der modernen Logik dem Verhältnis einer Relation zu ihrer Konversen entspricht (s. Kommentar zu Kap. 7); (2) den konträren Gegensatz (*ἐναντίον*), zum Beispiel gut/schlecht; (3) den privativen Gegensatz, der zwischen einem Habitus (*ἕξις*) und seinem Mangel (*στέρησις*) besteht, zum Beispiel sehend/blind; (4) den kontradiktorischen Gegensatz (*ἀντίφασις*), bei dem der eine Begriff die direkte Verneinung des anderen ist, Widerspruch also im strengen Sinne, der Gegensatz zwischen Bejahung (*κατάφασις*) und Vernei-

nung (ἀπόφασις), zum Beispiel weiß/nichtweiß. Boethius (In categorias Aristotelis, MPL 64, 264 bff.) hat die im lateinischen Westen üblich gewordenen Ausdrücke für diese vier Gegensatzverhältnisse geprägt: (1) opposita relativa, (2) opposita contraria, (3) habitus et privatio, (4) opposita contradictoria. Diese Einteilung ist im Mittelalter, vergleiche zum Beispiel Wilhelm von Ockham (Summa totius logicae), und in der Neuzeit, vergleiche zum Beispiel Jungius (J. Jungius, Logica Hamburgensis), maßgebend geblieben.





Bezüglich des logischen Gegensatzes zwischen Aussagen unterscheidet Aristoteles zwei Arten des Gegensatzes, den konträren Gegensatz (ἐναντίον) zwischen *SaP* und *SeP* und den kontradiktorischen Gegensatz (ἀντίφασις) zwischen *SaP* und *SoP* beziehungsweise *SeP* und *SiP* (De interpretatione 7. 17 b 16–22). Dabei ist die traditionelle Terminologie folgendermaßen definiert:

SaP: = für alle *S* gilt: *S* ist *P*
SeP: = für alle *S* gilt: *S* ist nicht *P*
= für kein *S* gilt: *S* ist *P*
SiP: = für einige *S* gilt: *S* ist *P*
SoP: = für einige *S* gilt: *S* ist nicht *P*.

Zu dieser Einteilung hat möglicherweise Alexander von Aphrodisias den subkonträren Gegensatz (*ὑπεναντίον*) hinzugefügt (s. C. Prantl, Die Geschichte der Logik im Abendlande, 1855–1870, I 625), der zwischen *SiP* und *SoP* besteht. In den Logiklehrbüchern finden diese Gegensatzverhältnisse zusammen mit dem subalternen Verhältnis zwischen *SaP* und *SiP* beziehungsweise *SeP* und *SoP* ihre anschauliche Darstellung in dem auf Boethius zurückgehenden Schema des sogenannten logischen Quadrates (s. Abbildung S. 332). Trotz vereinzelter Abweichungen in der Sache und in der Terminologie hat sich die Grundgestalt dieses Schemas in den Lehrbüchern der traditionellen formalen Logik bis ins 19. Jahrhundert erhalten.

Zu beachten ist, daß diese Gegensätze spezielle Gegensätze sind, nämlich solche, die bezogen sind auf syllogistische Sätze. Da die Syllogistik zur Zeit der Abfassung der Kategorien wahrscheinlich noch nicht entwickelt war, soll hier nicht etwa die Gegensatzlehre in den Kategorien mit Hilfe der Syllogistik erläutert werden. Es soll aber deutlich werden, daß die Bestimmungen der Gegensatzlehre in den Kategorien bereits auf dem Weg waren, der schließlich zu der entwickelten Gestalt der Syllogistik führte (vgl. Kommentar zu Kap. 3). Die Theorie der Satzarten und die Oppositionstheorie nicht-modaler Urteilsarten in De interpretatione sind eine weitere wichtige Station auf diesem Weg (vgl. Menne/Öffenberger 1980/81: 304–327).

34,7 (13 a 37–b 12) „Was sich als Bejahung und Verneinung entgegengesetzt ist ..." Vergleiche damit De int. 7. 17 b 29f., 18 a 10, 9. 18 a 31–33. Zu dem Ausdruck „ohne Verbindung gesagt" vergleiche Cat. 2. 1 a 16, 4. 2 a 4 bis 10; De int. 1. 16 a 9–18, 5. 17 a 17–20.

34,20 (13 b 12–35) „Indes könnte man meinen ..." In diesem Abschnitt stellt sich das Problem der Wahrheitsbedingungen von Aussagen mit leeren singulären Termen. Die von Aristoteles aufgestellten Thesen lassen sich wie folgt schematisieren:

	Konträres (*ἐναντία*) 10. 13 b 12–19
*A*1	Sokrates ist krank
*A*2	Sokrates ist gesund
3	Sokrates ist (existiert)
Thesen:	
A: I	Wenn (3), dann ist von den Aussagen *A*1 und *A*2 die eine wahr und die andere falsch.
A: II	Wenn nicht – (3), dann sind *A*1 und *A*2 beide falsch.

	Beraubung und Besitz (στέρησις καί ἕξις) 10. 13 b 20–27	
*B*1	Sokrates ist blind	[Analphabet]
*B*2	Sokrates kann sehen	[kann lesen und schreiben]
3	Sokrates ist (existiert)	
Thesen:		
B: I	*Nicht*: [Wenn (3), dann ist von den *B*1 und *B*2 die eine wahr und die andere falsch.] Es ist vielmehr möglich, daß beide falsch sind.	
B: II	Wenn nicht – (3), dann sind *B*1 und *B*2 beide falsch.	

	Bejahung und Verneinung (κατάφασις καὶ ἀπόφασις) 10. 13 b 27–35
*C*1	Sokrates ist krank (=*A*1)
*C*2	Sokrates ist nicht krank
3	Sokrates ist (existiert)
Thesen:	
C: I	Wenn (3), dann ist von den *C*1 und *C*2 die eine wahr und die andere falsch.
C:II	Wenn nicht – (3), dann ist *C*1 falsch, *C*2 aber wahr.

Gemeinsamer Bestandteil aller Thesen:
Eine affirmative prädikative Aussage mit einem leeren singulären Subjektterm (oder vielleicht enger: mit einem leeren Eigennamen) ist immer *falsch*.

Ähnliches behaupten auch Russell/Quine. Frege/Strawson würden hingegen sagen: eine solche Aussage ist weder wahr noch falsch (‚*a* ist *Φ*' *setzt voraus* ‚*a* ist'). Einig ist man sich in folgendem: Eine solche Aussage ist *nicht wahr*.

Diese These wird fragwürdig, wenn man Aussagen mit mehrstelligen Prädikaten betrachtet, wie:
Sokrates stellt sich Zeus vor
Diese Statue stellt Zeus dar
Diese Frau ist genauso schön wie Aphrodite
Solche Aussagen können sehr wohl *wahr* sein, und das, obwohl sie jeweils einen leeren Eigennamen enthalten.

Der gemeinsame Bestandteil der Thesen *A* : I bis *C* : II scheint nicht kompatibel zu sein mit *De int.* 11. 21 a 25ff., wo gesagt wird: Aus ‚*a* ist *Φ*' folgt *nicht* ‚*a* ist'.

Ein Eigenname, der keinen realen Gegenstand bezeichnet, wie zum Beispiel „Chiron", kann aber gleichwohl signifikant sein. In der Terminologie von Peirce: ein Zeichen kann ein „immediate object" haben, ohne ein „real object" zu haben, in der Terminologie Freges: ein Eigenname kann einen „Sinn" haben, ohne eine „Bedeutung" (Sachbezug) zu haben.

Die heute beliebte Redeweise, derzufolge ein Name wie „Chiron" sich auf einen Gegenstand in einer möglichen (aber nicht wirklichen) Welt bezieht, wird

von P. T. Geach zu Recht kritisiert (Geach, Existenz. In: Handbuch wissenschaftstheoretischer Begriffe, Bd. 1, 1980, S. 206): „In der Prosa, welche die formale Arbeit in der Modallogik umgibt, ist viel von möglichen Welten die Rede. Das ist harmlos, wenn es bloß eine rhetorische Denkhilfe ist; aber oft wird es als eine Berechtigung dafür genommen, über die Existenz anderer möglicher Welten als der unseren zu reden, wobei die sogenannte wirkliche Welt gerade diejenige aller Welten sei, in der wir leben. Das ist eine Mystifikation: Ein Mann, der ein möglicher Papst ist, erfreut sich keiner doppelten Staatsbürgerschaft – in einer Welt, in der er Papst ist, und in einer Welt, in der er es nicht ist." Die Semantik der Rede über fiktive Gegenstände ist heute ein viel diskutierter Topos.

Literaturauswahl: *Ackrill, J. L.*, Aristotle on „Good" and the Categories. In: Islamic Philosophy and the Classical Tradition. Essays presented to R. Walzer, ed. by S. M. Stern, A. Hourani, and B. Brown, Oxford 1972, 17–25. – *Anton J. P.*, Aristotle's Theory of Contrariety, London 1957. – *Barnes, J.*, Aristotle's Posterior Analytics, Oxford 1975. – *Brunner, A.*, Der Gegensatz in der Naturphilosophie des Aristoteles. Scholastik 10, 1935, 193–205. – *Dancy, R. M.*, Sense and Contradiction: A Study in Aristotle. Synthese Historical Library, Vol. 14, Dordrecht – Boston 1975. – *Günther, G.*, Die aristotelische Logik des Seins und die nichtaristotelische Logik der Reflexion (1958). In: G. Günther, Beiträge zur Grundlegung einer operationsfähigen Dialektik, I, Hamburg 1976, 141–188. – *Hamelin, O.*, L'opposition des concepts d'après Aristote. L'Année philosophique 16, 1905, 75–94. – *Kraus, O.*, On Categories, Relations, and Fictions. Proceedings of the Aristotelian Society, N. S. 42, 1941/42, 101–116. – *Künne, W.*, Abstrakte Gegenstände. Anhang: Fiktive Gegenstände, Frankfurt 1983. – *Lewinsohn, W.*, Zur Lehre von Urteil und Verneinung bei Aristoteles. Archiv für Geschichte der Philosophie 24, 1911, 197–217. – *Menne, A.*, *Öffenberger, N.*, Über eine mehrwertige Darstellung der Oppositionstheorie nicht-modaler Urteilsarten. Zur Frage der Vorgeschichte der mehrwertigen Logik. In: *Φιλοσοφία* 10/11, 1980/81, 304 bis 327. – *O'Brien, D.*, Quantité et contrariété: une critique de l'école d'Oxford. In: P. Aubenque, Concepts et Catégories, Paris 1980, 89–165. – *Ross, W. D.*, Plato's Theory of Ideas, Oxford 1951. – *Searle, J.*, The Logical Status of Fictional Discourse. In: New Literary History 6, 1974/75, 319–332. – *Thompson, M.*, On Aristotle's Square of Opposition. Philosophical Review 62, 1953, 251 bis 265. – *Vogel, C. J., De*, Mnemosyne 4, S. 2, 1949, 214. – *Weidemann, H.*, „Socrates est"/„There is no such thing as Pegasus": Zur Logik singulärer Existenzaussagen nach Thomas von Aquin und W. van Orman Quine. Philosophisches Jahrbuch 86, 1979, 42–59. – *Wieland, W.*, Probleme der aristotelischen Theorie über die Schlüsse aus falschen Prämissen. Archiv für Geschichte der Philosophie 58, 1976, 1–9. – *Wolfson, H. A.*, Infinite and Privative Judgements in Aristotle, Averroes, and Kant. Philosophy and Phenomenological Research 8, 1947/48, 173–186. – *Woods, J.*, The Logic of Fiction, Den Haag 1974. – *Zaslawsky, D.*, Termes, propositions, contrariété et contradiction. L'âge de la science 2, 1969, 21–54.

Kapitel 11

35,5 (13 b 36ff.) „Dem Guten ist notwendig das Schlechte konträr." Wie komplex der Begriff des Konträren als einer der vier Typen von Gegensätzen ist, erläutert Aristoteles exemplarisch im 11. Kapitel. Hier zeigt er auf, daß nicht nur das Gute dem Schlechten konträr ist, sondern auch das Schlechte einem anderen Schlechten konträr sein kann. Diese zweite Möglichkeit liegt dann vor, wenn die sich bipolar gegenüberliegenden Extreme das eine Paar des Konträren (das Schlechte/das Schlechte) ausmachen, während die Mitte zwischen den Extremen zusammen mit jeweils einem der Extreme je ein weiteres Paar des Konträren (das Gute/das Schlechte) bildet. Als Modell möge hierzu folgender Sachverhalt dienen: Einem Punkt des Kreisumfanges kann einerseits der gegenüberstehende, zentrale Spiegelpunkt, der dann ebenfalls auf dem Kreisumfang liegt, als Konträres zugeordnet werden; andererseits könnte ihm aber auch der Mittelpunkt des Kreises als Konträres zugeordnet werden. – Zum Begriff des Guten vergleiche E N II 8.

35,27 (14 a 19ff.) „Alles Konträre muß entweder in derselben Gattung sein ..." Vergleiche 6 a 17, Topik IV 3. 123 b 1–124 a 9, Met. Δ 10. 1018 a 25–35, I 4. 1055 a 3–33. Nach durchgängiger Auffassung des Aristoteles ist konträr entgegengesetzt das dem Genus nach Verschiedene, was nicht zugleich an demselben Gegenstand vorkommen kann, und unter dem demselben Genus Zugehörigen das, was am weitesten auseinander liegt, oder das, was an demselben zugrunde liegenden Gegenstand am weitesten auseinanderliegt, oder das, was unter dem von demselben Vermögen Abhängigen am meisten verschieden ist, oder überhaupt das, dessen Unterschied der größte ist – entweder schlechthin oder dem Genus nach oder der Spezies nach. Anderes Konträre wird so genannt aufgrund irgendeiner Beziehung (z. B. des Habens, des Empfangens, des Tuns, des Erleidens) zu den genannten Verhältnissen. Was dem Genus nach verschieden ist, läßt keinen Übergang von einem anderen zu, dagegen findet bei dem, was nur der Spezies nach verschieden ist, ein Übergang von einem zum anderen statt.

35,32 (14 a 24) „ ..., während gut und schlecht in keiner Gattung sind". Diese Stelle scheint auszudrücken, daß „gut" und schlecht" so wie „seiend" und „nichtseiend" nicht unter eine bestimmte Kategorie fallen, sondern allen Kategorien zuzuordnen sind. Vergleiche in diesem Zusammenhang Topik I 15. 107 a 3–17, Ethica Nicomachea I 4. 1096 a 23–29. Beide Stellen ordnen das Gute dem Homonymen zu: Bei der Speise, in der Heilkunde und für die Seele ist das Gute jeweils etwas anderes; es wird in allen Kategorien ausgesagt und kann deshalb nicht etwas allgemein Umgreifendes, nicht ein Eines sein. Der Ausdruck „gut" wird in ebensovielen Bedeutungen ausgesagt wie der Ausdruck „ist" (Eth. Nic. I 4. 1096 a 23f.). Während Platon alles als gut Angesprochene auf eine einzige Idee, die Idee des Guten, zurückführt, stellt Aristoteles fest, daß das Wort „gut" (*ἀγαθόν*) ebenso vieldeutig gebraucht werde wie das des Seienden, nämlich im Rahmen aller Kategorien. Diese Vieldeutigkeit wertet Aristoteles nicht, wie man erwarten würde, durch eine ausführliche Analyse aus, und auch auf den ontologischen Bedeutungsgehalt, der

sich in dieser Vieldeutigkeit zeigt, geht er nicht näher ein. Aristoteles behandelt den Begriff des Guten nur unter dem relationalen Aspekt als dasjenige, wonach alles strebt (*οὗ πάντ' ἐφίεται*), wenn auch dieses Gute für jedes Wesen seiner eigentümlichen Natur entsprechend verschieden sei, wobei er sich in seiner ethischen Untersuchung auf das dem Menschen zukommende Gute beschränkt. In Übereinstimmung mit dem griechischen Sprachgebrauch bestimmt Aristoteles das Gute zunächst allgemein als das, was für etwas, für eine bestimmte Funktion, gut – das heißt tauglich – ist und in diesem Sinne ein Seiendes vervollkommnet. Nach dem Träger des Guten unterscheidet er materielle, physische, psychische, geistige, persönliche und soziale Güter. Für die Rangordnung der Güter oder Werte entscheidend ist das Kriterium der Zweck-Mittel-Relation. Da der Nutzwert oder Dienstwert nicht um seiner selbst willen erstrebt wird, nicht Selbstwert ist, sondern als Fremdwert zu einem anderen Gut hinführt, hat er nicht den axiologischen (und ontologischen) Primat. Der Selbstwert ist entweder Lust- und Befriedigungswert, der als Angenehmes seine Erfüllung in sich selbst findet, oder er ist Vollendungswert, der als das Gute durch sich und an sich selbst der höchste Wert ist. Für den Menschen ist der Vollendungswert das objektiv Sittliche, das seinen Ausdruck in dem findet, was von allen oder den meisten oder den besten Menschen anerkannt wird. Der Vollendungswert vollendet, das heißt regelt optimal die Beziehungen des Menschen sowohl zu sich selbst in seiner Stellung zwischen Rationalität und Irrationalität als auch zur Gesellschaft und zur Umwelt der natürlichen und künstlich produzierten Güter als auch zu Gott als dem letzten, höchsten Ziel. Aus dieser Sichtweise ergibt sich die Untrennbarkeit der axiologischen und der ontologischen Ordnung. Das Gute als das Erstrebenswerte ist mit dem Seienden identisch, denn das Seiende ist aufgrund seiner einsehbaren Ordnungsstruktur als Seiendes gut und hat die Tendenz zur Vollendung in seiner Annäherung an das Sein Gottes, des Ersten Unbewegten Bewegers. Nicht das Sein ist schlecht, sondern die Abwesenheit des Seins und der Mensch, wenn er sich von diesem abkehrt in der Absonderung von dem Allgemeinen, das das Wahre ist. Auf es verweist der Consensus omnium und dessen angemessene Interpretation durch den weisen, vorbildlich einsichtsvollen Menschen.

Literaturauswahl: s. zu Kap. 10.

Kapitel 12

35,34 (14 a 26ff.) „Früher als ein anderes wird etwas auf vierfache Weise genannt." Zu den Bedeutungen der Ausdrücke „früher" und „später" siehe Met. Δ 11. Der Zeitbegriff läßt sich nicht per definitionem auf andere Größen zurückführen. Er ist selbst Grundgröße und kann daher nur durch die Modi seiner Anwendung umschrieben werden. Genau das versucht Aristoteles in diesem Kapitel. Als erstes erwähnt er den unmittelbaren Zeitbegriff, nach dem Ereignisse in ihrer zeitlichen Reihenfolge eingeordnet werden. Als nächstes gibt er dem Einfacheren gegenüber dem Mehrfachen zeitlichen Vorrang. Drittens unterscheidet er das Elementarere von dem Komplexeren, wobei das Elementarere zeitlich vorangeht. Zu der Differenzierung zwischen der zweiten und dritten Unterscheidung ist allerdings zu bemerken, daß die Beziehungen zwischen dem Einfachen und Mehrfachen einerseits sowie dem Elementareren und dem Komplexeren andererseits eng verwandt sind, denn das Einfache kann als Elementares und das Mehrfache als Komplexes aufgefaßt werden. Viertens beschreibt Aristoteles den vielfach im übertragenen Sinn gebrauchten Zeitbegriff der Priorität, durch den im wesentlichen eine Rangfolge von Fakten gekennzeichnet ist, wobei das Ranghöhere als das Bessere, das Würdigere vorangeht. Ergänzend erwähnt Aristoteles die zeitliche Abfolge von Ursache und Wirkung, wobei er als speziellen Fall herausstellt, daß das Seiende als Vorgegebenes der entsprechenden wahren Aussage vorangeht.

Obwohl am Anfang von Kapitel 12 von einem vierfachen (*τετραχῶς* 14 a 26) Gebrauch von „früher" die Rede ist, werden, wie der Schlußsatz (14 b 22) bestätigt, in Wirklichkeit fünf Bedeutungen unterschieden. Das hat Peirce in einer Notiz zu Cat. 12 (Aristotle's Notion of Priority, Ms. 992, unveröffentlicht) vermuten lassen, daß das *τετραχῶς* in 14 a 26 durch *πολλαχῶς* zu ersetzen sei. Er merkt an: „This *τετραχῶς* seems to be a pretty clear case of Apellicon. For he goes on to enumerate 5 ways and ends by saying there are five. Now, in all the years this book was in use in the school, when so much else was corrected, this would not have escaped, one would think. I suppose, the word not being clear, Apellicon took the number from miscounting. Probably Aristotle's word was *πολλαχῶς*. But it may have been *τετραχῶς*, altered to *πενταχῶς*."

Es ist auffällig, daß der Ordnungscharakter der Zeit stark im Vordergrund steht. Implizit weist der aristotelische Zeitbegriff, verstanden als eine Menge von Zeitpunkten, die mathematische Struktur einer Kette auf, das heißt, für zwei beliebige Zeitpunkte z_1 und z_2 gilt genau eine der drei Beziehungen: z_1 ist früher als z_2, z_2 ist früher als z_1 oder z_1 ist gleichzeitig mit z_2. Für beliebige Zeitspannen trifft dieses Merkmal jedoch nicht zu, da Zeitspannen nicht notwendig vergleichbar sein müssen. Dieser Aspekt wird von Aristoteles aber nicht beachtet. Trotzdem kommt Aristoteles dem modernen Zeitbegriff bereits nahe, wenn man von dem Raum-Zeit-Problem, das durch die Einsteinsche Relativitätstheorie aufgezeigt wird, absieht.

Zeit ist eine Art der Dauer. Wie der Raum ein Nebeneinander in der Ausdehnung aufweist, so die Zeit ein Nacheinander in der Dauer, das heißt eine stetige Erstreckung der Zeit von der Vergangenheit durch die Gegenwart in

die Zukunft. Jedes Ding und jedes Ereignis hat seine Dauer, und ebenso hat es seine eigene konkrete Zeit, die physische Zeit. Im Unterschied dazu ist die imaginäre Zeit ein leeres Schema, in das alle zeitlichen Ereignisse eingereiht werden können; sie ist vorgestellte zeitliche Dauer; sie wird gedacht als ein gleichmäßig fließendes eindimensionales Kontinuum ohne Anfang und Ende. Die physische Zeit ist wie die Dauer eine reale Bestimmtheit zeitlicher Dinge, während die imaginäre Zeit das Ergebnis eines begrifflichen Prozesses ist. Zeitmessung bedeutet wie jede Messung den Vergleich einer Zeit mit einem willkürlich gewählten Zeitmaß als Einheit, wobei als Zeiteinheit jeder periodische Vorgang möglich ist, zum Beispiel auch der Umschwung des Fixsternhimmels, der Wechsel von Tag und Nacht, die Pendelbewegung und anderes. Aristoteles orientiert sich primär an der physischen Zeit; er versteht darunter die Aufeinanderfolge in der Bewegung, und als Zeitmaß gilt ihm die Zahl der Bewegung in ihrem Früher und Später. Aber auch das subjektive Moment der Zeit fehlt bei ihm nicht, insofern er die Existenz der Zeit von einem Bewußtsein, das zählt, abhängig sein läßt (Oehler 1969: 300–308). Kant schließt sich an den von Newton formulierten Begriff der imaginären Zeit an und bestimmt die Zeit als eine apriorische Form der Anschauung, die eine geordnete Erfahrung erst möglich macht, das heißt in der Terminologie Kants, sie hat empirische Realität und transzendentale Idealität.

Auch in der modernen Zeittheorie bezieht sich der (topologische) Zeitbegriff auf die Ordnung von Ereignissen nach Früher und Später. Diese Ordnung wird auch auf die Ursache-Wirkung-Relation zurückgeführt. Aber wegen der möglichen Reversibilität von Vorgängen wird Kausalität dabei nicht, wie bei Aristoteles, als Determination eines Zustandes durch einen anderen gefaßt. Die Zeit wird in der Wissenschaftstheorie definiert „als reeller Parameter, durch den die Naturereignisse universell in ein Ordnungssystem gebracht werden können, die Dauer von Ereignisfolgen bestimmt wird und durch dessen Symmetrieeigenschaften die Form von Naturgesetzen zu charakterisieren ist" (Böhme 1980: 777). Zu dem Thema der Nichtumkehrbarkeit der Abfolge bezüglich der Existenz vergleiche Cat. 7. 7b 15–8a 12 und Cat. 13. 14b 27–15a 12.

36,12 (14 b 9ff.) „So viele Weisen nun gibt es, in denen von dem Früher gesprochen wird." Stellen wie diese, wozu auch Cat. 7. 7 b 22–38, De int. 9. 18 a 39–b 3, 9. 19 a 33–35, 11. 21 a 32–33 und Met. Γ 5. 1010 b 30, Θ 1051 b 6–8, I 1. 1053 a 31, 6. 1056 b 35, 6. 1057 a 9–17 gehören, zeigen, daß die von Zeit zu Zeit immer wieder unternommenen Versuche, Aristoteles für eine idealistische Erkenntnistheorie und Semantik zu reklamieren, Versuche am untauglichen Objekt sind. Die hier und an den zitierten Stellen zum Ausdruck kommende erkenntnistheoretische Position des Aristoteles berührt die Frage nach der Bedeutung sprachlicher Äußerungen, speziell der behauptenden Rede oder deskriptiver Äußerungen, insonderheit die Frage, wie sich die Bedeutungen von Wörtern und Behauptungssätzen charakterisieren lassen. Es geht also um die semantische Funktion sprachlicher Äußerungen im Zusammenhang der behauptenden Rede. Darüber sind bis in die Gegenwart sehr verschiedene Theorien entwickelt worden, die sich zu Typen solcher Theorien zusammenfassen

lassen. Den ältesten Typus von Bedeutungstheorien bilden die Abbildtheorien oder realistischen semantischen Theorien. Dazu zählt auch die hier bei Aristoteles begegnende Position. „Realistisch" heißt dieser Typus von Bedeutungstheorien deshalb, weil er einen Begriffsrealismus voraussetzt, indem er die Bedeutung als konventionelle Beziehung zwischen sprachlichen Zeichen und Entitäten auffaßt, die unabhängig von den sprachlichen Zeichen vorgegeben sind. Diese als vorgegeben betrachteten Entitäten können konkreter oder begrifflicher (noematischer) Natur sein. Die Bedeutung eines sprachlichen Ausdruckes hängt gemäß dieser Auffassung nicht von seinem Gebrauch in Situationen ab, vielmehr richtet sich der Gebrauch nach der Bedeutung. Die Semantik ist von der Pragmatik getrennt. Die Perspektive des Zeichenbenutzers tritt hinter die der vorgegebenen Bedeutungen zurück, sei es nun, daß diese Vorgegebenheit als eine natürliche oder als eine auf Konvention beruhende angesehen wird. Entsprechend ist in der realistischen Semantik zwischen einem Naturalismus und einem Konventionalismus zu unterscheiden. Beide Richtungen werden schon zusammen diskutiert in der ältesten uns erhaltenen Abhandlung über die Sprache, in Platons Kratylos, wo die Ausgangsfrage aller Untersuchungen über sprachliche Bedeutung, nämlich die Frage nach dem Ursprung der Bedeutung eines sprachlichen Ausdrucks, ob er seine Bedeutung von Natur aus habe oder aufgrund einer Konvention, ausführlich erörtert wird. Die Antwort, die Platon im Kratylos (384 C D) gibt, ist eindeutig. Es wird deutlich gemacht, daß die Position des Konventionalismus die plausiblere Erklärung ist, wobei durchaus eingeräumt werden kann, daß Zeichen ursprünglich nicht ganz willkürlich gewählt worden sind und es gelegentlich Affinitäten zwischen Lauten und Inhalten der Lautgebung gegeben haben mag, wie die onomatopoetischen Bildungen bezeugen können.

Der semantische Konventionalismus, wie ihn Platon nicht nur im Kratylos, sondern auch in anderen Schriften, zum Beispiel im Phaidros, Philebos, Sophistes, 7. Brief, vertritt, ist in seinen wesentlichen Grundzügen auch für Aristoteles verbindlich geblieben. Sowohl für Platon als auch für Aristoteles gilt, daß die sprachlichen Konventionen nicht Verabredung (*συνθήκη*) im vertragstheoretischen Sinne sind, also nicht förmliche Erklärungen, explizite Festsetzungen, sondern überlieferte Gewohnheit (*ἔθος*) des Sprachgebrauches (Krat. 435 A B), die ausschließt, daß jedermann beliebig Bedeutungen kreieren kann (Krat. 390 D E). Denn auf der tendenziellen Gleichmäßigkeit des Wortgebrauches beruht die Verständigungsfunktion der Sprache. Nur wenn die Gebrauchsnorm (*νόμος*) auch praktisch konstant bleibt, ist verbale Kommunikation möglich (Krat. 338 D). Über das Zustandekommen sprachlicher Konventionen, die nicht förmliche Festsetzungen sind, siehe Lewis (1969). Für beide, Platon und Aristoteles, haben die Dinge in ihrem Ansichsein objektive Eigenschaften, die die Sprache adäquat auszudrücken hat. Es ist die Auffassung beider, daß die Sprache bei entsprechender Anstrengung, besonders der Philosophie, das zu leisten vermag und auf diese Weise eine adäquate Sprache alle realen Entitäten abbilden kann. Darüber hinaus verstehen beide Sprache als ein System von Zeichen, in dem die Zeichen grammatisch auf bestimmte Weise kombiniert werden können, und zwar so, daß sie die realen Relationen

abbilden, in denen die bezeichneten Entitäten stehen. Dazu bedarf es nicht nur der Zeichen für die Entitäten, sondern auch der Zeichen für die syntaktischen Relationen, in denen die bezeichneten Entitäten stehen. Es ist also erforderlich, daß die Grammatik die vorausgesetzten ontischen Strukturen (Beziehungen und Unterschiede) zum Ausdruck bringen kann. An diesen Annahmen ist ablesbar, daß für Platon und Aristoteles nicht beliebige Zeichensysteme als Sprachen fungieren können. Platons Vergleich der Sprache mit einem Repertoire von Werkzeugen (Krat. 388 A), die geeignet sind, die Dinge an sich, ihre Eigenschaften, Beziehungen und Unterschiede sachgemäß zu erfassen, charakterisiert die realistische Semantik, die auch für Aristoteles leitend ist, zutreffend. Danach entspricht die Sprache als ein Zeichensystem der Wirklichkeit, auf die sich die Sprache bezieht. Die ontischen Strukturen müssen durch grammatische Strukturen darstellbar sein. Der Tendenz nach besteht zwischen Sprache und Wirklichkeit das Verhältnis der Isomorphie. Tatsächlich gehen Platon und Aristoteles davon aus, daß zwischen Sein, Denken und Sprache, wenn mögliche Störfaktoren nicht vorliegen beziehungsweise beseitigt sind, ein Parallelismus besteht, der durch die Priorität des Seins geordnet ist. Das hat zur Folge, daß die Sprache als abstraktes Zeichensystem von der Struktur des Gegenstandsbereiches, auf den sie sich bezieht und den sie darstellt, abhängig ist und bestimmt wird. Das wiederum bedeutet, daß, sofern es um die Sachgemäßheit der Sprache geht, nicht Konventionen leitend sind, sondern die sachorientierte Adäquatheitsforderung. Bei der Einlösung dieser Forderung verliert der Konventionalismus seine Gültigkeit; er gilt erst da wieder, wo es – unter dem Vorrang und im Rahmen der Sachgemäßheit – um die verschiedenen Möglichkeiten der Sprachrealisierung geht. Leibniz hat diese Grenzen des Sprachkonventionalismus im Dialogus von 1677 so formuliert: „Wenngleich die Charaktere willkürlich sind, hat dennoch ihr Gebrauch und ihre Verbindung etwas, das nicht willkürlich ist, nämlich das Verhältnis zwischen den Charakteren und den Dingen sowie die Relationen zwischen verschiedenen Charakteren, die die gleichen Dinge bezeichnen. Dieses Verhältnis oder diese Beziehung ist die Grundlage der Wahrheit." (G. W. Leibniz, Dialogus, in: Die philosophischen Schriften von G. W. Leibniz, hrsg. v. C. J. Gerhardt, Bd. VII, Berlin, 1890, S. 192: „Nam etsi characteres sint arbitrarii, eorum tamen usus et connexio habet quiddam quod non est arbitrarium, scilicet proportionem quandam inter characteres et res, et diversorum characterum easdem res exprimentium relationes inter se. Et haec proportio sive relatio est fundamentum veritatis.") Insofern freilich auch Konventionen der Sprache mit dazu beitragen sollen und beitragen können, die vorgegebene ontische Struktur zur Darstellung zu bringen, erscheinen Konventionen mit der Hauptintention der realistischen Semantik durchaus vereinbar, eine Auffassung, die Aristoteles besonders nachdrücklich vertreten hat (Oehler 1961: 103–129).

Die von Aristoteles vertretene Form der realistischen Semantik ist keineswegs deren einfachste Form, gemäß welcher die sprachlichen Zeichen in einer direkten Zuordnung zu den bezeichneten Sachen und Attributen stehen. Die kompliziertere Version der realistischen Semantik ergibt sich, wenn die Unterscheidung gemacht wird zwischen Attributen und Sachen als etwas real Exi-

stierendem auf der einen Seite und Begriffen, Vorstellungen und Propositionen auf der anderen Seite. Diese Differenzierung führt zwangsläufig zur Unterscheidung verschiedener Realitätsbereiche, wie die Geschichte des Platonismus und die Geschichte des Universalienproblems (vgl. Stegmüller 1956) zeigen. Gemäß der komplizierteren Version der realistischen Semantik bezeichnet der sprachliche Ausdruck das Attribut und die Sache nicht unmittelbar, sondern nur vermittelt durch einen Begriff, eine Vorstellung oder eine Proposition. Das Wort „schön" bezeichnet danach nicht die Eigenschaft „schön", sondern einen Begriff, eine Vorstellung „schön". Der triadische Zeichenbegriff (Zeichenmittel-Zeichenobjekt-Zeicheninterpretant) sowohl von Platon als auch von Aristoteles dokumentiert, daß beide Denker der komplizierteren Version der realistischen Semantik zuzuordnen sind. Schließlich war es auch ihre Meinungsverschiedenheit über den ontologischen Status der Formen („Idee" – „Substanz"), die beider Positionen am deutlichsten kennzeichnet. In diesem Streit hat das Universalienproblem seine Wurzel, das heißt, es wurzelt in der Dunkelheit, in die die Natur der Begriffe und Propositionen, ihr ontologischer Status, bei Platon und Aristoteles getaucht ist. Aus dieser Ungeklärtheit entwickelte sich später der Psychologismus in Semantik und Logik, dessen konsequente Überwindung erst durch G. Frege (1892) und E. Husserl (1900) erfolgte. Eine der Hauptschwierigkeiten der realistischen Semantik platonisch-aristotelischer Provenienz erwächst aus dem Umstand, daß sich abstrakte Gegenstände, wie Zahlen, Klassen und dergleichen, bei der Fixierung der Namensrelation nicht in gleicher Weise aufweisen lassen wie konkrete Gegenstände. Platon und Aristoteles begegnen dieser Verlegenheit durch den Ansatz einer besonderen kognitiven Fähigkeit, nämlich des noetischen Denkens (*νόησις, νοεῖν*), das das dianoetische, diskursive, schlußfolgernde Denken (*διάνοια, διανοεῖσθαι*) ergänzt. Vgl. Oehler (1962). Die ontologischen Probleme bezüglich der Annahme von abstrakten Entitäten werden heute auf andere Weise behandelt. Vgl. Künne (1983).

Der Unterschied zwischen der einfachen Form der realistischen Semantik und der komplizierteren Version, die bei Platon und Aristoteles begegnet, beruht auf der Unterscheidung von Bedeutung und (Sach) Bezug, die ein fortgeschrittenes Stadium der Semantik repräsentiert. Daß diese Unterscheidung unvermeidlich ist, wird zum Beispiel durch das Faktum erhellt, daß ein Eigenname nicht dadurch seine Bedeutung verliert, daß das Objekt, das er bezeichnet, aufhört zu existieren, woraus folgt, daß die Bedeutung eines Eigennamens nicht mit dem Gegenstand identifiziert werden kann, den er bezeichnet, so daß die Bedeutung eines Eigennamens von seinem Bezug unterschieden werden muß. Eine weitere Unterscheidung schließt sich daran an. Denn es ist zu unterscheiden zwischen Eigennamen, die Bedeutung, aber keinen Bezug haben, zum Beispiel „der gegenwärtige deutsche Kaiser", und Eigennamen, die Bedeutung und Bezug haben, zum Beispiel „der deutsche Kaiser im Jahre 1912". Die Beziehung des Eigennamens zu seiner Bedeutung und die Beziehung des Eigennamens zu seinem Bezug werden terminologisch unterschieden: Man sagt, daß ein Eigenname seine Bedeutung „ausdrückt" und den Gegenstand „bezeichnet", dessen Name er ist. Das Pendant zu „Bedeutung" und „Bezug" im Deutschen ist „meaning" und „reference" im Englischen (vgl. Quine 1964).

Die Unterscheidung von Bedeutung und Bezug ist bei Platon und Aristoteles ein konstituierendes Element ihres triadischen Zeichenbegriffes. Bei Platon (vgl. z. B. Sophistes) hat jede Idee einen Namen oder, falls nicht vorhanden, ist ihr ein solcher zu geben, und das Einzelding, das an der Idee „teilhat", wird nach dem Namen dieser Idee benannt. Der Name „Mensch" benennt primär die Idee „Mensch" und erst sekundär, insofern der einzelne Mensch an dieser Idee „teilhat", auch diesen. Die Idee fungiert hier als Bedeutung (Interpretant im Peirceschen Sinne), das einzelne Ding als Bezug (Objekt im Peirceschen Sinne) und der Name als Mittel der Benennung (Zeichen an sich im Peirceschen Sinne). Bei Aristoteles bedeuten sprachliche Ausdrücke ebenfalls nicht unmittelbar Gegenstände, sondern Vorstellungen und Gedankliches, Noemata (vgl. De interpretatione, Kap. 1). Für die Stoa bezeugt Sextus Empiricus (Adv. Math. VIII 11) das Entsprechende: „Die Anhänger der Stoa behaupten, daß dreierlei zusammengehöre: das Bedeutete (*τὸ σημαινόμενον*), das Mittel des Bedeutens (*τὸ σημαῖνον*) und das Ding (*τὸ τυγχάνον*). Das Mittel des Bedeutens soll der stimmliche Laut sein, zum Beispiel ‚Dion'. Das Bedeutete ist die Sache selbst, insofern sie durch den die Bedeutung vermittelnden stimmlichen Laut angezeigt wird und die wir deshalb begreifen, weil sie in unserem Denken existiert, die aber die Barbaren nicht verstehen, obwohl sie den stimmlichen Laut ebenfalls hören. Das Ding selbst ist das außerhalb Vorkommende (*τὸ ἐκτὸς ὑποκείμενον*), zum Beispiel Dion selbst. Von diesen sollen zwei körperlicher Natur sein, nämlich der Laut und das Ding, und eins unkörperlich, nämlich das Bedeutete, das Lekton (*λεκτόν*), welches auch die Eigenschaft der Wahrheit oder Falschheit hat." Die Darstellung in De interpretatione zeigt, daß Aristoteles diese Differenzen der Sache nach vertraut waren. Vgl. oben Kommentar zu Kap. 4.

Dem semantischen Realismus des Aristoteles entspricht seine Auffassung, „daß nicht nur singulären konkreten Termini Bedeutungen in Gestalt von *ὄντα* gegenüberstehen" und daß die Kategorienschrift Sätze über die Dinge „als Berichte über das Vorhandensein abstrakter Entitäten" deutet (Graeser 1983: 55). Diese Semantik ist gleichermaßen eine Ontologie. Gewisse strukturelle Analogien zu Platon können die aristotelische Abweichung nicht verdecken. am wenigsten im wichtigsten Punkt, nämlich darin, daß, im Gegensatz zu den Ideen Platons, die abstrakten Entitäten bei Aristoteles nur den Status abhängigen Seins haben.

Literaturauswahl: *Böhme, G.*, Zeit und Zahl. Studien zur Zeittheorie bei Platon, Aristoteles, Leibniz und Kant, Frankfurt 1974. – *Böhme, G.*, Zeit. In: Handbuch wissenschaftstheoretischer Begriffe. In Verb. m. K. Acham, R. Haller, L. Krüger u. P. Weingartner, hrsg. v. J. Speck, Bd. 3, Göttingen 1980. – *Bostock, D.*, Aristotle's Account of Time, Phronesis 25, 1980, 148–169. – *Conen, P. M.*, Aristotle's Definition of Time. The New Scholasticism 26, 1952, 441 bis 458. – *Carnap, R.*, Einführung in die Philosophie der Naturwissenschaften, München 1969. – *Dehn, M.*, Raum, Zeit, Zahl bei Aristoteles, vom mathematischen Standpunkt aus. Scientia 60, 1936, 12–21, 69–74. – *Dubois, J.*, Signification ontologique de la définition aristotélicienne du temps. Revue Thomiste

60, 1960, 38–79, 234–248. – *Graeser, A.*, Aspekte der Ontologie in der Kategorienschrift. In: Zweifelhaftes im Corpus Aristotelicum. Akten des 9. Symposium Aristotelicum. Berlin – New York 1983, 30–56. – *Heidegger, M.*, Sein und Zeit, Halle 1927 (§ 68 d: „Die Zeitlichkeit der Rede"). – *Hintikka, J.*, Necessity, Universality and Time in Aristotle. Ajatus 20, 1957, 65–90. – *Künne, W.*, Abstrakte Gegenstände, Frankfurt 1983. – *Lewis, D.*, Convention. A Philosophical Study, Cambridge, Mass. 1969. – *Nuchelmans, G.*, Theories of the Proposition. Ancient and Medieval Conceptions of the Bearers of Truth and Falsity, Amsterdam 1973. – *Oehler, K.*, Zacharias von Chalkedon über die Zeit. Byzantinische Zeitschrift 50, 1957, 31–38 (=1969: 300–308) – *Oehler, K.*, Der Consensus omnium als Kriterium der Wahrheit in der antiken Philosophie und Patristik. Antike und Abendland 10, 1961, 103–129 (=1969: 234–271) – *Oehler, K.*, Die Lehre vom Noetischen und Dianoetischen Denken bei Platon und Aristoteles. Ein Beitrag zur Erforschung der Geschichte des Bewußtseinsproblems in der Antike. 1962, Hamburg ²1985. – *Routila, L.*, La définition aristotélicienne du temps. In: P. Aubenque, Concepts et Catégories, Paris 1980, 247–252. – *Scheibe, E.*, Die Einheit der Zeit. In: E. Fries (Hrsg.), Philosophie und ihre Geschichte. Festschrift f. J. Klein, Göttingen 1967. – *Stegmüller, W.*, Das Universalienproblem einst und jetzt, Darmstadt 1965. – *Wagner, H.*, Aristoteles: Physikvorlesung. Übersetzt von H. Wagner, Berlin 1967, ⁴1983. – *Wieland, W.*, Die aristotelische Physik, Göttingen 1962, ²1970.

Kapitel 13

36,28 (14 b 24 ff.) „,Zugleich' sagt man schlechthin und hauptsächlich von Dingen, die zur selben Zeit entstehen.“ Aristoteles unterscheidet durchgängig drei Typen der Gleichzeitigkeit oder des Zugleich (*ἅμα*): (1) „dem Ort nach zugleich“ (*ἅμα κατὰ τόπον*), (2) „der Zeit nach zugleich“ (*ἅμα κατὰ χρόνον*), (3) „von Natur zugleich“ (*ἅμα τῇ φύσει*). „Dem Ort nach zugleich“ heißt nicht, daß zwei Dinge gleichzeitig dieselbe Raumstelle einnehmen, was unmöglich ist, denn der Ort, der von dem einen Ding eingenommen wird, kann nicht zur selben Zeit auch von dem anderen Ding eingenommen werden. Daß zwei Dinge dem Ort nach gleichzeitig sind, soll heißen, daß sie an einem Ort sind, der nichts außer den zwei Dingen einschließt, und zwar so, daß nichts zwischen ihnen ist. Der Ausdruck *ἅμα* ist Element der Definition des Begriffs der Berührung (*ἅπτεσθαι*). Vergleiche Met. *K* 12. 1068 b 26 ff. Physik V 3. 226 b 21 ff., VII 2. 243 a 4 ff. Der Zeit nach zugleich sind Dinge, die in derselben Zeit sich ereignen, so daß das eine nicht früher oder später ist als das andere. Vergleiche Cat. 13. 14 b 25 ff. Physik IV 10. 218 a 25 ff.; Met. *Λ* 3. 1070 a 21 ff. Der Natur nach zugleich sind Dinge, die sich in bezug auf die Abfolge der Existenz umkehren lassen, und zwar so, daß das eine nicht Grund des anderen ist. Diese Definition ergänzt die Definition der zeitlichen Aufeinanderfolge von Ursache und Wirkung in folgender Weise: Geht man davon aus, daß eine Art ursächlich für die Existenz einer anderen Art ist, kann keine Gleichzeitigkeit vorliegen, sondern nach Kapitel 12 ein zeitliches Nacheinander. Vergleiche Cat. 13. 14 b 27 ff., 7. 7 b 15 ff.; Topik V 3. 131 a 14 ff. Um Zeiten vergleichbar zu machen, kann nach konventionalistischer Auffassung prinzipiell jeder Naturvorgang benutzt werden. Man spricht dann von Festsetzung der Isochronie. Die Auswahl geschieht nach methodischen Prinzipien. Möglichst große Klassen von periodischen Vorgängen müssen ein konstantes Gangverhältnis zeigen (vgl. Carnap 1969; Scheibe 1967). Diese Bedingung erfüllt für Aristoteles die gleichförmige Kreisbewegung der Fixsternsphäre, deren Umschwung die Bewegung ist, die als gezählte das Maß der Zeit ist. Als Dauer ist die Zeit eine extensive Größe, deren Metrisierung zu einer rationalen Skala führt. „Gleichzeitigkeit“ bezieht sich auf die Chronologie der Ereignisse und besagt, daß Ereignisse demselben Punkt oder Teil der gemeinsamen Zeit zuzuordnen sind. Das heißt, die Gleichzeitigkeit kann sich auf einen gleichen Zeitpunkt oder auf eine gleiche Zeitspanne beziehen. Im letzteren Fall müßten Anfangs- und Endpunkt der beiden vergleichbaren Zeitspannen übereinstimmen. Diese Unterscheidung fehlt explizit bei Aristoteles. Damit bleibt selbstverständlich für Aristoteles auch das erst von Einstein aufgezeigte Problem der Gleichzeitigkeit in gegeneinander bewegten Systemen unerkannt. Nach Einstein gilt folgendes: Zwei an verschiedenen Orten stattfindende Ereignisse, die nach den Uhren eines Systems gleichzeitig stattfinden, sind für ein dazu bewegtes System nicht gleichzeitig. Der Begriff der Gleichzeitigkeit ist relativ.

Literaturauswahl: s. zu Kap. 12.

Kapitel 14

37,15 (15 a 13 ff.) „Es gibt sechs Arten der Bewegung.“ Aristoteles nimmt nur für vier Kategorien Bewegung (*κίνησις*) in Anspruch; (1) für die Substanz: Werden und Vergehen (*γένεσις, φθορά*), (2) für die Quantität: Zunahme und Abnahme (*αὔξησις, μείωσις*), (3) für die Qualität: Veränderung (*ἀλλοίωσις*), (4) für den Ort: Wechsel (*μεταβολή*). Vergleiche Physik III 1. 200 b 33–201 a 9, VIII 7. 260 a 26–b 7. Aristoteles betont in Cat. 14 die Verschiedenheit der sechs Arten der Bewegung. Zum Begriff der Bewegung und dem Gegenbegriff der Ruhe (15 b 1) vergleiche Physik V 5 u. 6. Daß für Aristoteles Ruhe nicht identisch ist mit Passivität, zeigt er exemplarisch an dem höchsten Punkt seines ganzen Systems, in seiner Lehre von Gott als dem Ersten Unbewegten Beweger (Met. *Λ* Kap. 6–10), in dem die absolute Ruhe die absolute Aktivität (Energie) ist.

Bewegung, im weitesten Sinne verstanden, ist jede Veränderung. So wurde der Begriff in der aristotelischen und später in der scholastischen Philosophie gebraucht. Die leitende Vorstellung war: Jede Veränderung setzt ein Subjekt voraus, das die Veränderung erfährt, einen Ausgangszustand, in dem sich das Subjekt vor der Veränderung befindet, und einen Endzustand, zu dem die Veränderung es hinführt; ein dem Ausgangs- und Endzustand gemeinsames, der Veränderung zugrunde liegendes Substrat bleibt bei der Veränderung erhalten, so die Annahme. Wie schon in der voraristotelischen Philosophie, insonderheit bei Platon, wird auch bei Aristoteles die Bewegung unter dem Aspekt des Bleibenden in der Veränderung und der Veränderung im Bleibenden gesehen, wobei besonders das Verhältnis von Sein und Nichtsein bedacht wird. Die Veränderung ist eine unvollendete Wirklichkeit, denn sie ist ein Übergang von der Möglichkeit (Dynamis) zur Verwirklichung, zur Wirklichkeit (Energeia) eines Dinges oder Zustandes. Sie ist der Übergang von einem Anfang über mittlere Stadien zu einem Ende, so daß für Aristoteles Bewegung immer auch, jedenfalls mindestens der Tendenz nach, ein Prozeß zur Herstellung einer Ganzheit ist: Aus dem Samen wird ein Kind, aus diesem wieder ein fortpflanzungsfähiger erwachsener Mensch, wie ein solcher auch am Anfang dieser Bewegung stand. Dieser Begriff der Bewegung schließt den des Kontinuums ein. Von diesen Voraussetzungen aus setzte sich Aristoteles auch mit den Zenonischen Paradoxien auseinander, in denen die Bewegung durch Teilung ins Endlose unbegreifbar gemacht und die Ganzheit und Einheit einer Bewegung verfehlt wurde. Aristoteles begegnet den Zenonischen Paradoxien durch Einführung des Begriffs des potentiell Unendlichen, das durch den rechnenden Verstand beliebig vermehrt oder vermindert werden kann, dem aber gleichwohl die Unteilbarkeit der Entelechie zugrunde liegt. Das aktuell Unendliche, das jede Grenze positiv ausschließt, gibt es nach Aristoteles nicht: Die Bewegung eines Pfeiles beispielsweise sei nicht aus endlos vielen Punkten zusammengesetzt; wer die Bewegung so auffasse, mache die Einheit und Kontinuität der Bewegung unverstehbar.

Die Einteilung der Bewegung in Arten, die Aristoteles vornimmt, erinnert an Platons Klassifikation im zehnten Buch der Nomoi, wo acht Typen von

Bewegungen unterschieden werden: die Drehung des Rades um seine Achse, die gleitende, die linear fortschreitende, die vollendende fortschreitende Bewegung, Abnahme, Wachstum, qualitative Veränderung, Vernichtung und Entstehen. Eine andere Einteilung findet sich im Timaios (40 B), wo Platon davon spricht, daß Achsendrehung und Vorwärtsbewegung den Gestirnen eigentümlich seien. Daneben listet er noch fünf andere Bewegungstypen auf, die mit denen in den Nomoi nicht identisch sind, nämlich mögliche Abweichungen von einer Bewegung längs einer Linie: Rückgang sowie Abweichung nach oben und unten, nach rechts und links. Der Theaitet (181 A) und Parmenides (138 B) unterscheiden zwischen Bewegung als Ortswechsel (*φορά*) und Veränderung der Eigenschaft (*ἀλλοίωσις*). Platon scheint die Arten der Bewegung durch eine Klassifizierung gewonnen zu haben, die wir „phänomenologisch" im weitesten Sinne nennen können. Aristoteles orientiert sich an dem Leitfaden seiner Kategorienunterscheidung. Nicht alle Kategorien sind für den Bewegungsbegriff relevant. Die Tafel der Bewegungstypen, die sich ihm so ergibt, ist kategorial bestimmt: die Bewegung der Substanz nach, Entstehen und Vergehen; die Bewegung der Quantität nach, Zunahme und Abnahme; die Bewegung der Qualität nach, Veränderung, zum Beispiel eines weißen Gegenstandes in einen schwarzen; und die Bewegung bezüglich des Ortes, Wechsel des Ortes.

Aristoteles verwendet einen sehr umfassenden Begriff der Bewegung, der im besonderen auch den Begriff der Entwicklung mit einschließt. Im engeren Sinne sprechen wir heute von Bewegung, wenn ein Ortswechsel vorliegt. Dieser Typus wird zwar von Aristoteles auch aufgeführt, aber nicht weiter differenziert durch die wesentlichen, charakteristischen Merkmale der Geschwindigkeit und Beschleunigung. Nach heutiger Vorstellung ist die Bewegung ein Vektor und dementsprechend durch Richtung und absoluten Wert bestimmt. Auch in diesem Zusammenhang wird deutlich, wie bereits in Kapitel 11 ausgeführt, daß es zu jeder Bewegung zwei Arten von Kontrarietät gibt: Erstens steht jeder Bewegung, wie auch von Aristoteles erwähnt wird, die Ruhe als Konträres gegenüber. Zweitens aber steht jeder Bewegung als Konträres auch die gleichartige Bewegung, aber in entgegengesetzter Richtung, gegenüber. Man bezeichnet diese Gegenbewegung als Gegenvektor, wobei für Vektor $\vec{a}$ und Gegenvektor $-\vec{a}$ gilt: $\vec{a} + (-\vec{a}) = \vec{0}$. Die $\vec{0}$ kürzt den Nullvektor ab, welcher angibt, daß nach Abschluß von Bewegung und Gegenbewegung kein Ortswechsel mehr feststellbar ist. Die Ortsbewegung wird seit dem 17. Jahrhundert im wesentlichen durch die Geschwindigkeit, die ebenfalls ein Vektor ist, charakterisiert. Man nennt eine Bewegung gleichförmig, wenn die Geschwindigkeit konstant ist (d. h. konstanter absoluter Wert und konstante Richtung). Alle anderen Bewegungen nennt man beschleunigt, sie haben als Ursache Einwirkungen von Kräften. Hierbei sei auf den Sonderfall der Kreisbewegung mit konstanter Umlaufgeschwindigkeit hingewiesen. Diese Bewegung ist zentralbeschleunigt, das heißt, es findet nur eine Richtungsänderung statt.

Die Ortsbewegung, die kreisförmig ist, gilt Aristoteles als vollkommen, da jeder Punkt der Kreislinie zugleich Anfang und Ende der nach ihrer Form sich vollziehenden Bewegung ist – im Unterschied zu einer Bewegung, die sich in

gerader Linie vollzieht. Das Argument der verschiedenen Dignität von Bewegungsabläufen dient ihm dazu, eine Hierarchie der Bewegungen zu konstruieren, die ein konstitutives Element seiner Kosmologie ist: Die irdischen Körper bewegen sich geradlinig, die Planeten ellipsenförmig, die den Kosmos umgrenzende Fixsternsphäre, die dem Ersten Unbewegten Beweger, Gott, ontologisch am nächsten steht, bewegt sich in einer absolut kreisförmigen Bewegung mit konstanter Umlaufgeschwindigkeit. Somit beruht die gesamte Kinetik des Aristoteles auf einem Grundaxiom, das seiner Art nach theologisch ist. Das gleiche gilt für seine Ontologie und Kosmologie.

Literaturauswahl: *Barr, R. R.*, The Nature of Alteration in Aristotle. The New Scholasticism 30, 1956, 472–484. – *Barrett, W.*, Aristotle's Analysis of Movement: Its Significance for Its Time, New York 1938. – *Bergson, H.*, Quid Aristoteles de loco senserit, Paris 1889. – *Boas, G.*, Aristotle's Presupposition about Change. American Journal of Philology 68, 1947, 404–413. – *Cornford, F. M.*, The Laws of Motion in Ancient Thought, Cambridge 1931. – *Hamelin, O.*, La Nature et le Mouvement d'après Aristote. Revue philosophique 87, 1919, 353–368. – *Samburski, S.*, The Physical World of the Greeks. Translated from the Hebrew by M. Dagut, London 1956, [2]1960. = Das physikalische Weltbild der Antike, 1965. – *Schramm, M.*, Die Bedeutung der Bewegungslehre des Aristoteles für seine beiden Lösungen der zenonischen Paradoxie. Frankfurt 1962. – *Wagner, H.*, Aristoteles: Physikvorlesung. Übersetzt von H. Wagner, Berlin 1967, [4]1983. – *Wieland, W.*, Die aristotelische Physik, Göttingen 1962, [2]1970.

Kapitel 15

38,10 (15 b 17ff.) „Vom Haben redet man auf mehrfache Weise." Dieses Kapitel gibt einen Überblick über den Gebrauch des Verbs „haben". Es ist keine Analyse der Kategorie des Habens. Die Bedeutungen von „haben" (*ἔχειν*) werden wie folgt klassifiziert: (1) als habituell (*ὡς ἕξιν*), (2) als quantitativ (*ὡς ποσόν*), (3) in bezug auf das, was am Leib getragen wird, (4) in bezug auf das, was an einem Teil des Leibes getragen wird, (5) in bezug auf das, was man als einen Teil des Leibes hat, (6) in bezug auf das, was in einem Gefäß enthalten ist, (7) in bezug auf das, was man als Eigentum hat, (8) in bezug darauf, daß der Mann eine Frau und die Frau einen Mann hat. Vergleiche zu dieser Klassifikation der Bedeutungen von *ἔχειν* die Liste in Met. *Δ* 23. Siehe auch Trendelenburg (1846: 141f.), der dazu bemerkt: „Das *ἔχειν* wird in der Metaphysik *Δ* 23. p. 1023 a 8 synonymisch erörtert, und es fragt sich, wie weit oder wie eng es in den Kategorien soll verstanden werden. Das grammatische Kennzeichen des Perfektums in *ὑποδεδέσθαι, ὡπλίσθαι* könnte zu einer Ausdehnung des Umfangs führen; die Beispiele selbst geben den Erklärern den Grund, den Begriff knapp zu fassen und auf das eigentliche Merkmal zurückzuführen, daß er einen Besitz, der von der Substanz getrennt ist, bezeichne. Die beiden Kategorien *κεῖσθαι* und *ἔχειν*, welche zur vollen Zahl (scil. der Kategorien) gehören, treten in anderen Stellen des Aristoteles sichtlich zurück. Wenn sie neben den übrigen da nicht genannt werden, wo es sich, wie bei der Bewegung, um einen Gegensatz handelt (Phys. V, 2. p. 226 a 23): so erklärt sich diese Übergehung einigermaßen aus der Sache. Anders verhält es sich mit einer Stelle, wie analyt. post. I, 22. (p. 83, a 21), wo es im Zwecke lag, durch die Kategorien die verschiedenen Arten des Prädizierens vollständig aufzuführen, und wo demnach das *κεῖσθαι* und *ἔχειν* fehlt. Man könnte dort vermuten, daß sie vielleicht nach einer anderen Ansicht in Kategorien, wie *ποιεῖν* und *πάσχειν*, wenn diese als Aktiv und Passiv in weiterer Bedeutung genommen werden, mitgesetzt seien. Wenn in der Metaphysik (*Z* 4 p. 1029 b 24) statt der verbalen Kategorien *ποιεῖν, πάσχειν, κεῖσθαι, ἔχειν* kurzweg *κίνησις* vorkommt, so ist es doch schwer, *κεῖσθαι* und *ἔχειν* in der Bewegung wieder zu erkennen; und auch in dieser Stelle sind beide, wie es scheint, übergangen."

Der Grund, warum Aristoteles die unter (8) aufgeführte Art und Weise, von Haben zu sprechen, „sehr sonderbar" (*ἀλλοτριώτατος*) erscheint, hat wohl auch kulturhistorische Implikate. „Eine Frau haben" soll ausdrücken, daß ein Mann mit einer Frau verheiratet ist (*ὅτι συνοίκει* 15 b 30). Vgl. zu *συνοικεῖν* als Synonym für *ἔχειν γυναῖκα* auch Ethica Nicomachea VIII 14. 1162 a 21. Daß der Ausdruck des Habens als Bezeichnung für eheliches Zusammenwohnen (*συνοικεῖν*) von Aristoteles als uneigentliche Sprechweise registriert wird, ist in Anbetracht der familienrechtlichen Situation in der altgriechischen Gesellschaft auffällig. Möglicherweise dokumentiert die vorliegende Stelle in Cat. 15 schon den für die hellenistische Zeit kennzeichnenden Individualisierungsprozeß, der sich auch auf familienrechtlicher Ebene ausgewirkt hat, und spricht sich gegen die Verdinglichung des Verhältnisses von Mann und Frau bzw. von Frau und Mann aus, die in diesem Gebrauch des Wortes „haben" zum

Ausdruck kommt. Das träfe auch für den Fall zu, daß die Stelle hier nicht ein rechtlich institutionalisiertes Besitzverhältnis meint, sondern die geschlechtliche Gemeinschaft von Mann und Frau überhaupt. Zu dem wechselseitigen Haben der Partner in der Ehe als einem dinglich-persönlichen Rechtsverhältnis und zu der philosophischen Begründung dieses „wechselseitigen Besitzes der Personen", der unter dem Gesetz steht, vgl. Kant, Metaphysische Anfangsgründe der Rechtslehre. Teil I, Hauptstück II, Abschnitt III, § § 20 bis 30. Simplikios (In Cat., CAG VIII 437, 3–8) sieht Aristoteles' Rede von der Sonderbarkeit dieser Bedeutung von Haben darin begründet, daß dieses Haben gegenseitig sei (*οὐδὲν γὰρ μᾶλλον ἔχει ἢ ἔχεται*) und das Zusammenwohnen bezeichne.

In Met. Δ 23. 1023 a 8–23 untersucht Aristoteles vier Bedeutungen von *ἔχειν*: (1) nach eigener Natur oder eigenem Antrieb etwas haben (wie das Fieber den Menschen, die Tyrannen die Städte, die Bekleideten das Kleid), (2) die Weise, in der ein für etwas Aufnahmefähiges dieses hat (wie das Erz die Form der Statue, der Körper die Krankheit), (3) die Weise, in der das Umfassende das Umfaßte hat oder hält (wie das Gefäß die Flüssigkeit, die Stadt die Menschen, das Schiff die Schiffer, das Ganze die Teile), (4) wenn etwas ein anderes davon abhält, seinem eigenen Impuls zu folgen (z. B. wenn etwas daran gehindert wird, der natürlichen Fallbewegung zu folgen, wie ein Architrav durch die ihn tragende Säule). In 1023 a 23–25 wird noch darauf hingewiesen, daß „in etwas sein" die korrespondierenden Bedeutungen von „haben" hat, das heißt, daß Aristoteles das In-etwas-Sein als Konverse der Relation des Habens versteht.

Die moderne phänomenologische Analyse des Habens (vgl. G. Stern: 1925; G. Marcel: 1935) unterscheidet zwischen einseitigem, asymmetrischem, Besitz aneignendem Haben (avoir-possession) und wechselseitigem, symmetrischem Haben (avoir-implication).

Das Haben kann auch als Teilmengenbeziehung verstanden werden, in dem Sinne, daß das Ganze die Teile enthält (bzw. hat). Unter diesem modernen Gesichtspunkt läßt sich das Haben als zweistellige Relation zwischen Mengen auffassen, wobei diese Relation folgende Eigenschaften erfüllt:

(1) Reflexivität: Jede Menge A enthält sich selbst als Teilmenge, weil diese erweiterte Teilmengenbeziehung eine eventuelle Gleichheit der zugrunde liegenden Mengen mit einschließt.

$(A \subseteqq A)$

(2) Asymmetrie: Bei zwei nicht identischen Mengen A, B kann nur entweder die Menge A in der Menge B enthalten sein oder umgekehrt die Menge B in der Menge A.

$((A \subseteqq B \wedge A \neq B) \Rightarrow B \nsubseteq A)$

(3) Transitivität: Wenn die Menge B die Menge A enthält, und die Menge C die Menge B enthält, dann enthält die Menge C auch die Menge A.

$((A \subseteqq B \wedge B \subseteqq C) \Rightarrow A \subseteqq C)$

Insgesamt kann die Behandlung von „haben" in Kapitel 15 der Kategorien,

wie in Kapitel 23 des Buches Δ der Metaphysik, als eine lexikalische Erörterung betrachtet werden.

Literaturauswahl: *Bonitz, H.*, Aristotelis Metaphysica, II, Bonn 1849, 270. – *Heidegger, M.*, Sein und Zeit (§ 12), Halle 1927. – *Kirwan, C.*, Aristotle. Metaphysics. Books *Γ, Δ, E.* Oxford 1971. – *Marcel, G.*, Être et avoir, Paris 1935. – *Ross, W. D.*, Aristotle's Metaphysics, I, Oxford 1924, 338. – *Solmsen, F.*, Gnomon 24, 1952, 415. – *Stern, G.*, Über das Haben, Bonn 1925. – *Trendelenburg, A.*, Geschichte der Kategorienlehre, Berlin 1846, 141.

TABELLE DER KATEGORIENAUFZÄHLUNGEN IM CORPUS ARISTOTELICUM
VERGLEICHENDE ZUSAMMENSTELLUNG

	Topos	Kategorien									
Cat. 1 b 26	τὰ λεγόμενα σημαίνει	οὐσία	ποσόν	ποιόν	πρός τι	ποῦ	ποτέ	κεῖσθαι	ἔχειν	ποιεῖν	πάσχειν
Top. 103 b 22	τὰ γένη τῶν κατηγοριῶν	τί ἐστι	ποσόν	ποιόν	πρός τι	ποῦ	ποτέ	κεῖσθαι	ἔχειν	ποιεῖν	πάσχειν
Phys. 225 b 5	κίνησις	οὐσία	ποιότης	ποῦ	ποτέ	πρός τι	ποσόν	ποιεῖν	πάσχειν	(cf. 226 a 23)	
Met. 1017 a 25	τὸ εἶναι	τί ἐστι	ποιόν	ποσόν	πρός τι	ποιεῖν	πάσχειν	ποῦ	πότε		
Anal. Post. 83 a 21	τὰ κατηγορούμενα	τί ἐστι	ποιόν	ποσόν	πρός τι	ποιοῦν	πάσχον	ποῦ	ποτέ		
Anal. Post. 83 b 16	τὰ γένη τῶ κατηγοριῶν	ποιόν	ποσόν	πρός τι	ποιοῦν	πάσχον (τι τῶν τοιούτων)	ποῦ	ποτέ	(τὰ ἐν τῇ οὐσίᾳ)		
Met. 1068 a 8	κίνησις κινήσεως	οὐσία	ποιότης	τόπος	ποιεῖν	πάσχειν	πρός τι	ποσόν	(cf. 1068 b 15)		
EN 1096 a 24	πῶς τἀγαθὸν λέγεται	τὸ τί	ποιόν	ποσόν	πρός τι	χρόνος	τόπος	ἕτερα τοιαῦτα			
Phys. 190 a 33	γένεσις	οὐσίαι	ποσόν	ποιόν	πρὸς ἕτερον	ποτέ	ποῦ				
EE 1217 b 30	πῶς τἀγαθὸν λέγεται	τί ἐστι (οὐσία)	ποιόν	ποσόν	πότε	κινεῖσθαι (κίνησις)	κινεῖν				
Soph. El. 166 b 13	παραλογισμός	ποιόν	ποσόν	ποιοῦν	πάσχον	διακείμενον					
Soph. El. 178 a 7	παραλογισμός	τί ἐστι	πρός τι	ποσά	ποιεῖν	πάσχειν					
Rhet. 1385 b 6	χάρις	τοδί	τοσονδί	τοιονδί	ποτέ	ποῦ					
Met. 996 b 17	ἐπιστήμη τῆς οὐσίας	τί ἐστι	πόσον	ποῖον	ποιεῖν	πάσχειν					

Fortsetzung der Tabelle der Kategorienaufzählungen

	Topos	Kategorien					
Met. 1016 b 7	τὸ ἕν	ποιεῖν	ἔχειν	πάσχειν	πρός τι	οὐσία	
Met. 1026 a 36	τὸ ὄν λέγεται πολλαχῶς	τί	ποιόν	ποσόν	ποῦ	ποτέ	εἴ τι ἄλλο σημαίνει τὸν τρόπον τοῦτον
Met. 1029 b 24	τὸ τί ἦν εἶναι	ποιόν	ποσόν	ποτέ	ποῦ	κίνησις	
Met. 1053 b 36	τὸ ἕν	οὐσία	πάθη	ποιά	ποσά	κίνησις	
Met. 1028 a 17	τὸ ὄν λέγεται πολλαχῶς	τί ἐστι	ποσότητες	ποιότητες	πάθη	ἄλλο τι τοιοῦτον	
Met. 1032 a 15	τὸ τί λέγεται	τί, τόδε	ποσόν	ποιόν	ποῦ		
Met. 1050 b 15	τὰ φθαρτά	τόπος	ποσόν	ποιόν	οὐσία		
Met. 1065 b 9	κίνησις καὶ μεταβολή	τόδε	ποιόν	ποσόν	φορά		
Met. 1069 a 21	ἀρχαὶ καὶ αἴτια	οὐσία	ποιόν	ποσόν	(ποιότητες καὶ κινήσεις)		
Met. 1069 b 9	μεταβολαὶ τέτταρες	τί (τόδε)	ποιόν (πάθος)	ποσόν	ποῦ (τόπος)		
Met. 1088 a 23	τὸ πρός τι οὐκ οὐσία	πρός τι	οὐσία	ποιόν	ποσόν		
Met. 1089 a 14	αἰτία	τόδε	τοιόνδε	τοσόνδε	ποῦ		
MM 1205 a 10	τὸ ἕν πῶς τἀγαθὸν λέγεται	οὐσία	πρός τι	ποσόν	πότε	ὅλως ἅπασαι	
De gen. et corr. 318 a 15	τὸ μὴ ὄν	τί	ποιόν	ποσόν	ποῦ		
De gen. et corr. 317 b 9	γένεσις ἐκ μὴ οὐσίας	οὐσία, τόδε	ποιόν (τοιόνδε)	ποσόν (τοσόνδε)	ποῦ	(τὰ πάθη τῶν οὐσιῶν)	
Anal. Post. 85 b 20	τὸ καθόλου	τί	ποιόν	πρός τι	ποιεῖν		

Fortsetzung der Tabelle der Kategorienaufzählungen

	Topos	Kategorien			
Phys. 200 b 35	κίνησις καὶ μεταβολή	τόδε (οὐσία)	ποσόν	ποιόν	τὰ ἄλλα κατηγορήματα (τόπος)
Met. 1027 b 32	ὂν καὶ μὴ ὄν	τί ἐστι	ποιόν	ποσόν	τι ἄλλο
Met. 1028 a 11	τὸ ὂν λέγεται πολλαχῶς	τί ἐστι, τόδε τι	ποιόν	ποσόν	τῶν ἄλλων ἕκαστον τῶν οὕτω κατηγορουμένων
Met. 1030 a 19	τὸ τί ἦν εἶναι	τί ἐστι, οὐσία, τόδε τι	ποσόν	ποιόν	ὅσα ἄλλα τοιαῦτα
Met. 1030 b 11	τὸ τί ἦν εἶναι	τόδε τι	ποσόν	ποιόν	
Met. 1034 b 8 ff.	γένεσις τῶν κατηγοριῶν	οὐσία (τί ἐστι)	ποσόν	ποιόν	αἱ ἄλλαι κατηγορίαι
Met. 1045 b 2	τὸ ὄν τι καὶ ἕν τι	τὸ τόδε	τὸ ποιόν	τὸ ποσόν	
Met. 1045 b 29	τὸ ὂν λέγεται	οὐσία (τί)	ποσόν	ποιόν	τἆλλα τὰ οὕτως λεγόμενα
Met. 1054 a 18	τὸ ἕν	τὸ τί	ποιόν	ποσόν	
Met. 1071 a 30	ἀρχαὶ καὶ αἴτια	οὐσίαι	πρός τι	ποιά	
Met. 1089 a 8	τὸ ἕν	οὐσία	ποιόν	ποσόν	αἱ ἄλλαι κατηγορίαι
Met. 1089 b 23	πῶς πολλὰ τὰ ὄντα	οὐσίαι	πάθη	πρός τι	
De an. 402 a 24	τὸ γένος τῆς ψυχῆς	τόδε τι, οὐσία	ποιόν	ποσόν	τις ἄλλη τῶν διαιρεθεισῶν κατηγοριῶν
De an. 410 a 14	τὸ ὂν λέγεται πολλαχῶς	τόδε τι (οὐσία)	ποσόν	ποιόν	τις ἄλλη τῶν διαιρεθεισῶν κατηγοριῶν

Fortsetzung der Tabelle der Kategorienaufzählungen

	Topos	Kategorien			
Phys. 185 a 23	τὸ ὂν λέγεται πολλαχῶς	οὐσία	ποσά	ποιά	
De an. 410 a 20	ψυχή	ποσόν	ποιόν	οὐσία	
Phys. 200 b 27	κίνησις καὶ μεταβολή	τόδε τι	τοσόνδε	τοιόνδε	αἱ ἄλλαι αἱ τοῦ ὄντος κατηγορίαι
Top. 120 b 37	γένος καὶ εἶδος	οὐσία	ποιόν	πρός τι	τὰ ἄλλα
Top. 146 b 20	διαφορά	πόσον	ποῖον	ποῦ	αἱ ἄλλαι διαφοραί
Top. 152 a 39	τὸ γένος ταὐτόν	ποιόν	ποσόν	πρός τι	
De gen. et corr. 319 a 12	γένεσις	τόδε τι	τοιόνδε	ποσόν	
Anal. Post. 96 b 20	τὰ ἴδια πάθη	ποσά	ποιά		
Phys. 201 b 26	κίνησις καὶ μεταβολή	τόδε	τοιόνδε	αἱ ἄλλαι κατηγορίαι	
Met. 1024 b 13	τὸ γένος	τί ἐστι	ποιόν	τὰ δ' ὡς διῄρηται πρότερον	
Met. 1029 a 20	οὐσία	τί	ποσόν	ἄλλο οἷς ὥρισται τὸ ὄν	
Met. 1054 a 15	τὸ ἕν	τί ἐστι	ποῖον		
Met. 1065 b 6	κίνησις καὶ μεταβολή	⟨τόδε τι⟩	ποσόν	τὰ λοιπά	
Met. 1066 a 16	κίνησις καὶ μεταβολή	τόδε	τοιόνδε	αἱ λοιπαὶ κατηγορίαι	
Met. 1070 a 34	ἀρχαὶ καὶ αἴτια	οὐσίαι	πρός τι	ἑκάστη τῶν κατηγοριῶν	
Met. 1071 a 1	ἀρχαὶ καὶ αἴτια	οὐσίαι	πάθη	κινήσεις	
Met. 1003 b 6	τὸ ὂν λέγεται πολλαχῶς	οὐσίαι	πάθη οὐσίας		
Met. 1070 b 1	ἀρχαὶ καὶ αἴτια	οὐσία	τἆλλα τὰ κατηγορούμενα		

VERZEICHNIS DER LOGISCHEN SYMBOLE

$\neg$	nicht
$\wedge$	und
$\vee$	oder
$\Rightarrow$	wenn . . . , dann . . .
$\Leftrightarrow$	genau dann, wenn . . . , so . . . (Abk.: g. d. w.)
$=$	gleich
$:=$	. . . ist nach Definition gleich . . .
$\forall x$	für alle x gilt . . .
$\exists x$	es gibt mindestens ein x, für das gilt . . .
$\mathbb{N}$	Menge der natürlichen Zahlen
$\mathbb{Q}$	Menge der rationalen Zahlen
$\mathbb{R}$	Menge der reellen Zahlen
$\emptyset$	leere Menge
$A \cup B$	Vereinigung der Mengen A und B
$A \subset B$	A ist Teilmenge von B
$A \subseteqq B$	A ist Teilmenge oder gleich B
$A \nsubseteqq B$	A ist weder Teilmenge noch gleich B
$a \in A$	a ist Element von A
$x < y$	x ist kleiner als y
$x \leqq y$	x ist kleiner oder gleich y
$[a, b]$	$\{x \in \mathbb{R}: a \leqq x \leqq b\}$ (geschlossenes Intervall)
$]a, b[$	$\{x \in \mathbb{R}: a < x < b\}$ (offenes Intervall)
$[a, b[$	$\{x \in \mathbb{R}: a \leqq x < b\}$ (halboffenes Intervall)
$]a, b]$	$\{x \in \mathbb{R}: a < x \leqq b\}$ (halboffenes Intervall)
∞	unendlich
$\check{R}$	Konverse der Relation R

SACHINDEX

13. Über die Seele
(Willy Theiler)
8. Aufl. 2006

14. Parva Naturalia
I. De sensu et sensibilibus
De somno et vigilia
De longitudine et brevitate vitae
De vita et norte
De respiratione
(in Vorbereitung)
II. De memoria et reminiscentia
(R. A. H. King)
1. Aufl. 2004
III. De insomniis
De divinatione per somnum
(Philip J. van der Eijk)
1. Aufl. 1994

15. Metaphysik (in Vorbereitung)

16. Zoologische Schriften I
(in Vorbereitung)

17. Zoologische Schriften II
I. Über die Teile der Lebewesen
(in Vorbereitung)
II/III. Über die Bewegung der Lebewesen
Über die Fortbewegung der Lebewesen
(Jutta Kollesch)
1. Aufl. 1985
IV. Über die Zeugung der Lebewesen
(in Vorbereitung)

18. Opuscula
I. Über die Tugend
(Ernst A. Schmidt)
3. Aufl. 1986
II/III. Mirabilia (Hellmut Flashar)
De audibilibus (Ulrich Klein)
3. Aufl. 1990
IV. De plantis
(in Vorbereitung)
V. De coloribus
(Georg Wöhrle)
1. Aufl. 2000
VI. Physiognomonica
(Sabine Vogt)
1. Aufl. 2000
VII. De lineis insecabilibus
(in Vorbereitung)
VIII. Mechanik
(in Vorbereitung)
IX. De Melisso Xenophane Gorgia
(in Vorbereitung)

19. Problemata Physica
(Hellmut Flashar)
4. Aufl. 1991

20. Fragmente
I. Fragmente zu Philosophie, Rhetorik, Poetik, Dichtung
(Hellmut Flashar, Uwe Dubielzig, Barbara Breitenberger)
1. Aufl. 2006
II. Über die Lehrmeinung der Pythagoreer
(Oliver Primavesi)
1. Aufl. 2006
III. Historische Fragmente
(Martin Hose)
1. Aufl. 2002
III. Naturwissenschaftliche Fragmente
(in Vorbereitung)